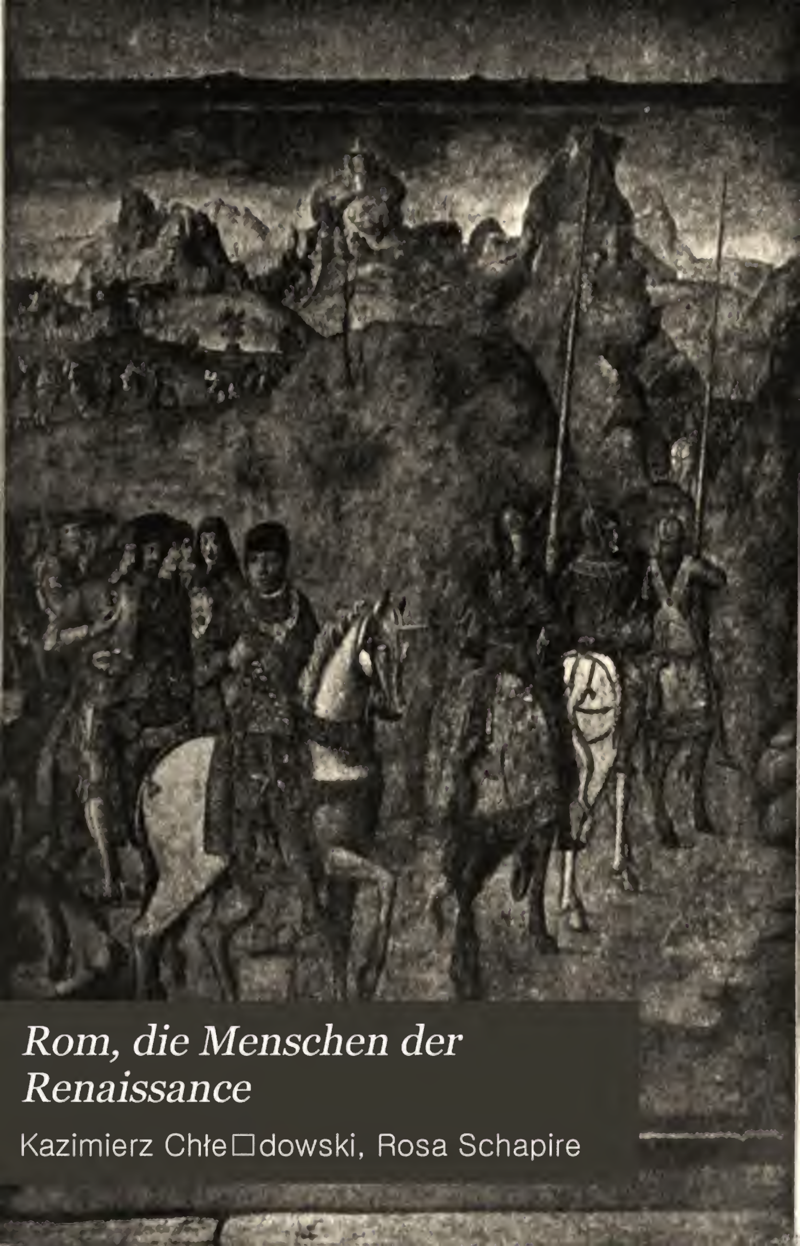


Rom, die Menschen der Renaissance

Kazimierz Chłe□dowski, Rosa Schapire




ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
COLLEGE
OF
ARCHITECTURE



CHŁĘDOWSKI / ROM

DIE MENSCHEN DER RENAISSANCE



CASIMIR VON CHŁĘDOWSKI, Kazim

ROM

DIE MENSCHEN DER RENAISSANCE

*

MÜNCHEN BEI GEORG MÜLLER
1922

AUTORISIERTE ÜBERTRAGUNG VON ROSA SCHAPIRE

MIT 41 TAFELBEIGABEN

ACHTES BIS ZEHNTES TAUSEND

INHALT

RAFFAEL
Julius II. Ausschnitt aus der Messe von Bolsena
Vatikan

EINLEITUNG

Die albanischen Hügel sind die am weitesten nach dem Meer hinausgeschobene Gruppe des Sabiner Gebirges, dessen Kette Rom und die Campagna beherrscht. Von diesen Hügeln, ob man nun in Castel Gandolfo oder auf dem Balkon der Villa Aldobrandini in Frascati steht, übersieht man die breit hingelagerte Campagna. Vielleicht ist es Europens grossartigster Kriegsschauplatz, hier haben die verschiedensten Völker auf Leben und Tod miteinander gekämpft, hier haben sich fremde Kulturen befehdet und feindliche Bekenntnisse haben hier ihr Siegesbanner aufgepflanzt. In der Ferne die See wie ein schimmerndes Band, vor uns die Ebene und Rom mit seinen Kuppeln und Türmen, jenes Rom, von dem es heisst:

Roma, parola magica,
Simbolo d'ogni gloria,
Il sol tuo nome è un cantico
Poema è la tua storia.

Ehe sich Völker hier vertilgt haben, hat die Erde in Krämpfen gezittert, Vulkane haben ihr Innerstes ausgespien, aus Lava und Asche ist die Campagna geworden. Der Tradition gemäss ist ein Feuerstrom aus den albanischen Kratern in historischer Zeit bis zum Grabmal der Cäcilia Metella gedrungen, ein zweiter hat vor der Porta S. Paolo haltgemacht. Als die Krater allen Hass und alle Leidenschaft, die seit Jahrmillionen in ihnen aufgespeichert waren, entladen hatten, versiegte ihre Kraft, Wasser füllte die feuersprühenden Rachen, sie verwandelten sich in Seen und unergründliche, dicht von Gestrüpp umstandene Teiche. Der Abfluss dieser Gewässer sind einige grössere Flüsse wie der Anio, der in den Tiber mündet oder die Astura und der Incastro, die sich ihren Weg bis zum Meer bahnen, grösser ist die Zahl der namenlosen Flüsschen, deren Kraft nicht reicht, um bis zur See zu gelangen, sie versinken in der Ebene, im vulkanischen Schlamm, suchen nach einem Ausweg, verschwinden im Röhricht und Gras, dringen an

die Oberfläche, winden sich wie Aale, um im nächsten Augenblick wieder vom Geröll verschluckt zu werden. Kommen diese Ströme auf labyrinthisch verschlungenen Pfaden bis zum Meer, so stossen sie dort auf neue Hindernisse. Die Meereswellen halten die schwachen Süsswasserströme auf, indem sie Tang und Schlamm ans Ufer schwemmen. So entstehen in der Nähe der See Moräste: die fieberschwangeren Maremmen, die Pontinischen Sümpfe, die sich der Kraft des Menschen bis auf den heutigen Tag widersetzen.

Am ausgeprägtesten ist die Eigenart der römischen Campagna südlich vom Tiber und von Rom bis nach Palestrina hin. In grossartigen Ruinen ragen Antike und Mittelalter in die Gegenwart, die Nähe des Meeres tränkt die Atmosphäre mit Feuchtigkeit, und das Licht hat einen magischen Glanz. Dieser Teil der Campagna, der flachste, am wenigsten zerrissene, angebaute und bewohnte macht immer noch den Eindruck des Unberührten. Nichts als einige Schilfhütten, der Unterschlupf der Hirten. Diese Hütten wirken fast wie Heuschober, nur ein kleines ragendes Kreuz am Giebel beweist, dass hier im Sommer und Winter Menschen wohnen, die sich nur wenig von den Wilden unterscheiden. Zahllose graue Schafe, der in Felle gekleidete Hirt, weisse Hunde, die den verschiedensten Rassen angehören, schwarze Büffel und langgehörnte Ochsen verleihen dem einförmigen Bild belebtere Akzente. Über der Landschaft liegt eine leise Melancholie, man vergisst die Nähe der Weltstadt und sehnt sich nach der Natur mit ihrem tiefen Frieden, der uns zur Kontemplation, zu uns selbst zurückführt. Wäre nicht die Kuppel von S. Peter, man fände hier den Weg zurück zum Kult der Feuer- und Sonnenanbeter, denn die Sonne allein hellt das düstere Bild auf.

Die Campagna, nördlich von Rom bis zum See von Bracciano macht einen andern Eindruck. Das finstere Schloss, das einst den Orsini und heute den Odescalchi gehört, beherrscht die Gegend. Das Wasser findet hier seinen Abfluss in Seen oder mündet in den Tiber, und das Gelände ist nur hier und da von Gruben und Höhlen durchfurcht oder von bewaldeten Hügelketten durchzogen, die an ihren Hängen bestellte Felder aufweisen. Lägen nicht weite Strecken unbebauten Landes dazwischen, würden nicht Schafe und magere Kühe grasen — nichts mahnte mehr an die römische Campagna. Die Geschichte verliert sich hier ins Sagenhafte, in die Zeit der Etrusker, in die Jahrhunderte währenden Kämpfe der Römer mit den Einwohnern Vejis, in die Nekropole des Städtchens Cerveteri, des alten Cäre, und die aufsteigenden Bilder sind



Aus der römischen Campagna

uns ferner und fremder als die Grabhügel und römischen Aquädukte der unteren Campagna. In diesem etruskischen Gebiet sind mittelalterliche Erinnerungen versunken wie die Ansiedlungen, die hier einst standen, die Galera, das in Fiebersümpfen untergegangen ist. Der Mensch hat aus Angst vor der Malaria die Flucht ergriffen, nur Efeu hat die Leichenfelder aus dem XIII. und XIV. Jahrhundert in ein üppig grünes Tuch eingesponnen.

Die Campagna sieht heute kaum anders aus als im Beginn der Renaissance; seit dem XV. Jahrhundert hat sie sich wenig verändert, nur gab es früher mehr Ruinen und Befestigungstürme auf den Hügeln. Aber Rom hat im Laufe der Jahrhunderte ein ganz anderes Gesicht bekommen. Ohne die historische Tradition, ohne die Campagna würde Rom viel von seinem Reiz einbüssen. Fabrikschlote, die römischen Aquädukte überragend, die Engelsburg über dem Tiber, dieser am meisten zur Phantasie sprechende Bau fehlend — und die Urbs wäre eine Stadt, wie eine andere auch. Nirgends wirken die Spuren menschlichen Geistes, die Bedeutung menschlichen Tuns vernehmlicher als in Rom. Durch seine Taten, seine Gedanken, seine Kultur hat der Mensch die Erde unterjocht, er hat ihr eine neue Bedeutung gegeben, und die ungeheure Summe dieser idealen Werte, die sich in Zahlen nicht einfangen lässt, spricht hier eine eindringliche Sprache. Hier auf dieser Stätte, die schon Manuel Chrysoloras seinem Kaiser Johann VIII. Paleologus schildert, „nicht als ein Stück Erde, sondern als einen Teil des Himmels". Man kann ruhig hinzufügen auch ein Teil der Hölle, denn jede Handbreit Erde, jeder Stein der mittelalterlichen Türme ist mit dem Blute der Opfer getränkt und mahnt an Verbrechen furchtbarster Art. Aber das tut Roms Grösse so wenig Abbruch wie Richards III. Verbrechen Shakespeares Tragödie beeinträchtigen.

Keine Stadt, kein Flecken Erde hat die Phantasie der europäischen Völker so beschäftigt wie Rom. Jahrhunderte war es das Ziel aller Sehnsucht, war, wie Byron es genannt hat, City of the soul. Rom besitzt die gleiche Eigenschaft wie die grössten Werke der Weltliteratur: man kann sie immer wieder lesen, kehrt immer wieder zu ihnen zurück, denn sie regen zum Nachdenken an, tragen Geist und Phantasie immer neuen Stoff zu.

Das Rom der Vorrenaissance hat sein eigenes Gesicht gehabt, es hat keine lyrischen Ergüsse ausgelöst, aber es war ein heroisches Landschaftsbild, das epische Barden zu fesseln vermocht hätte.

Noch standen die alten Mauern mit ihren Türmen und Toren, sie schlossen einen kleinen Umkreis ein. Wir machen uns überhaupt übertriebene Vorstellungen vom Umfang des alten Rom; ein geduldiger Franzose hat in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts die Stadt in grossem Bogen umgangen und berechnet, dass die Mauern nur 16000 Schritt lang und mit 366 Türmen versehen waren. Wenn wir heute vom Forum aus den steingepflasterten Weg betrachten, den die siegreich heimkehrenden Triumphatoren eingeschlagen haben, so können wir uns nicht genug darüber wundern, dass diese enge Strasse für soviel Pracht genügt hat, ein grosser Teil der Bevölkerung hat in Roms Glanztagen ausserhalb der Stadtmauer gewohnt, zudem bedarf eine Stadt des Umfangs von Chikago nicht, um eine bedeutende Rolle in der Geschichte der Menschheit zu spielen.

Für das Rom der Frührenaissance war der gezogene Mauerring zu weit; die Stadt hat sich in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts in jenen engen Bereich zusammengedrängt, den die alten Festungen beschrieben haben, auf der einen Seite hat sie an das Kapitol gegrenzt, auf der anderen nicht einmal die Piazza del Popolo erreicht, im Norden ist sie nicht über den heutigen Corso hinausgegangen. Die Stadt bestand aus elenden Häusern; die antiken Gebäude und die Befestigungstürme der mittelalterlichen Ritterschaft, die in die römischen Theater und Tempel hineingebaut waren, mögen seltsam genug in dieser Umgebung gewirkt haben. Die Bauwerke verrieten, dass die Ritterschaft in zwei mächtige Parteien zerfiel. Die Ghibellinen hielten sich in ihren Türmen und Mauern an den nordischen Stil, sie hatten spitzbogige Tore und Fenster, die Mauerzinnen waren von ungerader Zahl und stets vierkantig. Die Guelfen dagegen haben bei ihren Fenstern den Rundbogen bevorzugt und die gerade Zahl der Zinnen als unerlässlich betrachtet. An jedem Palast konnte man die Unsicherheit der Verhältnisse und die Furcht vor dem Feind erkennen. Die Zahl der Fenster wurde aufs notwendigste beschränkt und Treppen gab es kaum, um dem Feind den Zugang zum Hause zu erschweren. In Friedenszeiten liess man sich an Seilen herab, um sich mit Lebensmitteln und Wasser zu versehen.

Ein Bild Roms aus der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts gibt Benozzo Gozzoli in seinen Fresken zu San Gimignano. Der Künstler war unter Eugen IV., Nikolaus V. und Pius II. am Tiber tätig. Auf seinem Auszug Augustins aus Rom nach Mailand baut sich die ewige Stadt im Hintergrund auf, gewählt wurde der Teil zwischen dem Forum Traja-



BENOZZO GOZZOLI
Rom in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts. Fresko
S. Gimignano, S. Agostino

num und dem Vatikan. Zwischen bewaldeten Hügeln sehen Kuppeln, Türme und Zinnen hervor. Natürlich nicht als treues Abbild der Stadt, aber auf engstem Raum wurden die am meisten ins Auge fallenden Gebäude zusammengetragen. Erkennbar sind die Trajanssäule, das Pantheon mit seinem Portikus, der Moles Hadriani, die Meta genannte Pyramide, die Alexander VI. 1499 zerstören liess, und die alte Petersbasilika. Auf dem Hintergrunde eines andern Freskos von Benozzo sind die Abhänge des Aventin, des Tiber und S. Paolo mit der Cestiuspyramide dargestellt. Rom war damals noch reich an antiken Bauwerken. In der Nähe der Engelsburg stand der hadrianische Zirkus, den die Goten als Festung umgebaut hatten, die Mauern des Kolosseums waren fast unberührt, nur die antiken Statuen zum grössten Teil verschwunden. Sie waren zerstört, zu Kalk gebrannt oder im Schutt begraben. Von allen griechischen und römischen Bildwerken, die in der Kaiserzeit die öffentlichen Gebäude geschmückt haben, hat Poggio nur noch fünf Statuen in Marmor und eine in Bronze gesehen. Darunter war der Marc Aurel zu Pferde, der damals neben dem Lateran stand. Der Laokoon und der Apoll von Belvedere waren noch im Schutt begraben.

Der Stadtteil neben S. Peter hiess von alters her Civitas Leonina und war das Quartier des Klerus. Zwischen der Engelsburg und der Basilika hat das Vieh gegrast, erst unter Sixtus IV. und Alexander VI. entstanden die Strassen Borgo Sto Spirito und Borgo Vecchio, die heute auf den Vatikan münden. Der Platz vor der Basilika war kleiner als heute, zum Heiligtum haben fünfunddreissig breite Stufen geführt, die die Büsser kniend erstiegen. Vom Papst und seinem Hofstaat wurde ein Palast und eine Häusergruppe bewohnt, die sich vor Martin V. in einem Zustand unerhörter Vernachlässigung befanden.

Unter Ruinen und Marmortrümmern standen Eichen und Zypressen, und zwischen den Weinbergen führten ausgetretene Wege zu den Basiliken, in denen die Pilger beteten, um von ihrer Sündenlast erlöst zu werden. Unter den Pilgern, die das Jubiläumsjahr 1450 nach Rom gelockt hat, war auch der polnische Historiker Dlugosz, der siebzehn Tage in Rom blieb. Leider berichtet er nicht über die Eindrücke, die ihm die ewige Stadt gemacht hat. Er hat wohl, wie alle gebildeten Pilger, damals das Buch der Mirabilia zu Rate gezogen, eine Art Führer durch Rom, der seit dem XIII. Jahrhundert mit mancherlei Veränderungen in zahlreichen Abschriften zirkulierte. Aber in diesen Mirabilia war mehr von den an die römischen Ruinen geknüpften Legenden die Rede,

als von der päpstlichen Hauptstadt. Und jene Legenden hat die üppig wuchernde mittelalterliche Phantasie geschaffen. Vom Kapitol erzählten die Mirabilia Wunderdinge: die Mauern waren in der Kaiserzeit mit Glasfluss und Gold verkleidet gewesen, und zur Ausschmückung des Hauptpalastes waren soviel kostbare Steine und soviel Edelmetall verwendet worden, dass ihr Wert dem dritten Teil des auf der ganzen Welt vorhandenen Schatzes gleichkam. Ebensoviel Marmorstatuen als Rom Provinzen hatte, waren dort aufgestellt, und wenn eine der Provinzen mit der Absicht umging, von Rom abzufallen, wandte ihre Statue der Stadt von selbst den Rücken zu. Tatsächlich war das Kapitol in der Zeit der Vorrenaissance in einem sehr verwahrlosten Zustand. An Stelle der traditionellen Gänse weideten Kühe und Ziegen an den Abhängen, am Fuss des Hügels wurden Schmutz und Unrat abgeladen, und am tarpejischen Felsen waren Galgen errichtet. Auf dem Forum haben magere Büffel und Schweine ihr Futter gesucht und Geier in den Lüften auf das Aas gelauert. Und so ist es auch nicht weiter verwunderlich, dass der Humanist Poggio, als er mit seinem Freund Loschi aufs Kapitol kam und sich auf einer Säulenbasis niederliess, tränenden Auges auf die Stadt blickte, die ihm wie ein gewaltiger mit Wunden bedeckter Leichnam erschien, jene Stadt, die einst der Mittelpunkt der Welt gewesen war, der Sitz mächtiger Kaiser und grosser Männer, die Mutter der Tugenden, Wissenschaften und Künste und jetzt nicht mehr als ein wüster Trümmerhaufen.

Im XV. Jahrhundert erschienen die Mirabilia in neuer Auflage; eine Beschreibung Roms unter den Päpsten der Renaissance war hinzugekommen. Jeder Pilger begann seine Wanderung, den Weisungen des Handbuches entsprechend, in der Lateransbasilika, die damals als die vornehmste Kirche der Christenheit galt. Die Frommen zogen in die sieben Basiliken, die besonderen Ablass gewährten, ausser der Laterans-Basilika waren es S. Peter, S. Maria Maggiore, S. Lorenzo fuori le mura, S. Sebastiano, S. Paolo und S. Croce in Gerusalemme. Diese Wanderungen in Kirchen, die ausserhalb der Stadt zwischen Ruinen und Weinbergen lagen, waren mit Lebensgefahr verbunden, deshalb schlossen sich die Pilger in grössern Gruppen zusammen und nahmen gelegentlich sogar eine kleine Abteilung Bewaffneter zum Schutze mit. Das römische Volk stand in schlechtem Ruf und in der ganzen Welt pflegte man die Worte zu wiederholen: „Roma santa, ma popolo cattivo."

Auf einem alten Stiche sieht man einen Pilger, der aus fernen Lan-

den in die Apostelstadt kommt und auf eine ihm empfohlene Osteria zuschreitet. Mit offenen Armen laufen ihm der Wirt und seine Frau entgegen, aber die Herberge mit ihren vergitterten Fenstern und schmalen Türen sieht wie ein Gefängnis und nicht wie ein Wohnhaus aus. Trotzdem war es dort wohl wohnlicher, als in den Hospizen, wo die Pilger in Scharen aufgenommen wurden. Das Ospedale della SS. Trinità wurde im Jubiläumsjahr 1575 von zahllosen Gästen überflutet. Die Leiden, denen die Pilger in diesen Kasernen ausgesetzt waren, haben die Anstrengung der beschwerlichen Reise weit überboten. Es gab jedoch seit Sixtus IV. eine Herberge für berühmte Reisende, die Locanda dell' Orso bei der heutigen Via dell' Orso. Die Prälaten, selbst die Kardinäle, die aus dem Norden kamen und einige Tage ausruhen wollten, ehe sie sich in den Vatikan begaben, haben im „Bären" ihr Quartier aufgeschlagen. Montaigne hat dort im Jahr 1581 zusammen mit dem polnischen Geistlichen und Gesandten Stanislaw Reszka gewohnt, dessen Aufzeichnungen aus den Jahren 1584—89 auf uns gekommen sind.

Die Beschwerden einer Pilgerfahrt wurden durch gefährliche Seuchen und das giftige Fieber, das in Rom fast das ganze Jahr wütete, verstärkt. Angesichts all dieser Gefahren vermochten nur Glaubenseifer und der Zauber der ewigen Stadt immer wieder Scharen aus fernen Ländern nach Rom zu locken.



Schloss in Bracciano

ERSTES KAPITEL

DAS GESCHLECHT DER COLONNA

I.

Der grosse Bogen der Albaner Berge setzt im Norden mit einem einsamen Hügel ein, friedlich liegt dort das kleine Städtchen Colonna, das dem mächtigsten römischen Geschlecht seinen Namen gegeben hat. Weiter nach Süden steht Tusculum mit seiner sagenhaften Vergangenheit, es folgt das Kloster Grotta Ferrata, das Julius II. zur Burg befestigt hat, und Marino mit seinen blutigen Erinnerungen. Ausserdem kleben an den Felsabhängen zahlreiche Ritterburgen bis nach Palestrina hin.

Colonna ist die Wiege, Palestrina das Grab der Grösse des Geschlechts, dort hat das Papsttum seine Macht gebrochen.

Über verwitterte Mauern, über das Albaner Gebirge ragen die schneebedeckten Sabiner Berge, die der Ritterschaft als strategischer Stützpunkt gedient haben.

Von jenen Anhöhen und schwer zugänglichen Raubnestern haben herrschsüchtige Geschlechter nach Rom mit begehrlichem Auge geblickt, sie wollten sich wenigstens einen Teil des Reichtums aneignen, der dort aus der ganzen Welt zusammenströmte, noch lieber die Apostolische Hauptstadt unter ihre Macht zwingen: Diese Geschlechter waren zumeist fremder Herkunft, aus dem Norden waren sie gekommen und im Kriegshandwerk erfahren. Zwischen Rom und den Baronen herrschte ein ewiges Sichbelauern, ein ewiger Kampf.

Unter Gregor dem Grossen (590—604) gehörte fast die gesamte Campagna römischen Kirchen und Klöstern, die sich als die Herren des Landes gebärdeten. Das Reich der Imperatoren war Patrimonium beati Petri, Besitz der Kirche geworden. Dieser Zustand hat lange gewährt, erst im XI. und XII. Jahrhundert wurden die Barone Herren der Ebene.

In Norditalien und Toskana haben die Städte die Macht der Barone gebrochen, aber Rom war schwächer als die gut organisierten Stadtgemeinden von Florenz, Siena und Pisa und vermochte den Adel nicht im Zaum zu halten, da innerer Unfrieden und äussere Einflüsse der Erstarkung des Gemeinwesens entgegengearbeitet haben. Papst, Kaiser und Volk haben sich in Rom gegenseitig bekämpft, und die geschwächte Kommune war dem umwohnenden Adel nicht gewachsen. Die Ritter haben allmählich die früheren Besitzer gezwungen, ihnen ihr Landgebiet in der Campagna für unbegrenzte Zeit zu verpachten. Da die Kirchen, Klöster und Domherren zum mindesten ihre Titel als Besitzer wahren wollten, mussten sie ihr Land den Baronen gegen elenden Zins verpachten, um die Fiktion aufrechtzuerhalten, dass sie und nicht die Ritter Herren des Landes seien. Ein Dutzend Eier, ein paar Kapaune, ein Fass Wein waren der Pachtzins für Güter im Umfang einer Quadratmeile. Die römischen Lehnsverhältnisse unterschieden sich wesentlich von jenen im Norden, das römische Feudalwesen beruhte in der Hauptsache auf Pacht von unbegrenzter Dauer, auf kirchlicher Emphyteusis.

Während der Kämpfe zwischen Stadt, Adel und Kirche wuchs die Anarchie in Rom und in der gesamten Campagna; als das Papsttum gegen Ende des XV. Jahrhunderts die Barone und Rom bezwungen hatte, war die Campagna nur noch von Hirten bewohnt, die dort ein Nomadendasein führten, im Winter mit ihren Herden von den Bergen herunterkamen und im Sommer in den Apennin zurückkehrten. Der Ager romanus verödete, versumpfte, und Rom ward von einem Fieberdistrikt umgeben. Pier Damiani, der bekannte Dichter und Kardinal aus dem XI. Jahrhundert, der schon in seiner Jugend ein Einsiedlerleben in den Apenninen, in Fonte Avellana, geführt hatte, schrieb dem Papst Nikolaus III., „Rom sei ein Fiebernest, ein Feld, auf dem der Tod üppig werde, und das römische Fieber so hartnäckig und treu, dass es den, den es einmal gepackt, lebend nicht wieder verlasse“ *).

Die Stadt und die Kirche haben die Barone gehasst, aber sie bedurften ihrer Hilfe bei den sarazenischen Überfällen. Das hat die gemeinsamen Beziehungen nur verschärft, denn teuer liess sich der Adel den

*) Roma vorax hominum domat ardua colla virorum,
Roma ferax febrium necis est uberrima frugum,
Romanae febres stabili sunt iure fideles,
Quem semel invadunt, vix a vivente recedunt.

erteilten Schutz bezahlen, und gelegentlich hat er auf dem Lande noch schwerer gelastet als der ferne Feind. Nach einem alten Vers haben die Rittergeschlechter Rom mehr Übel zugefügt als Papst und kaiserliche Söldner, als Hunger und Pest.

Più assai che peste, papa e imperiali
Più a Roma sono assai crudi e fatali,
Più assai che fame, Galli e Aragoni,
Savelli, Orsini, Cenci e Colonnesi.

II.

Aus dem Dunkel des X. Jahrhunderts löst sich wie ein ehernes Standbild die imponierende Gestalt der Theodora, der Gattin des Konsuls und Senators Theophylactus. Sie war eine ungewöhnliche Frau, die Stadt und Papsttum bezwungen hat. Ihre Tochter Marozia war noch skrupelloser und geschickter als die Mutter. Ihr erster Gatte war Alberico di Tusculo, ein abenteuerlicher Ritter deutscher Abstammung, der sich Spoletos bemächtigt zu haben scheint; nachdem er sich auch zum Herrn von Tusculum aufgeschwungen hat, wurde er zu einer vielvermögenden Persönlichkeit in Rom. Man nannte ihn Alberico di via Lata, da sich sein Schloss neben jener Strasse befand, etwa dort wo heute der Palast der Colonna und ihre berühmte Galerie steht. Nach Albericos Tode heiratete Marozia Guido von Tuscien; ihr dritter Gatte war der König Hugo von Italien. Die Trauung des nicht mehr jungen Paares fand in der Engelsburg statt, von hier aus beherrschte Marozia Rom in gewalttätigster Weise. Vor nicht langer Zeit hatte sie in den Kellern des Moles Hadriani den Papst Johann X. erdrosseln lassen, um ihren Sohn, Johann XI. auf den päpstlichen Stuhl zu befördern, jetzt genügte ihr die päpstliche Macht nicht mehr, sie träumte von der Kaiserkrone für Hugo. Sie sollte nicht so hoch steigen, aber ihr Sohn aus erster Ehe, Alberico II., wurde der Stammvater des Grafengeschlechts von Tusculum, das während der zweiten Hälfte des X. und fast während des ganzen XI. Jahrhunderts den grössten Einfluss auf Roms Geschick gehabt hat.

Das Geschlecht, in dem nordisches und römisches Blut floss, begann gegen Ende des XI. und zu Beginn des XII. Jahrhunderts seine Macht einzubüssen, diesen Prozess haben die vielen Nebenlinien der Familie und die dadurch verursachten häufigen Vermögensteilungen beschleu-

nigt. Blutig gehasst haben die Römer und Päpste diese Familie, unter deren frechen Übergriffen die Stadt und der päpstliche Stuhl zu leiden hatten; als es 1170 zum Kampf zwischen Rom und Tusculum kam, vermochte das Bergnest sich der Übermacht nicht zu erwehren und fiel der Kirche anheim. Seitdem verschwindet der Name der Familie aus der Geschichte, die Kraft des Geschlechtes vererbte sich jedoch im Beginne des XII. Jahrhunderts auf Pietro, der seinen Namen preisgab und sich Colonna nannte. Das Städtchen, das Pietro als Wohnsitz gewählt hatte, gab der Familie, die heute noch zu den ersten Italiens gehört, ihren Namen. Muratori hat festgestellt, dass das glänzende Geschlecht der Colonna seinen Namen von dieser kleinen Ortschaft ableitet.

Nur der Ruhm, die Macht und das Vermögen, die die Colonna von dem Grafen von Tusculum geerbt hatten, erklärt ihren rapide wachsenden Einfluss; schon in der ersten Hälfte des XII. Jahrhunderts waren sie das mächtigste Geschlecht in Rom und in der Campagna. Ein Teil der Stadt Tusculum, Monte Porzio, Zagarola und Palestrina gehörte ihnen. Auch das Schloss der Grafen von Tusculum in Rom scheint ihnen zugefallen zu sein. Bei den Colonna hat sich die Tradition erhalten, dass ihr Geschlecht aus Deutschland stamme. Petrarca und seine Zeitgenossen haben an dieser Überzeugung festgehalten. Nach der Überlieferung der Chronisten besass der eine Zweig der Familie Güter in Franken, und hat dem Kaiser grosse Dienste geleistet. Diese Tradition stimmt mit dem überein, was wir von Alberico wissen. Martin V. aus dem Hause Colonna, der sich um das Zustandekommen der Verlobung Jadwigas mit dem Markgrafen Friedrich von Brandenburg bemühte, um verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Colonna und den Jagellonen zu stiften, schrieb am 28. Mai 1424 an den König Wladyslaw Jagiello: „Wie wir durch unsere erlauchten Vorfahren wissen, entstammen unser Haus de Columna Romana und das Haus der jetzigen Nürnberger Markgrafen dem gleichen römischen Neste." Der Papst nennt dies Nest ein „römisches", da die Colonna, die germanischen Ursprungs waren, sich bereits ganz als Römer fühlten*). Friedrich, der

*) Unter den Bildnissen der Kardinäle aus dem Hause Colonna, die der Abt Ferdinand Ughellus 1560 in Rom herausgegeben hat (Columnensis familiae cardinalium usw. Romae. Typis haeredum Corbeletti) befindet sich auch das Porträt Alberto Columnas, des Markgrafen von Brandenburg, mit der Aufschrift „Albertus Germanus e vetusta Romana Columnensium familia oriundus, Joannis Brandenburgensis Marchionis ex comitibis de Zollern filius" usw. Friedrich II. von Preussen

nürnbergische Burggraf, ist der Stammvater des preussischen Königshauses: die späteren Colonna haben ihre Verwandtschaft mit den Hohenzollern auf diesen gemeinsamen Ahnherrn gestützt.

Die Colonna haben es seit jeher mit dem Kaiser gehalten und waren die Hauptstütze der Ghibellinen.

Der erste der Colonna, der sich ausgezeichnet hat, war der Kardinal Giovanni II. (1217—1241); heute noch deutet eine Inschrift auf den Mauern der wegen ihrer Mosaiken berühmten Kirche S. Prassede in Rom auf ihn. Der Papst Honorius hat Giovanni als seinen Gesandten nach Konstantinopel geschickt, der Kardinal hat sich dort als unerschütterliche, starke „Columna" zu Ehren Gottes und der römischen Kirche bewährt „tamquam immobilis Ecclesiae Columna ad honorem Dei et Ecclesiae Romanae". Die Legende berichtet, er sei auf seiner Expedition gegen die Türken in Gefangenschaft geraten; als die Barbaren ihn zu foltern begannen, übergoss ein himmlischer Strahl sein Antlitz mit einer solchen Glorie, dass die Ungläubigen mit den Martern einhielten und ihn, als besondern Liebling des Himmels, freigaben. Als Belohnung für seine Verdienste um den Glauben erhielt der Kardinal in Konstantinopel die Säule, an der Christus gegeisselt worden war, er führte sie im Triumph nach Rom und stiftete sie der Kirche S. Prassede, wo sie sich bis auf den heutigen Tag bebefindet.

Die Traditionen seines Geschlechtes standen jedoch mit der ihm vom Papst gestellten Aufgabe im Widerspruch. Gregor IX. hatte ihn nach Ancona in den Krieg gegen Enzio, den Sohn Friedrichs II., des ärgsten Feindes der Kirche, geschickt. Anstatt Enzio zu bekämpfen, schloss der Kardinal gegen das Interesse der Kirche einen Waffenstillstand mit ihm; er veruneinigte sich infolgedessen mit dem Papst, zog sich in die Festung seines Geschlechtes nach Palestrina zurück und ergriff offen Friedrichs II. Partei. Von diesem Augenblick an wird die Politik der Colonna den Päpsten gegenüber stets die gleiche bleiben: das Haus unterstützt den Vatikan, solange es seinen Vorteil dabei findet; es stützt sich aber aufs Kaisertum, um vom Papst unabhängig zu bleiben. Der

war die Verwandtschaft mit den Colonna wenig angenehm, er stellte verwandtschaftliche Beziehungen zwischen den Hohenzollern und den Colonna in Abrede (Mémoires pour servir à l'histoire de Brandebourg I. Teil) und behauptete, die Colonna wären der Ansicht, das Zepter im Wappen der Hohenzollern sei eine Säule, doch darin irrten sie sich.

Kaiser sucht das Ansehen der Colonna zu fördern, weil sie seine stärkste Stütze in Mittelitalien sind. Die Colonna werden eine Macht, mit der Deutsche, Franzosen und Spanier rechnen.

Die einzige Stütze des Papsttums gegen die Übergewalt der Colonna war das Rittergeschlecht der Orsini. Die Familie stammt aus Umbrien, hat sich später in den Sabiner Bergen angesiedelt und fast das ganze rechte Tiberufer überschwemmt. Allmählich gründeten die Orsini ein kleines Reich in der nördlichen Campagna, ihr Grundbesitz umfasste achtzig Meilen im Umkreis. Ihre Familienchronik verzeichnet die Namen von fünf Päpsten, über dreissig Kardinälen und mehreren römischen Senatoren. Giovanni Gaetano Orsini, der 1277 zum Papst ernannt wurde (Nikolaus III.), hat die Macht seines Geschlechtes am meisten gefördert, indem er seinen Verwandten reiche Schenkungen überwies. Der Vater dieses Papstes hat drei Frauen und mehrere Söhne gehabt, infolgedessen war die Familie der Orsini bereits im XIII. Jahrhundert so zahlreich, dass ihrer genug waren, „um Himmel und Hölle zu bevölkern, namentlich die Hölle". Es war ein wildes, gewaltsames Geschlecht, das dem Bären, den es im Wappen führte, gerecht ward. „L'orsa rabbiosa" heisst es bei Petrarca von ihnen. Das Kastell in Bracciano, am gleichnamigen See, das ihr Stammsitz war, gibt heute noch einen Begriff von der Macht seiner Besitzer. Es lastet in seiner hochstrebenden Kühnheit und seinem Mauernumfang auf dem zu seinen Füssen liegenden Städtchen und beherrscht den See. In Rom besassen die Orsini mehrere Paläste, Türme und wehrhafte Schlösser. Die Orsini del Monte beherrschten Monte Giordano bei der Brücke S. Angelo und wurden somit die ungebetenen Beschützer des Vatikans, ein anderer Zweig hatte sich längere Zeit in S. Angelo selbst eingenistet, ein dritter sich in den Mauern des Marcellustheaters festgesetzt und es zur Zitadelle umgestaltet. Es gab Orsini in Marino, am Albaner See, in Licenza, bei Tivoli, in Petigliano, in Toskana, in Tarent, ja, ein Orsini war mit den deutschen Kaisern in den Norden gezogen und hatte sich im XI. Jahrhundert in Böhmen im Schloss Rosenberg angesiedelt. Er ist der Stammvater der Linie Orsini-Rosenberg, die heute noch in Österreich existiert. Die Stammtafel des Geschlechts ist, da die Namen Giovanni und Napoleon immer wieder vorkommen, aufs äusserste verwickelt.

Neben diesen beiden mächtigsten Geschlechtern haben sich eine Zeit hindurch die Savelli fast auf gleicher Höhe gehalten. Sie waren die



ANTONIAZZO ROMANO
Auszug der Orsini in den Krieg
Fresko in Bracciano

Besitzer Albanos und hatten dort ein befestigtes Schloss. Zwei Savelli: Honorius III. und Honorius IV. waren Päpste, der letztere ist in der Kirche Ara Coeli begraben. In Rom haben die Savelli ihre Festung auf dem Aventin erbaut und im XIII. Jahrhundert das linke Tiberufer beherrscht. Honorius III. hat den Ältesten seines Geschlechts mit dem Amt eines Marschalls der Stadt Rom und Oberaufsehers der Wache während des Konklave erblich belehnt. Die Savelli waren im XIII. Jahrhundert Parteigänger der Colonna; als ihnen dieses Bündnis übel bekam und Eugen IV. das Schloss in Albano zerstören liess, ergaben sie sich den Päpsten.

Gefährlichere Gegner des Papsttums waren die Frangipani, um so gefährlicher als mehrere wichtige Festungen Roms in ihren Händen waren. Ihnen gehörte das Landgebiet unterhalb des Kolosseums, der grosse Zirkus und der Titusbogen, neben dem sie einen fast uneinnehmbaren Turm errichtet hatten. Dort hielten sie 1094 den Papst Urban II. versteckt, als sein Gegner, der Papst Gelasius, die Engelsburg und den grössten Teil der Stadt eingenommen hatte. Das Geschlecht hat sich bis ins XIX. Jahrhundert erhalten.

Während zweier Jahrhunderte, von Johann XII. (955) bis zu Alexander III. (1159) haben nacheinander dreiunddreissig Päpsten zwanzig Gegenpäpste die Herrschaft streitig gemacht, 1045 haben sogar drei Päpste um die Macht gekämpft. Benedikt IX., Silvester VI. und Gregor VI. „tria taeterrima monstra". Der erste hatte seinen Sitz im Lateran, der zweite in S. Peter, der dritte in S. Maria Maggiore. Jeder von ihnen wurde in seinen Ansprüchen von einem mächtigen Adelsgeschlecht unterstützt, und der Kampf um die Apostolische Hauptstadt war allgemein. Rom ging durch furchtbare Zeiten, überall floss Blut, niemand war seines Lebens noch seines Besitzes sicher, die grossen Familien kämpften um den Papst, um Macht, um Schlösser, um Land, selbst um Weiber.

Zu den das Papsttum befehdenden Geschlechtern gehörten noch die Prefetti di Vico, die ungeheure Besitzungen hatten und ein eignes Heer unterhielten, ferner die Conti und die Annibaldeschi, mit denen der Kampf Jahrhunderte gedauert hat.

Die Päpste hatten eine schwere Aufgabe zu erfüllen, wollten sie aus diesen Klauen menschlicher Habgier ihre Wahlfreiheit und die Unabhängigkeit der römischen Kurie retten.

III.

Der erste dramatische Zusammenstoss zwischen dem Papsttum und den Colonna fand unter Bonifacius VIII. statt und erweckte ein lautes Echo in der gesamten Christenheit.

Im Seitenschiff der lateranensischen Basilika hat Giotto Bonifacius VIII. gemalt, der an der Wende zwischen XIII. und XIV. Jahrhundert das grosse Jubiläum verkündet hat. Der alte Papst sieht gutmütig und ehrlich aus, nach den Berichten der ghibellinischen Chronisten war er ein grosser Sünder, der den päpstlichen Stuhl wie ein Fuchs erschlichen, wie ein Löwe behauptet hat und wie ein Hund gestorben ist. Intravit ut vulpes, regnavit ut leo, mortuus est ut canis. Diese harten Worte wurden auch auf Kaiser Friedrich I., auf Leo X. und auf mehrere andere Päpste angewandt; man tritt damit Bonifacius VIII. also nicht zu nahe, weist ihm vielmehr den ihm gebührenden Platz in der Geschichte an. Der Papst hat ungewöhnliche Charaktereigenschaften besessen, die damals notwendiger denn je für einen Herrscher waren. Ohne seine Habgier und sein massloses Verlangen, seine eigene Familie zu bereichern, würde der Name dieses Papstes zu den glorreichsten auf dem Stuhle Petri gehören. Er war keine Asketennatur, verstand aber mit den Feinden des Papsttums fertig zu werden; von unbeugsamem Charakter, durchtrieben, geschickt, hinterlistig, rachsüchtig, war er in der Wahl seiner Mittel skrupellos. Er galt als sehr gelehrt und war namentlich im kanonischen Recht beschlagen, zusammen mit den berühmten Rechtsgelehrten, dem Kardinal Wilhelm von Bergamo und Ricciardo di Siena hat er das sechste Buch der Dekretalen verfasst. Mit seiner zur Schau getragenen Gutmütigkeit und Jovialität fesselte er seine Umgebung und entwaffnete seine Gegner. Es wird erzählt, dass, als sich ihm einst am Aschermittwoch der Erzbischof von Genua, ein leidenschaftlicher Anhänger des Kaisers, zu Füssen warf und bat, ihm das Haupt mit Asche zu bestreuen, der Papst diesen Wunsch gern mit den Worten erfüllte: „Bedenke, Mensch, du bist ein Ghibelline und wirst Staub werden gleich den anderen Ghibellinen."

Die Gaetani, denen Bonifacius entstammte, gehörten zwar zu den vornehmsten Rittergeschlechtern, aber da die Familie kinderreich und weitverzweigt war, war sie damals nicht vermögend. Gregor II. hatte 730 einen von Bonifacius' Vorfahren zum Grafen von Gaeta ernannt.

daher stammt der Name des Geschlechts Gaetani oder Caetani, wie sie sich gelegentlich schreiben.

Eine Linie der Gaetani hat sich in Pisa angesiedelt, wo sie Macht und Einfluss gewann, eine zweite in Sizilien und Sardinien, eine dritte besass die Grafschaft Fondi, in der Nähe der Pontinischen Sümpfe, an der Grenze der päpstlichen und neapolitanischen Besitzungen, eine vierte lebte in Rom. Ihr gehörte das Städtchen Anagni, das an die Besitzungen der Colonna stiess, und in Rom hatte sie ein wehrhaftes Kastell auf einer Tiberinsel. Schon vor Bonifacius VIII. war ein Gaetani Papst gewesen, Gelasius II., aber dieser Papst hatte nur geringen Einfluss; erst Bonifacius hob das Ansehen des Geschlechts.

Legende und Poesie haben ein dichtes Netz des Hasses um seine Gestalt gewoben. Sein Vorgänger auf dem Apostolischen Stuhl war Cölestin V., der Benediktiner und spätere Einsiedler in den Abruzzen, Pietro da Morrone genannt, ein einfacher, ängstlicher, ungebildeter, abergläubischer Mensch. Der Kardinal Gaetani, der während Cölestins kurzer Herrschaft im heiligen Kollegium das Wort führte, suchte ihn zu überreden, auf die päpstliche Würde, der er nicht gewachsen war, zu verzichten, als alles umsonst war, beschloss er den Papst, der ihm im Wege stand, durch List gefügig zu machen. Nach der Überlieferung befahl er einem jungen Burschen, sich in das päpstliche Schlafgemach einzuschleichen und dreimal durch ein Rohr zu rufen: „Coelestinus, Coelestinus, Coelestinus!" Der Papst, aus dem Schlaf aufgeschreckt, antwortete verstört: „Herr, wer ruft mich?" „Ein Abgesandter Gottes," antwortete die Stimme. — „Was willst du?" — „Dein Leben", sprach der Engel, der seine Rolle gut gelernt hatte, „gefällt dem Himmel schlecht. Du hast den Weg, der zum Paradies führt, verlassen und wirst in der Hölle enden. Gott befiehlt dir, auf den Stuhl Petri zu verzichten und in der Einsamkeit zu leben." Diese Szene wiederholte sich während dreier Nächte, so dass Cölestin nicht länger zweifelte, zurücktreten zu müssen, er verliess den Vatikan und wurde wieder Einsiedler. In dem Akt, in dem er seiner Würde entsagte, bekannte er zwar, er trete wegen seiner „Kleinheit" und Schwäche und wegen seines fehlenden Wissens zurück, aber er konnte die Bemerkung nicht unterdrücken, dass ihn zu diesem Schritt auch menschliche Bosheit veranlasst habe. Von dieser menschlichen Bosheit sollte er bald einen noch deutlicheren Beweis erhalten: als der Kardinal Gaetani Papst wurde, fürchtete er seinen Vorgänger, der im Geruch der Heiligkeit stand, er liess ihn fest-

nehmen und in Fumone bei Ferrentino einsperren, wo der Arme bald darauf im Mai 1299 starb.

Einige Jahrzehnte später hat die Kirche ihn heilig gesprochen und die Stadt Neapel ihm zu Ehren die Kirche und das Kloster S. Pietro a Majella erbaut; der Maler Calabrese hat in sehr realistischer Weise die Leiden und Versuchungen dargestellt, denen der Heilige ausgesetzt war.

Die Krönung und das feierliche „Possesso" Bonifacius' VIII. ward mit ungewöhnlichem Pomp begangen. Zu Pferde legte der Papst den Weg vom Vatikan in den Lateran zurück, die Zügel des Tieres hielten Karl II., der König von Sizilien und Karl von Ungarn, die zu Fuss zu beiden Seiten des Pferdes gingen. Beim Bankett am Abend reichten beide Könige, mit den Kronen auf dem Haupt, dem Papst die ersten Speisen, als sichtbares Zeichen, dass Bonifacius König über Könige sei. Während der Feierlichkeiten gab es ein furchtbares Gewitter, und was schlimmer war, das Volk geriet in Streit und fünfzig Menschen kamen dabei um. Diese beiden Ereignisse wurden als Beweis von Gottes Zorn aufgefasst, weil Bonifacius Cölestin zum Rücktritt quasi gezwungen hatte. Nach der Wahl nahm Bonifacius die Devise an: „Deus, in adiutorium meum intende".

Die Colonna waren Cölestins Anhänger, sein schwaches Regiment stand ihrem Verlangen nach Macht um so weniger im Wege, als zwei Mitglieder ihrer Familie Jacopo und Pietro Colonna im Kardinalskollegium sassen. Diese Kardinäle arbeiteten auch gegen Gaetanis Wahl (1294) und obgleich es zu einem scheinbaren Frieden kam und Bonifacius sogar während einiger Tage der Gast der Colonna war, war der Hass auf beiden Seiten nicht erloschen. Es währte nicht lange, und es kam zum offenen Kampf zwischen dem Papst und dem mächtigsten Geschlecht der Campagna. Gaetani hatte als Kardinal das prachtvolle Schloss Norma nebst dem dazugehörigen Land erworben, auf dem Südwestabhang der Volsker Berge, unweit der Pontinischen Sümpfe gelegen. An Norma stösst Nimfa, jene efeuüberwucherte, von Dichtern besungene Stadt, die zwar seit dem VIII. Jahrhundert zum Patrimonium der Kirche gehörte, aber stets Adelsgeschlechtern als Lehen übertragen war und sich seit längerer Zeit im Besitze der Colonna befand. Da Bonifacius Norma vergrössern wollte, nahm er unmittelbar nach seiner Thronbesteigung den Lehnsherren ihren Besitz ab, nicht etwa um die Kirche zu bereichern, sondern um ihn seiner Familie zu

übertragen. Ja noch mehr, der Papst erwarb von den Tempelrittern und den Frangipani einen grossen Teil der Güter um Astura, und begründete innerhalb kurzer Zeit das Reich der Gaetani, das im Süden bis an die See, im Nordosten bis über Anagni ins Gebirge sich erstreckte. Um den Einfluss der Colonna auf Rom in strategischer Beziehung zu schwächen, errichtete er eine Feste an der Via Appia, auf dem Capo di Bove und zog das Grab der Caecilia Metella in den Bereich der Festung hinein. Durch diese Festung, in der sich auch eine prachtvolle Kapelle befand, schnitt der Papst den Hauptweg, der vom Süden nach Rom führte, ab, jeder Pilger musste das Tor der Gaetani passieren, um nach Rom zu gelangen, und sie liessen sich den sicheren Durchgang zu den heiligen Stätten teuer bezahlen. Auf diese Weise suchte Bonifacius die Hauptkommunikationsader zwischen Anagni und seinen Besitzungen zu beherrschen und die Macht der Colonna zu brechen, die bis dahin Herren über das linke Tiberufer gewesen waren. Aus Furcht vor einem unerwarteten Überfall der Colonna unterhielt er dreihundert bewaffnete Reiter, die die Hauptstrasse, die Anagni und Nimfa mit Fondi und Sermoneta verband, zu bewachen hatten.

Bonifacius suchte nicht nur mit allen redlichen und gelegentlich auch mit unredlichen Mitteln Besitz für seine Familie zusammenzuscharren, er übertrug seinen Nepoten auch die vorteilhaftesten Stellungen und gegen den Rat seiner Freunde „l'alma e il corpo aveva posto a levar sua casata“. Karl II. von Anjou hat er veranlasst, seinem Bruder, Loffredo Gaetani, die Grafschaft Caserta zu übertragen, seinen Neffen Francesco ernannte er zum Kardinal von S. Maria in Cosmedin, seinem zweiten Neffen Pietro, dem Haupterben der ungeheuren Güter, übertrug er im Namen der Kirche die Regierung Tuskiens, und Pietros Söhne verheiratete er mit den reichsten Erbinnen. Am meisten Anstoss nahm man daran, dass der jüngere Loffredo Margherita Aldobrandesca nur um ihres Geldes willen geheiratet hat. Sie war die Witwe Guy de Montforts, viel älter als Loffredo und eine Frau schlechtesten Rufes, die schon fünf Männer gehabt hatte. Als der Papst eine noch reichere Erbin, Giovanna dell' Aquila, für seinen Nepoten ausfindig gemacht hatte, liess dieser sich von Margherita scheiden und heiratete Giovanna.

Die wachsende Macht der Gaetani hat die römischen Adelsgeschlechter im höchsten Grade beunruhigt, die Colonna verbündeten sich heimlich mit Federigo von Aragon, dem König von Sizilien und Feind des Papstes, um Bonifacius zu stürzen. Als der Papst 1297 eine

Expedition nach Sizilien vorbereitete, um Federigo abzusetzen, haben die Gesandten des Königs in Rom selbst mit den Colonna unterhandelt, um den Papst vom Stuhle Petri zu verjagen. Kunde dieser geheimen Verschwörung drang bis zu Bonifacius, infolgedessen flüchteten die beiden Kardinäle aus dem Hause Colonna, denen der Boden in Rom unter den Füssen brannte, nach Palestrina. Da griff Bonifacius zu jenem Mittel, dessen sich die römische Kurie häufig bediente: auf einem öffentlichen Konsistorium im Jahre 1297 entsetzte er die beiden Colonna ihrer Würde, forderte sie auf, sich innerhalb zehn Tagen vor dem Apostolischen Tribunal zu stellen, widrigenfalls er ihre Güter und die ihrer gesamten Familie von der palestrinensischen Linie im Kirchenstaat und in Sizilien einziehen würde. Der Papst ging in seinem Zorn noch weiter, er beschloss, die Neffen der Kardinäle, Giovanni und Odone Colonna, sowie ihre Nachkommen bis in die vierte Generation von den kirchlichen Weihen auszuschliessen.

Dieses berühmte Urteil begann mit den Worten: „Praeteritorum temporum nefandis Columnensium actibus" und charakterisierte die Colonna als „ihren Untergebenen zur Qual, ihren Nachbarn zur Last, Unruhestifter in Stadt und Vaterland, die weder Mitleid kennen noch Gleichheit ertragen"*) und die seit ältesten Zeiten ihre frevlerische Hand gegen die Kirche erhoben und sich jetzt mit den Aragon verbunden haben, den treubrüchigen Sizilianern und grössten Feinden des Papsttums.

Die Kardinäle Giacomo und Pietro Colonna, die sich in Castello di Longhezza, in der Nähe Palestrinas, verborgen hielten, protestierten am 10. Mai 1297 gegen den Urteilsspruch des Papstes. Zu ihren Zeugen gehörte der Freund ihrer Familie, der berühmte Einsiedler und Dichter Fra Jacopone da Todi. Sie sagten aus, Cölestin sei hinterlistig gezwungen worden, auf die päpstliche Tiara zu verzichten, zu diesem Schritte haben „multae fraudes et doli, conditiones et intendimenta et machinamenta" beigetragen, infolgedessen sei Cölestins Verzicht ungültig und der Benediktiner Gaetani, der sich Bonifacius VIII. nennt, ein Usurpator auf dem päpstlichen Thron. Die Colonna appellierten an das nächste Konzil, schickten ihren Protest an Philipp den Schönen von Frankreich, an die Pariser Sorbonne, liessen das Schriftstück an mehreren Kirchentüren in Rom anschlagen, ja es wurde selbst am Altar der vatikanischen Basilika niedergelegt.

*) „Amara domesticis, molesta vicinis, urbis et patriae perturbatrix, humilitalis ignara, consortii impatiens."

Bonifacius beantwortete den Protest mit einem abermaligen Fluch, der der ganzen Familie Colonna galt. Er verglich sie mit Wölfen, die sich im Schafspelz in die römische Kirche eingeschlichen hätten, kein Mitglied dieser Familie dürfe geistliche oder weltliche Ämter bekleiden und alle ihre Vasallen und Klienten seien des geleisteten Treuschwurs entbunden. Bonifacius dehnte sein Interdikt auf alle Schlösser und Städte im Besitze der Kardinäle und ihrer Brüder aus, sowie auf sämtliche Ortschaften, die ihnen eine Zufluchtsstätte gewähren könnten. Aber er selbst glaubte nicht ganz an die Wirksamkeit des Bannes, die Päpste haben diesen höchsten Trumpf der Kirche zu häufig ausgespielt, allmählich mussten die Völker dagegen abstumpfen, ausserdem wusste der Papst, die Colonna haben das römische Volk hinter sich und die Mehrheit ihrer Vasallen hält treu zu ihnen. Sie waren unter allen Baronen der römischen Campagna bei ihren Untertanen am besten angeschrieben, sie misshandelten sie nicht, noch pressten sie ihnen ihren letzten Groschen ab, wie die Orsini, und die Armen konnten stets auf ihre Hilfe rechnen. Dazu kam, dass auch der grössere Teil der Geistlichkeit gegen den Papst eingenommen war, besonders die Franziskaner gehörten zu den Parteigängern der Colonna. Da der Papst sich in Rom nicht sicher fühlte, ging er nach Orvieto, in dem befestigten Felsenschloss begann er gegen das Geschlecht zu rüsten, dem er den Untergang geschworen hatte. Zuletzt versuchte noch Pandolfo Savelli, ein einflussreicher römischer Senator, zwischen dem Papst und den Colonna zu vermitteln, sie waren bereit, sich unter bestimmten, scharf präzisierten Bedingungen dem römischen Stuhl zu fügen. Bonifacius jedoch verlangte bedingungslose Unterwerfung auf Gnade und Ungnade, da er die schlimmsten Absichten in bezug auf die Colonna nährte. Nach Savellis vergeblichem Versuch erneuerte Bonifacius am 18. November 1297 seinen Bannfluch und forderte die treuen Anhänger der Kirche zum Kreuzzug gegen die rebellischen Vasallen auf, indem er allen am Feldzug Beteiligten den gleichen Ablass versprach wie den Kreuzfahrern, die ins heilige Land pilgerten. Der Kardinal Matteo di Acquasparta bereiste in seinem Auftrag einige italienische Provinzen, um das Volk zum Kampf gegen die Colonna aufzureizen. Mit dem Kreuz in der Hand zog der Kardinal von Stadt zu Stadt, predigte gegen die Rebellen und suchte das Volk gegen sie aufzuwiegeln. Zwei Städte, Orvieto und Matellico, versprachen dem Papst ihre Hilfe. Die florentinischen Guelfen schickten sechshundert Bogenschützen, die der Graf Inghirami aus Biserno befehligte, und

es fand sich sogar ein Colonna, Landolfo, Giacomos Bruder, der das eigene Geschlecht verriet und das Kommando über das päpstliche Heer übernahm. Aber die Colonna waren auch nicht müssig; als der Papst der Sicherheit halber seinen Familienschatz auf achtzig Mauleseln aus Anagni nach Rom bringen liess, lauerten ihre Diener dem Zuge im Gebirge auf und schleppten ihn nach Palestrina. Trotz des geraubten Schatzes waren die Colonna nicht stark genug, um sich dem päpstlichen Heere zu widersetzen. Nach langwierigen Belagerungen und blutigen Kämpfen erbeutete Inghirami die Städte Colonna, Zagarolo, Nepi und mehrere Schlösser, und der Papst verteilte diesen Besitz unter die Orsini und einige andere ihm zugetane römische Geschlechter. Auch die Schlösser und Paläste der Colonna in Rom wurden unter die Nepoten aufgeteilt.

Nur Palestrina, eines der bestbefestigten Schlösser in den römischen Bergen, bot dem Papst Widerstand. Wenig Städte, selbst in Italien, haben so glänzende und so traurige Tage wie Palestrina erlebt. Es ist das Praeneste der alten Römer, eine von kyklopischen Mauern eingefasste Stadt. Heute ein elender verfallener Flecken, mit dem Palazzo Barberini als einziger Zierde, war es in römischen Tagen, namentlich unter Sullas Diktatur eine stolze an Tempeln reiche Stadt und das Ziel frommer Pilgerfahrten. Die Römer verstanden die gesamte Landschaft ihrem architektonischen Plan einzufügen, die Hügel malerisch zu verwerten und auf ihren höchsten Spitzen Tempel und Paläste, zu denen breite Treppen führten, anzulegen. Palestrina war eines der glänzendsten Beispiele für das Handinhandgehen von Kunst und Natur, für das Einfügen von Mauern in den nackten Fels. Aus Mittel- und Süditalien kamen Fromme in das Heiligtum der Fortuna, um die Priester nach der Zukunft zu befragen, sortes Praenestinae. Der Fernblick und die Kühle der Berge hat die reichen Römer gelockt, Praeneste als Sommeraufenthalt zu wählen, auch Cicero hatte dort seine Villa, eine der schönsten unter den achten, die er in Tusculum, in der Nähe Roms und am Meere besass. Palestrina, die mittelalterliche Stadt, war fast ganz auf den Ruinen römischer Heiligtümer und Paläste errichtet. Sie barg viele antike Schätze, war mit stolzen Terrassen und schattigen Portiken versehen und gehörte zu den prächtigsten Wohnsitzen der alten Rittergeschlechter.

Da der Papst dies Felsennest nicht einzunehmen vermochte, holte er sich Rat beim Grafen Guidone da Montefeltro, einem der berühmte-



Porta di Sole in Palestrina

sten damaligen Feldherrn, einem alten Ghibellinen, der der Welt müde sich ins Kloster nach Assisi zurückgezogen hatte. Montefeltro kam und gab vom Papst befragt zur Antwort:

„Padre, da che tu mi lavi
Da quel peccato, ove mo cader deggio,
Lunga promessa coll'attender corto
Ti fara trionfar nell'alto seggio."

(Inf. XXVII. 108 III.)

„Heiliger Vater, versprich viel und halte wenig." Der Grundsatz war nicht neu, alle Herrscher hatten ihn sich zu eigen gemacht.

Auf eine lange Belagerung war Palestrina nicht vorbereitet, es fehlte an Lebensmitteln, die Colonna konnten sich nur einige Monate halten; der Papst befolgte Montefeltros Rat, um sie zur Übergabe zu bewegen, versprach er mehr als er zu halten bereit war. Er sollte es später bitter bereuen. Aber auch den hinterlistigen ghibellinischen Führer ereilte seine Strafe, er starb im Augenblicke, da das päpstliche Heer in Palestrina einzog.

Im September 1298 ergaben sich die Colonna. Der alte Kardinal Giacomo, der jüngere Pietro und sein Bruder Sciarra, das Haupt der Familie, ein hochmütiger, leidenschaftlicher Mensch, gingen nach Rieti, zum Papst. Vor den Toren der Stadt mussten sie von den Pferden steigen, in Büssergewändern mit Stricken um den stolzen Nacken zogen sie durch die Strassen der Stadt, von einer gaffenden Menge begleitet, um Bonifacius um Verzeihung zu bitten. Der Papst sass auf dem Thron, neben ihm standen der Fürst von Tarent und einige Kardinäle als Zeugen der Erniedrigung des tapfersten römischen Geschlechtes. Bonifacius gab sich den Anschein der Gnade, empfing die Colonna auf einem öffentlichen Konsistorium, hob den dreifachen Bann auf, aber die geraubten Güter und die genommenen Ämter wurden ihnen nicht zurückgegeben. Kaum war Palestrina in Bonifacius' Besitz, so änderte er seine Taktik. Er beauftragte Ranieri, den Bischof von Pisa, die Stadt zu zerstören. Ranieri erfüllte seine Aufgabe getreulich, er zerstörte die Stadtmauern, die stolzen Paläste, eine Marienkirche, die auf den Trümmern eines antiken Tempels aus der Zeit Julius Cäsars errichtet war, sowie eine zweite, nach dem Vorbilde von S. Maria Rotonda in Rom erbaute Kirche, zertrümmerte alte Statuen und die Fresken an den Wänden. Die barbarische Hand des Zerstörers verschonte auch den kostbarsten Bau aus römischer Zeit nicht: den halbkreisförmigen Palast Julius Cäsars,

zu dem hundert Stufen führten. Selbst die kyklopischen Mauern vermochten Bonifacius' masslosem Zorn nicht zu widerstehen, nur eine Kirche in Palestrina blieb verschont, der dem h. Agapitus geweihte Dom. Als das Zerstörungswerk getan war, liess der Papst die Stätte, wo soviel ehrwürdige Zeugen der Vergangenheit gestanden hatten, umpflügen und nach heidnischem Brauch Salz auf den Acker säen. Die Bewohner Palestrinas mussten, ihres Eigentums beraubt, ihre elenden Hütten aufs neue errichten und der Papst gab der neuen Ansiedlung den Namen „Città papale".

Nicht lange durfte sich der Papst seines Sieges freuen, in Anagni erreichte ihn die Nachricht, die in Tivoli gefangenen Colonna seien mit Hilfe ihrer Freunde im Juli 1299 entflohen. Sie protestierten sofort gegen die barbarische Zerstörung Palestrinas und das Nichteinhalten der Bedingungen, unter denen sie sich dem Papst unterworfen hatten. Bonifacius' Antwort bestand in einem abermaligen Bannfluch gegen die Colonna und ihre Anhänger. Aber die Colonna waren bereits ausserhalb des Bereiches der päpstlichen Macht, die beiden Kardinäle hatten sich verkleidet nach Norditalien gerettet und waren von dort aus nach Frankreich geflohen. Giovanni di San Vito, der kühne Verteidiger Nepis, irrte von Stadt zu Stadt und von Sciarra, den der Papst am meisten fürchtete, wusste man in Rom nichts. Er hatte Schweres erlebt; das Schiff, das ihn nach Frankreich bringen sollte, fiel in die Hände von Seeräubern, sie fesselten ihn an die Ruderbank, und erst Philipp der Schöne kaufte ihn aus der sarazenischen Gefangenschaft frei. Stefano floh nach Sizilien und ging von dort aus nach Frankreich, wo auch Agapito, der Gatte Mabilia Savellis, Schutz suchte. Nur ein Freund der Colonna und zugleich Bonifacius' grösster Widersacher konnte nicht fliehen: es war der Mönch, Einsiedler, Dichter und Satiriker „stultus propter Christum", Jacopone da Todi, der kraft seiner zündenden Begabung so gefährlich war. Ihn hatte der Papst in einen dunkeln Turm geworfen, in Ketten geschmiedet, damit er von Schlangen und giftigem Gewürm umgeben seine Gedichte schreibe. Hier holte sich Jacopone seine Vergleiche, so wenn er von Bonifacius sagt, wie der Salamander vom Feuer, lebe der Papst vom Bösen:

Come la salamandra
Sempre vive nel fuoco,
Così par che lo scandalo
Te sia sollazio e giuoco.

Trotz der Flucht der Colonna glaubte Bonifacius noch an seinen Stern. Seine Feinde machte er zu Bettlern, die stärksten Rittergeschlechter hielt er durch Furcht im Zaum, so dass fürs erste Ruhe in der Campagna herrschte. Diesen Augenblick benützte er, um der ganzen Welt seinen Sieg und den Triumph der römischen Kurie zu verkünden und gleichzeitig den Vatikan und die Stadt Rom, die Hilfe nötig hatte, zu bereichern. So verkündete er 1300 das berühmte Jubeljahr, das zahllose Pilgerscharen nach Rom lockte, besonders da in Italien damals Frieden herrschte und die Wallfahrer ruhig ihren Weg zurücklegen konnten. Es war das erste Jubeljahr der christlichen Ära, gewissermassen ein Wiederaufnehmen der alten religiösen Zeremonien, mit denen die Römer jedes neue Jahrhundert begrüssten. Bonifacius sprach alle, die nach Rom pilgerten, in Demut beichteten, und in den Apostolischen Basiliken mit Inbrunst beteten, ihrer Sünden frei. Um dieser geistigen Gnaden teilhaftig zu werden, mussten die Römer einen Monat hindurch fasten und beten, für die Fremden genügten vierzehn Tage. Am Dreikönigstage verkündete Bonifacius von seinen Kardinälen umgeben in der lateranensischen Basilika jenes Manifest, das sich nicht nur an die frommen Pilger, sondern auch an die Könige und Machthaber wandte. Der Kardinal Acquasparta erläuterte in einer langen Ansprache die Stellung der römischen Kurie, der Papst stünde als geistlicher und weltlicher Herrscher über Kaisern und Königen und sei der Stellvertreter Christi auf Erden. Wer sich nicht zu diesem Glauben bekenne, gegen den dürfe die Kirche, als gegen einen ungläubigen Ketzer, ihr moralisches Übergewicht und ihre weltliche Macht brauchen. Als Zeichen seiner zwiefachen Macht lagen zwei Schwerter neben Bonifacius, es war die Drohung gegen jene Herrscher, die die doppelte Gewalt des Papsttums nicht anerkennen wollten. Aus den Gnaden, die für die gesamte Christenheit galten, schloss Bonifacius die Kaufleute aus, die Handel mit den Sarazenen trieben, den Aragonischen Tyrannen Siziliens und das Geschlecht der Colonna, sie sollten von jedem Ablass ausgeschlossen sein. Selbst das Verlöbnis, das zwischen Teodora de Conti und Giordano Colonna in ihren Kindertagen geschlossen war, erklärte der Papst als ungültig, da die Colonna Häretiker seien. Bei seiner an den Colonna und ihrem Anhang geübten Rache war der Papst darauf bedacht, den Besitz seiner Familie zu mehren. Das römische Haus Pietro Gaetanis, des Grafen von Caserta, grenzte an die Güter Federigozzo di Jacopo di Federigos, der ein Parteigänger der Colon-

na war. Der Papst liess gegen Federigozzo, als Anhänger der Ketzer, von der Inquisition einen Prozess anstrengen und das Bonifacius gefügige Gericht verurteilte Federigozzo, einen treuen Katholiken, zur Herausgabe seiner in Rom gelegenen Häuser, Türme und Gärten. Die Konfiskation geschah zugunsten der Kirche, auf Wunsch des Papstes wurden die Güter an seinen Nepoten für tausend Gulden verkauft, obgleich ihr Wert mehr als das Zehnfache betrug.

Das pekuniäre Ergebnis des Jubeljahres übertraf die Erwartungen des Papstes; am Altar der Basilika von S. Paolo legten soviel Pilger ihre Gaben nieder, dass Tag und Nacht zwei Kleriker dort standen, um das eingehende Geld mit der Schaufel zusammenzuscharren. Ein Chronist berichtet, zwei Millionen Fremder seien nach Rom gekommen, trotzdem habe es auf dem kapitolinischen Markt nicht an Brot, Wein, Fleisch, Fisch und Hafer für die Pferde gemangelt. Nur das Heu sei zu teuer gewesen und zu teuer hätten die Wirte ihre Zimmer berechnet. Die Verwaltung der Stadt versuchte nach Möglichkeit für Ordnung zu sorgen und Dante berichtet als ein Wunder, dass die Bevölkerung auf den Brücken die Richtung einhalten musste, damit kein Gedränge entstehe. Trotzdem gab es viel Unfälle, Männer und Frauen wurden im Gedränge erdrückt und zertreten, und in die Mauer, die das Vatikansviertel einschloss, wurde eine grosse Öffnung gebrochen, damit die Menge längs des Tiberufers nach S. Peter gelangen könne, da die Strassen zu eng waren, um die Pilgerscharen aufzunehmen.

Unter ihnen befand sich ein ungebetener und unerwünschter Gast: ein Colonna, Agapito, Stefanos Bruder. Doch kam er diesmal in friedlicher Absicht, um seine in Rom gebliebene Gattin, eine Verwandte des Papstes, wiederzusehen. Nach einiger Zeit erfuhr der Papst, die schöne Mabilla, Agapitos Gattin, erwarte einen Erben, er hiess sie zu sich kommen, machte ihr Vorwürfe und forschte streng nach dem Vater ihres Kindes. Die erschrockene Frau versuchte sich zu verteidigen: der eine der Pilger habe dem fernen Gatten so sehr geglichen, dass sie der Versuchung, sich ihm hinzugeben, nicht habe widerstehen können. Da lachte der Papst und entliess sie gnädig.

Das Jubeljahr war ein einschneidendes Ereignis in der Geschichte des Papsttums und der gesamten Welt. Zum letztenmal hatte das Papsttum die Macht und das Ansehen entfaltet, das vor Bonifacius Männer, wie Innocenz III., Gregor IX. und Innocenz IV. genossen hatten, deren Streben danach gerichtet war, die höchste kirchliche und die grösste

politisch-weltliche Macht zu vereinigen. Jahre hindurch hatte der Kampf geruht, dem päpstlichen Stuhl hatte es an Männern gefehlt, die ihn hätten weiter führen können, und die römische Kurie, die auf dem Gipfel ihres Ruhmes stand, vor deren Bann früher die ganze Welt gezittert hatte, begann die Opposition zu wecken, die heimlich in den Völkern gärte. Das Papsttum hielt nicht nur den Schlüssel zu den höchsten Gütern in seinen Händen, suchte nicht nur über das sittliche Wohl und Wehe der Menschen zu bestimmen, es wollte auch die politischen und ökonomischen Verhältnisse der europäischen Völker beherrschen, so dass man allmählich überall die Notwendigkeit empfand, sich von diesem Druck zu befreien.

Besonders der ökonomische Druck war unerträglich. Die Päpste, die dem Grundsatz huldigten, der Statthalter Christi sei allen christlichen Herrschern überlegen, betrachteten es als ihr gutes Recht, alle Glieder der Kirche zu besteuern, die geistlichen, da alles Kirchengut, ob es nun in Deutschland, England, Frankreich oder Polen lag, das „patrimonium Christi" bildete, über das der Papst nach Gutdünken verfügen durfte, die weltlichen, da die Gläubigen der Gnaden teilhaftig werden, die der Papst in Händen halte. Die Geistlichkeit hatte grosse Abgaben zu entrichten: den Zehnten, Annaten und die verschiedensten Taxen; den Weltlichen ging es kaum besser, selbst Frauen, Kinder und Dienstboten mussten den Petersgroschen und den Zehnten bezahlen. Wer die Abgabe verweigerte, verfiel den Kirchenstrafen, als schwerste drohte ihm der Bann. Die Bischöfe waren Rom für die niedere Geistlichkeit verantwortlich, die Pfarrer hatten darauf zu achten, dass die Bevölkerung rechtzeitig den Petersgroschen abliefere. In Polen bestand der Brauch, die saumseligen Kirchensteuerzahler von der Kanzel zu mahnen, was grosse Erbitterung gegen die Geistlichkeit hervorrief. Der Kampf zwischen Adel und Klerus um den Zehnten hat in Polen Jahrhunderte gedauert und war namentlich im beginnenden XV. Jahrhundert die Ursache von viel nationalem Unglück. In Rom funktionierte der fiskalische Apparat ausgezeichnet, nach allen Ländern Europas wurden Männer entsandt, die Geld oder Kostbarkeiten einzusammeln und die Auszahlung zu überwachen hatten. Jede grössere Gemeinde war in die päpstlichen Register der Camera Apostolica, die grösste Schatzkammer der Welt, eingetragen. Im Süden weigerte das Volk zumeist den Peterspfennig, die nördliche Bevölkerung hatte grössere Angst vor Kirchenstrafen und bezahlte ungeheure Summen. Einige Länder, so

England, Polen und Dänemark hatten sogar zugegeben, dass der Peterspfennig als ständige Abgabe entrichtet werde, zum Beweis, dass man sich „sub protectionem beati Petri" befinde. Die Anerkennung dieser Abhängigkeit enthielt eine grosse Gefahr, da die einzelnen Staaten sich auf diese Weise ihre Unabhängigkeit zugunsten der römischen Kurie beschneiden liessen.

Selbstverständlich fehlte es in einem so komplizierten Verwaltungsapparat nicht an Missbräuchen schlimmster Art, namentlich die apostolischen Kollekteure haben ihre Stellung aufs schändlichste ausgenützt und wurden allmählich, besonders im Norden, der Schrecken der Bevölkerung und des Klerus.*)

Die Unlust, die der finanzielle Druck erzeugte, fand in Rom wenig Beachtung; froh der Unterwerfung der Colonna fühlte sich Bonifacius stark genug, um die Tradition der grossen Päpste aufzunehmen. Vielleicht spürte er die hundertköpfige Hydra der antipäpstlichen Revolution, die sich überall regte, und wollte sie durch eine kühne Tat ersticken. Aber die Welt hatte sich geändert. Keiner der grossen Machthaber war zum Jubeljahr nach Rom gekommen, bis auf Karl Martell, der sich die Gunst des Papstes im Streit um die ungarische Krone sichern wollte.

*) In Polen haben wir einen schlagenden Beweis dafür, wie weit das Gleichgewicht der ökonomischen Verhältnisse infolge der von der Kirche propagierten Grundsätze zugunsten des geistlichen Standes erschüttert war. Paolo Emilio Giovannini, der päpstliche Legat, hat 1565, also etwa drei Jahrhunderte nach dem Pontifikat Bonifacius VIII., sehr eingehend und gründlich über Polen nach Rom berichtet. Er gibt die ungefähren Einkünfte der Magnaten an und vergleicht sie mit jenen des Klerus. Die Grafen zu Tarnow haben ein Einkommen von etwa 50000, die Brüder Tenczynski von 40000, Ostroróg von 30000, Andreas Górka von 30000, die Erben des Kastellans Zborowski von 40000 und die Erben Ocieskis von 25000 Gulden. Es gibt nur wenig Grundbesitzer, deren Einkommen 10000 Gulden beträgt, der grösste Teil des Adels lebt in sehr dürftigen Verhältnissen, wohnt in kleinen Gehöften, trägt fast Bauerntracht, zieht in den Krieg, jagt, und sein einziges Vergnügen besteht in Trinkgelagen, wenn die Nachbarn zusammenkommen.

Der Klerus dagegen verfügt über viel bedeutendere Einkünfte, die allerdings allmählich zurückzugehen beginnen. So bezieht der Erzbischof von Gnesen 50 bis 60000, der Bischof von Krakau 40000, von Kujawien 25000, von Posen 24000, von Plock 20000, von Ermeland und Przemysl 15000 und andere 4 bis 8000 Gulden. Dazu kommen die ungeheuren Einkünfte der Klöster und die jährlich nach Rom geschickten Summen.

IV.

Während der römischen Feste wühlten die Colonna in Frankreich, dort stand Philipp der Schöne an der Spitze der revolutionären Bewegung, die die Völker von der päpstlichen Übermacht befreien sollte. Philipp legte das Fundament des neuen monarchischen Staates. Mit Hilfe des dritten Standes versuchte er die Übermacht des Adels zu brechen und den Einfluss der Kirche in Frankreich einzuschränken. In diesem Vorhaben unterstützte ihn ein grosser Teil der Geistlichkeit, so konnte der König den Papst durch das Konzil bekämpfen und sich in seinem Streit mit Bonifacius auf die Kirchenversammlung berufen. Philipp traf damit Bonifacius' Politik an ihrer empfindlichsten Stelle, nichts fürchtete er, wie die übrigen Päpste, so sehr wie Kirchenversammlungen, die dazu angetan waren, der Macht des Papsttums Zügel anzulegen. Wieder griff Bonifacius zum letzten Mittel und sprach am 8. September 1303 den Bann über Philipp den Schönen aus. Der König von Frankreich war auf diesen Gewaltstreich gefasst, die Kriegserklärung beantwortete er mit einem heimlich vorbereiteten Einfall in Italien. Der Papst sollte entführt und von einem Konzil, das unter Philipps Einfluss stand, abgeurteilt werden. Der abenteuerliche Entführungsplan scheint von den Colonna ausgegangen zu sein, Philipp hat auch den kühnsten unter ihnen, Sciarra, an die Spitze des Unternehmens gestellt. Ein erprobtes Heer, an dessen Spitze Wilhelm de Nogaret, du Plessis und Sciarra Colonna standen, rückte in Italien ein. Sie waren reichlich mit Geldmitteln versehen und hatten eine Anweisung auf eine bedeutende Summe an das Bankhaus Petrucci in Florenz. Die Franzosen machten vor dem Schloss Staggia, in der Nähe Sienas halt, wo Murciatto di Guido de'Francesi lebte, ein toskanischer Edelmann und Abenteurer. Murciatto war in seiner Jugend, 1290, gleich vielen anderen Italienern nach Frankreich gegangen, um dort sein Glück zu versuchen. Am französischen Hof wusste er die Gunst des Königs zu gewinnen, der ihn für seine nicht immer sauberen Geldgeschäfte benützte, ausserdem war er Karl de Valois' Ratgeber während seiner Expedition nach Toskana. Die Franzosen nannten ihn Monsieur Mouchat. Der König hatte ihn zu seinem Schatzmeister ernannt und ihm mehrere sehr vorteilhafte Privilegien für die Jahrmärkte in der Champagne, in Nimes und Narbonne erteilt. Der Italiener hatte seinen ein-

äugigen Bruder Bizzio und zwei Neffen, Tan Guy und Tot Guy, nach Frankreich mitgebracht; diese Spekulantenbande gehörte zu den „Argentiers", die unter dem Schutz des Königs das französische Volk in empörendster Weise aussaugten und dem König halfen, das zirkulierende Geld zu fälschen. Als Monsieur Mouchat Geld genug errafft hatte, ging er nach Italien zurück und schlug sein Quartier im Schloss zu Staggia auf, dort suchten ihn Nogaret und Sciarra Colonna auf, um den Feldzugsplan gegen Bonifacius auszuhecken.

Sciarra begab sich heimlich mit einigen Agenten in die Campagna und ins päpstliche Patrimonium, um Helfershelfer durch Bestechung zu gewinnen. Sein Hauptquartier schlug er bei seinem Verwandten, Matteo Orsini in Marino auf, in unmittelbarster Nähe des Papstes. Colonnas Stand war leicht, der Adel hasste die Gaetani und war auf französisches Geld erpicht; dem Bündnis traten bald die Herren von Ceccano, Scurgoli, Moroli und Trevi bei, selbst Rainaldo di Supino, den die Rache trieb. Der Papst hatte nämlich die Ehe seiner Schwester mit Francesco Gaetani für ungültig erklärt, um diesen Nepoten zum Kardinal zu erheben. Selbst in Anagni, dem Wohnort des Papstes, fanden die Verschworenen Anhänger, Colonna hatte die einflussreichsten Bürger des Städtchens, Niccolo und Adanolfo Pagareschi und den päpstlichen Marschall, Goffredo Busso, gewonnen. Auch glaubte man allgemein, dass einige Kardinäle um das Vorhaben wussten; verwunderlich ist nur, dass der Papst und seine zahlreiche Familie völlig ahnungslos blieben. Allein der starke Hass, den die Bevölkerung gegen Bonifacius und die Gaetani nährte, macht das Geheimbleiben der weitverzweigten Verschwörung begreiflich.

Am 7. September des Jahres 1303 sollte der Überfall stattfinden. In Scurgola, einer Ortschaft in der Nähe Anagnis, die die Gaetani von den Supini erworben hatten, versammelten sich die Verschworenen. Die Soldaten kamen in kleinen Gruppen, die meisten waren verkleidet. Als alle zur Stelle waren, rückte Sciarra Colonna an der Spitze von dreihundert Berittenen und einer kleinen Schar Fusssoldaten in aller Frühe in Anagni ein. Das Tor ward ihm schon von den Mitverschworenen geöffnet. Ihm folgte Nogaret, er entfaltete die französische Fahne, rief: „Es lebe der König Philipp!" und verkündete dem Volke, er sei gekommen, um den Papst zu holen und ihn vor ein Konzil zu stellen, dem er verantwortlich sei. Als die Menge Colonna erkannte, schloss sie sich willig an; die Aussicht Schätze zu rauben, war mitbestimmend,

denn schon hatte sich ein Teil des Söldnerheeres auf Pietro Gaetanis Haus gestürzt, um dort alles zu zerstören, was sich nicht mitnehmen liess. Sciarra begab sich an der Spitze seiner Soldaten in den päpstlichen Palast, das Tor stand offen, keine Hand rührte sich zur Verteidigung des Papstes. Als die Kardinäle sahen, dass Gefahr drohte, hatten sie sich in aller Stille davongemacht, nur zwei waren dem Papste treu geblieben: Niccolo Boccasini, der Bischof von Ostia und der Sabiner Bischof, Pietro di Spagna. Der verlassene Papst liess Colonna nach seinem Begehr fragen, als ihm die Antwort wurde, der König verlange, dass er sich einem einzuberufenden Konzil stelle, sich dessen Urteilsspruch füge und den Colonna die ihnen geraubten Ämter und Güter wiedergebe, bat Bonifacius um eine Bedenkzeit von neun Stunden. Als ihm diese Frist zugestanden und die französischen Söldner in die Stadt gegangen waren, um zu plündern, liess der Papst den Palast absperren und beschloss sich mit den wenigen treuen Dienern, die ihm geblieben waren, zu verteidigen. Er hoffte sich bis zur Rückkehr seines Neffen halten zu können, der geflohen war, um Entsatz zu holen. Als Sciarra nach neun Stunden den Palast und den daran grenzenden Dom verschlossen fand, befahl er die Kirche niederzubrennen und das Tor zu stürmen. Es war aber nicht leicht, bis in die päpstlichen Gemächer zu dringen, es galt soviel Türen zu sprengen, dass Colonna fast einen ganzen Tag bedurfte, um alle Hindernisse zu überwinden. Beim Klirren zerbrochener Scheiben und Krachen einstürzender Türen legte der Papst sein Ornat an, setzte die Tiara aufs Haupt, im Glauben, niemand würde wagen, sich an ihm zu vergreifen. Neben ihm standen die beiden Kardinäle, die ihm allein treu geblieben waren.

Die letzte Tür stürzte ein. Sciarra und Nogaret traten über die Schwelle, sie waren wild vom Kampf und empört, dass der Papst den Waffenstillstand benutzt hatte, um Schutztruppen kommen zu lassen. Die Majestät des Statthalters Christi machte ihnen keinen Eindruck. Sciarra überschüttete den Papst mit einer Flut von Vorwürfen und Schimpfworten und packte ihn am Arm, um ihn vom Throne zu reissen. Dem widersetzte sich Nogaret. Aber der 80jährige Papst, der von Gregors IX. und Innocenz III. Traum beherrscht war, eine Theokratie zu schaffen, die ganz Europa umfassen sollte, er, der sich zum Richter über Kaiser und Könige aufgeworfen hatte, erkannte die furchtbare Wirklichkeit mit einem Schlag, er sah den Umschwung, der sich vollzogen hatte.

Die vom Sieg Trunkenen stellten nur eine ungenügende Wache beim

Papst auf, sie begannen zu plündern und nach Bonifacius' Schätzen zu suchen, ohne der Lage in der Stadt eingedenk zu sein. Diese Unvorsichtigkeit machte sich der Kardinal Fieschi di Lavagna zunutze, er sprach auf das Volk von Anagni ein, machte ihm klar, welcher Schaden der Stadt aus der Zerstörung des päpstlichen Palastes erwachse, sammelte Bewaffnete und warf sich mit dem Ruf „Tod den Fremden, es lebe der Papst" auf die des Angriffes nicht gewärtigen Franzosen. Sciarra und Nogaret retteten sich durch die Flucht nach Fiorentino, ihr Heer wurde zerstreut; Rainaldo di Supino wurde von den Päpstlichen gefangengenommen, aber Bonifacius, selig über den leicht errungenen Sieg, verzieh allen, um neue Anhänger zu gewinnen.

Als die Orsini in Rom von der Katastrophe in Anagni erfuhren, schickten sie, den Colonna ihren Triumph missgönnend, Jacopo Orsini an der Spitze von vierhundert Berittenen nach Anagni, und entführten den Papst in den Vatikan nach Rom, indem sie vorgaben, ihn gegen die ihm drohende Gefahr schützen zu müssen. Der Papst überzeugte sich bald, dass er nur den Herrn gewechselt habe, er war wehrlos in den Händen der Orsini, die ihn für ihre Zwecke ausnützen wollten. Bonifacius rief eine fremde Macht zu seinem Schutze an, er wandte sich hilfeflehend an Karl II. von Neapel, aber die Orsini fingen den Brief auf und umgaben ihn mit einer strengen Wache.

Gebrochen starb Bonifacius im Vatikan, fünfunddreissig Tage nach der Katastrophe zu Anagni. Die dem Papst feindliche Legende berichtet von einem gewaltsamen Tod. Man erzählte sich, die Orsini hätten ihm Gift gegeben, er sei infolgedessen tobsüchtig geworden, habe seinen Stock zerbissen, den Kopf an den Mauern eingerannt und blutüberströmt und von Sinnen Beelzebubs Hilfe angerufen, um unter den Kissen des eigenen Bettes zu ersticken. Die Geschichte weiss es besser: Bonifacius VIII., „magnanimus peccator" wie Petrarca ihn genannt hat, ist am 11. Oktober des Jahres 1303 eines natürlichen Todes gestorben. „Der Schmerz", berichtet der Chronist, „verwandelte sein Herz zu Stein und hat den stolzen Papst ins Grab gebracht."

Der Bonifacius in Anagni angetane Gewaltstreich wurde von allen Edeldenkenden jener Tage schwer getadelt, selbst Dante, der grösste Feind des Papstes war über den König von Frankreich empört. Er lässt Capet die schändliche Tat seines Nachfolgers verfluchen. Und Dante hat Bonifacius um seiner Intrigen willen glühend gehasst, ihm schrieb er seine Verbannung aus Florenz zu, hat bittere Anklagen gegen ihn in

seinem Gedicht erhoben, und hat doch das Haupt der Kirche, den Vertreter Christi auf Erden, in ihm verehrt.

Aber der Vorfall in Anagni hat die Macht des Papsttums erschüttert. Bis dahin war nichts von Bedeutung im Westen ohne Wissen des Papstes geschehen, trotz der Kämpfe mit Rom, trotz des Widerstandes gegen die päpstliche Politik fiel ganz Europa in die Knie, wenn der Papst im Namen Gottes sprach; die Völker neigten sich vor dem Statthalter Christi, wie die Gläubigen, wenn der Priester das Sakrament erhebt. Wer sich dieser sittlichen Gewalt nicht gefügt hat, ward vernichtet oder erniedrigt wie Heinrich IV., Arnold von Brescia, Friedrich II. oder der König Manfred. Nach der Katastrophe zu Anagni suchten die Päpste sich durch die Flucht nach Avignon vor der Übermacht der römischen Geschlechter zu schützen, aber auch als sie wieder in Rom residierten, weigerten die Könige ihnen das Recht, sich in die politischen und religiösen Fragen der ausseritalienischen Länder einzumischen, und niemals gelang es ihnen wieder die Macht zu erringen, die sie vor Bonifacius VIII. besessen haben. Bei ihrer Rückkehr nach Rom kamen die furchtbaren Zeiten des Zerfalles der Kirche; während des langanhaltenden Schismas hat die katholische Welt vergebens nach dem wahren Papst gesucht, und ohne die Konzile zu Konstanz und Basel wäre die römisch-katholische Kirche schon damals in mehrere nach Nationalitäten gesonderte Kirchen zerfallen.

Bonifacius' Nachfolger war Benedikt IX., der Freund der Colonna, der sofort die Kirchenstrafen, die sie bedrohten, aufhob, sie wieder in ihre Güter einsetzte, den beiden Kardinälen aus dem Hause Colonna neue Privilegien zugestand, aber infolge seiner kurzen Herrschaft vermochte er ihnen ihre Kirchenwürde nicht zu übertragen.

In Perugia, wo der Papst 1304 gestorben war, trat das Konklave zusammen. Diesen Augenblick benutzte Stefano Colonna, um vor dem Senatstribunal Klage wider Pietro Gaetani zu erheben wegen Erstattung des Schadens, den sein Oheim, der Papst, den Colonna zugefügt hatte. Das Tribunal verurteilte aus Furcht vor den Colonna Gaetani zur Zahlung von hunderttausend Goldgulden für die Zerstörung Palestrinas und Zagarolas.

Noch einige Angehörige der Colonna waren nach Perugia gegangen, um ihre Interessen beim Konklave zu wahren. Mit Hilfe französischer Kardinäle haben sie die Wahl des Erzbischofs von Bordeaux durchgesetzt, indem sie zur Bedingung stellten, dass er beide Colonna, Giacomo

und Pietro, in ihre Kardinalswürde wiedereinsetze. Der neue Papst nannte sich Clemens V., er wählte Avignon als Residenz und hob alle feindlichen Kundgebungen auf, die Bonifacius VIII. gegen die Colonna erlassen hatte.

V.

Nicht ganz fünfzig Jahre nach Bonifacius' Tod war Stefano Colonna, der Bruder des traurigen Helden von Anagni, der Patriarch des Geschlechtes, er war etwa neunzig Jahre alt und besass zehn hoffnungsvolle Söhne. Der römische Adel betrachtete ihn als seinen Führer, und in der Stadt zollte man ihm die grösste Verehrung. In seiner Jugend unter Nikolaus IV. war er Statthalter der römischen Kurie in Bologna gewesen, dann ernannte ihn der Papst zum Grafen der Romagna, zuletzt 1292 zum römischen Senator. Als jedoch Bonifacius VIII. den Kreuzzug gegen die Colonna angesagt und Palestrina zerstört hatte, wurde Stefano der leidenschaftlichste Gegner des Papsttums, er war der geistige Urheber des Planes, den Papst nach Frankreich zu entführen und vor ein Konzil zu stellen. Nach Bonifacius' Tod kam er in Heinrichs VII. Gefolge nach Rom zurück und wurde vom König aufs neue zum Senator ernannt.

Stefanos strenge, energische, selbstsichere Art verlieh ihm ein grosses moralisches Übergewicht, er galt als Ideal des damaligen Ritters. In seiner Jugend, nach der Flucht aus Tusculum, liess ihn Bonifacius von Mördern verfolgen. Die Bravi stellten ihn und fragten nach seinem Namen, da gab Stefano stolz zur Antwort: „Io sono Stefano Colonna, cittadino romano." Die Worte verrieten soviel Kühnheit und Unerschrokkenheit, dass die Bravi nicht wagten, Hand an ihn zu legen. Es wird auch erzählt, dass er, nach der Zerstörung Palestrinas und mehrerer anderer Schlösser von einem Verwandten befragt, ob ihm noch Festungen geblieben seien, lächelnd auf seine Brust gewiesen habe: „Eccola, hier, meine letzte Festung!" Petrarca rühmt ihn „welche Stirn, welche Stimme, welcher Gesichtsausdruck, welche Gestalt, welche geistige Schärfe, welche Kraft des Körpers! Er ist gleich dem Vogel Phönix aus der Asche der alten Römer erstanden, ich glaubte Julius Cäsar oder Scipio den Afrikaner vor mir zu sehen." „Es ist fast unglaublich," fügt der Dichter hinzu, „Colonna behält seine Jugendfrische, während ganz Rom altert."

Petrarca war den Colonna eng verbunden und dankte ihnen viel. 1326, als er nach Avignon kam, liess er sich Giacomo della Colonna vorstellen, dem damaligen Bischof von Lombez, der die jungen Dichter unterstützte. Im Sommer nahm er Petrarca in die Pyrenäen mit, und der Dichter war von der Liebenswürdigkeit seines Protektors und der Schönheit der Berge so entzückt, dass er später schrieb, er habe „Jahre wie im Himmel“ verlebt. In Avignon trat er dem Kardinal Giovanni Colonna näher, der „ihm nicht ein Herr, sondern ein wahrhafter Vater war“. Diese Protektion war für den jungen Dichter um so wichtiger, als die Colonna damals „die Zierde des Hofes zu Avignon“ waren. Als Petrarca, getrieben vom Verlangen fremde Länder kennen zu lernen, Avignon verliess, um nach Nordfrankreich und Deutschland zu gehen, hat er an den Kardinal folgendes Sonett gerichtet:

Signor mio caro, ogni pensier mi tira
Devoto a veder voi, cui sempre veggio:
La mia fortuna (or che mi può far peggio?)
Mi tiene a freno, e mi travolve, e gira.
— — — — — — — — — — — — — —

In Avignon hat Petrarca 1331 auch Stefano Colonna kennen gelernt, der ihm als Ideal eines vornehmen Ritters erschien. In seiner Begeisterung hat der Dichter ihm das berühmte Sonett gewidmet, das mit den Worten beginnt:

Gloriosa Colonna, in cui s'appoggia
Nostra speranza e'l gran nome latino.

Stefano hat den Dichter liebgewonnen; Petrarca war in Rom im Hause Colonna stets ein gern gesehener Gast und war froh, dass ein so berühmter Mann wie Stefano ihm bis an sein Lebensende die gleiche Freundschaft erwiesen hat. „Ich wurde dort nicht wie ein Mensch, sondern wie ein Engel empfangen“, schreibt Petrarca poetisch übertreibend. Schon damals schätzten die Colonna Petrarca; als der Dichter zwei Jahre darauf während der Kriegswirren nach Rom kommen wollte, ritten ihm der Bischof Lambez Giacomo Colonna und der junge Stefano, von hundert Bewaffneten begleitet, bis nach Campanilla entgegen, um ihn vor den Anhängern der Orsini zu schützen. Stefanos Töchter, Giovanna und Agnese, hat Petrarca den berühmtesten Frauen des Altertums verglichen.

1341 bei Petrarcas Dichterkrönung auf dem Kapitol waren einige Söhne Colonnas zugegen, der jüngere Stefano hielt sogar eine Rede auf Petrarca und gab ihm zu Ehren ein Fest im Palast.

Petrarca war 1343 wieder in Rom und scheint Stefano in der Via Lata begegnet zu sein; der Greis blickte finster und hatte alle Ursache dazu, damals begann Cola di Rienzi seinen Krieg gegen die römischen Barone. Der Tribun träumte von der Gründung einer idealen Republik „buono stato", liess seine Bilder überall anbringen, um die Bevölkerung gegen die Machthaber aufzuwiegeln und hielt zündende Reden, in denen er die Schuld am Untergang Roms den Colonna und Orsini zuschrieb.

Der alte Colonna sagte schmerzerfüllt zu Petrarca, ihm ahne, er würde trotz seines hohen Alters und gegen das Gesetz der Natur seine Söhne überleben und ihr Erbe werden. Die Ahnung sollte sich in tragischer Weise erfüllen. „La superba e marmorea colonna" ward zertrümmert.

Stefano erkannte die Gefahr, die dem Adel drohte angesichts der wachsenden Popularität des Volkstribuns, der kein Hehl daraus machte, dass er die Ritter vernichten wolle. Rienzi hatte schon gewagt, Giovanni Gaetanis Güter in Fondi zu konfiszieren, da er sich ihm widersetzt hatte. Dies war Colonna zuviel, er hielt den Augenblick für gekommen, die feindlichen Adelsparteien zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind aufzurufen. In aller Stille berief er die angesehensten Vertreter der einzelnen Geschlechter, die Orsini, Savelli, Annibaldeschi kamen trotz des zwischen ihnen bestehenden Streites. Die Macht des Tribuns wuchs zu schnell, er hatte soviel Soldaten zu seiner Verfügung, dass die Ritter offenen Widerstand nicht mehr wagten. Sie beschlossen, den gemeinsamen Feind durch Gift aus dem Wege zu räumen und schickten zu diesem Zwecke einen geschickten, zuverlässigen Mann nach Rom. Aber der Tribun hatte ausgezeichnete Spione, der Bravo wurde bei seiner Ankunft sofort ins Gefängnis geworfen. Auf der Folter gestand er alles, verriet die Verschwörung der Ritter und Rienzi beschloss ihren Untergang. Das Geheimnis blieb bewahrt: keiner der Ritter wusste, dass der Bravo in die Hände des Tribuns gefallen und im Gefängnis sei. Während die Barone der Überzeugung waren, ihr Bote halte sich in Rom versteckt und lauere auf eine Gelegenheit, um den Tribun zu töten, lud Rienzi sie zu einem Bankett für den 14. September ein, indem er vorgab, sich mit ihnen versöhnen zu wollen. Da die Ritter nichts Böses ahnten, versammelten sie sich auf dem Kapitol, assen und tranken nach Herzenslust; gegen Ende des Mahles vermochte der alte Stefano die Frage an die Anwesenden nicht zu unterdrücken, was für das Volk förderlicher sei, ein verschwenderischer oder ein sparsamer Herrscher? Ansicht stand gegen Ansicht, da packte Stefano den Zipfel des kost-

baren Mantels, den der Tribun trug und sagte laut und schneidend, für Rienzi, der christliche Demut heuchle, wäre der aschgraue Rock der franziskanischen Tertiarier angemessener als dieser üppige Damast. Der Tribun wurde blass vor Zorn, rief seine Wache und liess Stefano in den Gerichtssaal und die übrigen Barone in die kapitolinischen Keller werfen.

Stefano protestierte entrüstet, glaubte aber nicht, dass man wagen würde, ihn anzutasten. Als er in den Gerichtssaal eingesperrt wurde, wo es nicht einmal eine Lagerstätte gab, gebärdete er sich wie ein gefangener Löwe, stiess mit den Fäusten gegen Türen und Mauern und befahl der Wache, ihm seine Freiheit wiederzugeben.

Gleichzeitig hatte Rienzi unter den verschiedensten Vorwänden die Barone, die nicht zum Bankett geladen waren, nach Rom gelockt. Bei ihrer Ankunft liess er sie wie gemeine Verbrecher ins Gefängnis werfen. So wurden Pietro di Agapito und Giovanni Colonna überwältigt. Den letzteren hatte er kürzlich zum Befehlshaber einer Armee gegen die Gaetani ernannt. Abgesehen von den Colonna waren die Orsini in den Händen des Tribuns: Giordano del Monte, Rainaldo de Marino und Bertoldo der Graf zu Vicovaro. Nur Stefano Colonna der Jüngere, Luca Savello und Giordano de Marino waren, den Verrat ahnend, nicht nach Rom gekommen.

Am Morgen nach dem Bankett berief Rienzi die ihm ergebenen römischen Bürger, er meldete ihnen den Anschlag der Barone, die ihm nach dem Leben getrachtet hatten und sagte, allein der Tod der Verbrecher scheine ihm den Frieden im Reich zu sichern. Die Versammelten nahmen dies Urteil mit Beifall auf, und alsbald verkündete die Kapitolsglocke der Stadt und den Gefangenen, dass das blutige Urteil vollstreckt werden sollte. Der Tribun, der es liebte, durch Pracht auf die Phantasie des Volkes zu wirken, liess die Wände des Saales mit weisser und roter Seide wie zu einem Fest bespannen, in der Mitte wurde der Block aufgestellt, auf den dem Alter nach die Colonna, Orsini und Savelli hingerichtet werden sollten. Franziskaner versuchten die Gefangenen auf den Tod vorzubereiten. Stefano Colonna weigerte die Beichte, da er sein Haus nicht bestellt habe und nicht zu sterben bereit sei.

Um neun Uhr morgens wurden die Türen des festlich geschmückten Saales geöffnet. Das Volk drängte sich, erfüllt von Furcht und Neugier, um das Urteil zu hören, das die Kraft des Adels brechen sollte. Rienzi trug den kostbaren Mantel, über den Stefano Colonna gespottet hatte; zur Überraschung der Versammelten hielt er eine Ansprache, der er

den Text „Und vergib uns unsere Sünden, denn auch wir vergeben allen, die uns schuldig sind" zugrunde gelegt hatte. Er forderte die Bürger auf, den Baronen zu verzeihen, da sie sich bessern und in Zukunft gemeinsam mit ihnen für das Wohl der Republik arbeiten würden. Dann unterbrach er seine Ansprache und liess die Gefangenen in den Saal rufen. Bei dem dem Volke wohlbekannten traurigen Schall der Trompeten, die immer erklangen, wenn die zu Tode Verurteilten die Richtstätte betraten, erschienen die Barone in Schwarz, der Zeichen ihrer Würde beraubt. Mit finsterem Blick betrachteten sie die Versammlung. Als sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte und Stille eingetreten war, erklärte ihnen der Tribun in seinem Namen und im Namen des Volkes, dass ihnen alles, was sie gegen die Republik im Schilde geführt hatten, verziehen sei. Er erwarte, dass er seinen Edelmut und diesen ungewöhnlichen Beweis seines Vertrauens nicht würde zu bereuen haben. Ja noch mehr, die Vergangenheit, die trennend zwischen Adel und Volk stand, sei ausgelöscht, deshalb übertrage er seinen ehemaligen Feinden die wichtigsten Ämter in der Stadt, er ernannte Stefano Colonna, Bertoldo, Orso und Arnoldo Orsini zu Konsuln und verlieh ihnen wie Giordano Orsini die Patrizierwürde. Cola Orsini wurden die Truppen anvertraut, und die übrigen Adligen bekamen Stellungen beim Heer in der Campagna und in Toskana. Um dem feierlichen Frieden auch einen sichtbaren äusseren Beweis zu geben, schenkte er jedem der Gefangenen einen geweihten Ring, einen kostbaren Pelzmantel und eine goldgestickte Fahne, dann mussten sie der Kirche, dem römischen Volk und seinen Führern Treue schwören. Den Friedensakt beschloss ein Festmahl, darauf zog Rienzi von seinen neuen Freunden umgeben zu Pferde durch die Stadt.

Der unerwartete, überraschende Wechsel im Vorgehen des Tribuns war nicht auf eine edle Regung zurückzuführen, er hatte seine tieferen politischen Gründe. Schon bei Morgengrauen waren einige einflussreiche römische Bürger bei ihm gewesen, um ihm zu melden, die Gefangennahme der Ritter habe dem Volk einen sehr schlechten Eindruck gemacht. Ja noch mehr, das Ausrotten des römischen Adels würde am päpstlichen Hof in Avignon feindselige Intrigen gegen den Tribun zur Folge haben. Dem römischen Volk gelten die Ritter, trotz der gelegentlichen Übergriffe der Colonna und Orsini, als Ruhm und Zierde der Stadt; der Glanz ihres zahlreichen Gefolges, ihre Tapferkeit, ihr Reichtum umgebe sie in den Augen aller mit einer gewissen Glorie, die zu

zerstören gefährlich sei. Rienzi, dessen Stärke auf der Sympathie des Volkes ruhte, begriff, dass die Bluttat seine Stellung erschüttern könne, indem die Menge ihren Hass gegen ihn wenden würde. Er beschloss sich grossmütig zu zeigen, um durch seine unerwartete Milde das Volk ganz für sich einzunehmen. Es gehörte zu den Eigenheiten des Tribuns, das Volk durch Theatralik zu blenden, leicht liess er sich zu einer Tat überreden, die ihn in der öffentlichen Meinung erhöhte und ihm den Beinamen des „Sanften", „Gütigen" eintrug. Tieferblickende Politiker, die mit der Rachsucht des Adels rechneten, hielten das Vorgehen des Tribuns für einen verhängnisvollen Fehler, der die traurigsten Folgen nach sich ziehen würde.

Die Ritterschaft traute dem Tribun nicht, erfahrene Männer wie Stefano Colonna begriffen, dass der Grund für Rienzis plötzliche Milde in seiner Furcht vor dem Papst und dem römischen Volk zu suchen sei. Da sie voraussahen, dass der Tribun die erste Gelegenheit ergreifen würde, um sie wieder ihrer Freiheit zu berauben, verlangten sie eine feierliche Bestätigung des zwischen ihnen und Rienzi geschlossenen Friedens. Der Tribun, dem jeder feierliche Akt eine willkommene Gelegenheit war, seine Macht zu entfalten, war gern dazu bereit. Er selbst bestimmte das Programm des Festaktes, der einen religiösen Anstrich haben sollte. In der kapitolinischen Kirche Ara Coeli wohnten die Barone einer feierlichen Messe bei, nach der Beichte sprach der Priester Salomos Gebet: Herr erhöre das Flehen deines Dieners. Als er zu den Worten kam „Gott, du rächst den Gerechten und strafst den Sünder" berührte er jeden der Knienden, unter denen auch der Tribun war, dann segnete er sie und gab ihnen das Abendmahl. Abermals mussten die Barone der römischen Republik den Treuschwur leisten, darauf fand eine grosse Prozession statt, um die Mutter Gottes um ihren Segen bei diesem Bündnis von Adel und Volk zu bitten. Die Prozession, an der fast der gesamte römische Klerus und eine ungeheuere Menge Volkes teilnahm, bewegte sich vom Lateran über S. Maria Maggiore nach S. Peter und stimmte zuletzt die Hymne an: „Te Deum laudamus".

VI.

Die Ritter hatten nicht im entferntesten die Absicht, diesen solennen Vertrag einzuhalten. Während man in Rom Friedenshymnen anstimmte, suchte der Kardinal Giovanni Colonna in Avignon bereits Kle-

mens VI. und das gesamte Kardinalskollegium gegen den Tribun einzunehmen. Der Kardinal nährte auch einen persönlichen Groll gegen Rienzi, er hatte mehrere Schlösser und Güter im Umkreis des päpstlichen Dominiums erworben und seine Untertanen hatten, seinem Schutz vertrauend, sich wie Strassenräuber gebärdet. Rienzi, der diesem Unwesen in der Nähe Roms ein Ende machen wollte, erklärte, die Güter des Kardinals würden dem römischen Volk und dem römischen Gesetz unterstehen. Der Kardinal schäumte vor Empörung, er befahl, Rienzi auf seinen Gütern wie einen Räuber und Ketzer zu behandeln, der es wage, Kirchengut mit Beschlag zu belegen. Der Tribun blieb die Antwort nicht schuldig. Seiner Gewohnheit gemäss berief er am Michaelstag das Volk zu einer feierlichen Versammlung vor der Kirche des Kardinals Sant' Angelo in Peschiera und betete laut, von einer lauschenden Menge umgeben: Gott möge sich des Armes des Engels Michael bedienen, um den Kardinal zu bestrafen, der, seinen habgierigen Verwandten zuliebe, ihn, den Beschützer des Volkes, verfolge.

Sonderbarerweise war Petrarca, der den Colonna soviel Dank schuldete, der einzige, der in Avignon Rienzis Partei ergriff. Aber Petrarca war kein Politiker, er folgte stets dem Impuls seines Herzens, Rienzis Auftreten wirkte zündend auf seine Phantasie und machte ihn alles vergessen, was ihn an die Colonna fesselte. Er glaubte an die reinen Absichten des Tribuns, hielt Rienzi für den von der Vorsehung Gesandten, der Roms alte Herrlichkeit wiederherstellen sollte. Damals schrieb er seine berühmte Kanzone „Spirito gentile" zu Ehren des römischen Tribuns, er wendet sich gegen die römischen Ritter, die Roms Zerfall verursacht haben und feiert Rienzi als den Volksbefreier:

Orsi, lupi, leoni, aquile e serpi
Ad una gran marmorea colonna
Fanno noia sovente, ed a se danno . . .

Aber niemand achtete der Stimme des Dichters in Avignon; die dem Tribun feindliche Strömung überwog am päpstlichen Hof, und Klemens VI. schickte den Kardinal Bertrand, einen Franzosen, der mit den römischen Zuständen gut vertraut war, nach Italien, damit er im Einverständnis mit den Baronen die Rechte der Kirche gegen Rienzi wahre, da er der Kurie ihr gesamtes Patrimonium nehmen und es dem römischen Volk übertragen wollte.

Die Führer der Adelspartei waren über die ihnen günstige Stimmung



PAOLO UCCELLO
Schlacht vor den Toren Roms
Turin, Pinakothek

in Avignon unterrichtet; da sie den Versprechungen des Tribuns nicht trauten und sich durch ihre eigenen Schwüre nicht gebunden hielten, rüsteten sie zum Kampf, um gemeinsam Rienzis Kraft zu brechen. Kriegssammelpunkte waren Palestrina, die Stadt der Colonna und Marino, das damals den Brüdern Giordano und Rainaldo Orsini gehörte. Stefano Colonna sammelte ein Heer und Lebensmittel in seinem neuerbauten Schlösschen und war in stetem Einvernehmen mit dem päpstlichen Legaten Bertrand, den Orsini und Gaetani. Von den Gaetani ging der erste Angriff aus, sie fielen ins römische Landgebiet ein, plünderten, brandschatzten und nahmen Rienzis Anhänger gefangen. Den Gaetani folgten die Orsini, sie beunruhigten die Umgegend, drangen bis vor Roms Mauern, zerstörten die Weinberge und bedrängten das Volk, das unter Rienzis Schutz stand. Der Tribun schickte einen berittenen Boten zu Giordano Orsini und forderte ihn auf, diesem Treiben zu steuern, aber Giordano liess den Diener durchprügeln und seine Faust lastete noch schwerer auf Rom. Da entbot Rienzi Giordano, zu Fuss nach Rom zu kommen, um sich vor dem Tribunal zu verantworten, sonst habe er das Gesetz in seiner ganzen Strenge zu gewärtigen. Stets auf theatralische Effekte bedacht, liess der Tribun die Rebellen mit abgeschlagenen Köpfen auf die Mauern des Kapitols malen. Den Baronen machte diese Drohung keinen Eindruck, sie rüsteten zum Entscheidungskampf und da sie Rienzis Macht brechen wollten, raubten sie, was ihnen unter die Finger geriet. Besonders die Orsini, grausam wie immer, verwüsteten die nördlich von Rom bis nach Bracciano gelegenen Ortschaften mit Feuer und Schwert. Als Rainaldo Orsini auf einen Turm stiess, in dem nur eine alte Frau geblieben war, liess er die Feste zusammen mit der Greisin, die nicht zu fliehen vermochte, niederbrennen. Allgemein war die Empörung in Rom über das Vorgehen der Barone, und Rienzi nahm die Gelegenheit wahr, um einen Vorstoss gegen Marino, die Hauptburg der Orsini, zu wagen. Bertrand, der päpstliche Legat dagegen, wiegelte die Bevölkerung gegen den Tribun auf; Rienzi, fürchtend, während seiner Abwesenheit könne es zur offenen Revolte unter Mithilfe der Colonna kommen, gab die Belagerung von Marino auf und liess zwei Hunde ins Wasser werfen, mit den Worten, Giordano und Rainoldo Orsini würde er ein gleiches Los bereiten. An der Spitze seines Heeres zog er in Rom ein, um die Stadt zu schützen.

Es galt zum letztenmal den Baronen und Rom selbst die Stirn zu

bieten. Am 16. November rückten die Colonna aus Palestrina aus, an der Spitze von siebenhundert Berittenen und einer grossen Menge Fussvolks. Rienzi berief die schwankende römische Bevölkerung. Um ihren Mut anzufachen, erzählte er, der heilige Martin, der selbst der Sohn eines Tribuns war, sei ihm im Traum erschienen und habe ihm prophezeit, er würde Gottes Feinde in den Staub treten. Da das Volk diese Prophezeiung ungläubig hinnahm, verbreitete er die Nachricht, der Papst Bonifacius habe sich ihm im Traum gezeigt und ihm den Untergang der Colonna offenbart, sie würden vom Erdboden vertilgt werden, da sie die Majestät der Kirche zu Anagni beleidigt hätten. Rienzi erfuhr, dass die Colonna am 19. November fünf Meilen vor den Toren Roms standen, bei einem alten Monument, das man den Sarkophag der heiligen Helena nannte. Er erklärte dem Volk, dies Monument würde der Grabhügel der Colonna werden. Seine Worte hatten soviel Überzeugungskraft, dass das Volk des Sieges sicher war. Unter den Heerführern des Tribuns waren zwei Orsini; Cola und Giordano del Monte, erbitterte Feinde der Colonna. Gegen die Interessen ihres Geschlechtes hatten sie sich Rienzi angeschlossen, um Rache an ihren persönlichen Feinden zu nehmen. In der Nacht des 20. November rückten die Colonna gegen Rom vor, der Angriff sollte von der Basilika S. Lorenzo fuori le mura erfolgen. Nach mehrtägigem Regen war es empfindlich kalt, der Weg war aufgeweicht, die Pferde sanken ein und die Ritter vermochten sich in ihren schweren Rüstungen kaum zu bewegen. Der alte Stefano war schwer am Fieber erkrankt und konnte sich kaum auf seinem Pferde halten; krank war auch Pietro di Agapito, im Traum hatte er seine Gattin, Francesca di Ceccano, im Witwenschleier, verzweifelt an seiner Bahre kniend, gesehen. In unmittelbarster Nähe Roms ward noch einmal Rat gepflogen, ob es nicht richtiger sei, umzukehren, besonders, da die Kapitolsglocke verkündete, die Römer seien von ihrem Nahen unterrichtet und zum Kampf bereit. Aber die Stimmen der jüngeren Führer, den Sturm zu wagen, überwogen. Giovanni Colonna, Giordano di Marino, Cola Buccio, Sciaretta Colonna und der jüngere Stefano Colonna, der das Oberkommando hatte, fanden es ihrer unwürdig, vor den Mauern Roms, ohne den Versuch einer Schlacht umzukehren, dazu hatte Stefano die Wache des Tores von S. Lorenzo erkauft und glaubte durch Verrat in die Stadt gelangen zu können. Er gab seinem Pferd die Sporen, erschien nur von einem Gefährten begleitet vor dem Tor und rief den Wächter beim Namen, doch der war fort, und an seiner Stelle war

der Soldat Paolo Buffa, der sich weigerte, das Tor zu öffnen. Aus Angst, sie könnten ihm die Schlüssel entreissen, warf er sie über die Mauer, mitten in die Stadt, wo sie in eine Pfütze fielen.

Als die Ritter erkannten, dass die Stadt durch Verrat nicht zu nehmen sei und ein Sturm auf das Tor zu gefährlich schien, beschlossen sie ihre Ehre zu retten und in Schlachtordnung, mit fliegenden Fahnen, bei Trompetenklang vor Roms Mauern vorbeizudefilieren. Seit alters her galt dies in Italien als der grösste Schimpf, den man dem eingeschlossenen Feind antun konnte, als Beweis, dass man ihn für zu feige halte, um sich mit den Belagerern zu messen. Das Heer der Colonna wurde in drei Trupps geteilt; die Fusssoldaten gingen unter Petruccio Frangipani in zwei Abteilungen voran, und die Trompeter versuchten die Bürger durch die höhnischen Klänge eines weitschallenden Kriegsmarsches bis zum Äussersten zu reizen. Es tagte, die Römer konnten den heranziehenden dritten Trupp, der nur aus Rittern bestand, erkennen. An der Spitze befanden sich acht Barone, darunter Giovanni Colonna, einer der Anführer. Das Volk vermochte diesen Schimpf nicht zu ertragen, da der Torschlüssel nicht aufzufinden war, packte man Äxte und Hebestangen und bald gaben die Ketten nach. Giovanni kam in diesem Augenblicke vorbei, in der Annahme, seine Freunde hätten das Tor gesprengt, um den Rittern den Zugang zur Stadt zu ermöglichen, jagte er mit kühnem Satz in die Stadt hinein. Er glaubte, dass ihm die Ritter folgen, dieser Annahme waren auch die Römer; als sie aber entdeckten, dass Colonna von seinen Freunden abgeschnitten sei, überfielen sie ihn mit wildem Geheul, sein Pferd scheute, fiel in den Graben, überschlug sich und riss den Reiter mit. Colonna lag überwältigt in seiner Rüstung da, das Volk stürzte sich über den Wehrlosen. Den ersten Schlag führte Fonneraglia di Trajo, dann folgte eine wildgewordene Menge. Sein Körper und sein Gesicht waren eine blutende Wunde, niemand hätte in diesem furchtbaren, formlosen, blutigen, kotbespritzten Etwas einen blühenden, jungen Ritter erkannt, der sich so kühn in die Stadt gestürzt hatte. Als Giovannis Vater, Stefano Colonna, den Sohn vermisste und das wilde Geschrei hörte, stürzte er zum Tor. Bei dem furchtbaren Anblick, der ihm ward, wollte er sein Pferd wenden, da traf ihn ein Stein, der Pferd und Reiter zu Fall brachte. Stefano richtete sich wieder auf, versuchte sich zu wehren, aber er brach unter einem Steinhagel zusammen und verschied wie sein Sohn an der Mauer der Stadt. Maria und die

Heiligen, deren Bilder die Mauer schmückten, hatten sich seiner nicht erbarmt.

Das Volk, berauscht von diesem leichten Sieg, warf sich auf die bestürzten Ritter, die im ersten Augenblick kaum wussten, wie ihnen geschehen war. Ein wütender Kampf begann.

Auch Rienzi erschien auf dem Schlachtfeld, an der Spitze seiner Soldaten. Der Sieg schien sich dem Adel zuzuneigen. Zwei Barone erkannten Rienzi, der von nur wenigen Soldaten umgeben war, sie warfen sich auf ihn, schon war die vor ihm getragene Fahne zerrissen und er schwebte einen Augenblick in grosser Gefahr; pathetisch, wie immer, soll er gerufen haben: „Gott, hast du mich ganz verlassen?" Aber noch stand er unter dem Schutz der Vorsehung; die Ritter in ihren schweren Rüstungen konnten sich, von allen Seiten bedrängt, nicht verteidigen, ihre Pferde wurden wild und aus der Stadt kamen immer neue bewaffnete Gegner. Unter dem Adel entstand eine völlige Verwirrung, das Volk und Rienzis Soldaten warfen sich über die Kopflosen und mordeten die verhassten Barone. Die Blüte des römischen Adels lag niedergemäht auf der Strasse und in den Gräben vor Lorenzo. Gefallen waren: Stefano und Giovanni Colonna, Pietro di Agapito Colonna, Pietro Colonna, Buccio Galigalli, Petruccio Frangipani, Cola Ballo di Cavi, Rodolfo di Palestrina, Carolo Melli, Giordano de Arturiani, Cola di Tartaro, Polo di Libano. Ausser ihnen waren achtzig Barone getötet, und die Zahl der Verwundeten war gross, die Macht der Geschlechter der Campagna und der Albaner Berge schien für alle Zeiten gebrochen.

Um drei Uhr nachmittags war die Schlacht beendet. Rienzi liess in die silbernen Hörner stossen, setzte die Tribunskrone auf und begab sich im Triumph an der Spitze des siegreichen Heeres in die Kapitolskirche. Vor dem wundertätigen Madonnenbild legte er Krone und Feldherrnstab nieder, während die Geistlichkeit Salomos Hymne anstimmte: „Dir gebührt der Ruhm, Allmächtiger." Zum Beweis seiner Demut vor Gott, dem er diesen glänzenden Sieg dankte, und vielleicht auch aus Rücksicht auf den Papst hat er die Krone nie wieder aufgesetzt, sie sollte in Ara Coeli bleiben. Nur das blutige Schwert zog er aus der Scheide, trocknete es an seinen Kleidern und wies es dem Volk mit den Worten: „Du hast dem mächtigen Haupt ein Ohr abgeschlagen, weder dem Papst noch dem Kaiser ist je Ähnliches gelungen." So schloss der für den römischen Adel verhängnisvolle Tag.

Am nächsten Tage wurde dem Tribun gemeldet, die treuen Diener

der Colonna hätten Stefanos, Giovannis und Pietro di Agapitos Leichen in der Kirche S. Maria degli Frati aufgebahrt und mit goldgewirkten Mänteln zugedeckt. Dort hätten sich die Verwandten und Freunde des Geschlechts versammelt, um den Ermordeten die letzte Ehre zu erweisen, und die Frauen stimmten der Sitte gemäss Klagelieder an. Rienzi, der rachsüchtig und wild war, geriet in furchtbaren Zorn, er liess die Frommen aus der Kirche verjagen und befahl den Frauen, mit ihrem Klagegeschrei aufzuhören, sonst würde er die verfluchten drei Körper ins Massengrab werfen lassen, denn die Colonna seien stets wortbrüchige Verräter gewesen und verdienten kein ehrliches Begräbnis. Die Versammelten gingen auseinander, nachts brachten die Freunde der Colonna die drei Leichen in die Kirche S. Silvestro, die vom Kardinal Giacomo Colonna gestiftet war, und begruben sie dort heimlich.

Den leichten Sieg beschloss Rienzi mit einer widerwärtig empörenden Feier. Am dritten Tag, begleitet von seinem schon erwachsenen Sohn Lorenzo, ging er an der Spitze seiner Leibgarde vors Tor S. Lorenzo, wo der Kampf getobt hatte. Vor einer Pfütze, die rot von Giovanni Colonnas Blut war, hiess er den Sohn niederknien, schöpfte aus diesem schmutzigen Quell, goss Blut und Staub über das Haupt des Jünglings und schlug ihn zum „Ritter des Sieges". Dieser Vorgang hat auch den dem Tribun freundlich gesinnten Adel empört, und viele Ritter traten aus seinem Dienst.

Rienzi sonnte sich in seinem Erfolg und schrieb an seinen Freund Rainaldo Orsini: „Sechs Colonna sind gefallen, übrig bleibt nur Stefano, der gebrochene Greis, der kaum noch zu den Lebenden zählt." Aber der Alte war lebendiger als Rienzi geglaubt hatte. Bei der Meldung, dass sein Geschlecht fast vertilgt sei, neigte er den Kopf und sagte: „Der Wille des Höchsten geschehe, lieber tot als unter dem Joch dieses Bauern." Und der Alte versuchte aufs neue, die zerstreuten Ritter zum Kampf zu sammeln.

Petrarca, der den römischen Tribun laut gepriesen hatte, beweinte jetzt in seinem Sonett „Heu miserando senex" das Schicksal des alten Colonna. Der fast Hundertjährige habe fünf Brüder, sieben Söhne und viele Enkel und Neffen verloren und doch stünde er aufrecht, ungebrochen wie eine marmorne Säule. „Quem non tantarum Columnarum ruina prosterneret? Mansisti inconcussus", sagt der Dichter.

Rienzi spielte sich als Cäsar auf, anstatt seinen Sieg zu nützen, Marino und Palestrina zu besetzen. In seinem Grössenwahn hielt er sich

für unüberwindlich, und ein böser Traum, der ihn hätte zur Besinnung bringen können, lähmte nur seine einstige Energie. Ihm träumte, eine Lerche sitze zwölf Nächte lang auf dem Dach seines Palastes und störe ihn im Schlaf. Eigensinnig behauptete sie ihren Platz, alle Versuche der Diener sich des Störenfriedes zu erwehren, waren vergebens. Der Tribun hielt diesen Traum für den Vorboten eines Unglücks und zitterte vor der Zukunft. Seine Ahnung hat ihn nicht betrogen, sein Stern erlosch allmählich. Die Ritter, die zu einem offenen Kampf nicht mehr stark genug waren, beschlossen die römische Bevölkerung durch Streifzüge zu belästigen, die Zufuhr von Getreide und Lebensmitteln abzuschneiden, um auf diese Weise die Regierung zu schwächen. Die Katastrophe vor Rom hatten Giordano Orsini, Luca Savello und Sciarra Colonna überlebt, sie inszenierten jene Überfälle, die eine Hungersnot in der Stadt zur Folge hatten. Die Preise der Lebensmittel stiegen immer höher. Das Volk wurde rebellisch, der Papst wandte sich durch seinen Gesandten gegen den Tribun, so dass dessen Macht, die fast nur auf seiner Popularität beruhte, schnell sank.

Im Einverständnis mit den Colonna machte der päpstliche Gesandte einen sehr geschickten Abenteurer ausfindig, Giovanni Pipin, der sich den Titel eines Grafen und Palatins von Albannera zulegte. Kraft dieses Namens trieb er im päpstlichen Landgebiet fünfhundert Bewaffnete auf, die zu jeder Tat bereit waren. Der Tribun zitierte ihn vor sein Gericht aufs Kapitol, damit er sich wegen seiner mannigfachen Raubanfälle in der Nähe Roms verantworte. Pipin erschien, aber in Begleitung jener fünfhundert Berittenen, er ging nicht aufs Kapitol, sondern direkt in das Stadtviertel, das den Colonna gehörte, dort begann er Palisaden zu errichten und Mauern und Türme zu verstärken. Rienzi fühlte sich nicht mehr sicher genug, um sofort einen Überfall zu wagen, seine Unruhe stieg, als man am 14. Dezember am Tor der Kirche S. Angelo einen Aufruf las, in dem ein Unbekannter die Freunde Luca Savellis aufforderte, im Laufe von vier Tagen zu ihm zu stossen. Die Absicht dieser Aufforderung war klar, es galt, die Anhänger des Adels zum Kampf gegen den Tribun zusammenzuschliessen. Rienzi liess das revolutionäre Plakat zerreissen und richtete eine amtliche Aufforderung an Savelli, sich im Laufe dreier Tage vor ihm zu stellen, im Weigerungsfalle wurde ihm eine schwere Strafe angedroht. Die Barone liessen nicht lange auf eine Antwort warten: Pipin und die in Rom verbliebenen Colonna verschanzten sich in ihrem Stadtteil und liessen die Glocken

von S. Paolo spielen, wohl um den Mitverschworenen ein Zeichen zu geben. Erschrocken begab sich Rienzi aufs Kapitol und erliess den Befehl, das Volk durch die Glocken von S. Angelo zusammenzurufen. In der allgemeinen Verwirrung fehlte der Glöckner; ein Jude wurde auf den Turm geschickt. Die ganze Nacht und den ganzen folgenden Tag läuteten Rienzis und des Adels Glocken, das ausgehungerte Volk wusste nicht, was es in seiner Angst beginnen sollte. Rienzi befahl einer Abteilung Söldner unter dem Condottiere Scarpetta einen Angriff auf die Palisaden der Colonna; beim ersten Zusammenstoss brach Scarpetta schwerverwundet zusammen, und die Soldaten begannen, da sie den Führer vermissten, zu fliehen. Da durchzogen die Anhänger des Adels die Stadt mit dem Rufe: „Es leben die Colonna, Tod dem Tribun" und das Volk machte wie immer gemeinsame Sache mit jenen, die es im ersten Augenblicke mitgerissen hatten.

Rienzi suchte mit einem kleinen Häufchen Getreuer Schutz auf dem Kapitol. Er klagte, weinte, schwor, immer nur das Beste des Volkes gewollt zu haben, und als er sah, dass es kein Halten mehr gab, legte er zum letztenmal seinen Purpurmantel an, bestieg sein Pferd, liess das Zeichen der römischen Cäsaren vorantragen und begab sich, von seinen Getreuen begleitet, beim Klange silberner Hörner in die Engelsburg, um die Orsini um ihren Schutz zu bitten.

VII.

In der Stadt herrschte völlige Anarchie, die Barone hatten weder Kraft noch Mut genug, die Zügel der Regierung zu ergreifen. Sie fürchteten die Revolution. Aber noch war der alte Stefano am Leben; er scharte wehrhafte Männer um sich und ritt an ihrer Spitze, sich die allgemeine Unruhe zunutze machend, nach Rom. Er begab sich direkt aufs Kapitol, setzte eine neue Regierung ein, bestätigte Rienzis Einrichtungen, soweit sie sich auf das Aufrechterhalten der öffentlichen Ordnung bezogen und liess alle Gesetze des Tribuns, die er für vorteilhaft hielt, zu Recht bestehen. Stefano gab einen deutlichen Beweis seiner politischen Einsicht und Mässigung, er erklärte, die Ritter würden das ihnen vom römischen Volk zugefügte Unrecht vergessen und überwand seine persönlichen Empfindungen soweit, dass er den Schwiegervater des ehemaligen Tribuns öffentlich umarmte und ihm versprach, seine in Rom verbliebene Familie in seinen besonderen Schutz zu neh-

men. Auf dem Kapitol sorgte Stefano sofort für Ordnung, der römische Pöbel hatte zu plündern begonnen und die kostbaren Kleider und Schmucksachen fortgeschleppt, deren Rienzi für seine Umzüge bedurfte.

Als Rienzi sah, dass das Volk sich von ihm abwandte und es fürs erste keine Hoffnung gab, wieder zur Macht zu gelangen, floh er nach Neapel zu seinem Freunde, dem König Ludwig von Ungarn. Doch fand er dort keine Hilfe, der Papst hatte den Tribun in Bann getan und ihn der Ketzerei bezichtigt, so war Rienzi ein unbequemer Gast geworden. In Neapel in Stich gelassen, kam er in die Nähe Roms zurück und hielt sich heimlich bei seinen Freunden auf, im Glauben, der Augenblick seiner Rückkehr aufs Kapitol sei nicht fern. Aber es gab nur Enttäuschungen, er wollte daher den Einfall des bekannten Condottiere, Werner von Urslingen, ins päpstliche Gebiet benützen, um sich mit seiner Horde in Rom einzuschleichen. Aber Urslingen genügten blosse Versprechungen auf grossen Gewinn nicht, er verlangte Bargeld für seine Hilfe. Das konnte Rienzi nicht auftreiben; gebrochen durch seine Misserfolge und in Furcht vor dem päpstlichen Legaten floh der einstige Tribun in die Abruzzen, wo die Fratricelli in der Einsamkeit hausten, jene Franziskaner strengster Observanz, die die Päpste als unbotmässige Ketzer ausgeschlossen hatten. Die Fratricelli lebten in Armut wie einst der heilige Franz von Assisi, sie anerkannten jene Franziskaner nicht als Brüder, die in stolzen Klöstern ein fröhliches Dasein fristeten und ein grosses Vermögen zusammenscharrten. Auch unterschieden sie sich in vielen religiösen Grundsätzen voneinander. Johann XXII. hatte sie aufgefordert, sich der römischen Kurie zu fügen, indem er ihnen vorstellte, Armut und Reinheit der Sitten wären zwar lobenswert, aber höher als diese Tugenden stünde der dem Papst schuldige Gehorsam. Der aus der Kirche ausgestossene Rienzi fand bei den verstossenen Franziskanern eine Zufluchtsstätte, er legte den Purpur ab, verheimlichte seinen eigentlichen Namen, trug einen grauen Tuchrock, und da er als verheirateter Mann nicht Mönch werden konnte, trat er in den Orden der Tertiarier ein. Bei den Fratricelli auf dem Monte Majella fand er eine Zufluchtsstätte, dort, wo vor ihm Michaele di Monte Angelo gelebt hatte. Er nährte sich von erbetteltem Brot, kasteite seinen Körper und stand nachts auf, um zu beten. Die Brüder waren arm, sie durften Silber nicht einmal berühren, da darauf vielleicht ein Fluch ruhe. Die Kirchenväter haben uns nicht mit Bestimmtheit überliefert, ob Christus seinen bescheidenen Geldbeutel Petrus oder Judas anvertraut hat, wenn dem

letzteren, so wäre es nur ein Beweis mehr, wie sehr der Erlöser irdischen Besitz verachtet hat. Da die Fratricelli keine Sicherheit hatten, haben sie auf jeden Besitz verzichtet, und sich von den Abfällen, mit denen Mitleidige ihren Sack füllten, ernährt.

Rienzi hat sich den Regeln der Mönche gefügt, aber sein Stolz blieb ungebrochen; seine früheren Lorbeeren liessen ihn nicht ruhen, da er an seine höhere Aufgabe glaubte und sich einen „Ritter des heiligen Geistes" nannte, fand er bald einen Anlass um das Kloster zu verlassen. Er erzählte, vom Berge „di Cielo" sei ein in der ganzen Gegend verehrter Einsiedler zu ihm gekommen und habe ihm Vorwürfe gemacht, weil er sich zulange mit dem Heil der eigenen Seele beschäftige, während es seine Bestimmung sei, für das Wohl der Menschheit zu wirken. Eine Welterneuerung täte not, nach schweren Kämpfen, um die Sünden des unwürdigen Klerus reinzuwaschen, würde allgemeiner Friede herrschen. Er solle sich zu Karl IV. begeben und beim Werk der Wiedergeburt der Menschheit helfen, mit dem der Schöpfer den römischen Kaiser betraut habe. Rienzi verliess die Fratricelli, begab sich nach Prag an Karls IV. Hof, stellte dem Kaiser seine Aufgabe vor und verlangte nachdrücklich, dass Karl zusammen mit ihm nach Italien gehe, in Rom, der Hauptstadt der Welt, König über die Könige werde, Mittler zwischen den Völkern, Richter der Nationen. Rienzi nährte Dantes Traum. Karl IV. stand zu stark unter Klemens VI. Einfluss, um etwas zu unternehmen, das gegen den Willen der Kirche war, auch glaubte er den Träumen des ehemaligen Tribuns nicht. Anstatt sich seine angebliche Popularität zunutze zu machen und zusammen mit ihm dem römischen Volk eine neue Ära zu verkünden, liess er Rienzi als eine der Kirche gefährliche Persönlichkeit ins Gefängnis werfen und hat ihn nach längeren Verhandlungen sogar dem Papst ausgeliefert und nach Avignon geschickt. Klemens VI. hat Rienzi als einem Ketzer, der nach der päpstlichen Macht gestrebt hat, einen Prozess gemacht und die Kardinäle haben den Abenteurer zu Tode verurteilt. Glücklicherweise starb Klemens VI. plötzlich am 6. Dezember 1352, und der neue Papst Innocenz VI., der in mancher Beziehung die Ansichten des Tribuns über die Reform der Kirche und die römische Herrschaft teilte, hob das Urteil auf und gab Rienzi seine Freiheit wieder.

Während Rienzis Aufenthalt in Prag war der alte Stefano Colonna gestorben, er hat seinem Feind das Ausrotten so vieler Adelsgeschlechter verziehen. Nach Stefanos Tod herrschte in Rom absolute Anarchie. Die

Colonna und Orsini bekämpften sich gegenseitig, in den Strassen der Stadt war man seines Lebens nicht sicher, und Innocenz VI. musste einen ausserordentlichen Gesandten nach Rom schicken, den Kardinal Albornoz, einen der streitbarsten Kirchenfürsten im XIV. Jahrhundert, damit er der päpstlichen Herrschaft wieder Geltung verschaffe.

Der freigewordene Rienzi ging nach Italien zurück. Auf verschiedene Weise versuchte er sich Roms zu bemächtigen, bis er im berühmten Condottiere Montreal einen Freund fand. Montreal lieh ihm einige tausend Dukaten und versprach, ihn auch in der Folge zu unterstützen. Der beglückte Rienzi begab sich in einem goldgestickten, mit kostbarem Pelz besetzten Scharlachmantel mit Schwert und goldenen Sporen zu Albornoz, um sich für seine künftigen Unternehmen die Zustimmung des Papstes zu sichern. Albornoz, der mit dem römischen Adel und besonders mit Stefano Colonna dem Jüngeren nicht fertig werden konnte, beschloss, sich Rienzis zu bedienen, um in Rom Ordnung zu schaffen, und ernannte ihn gewissermassen versuchsweise zum römischen Senator. Da soll Rienzi ausser sich vor Freude sich wie ein Pfau gebläht haben, er trat von einem Fuss auf den andern und sah sich um, als wenn er sagen wollte: „Seht her, ich bin römischer Tribun und päpstlicher Senator." Für Montreals Geld mietete er deutsche Söldner und bezog das Kapitol.

Die römische Bevölkerung, die soviel Enttäuschungen und Niederlagen erlitten hatte, empfing ihren ehemaligen Tribun mit Begeisterung und errichtete ihm Ehrenpforten, aber sie überzeugte sich bald, dass Rienzi, der jetzt mit Nebukadnezar verglichen wurde, sich in den sieben Wanderjahren sehr verändert hatte. Er war fett und schwerfällig geworden, konnte sich kaum bewegen, hatte ein rotes, aufgedunsenes Gesicht und einen brutalen Ausdruck bekommen, seine Augen waren beim geringsten Widerspruch blutunterlaufen, und im Zorn ähnelte er einem wilden Tier. Sein langer grauer Bart verstärkte den grimmigen Eindruck.

Im Gefängnis hatte er das Trinken gelernt und auch jetzt stillte er seinen Durst mit dem schwersten Wein. Dazu ass er unmässig. Sein Hochmut und die hohe Meinung, die er von sich hatte, waren fast krankhaft; seine Umgebung behandelte er unwürdig und erteilte Befehle wie ein zweiter Nero. Aber seine Willenskraft war gebrochen, er schwankte zwischen den grössten Extremen, Befehle, die er vor wenigen Augenblicken erteilt hatte, kehrte er in ihr Gegenteil um, und machte sich in den Augen seiner Untergebenen lächerlich. Despotische Eigen-

schaften traten zutage: er schloss sich ein, war unzugänglich und rachsüchtig, am meisten aber empörte es die Bevölkerung, dass er für den Unterhalt der mitgebrachten deutschen Garde, die er nicht bezahlen konnte, neue Steuern erhob und selbst zu Geldstrafen und Konfiskationen griff, da er keinen Ausweg in seinen Finanznöten wusste.

Auf seine Macht pochend, forderte er gleich nach seiner Ankunft in Rom die Ältesten der Adelsgeschlechter auf, sich in Rom vor ihm zu stellen, um ihm den Untertaneneid zu leisten; zwei Bürger, Ruccio de Giubileo und Gianni Caffarela schickte er mit dieser Aufforderung zu Stefanello Colonna nach Palestrina. Statt jeder Antwort liess Stefanello die Boten ins Gefängnis werfen, auferlegte dem ersteren eine Geldstrafe von vierhundert Gulden und liess ihm einen gesunden Zahn ziehen zur Strafe dafür, dass er diese Gesandtschaft übernommen habe. Am nächsten Tag liess Colonna seine Bogenschützen und seine Reiterei die Umgegend Roms plündern, den Soldaten war befohlen, sämtliche Herden, deren sie habhaft werden konnten, nach Palestrina zu treiben.

Rienzi, zum Handeln gedrängt, übersiedelte von Rom nach Tivoli, verlegte das Hauptquartier dahin und liess die Senatorenfahne über die Mauer hissen. Aber die Fahne liess, anstatt lustig in der Luft zu flattern, ihre Flügel matt hängen, was in diesen abergläubischen Zeiten als böse Vorbedeutung galt. Da Rienzi das Volk gegen die Colonna aufhetzen wollte, berief er eine Versammlung auf den Marktplatz; der Glanztage seiner Jugend eingedenk, hielt er eine Rede gegen seine Feinde, in der er Stefanello eine giftige Schlange nannte, ein Unkraut erwachsen in den Sümpfen der Maremmen, er drohte das verruchte Geschlecht diesmal bis auf die Wurzel auszuroden, selbst den Berg abzutragen, auf dem Palestrina steht.

Acht Tage hindurch haben die deutschen Söldner die Umgegend von Palestrina verheert und Rienzi entwarf einen Plan nach dem andern, um den verhassten Stammsitz der Colonna zu erobern. Aber am zehnten Tage geschah etwas Unbegreifliches: der Senator trat von der Belagerung zurück und zog an der Spitze seines Heeres nach Rom. Sein Leben war bedroht, man war einer gefährlichen Verschwörung auf die Spur gekommen. Montreal war mit Rienzi unzufrieden, er hatte die ihm gemachten Versprechungen nicht eingehalten und auch seinen Brüdern Breton und Arimband, den Anführern von Rienzis Söldnerheer, die ihnen zugesagten Ehrenposten nicht übertragen. Montreal kam an der Spitze von

dreihundert Reitern nach Rom, um sich am Senator zu rächen und ihn zu ermorden. Eine Dienerin des Condottiere, die ihrem Herrn wegen seiner schlechten Behandlung grollte, hatte eine Unterredung der Verschworenen belauscht und war ins Lager nach Palestrina gekommen, um dem Tribun Montreals blutige Pläne zu entdecken. Rienzi kehrte infolgedessen sofort in die Hauptstadt zurück, lud den Condottiere unter einem Vorwand aufs Kapitol und liess ihn in Ketten schliessen. Montreal war ein sonderbarer Mensch. Ein Edelmann aus der Provence, von heissem Blut und unruhigem Sinn, war er in jungen Jahren nach Italien gegangen, um dort Krieg zu führen und Schätze zu erwerben. Von ausserordentlicher Kühnheit machte ihm vergossenes Blut kaum mehr Eindruck als vergossener Wein. Unbeschwert von moralischen Grundsätzen waren ihm Güte und Menschlichkeit unbekannt. Im Kriegführen sah er seinen Lebenszweck, und als er ein grösseres Söldnerheer beisammen hatte, wurde er Condottiere, Capitano di Ventura. Gegen gute Bezahlung kämpfte er für Städte und Fürsten, fragte nie nach den politischen Gründen des Krieges, zog aus Toskana nach Neapel, von dort nach Antwerpen, tauchte wieder in Italien auf, raubte, sengte, plünderte unbarmherzig, Verheerungen kennzeichneten seinen Weg. War sein Geld zu Ende, so rückte er vor irgendeine beliebige Stadt und liess sich Lösegeld zahlen, dafür versprach er eine festgesetzte Anzahl von Jahren die Stadt in Frieden zu lassen. Obgleich er eigentlich ein Räuber war und Innocenz VI. ihn Attila verglichen hatte, hatte der Johanniterorden zu Jerusalem ihn als Mitglied aufgenommen. Seitdem nannte er sich Fra Moreale und tat sich auf seine Ritterwürde viel zugute.

Montreal hatte zwei Lieblingsbrüder, Breton und Arimband, den Rechtsgelehrten. Ihnen wollte er eine grossartige Stellung in Italien schaffen, und aus diesem Grunde hatte er Unterhandlungen mit Rienzi angeknüpft. Beide standen, wie uns bekannt, vor Palestrina und warteten vergebens auf das Einhalten der Versprechungen. Der beleidigte Condottiere beschloss sich am Senator zu rächen und ihn zu ermorden. Der Anschlag misslang, und Fra Moreale zweifelte im kapitolinischen Kerker nicht daran, dass seine letzte Stunde gekommen sei. So machte er sich keine unnützen Hoffnungen, klagte nur, das Abenteurerleben beginne ihn zu langweilen und er würde dort ruhig sterben, wo Petrus und Paulus den Märtyrertod erlitten hätten. Aber er war empört, dass Rienzi ihn vor der Urteilsvollstreckung hatte foltern lassen und warf seinen

Henkern vor, sie seien elende Bauern, die die Würde eines Johanniters nicht zu schätzen wüssten. Am letzten Tage hörte er die Messe mit blossen Füssen kniend an, dann ging er zum Richtplatz, versicherte die Anwesenden, nichts Böses gegen die Römer im Schilde geführt zu haben, seine Absicht sei nur die gewesen, den Verräter Rienzi, der eines elenden Todes sterben würde, zu bestrafen. Über den Block, auf den er seinen Kopf legen sollte, machte er das Zeichen des Kreuzes, und als der Henker zum Schlage ausholte, fuhr er ihn an, er habe seinen Kopf schlecht hingelegt, der Hals müsse anders aufgestützt werden. Der Rat war gut, beim ersten Schlag war der Kopf vom Rumpfe getrennt. Der Condottiere wurde bei den Franziskanern im Kloster Ara Coeli begraben, wo schon so mancher harte Sünder beigesetzt war.

Montreals Prophezeiung, dass Rienzi elend zugrunde gehen würde, sollte schnell in Erfüllung gehen. Der Senator blieb in Rom und schickte sein Heer nach Palestrina, um die Stadt der Colonna zu zerstören. Für die Kosten dieses Unternehmens auferlegte er den Römern neue Abgaben, besteuerte Wein und Salz und erzeugte dadurch eine masslose Empörung in der armen Stadt. Die Colonna machten sich die Fehler des Senators zunutze, um eine Verschwörung gegen ihn anzuzetteln. Die Sache wurde so geschickt gehandhabt, dass Rienzi nichts ahnte und seinem Stern vertrauend keinerlei Vorsichtsmassregeln traf. Er schlief ruhig, als ihn am 8. Oktober des Jahres 1354 der unglückkündende Ruf des Volkes weckte: „Popolo popolo!" Ehe er sich klar darüber wurde, was das Geschrei bedeute, sah er Bewaffnete, die mit dem Ruf: „Nieder Rienzi, Tod dem Tyrannen, dem Verräter, dem Bedrücker des Volkes!" durch die Strassen stürmten. Rienzi stürzte aus seinem Schlafzimmer, von seinem Gefolge war aber niemand anwesend als zwei Diener und sein Verwandter, Locciola Pelliciario. Schon drängte sich die Menge vor der verschlossenen Palasttür, Rienzi ergriff die Volksfahne, wollte vom Balkon aus sprechen, aber seine Worte erstarben in wildem Geheul und Johlen. Man bewarf ihn mit Steinen, ein Pfeilschuss verwundete seine Hand, Feuer wurde vor dem Haus angelegt, und Oel und Pech dazu getragen, um die Flamme zu schüren. Rienzi floh ins Innere des Palastes, und da ihm der Ausgang verschlossen war, liess er sich an einem Strick auf die hintere Terrasse herab, auf die die Fenster der Gefängnisse mündeten. Aber von der Terrasse aus konnte man nicht in die Gärten gelangen; Rienzi lief wie ein wildes Tier im Käfig von Mauer zu Mauer, verfolgt von den Flüchen der Gefangenen, die

an den eisernen Gittern ihrer Fenster rüttelten. Endlich flüchtete er in die Wohnung des Torwächters, warf einen zerrissenen Mantel über, schwärzte sein Gesicht mit Kohle, nahm eine Matratze auf die Schultern, um als einfacher an der Rettung der Sachen beteiligter Diener zu erscheinen. Unbeachtet liess man ihn passieren, schon hatte er die unterste Stufe der kapitolinischen Stiegen erreicht, als ihn ein Arbeiter an den goldenen Armbändern erkannte, die er zu tragen pflegte. Der Arbeiter hielt den Senator fest, die Menge lief zusammen, ein Popolano, Cecco del Vecchio, stiess ihn mit der Faust vor den Leib, und der Notar Freio spaltete ihm den Schädel mit dem Schwert. Rienzi fiel ohne einen Laut tot hin. Der Mob stürzte sich auf seinen ehemaligen Liebling, trat ihn mit Füssen, zerriss den Körper, so dass sein Blut das Pflaster färbte und einzelne Glieder und der vom Körper getrennte Kopf auf den Steinen lagen. Endlich schleppte man den Rumpf vor die Kirche S. Marcello, in der Nähe des damaligen Palastes der Colonna, hing ihn an den Beinen an einem Balken auf, und die Menge brüllte in wilder Vertiertheit den Namen der Sieger „Colonna! Colonna!" Am dritten Tag befahlen Giugurta und Sciaretta Colonna die Überführung des Leichnams auf das Campo Augusto; die Juden, die den Tribun hassten, errichteten einen Holzstoss und verbrannten den Körper des Zerrissenen darauf, indem sie ein wildes Freudengeheul anstimmten.

Unmittelbar nach Rienzis Tod stürmte die stets zum Plündern bereite Menge seinen Palast und schleppte alles fort, was nicht niet- und nagelfest war. Unter anderem fand sich in der Wohnung des Tribuns ein Metallspiegel mit eingeritzten seltsamen Figuren und Inschriften. Spiegel dieser Art stammten aus etruskischen Gräbern, und im Mittelalter wurde ihnen eine magische Kraft zugeschrieben. Da das Wort „phlere" stets darauf zu lesen war, das dem lateinischen „florus" und dem italienischen „fiore" verwandt ist, glaubte man, man könne mit Hilfe dieses Spiegels einen Geist, den man „Fiorone" nannte, zitieren. Fiorone galt als ein guter, wohlwollender Geist. Den ungeheueren Einfluss, den Rienzi längere Zeit auf das römische Volk ausgeübt hatte, glaubte man auf „Fiorones" Hilfe zurückführen zu können. Aber der geheimnisvolle Freund muss Rienzi im letzten Augenblick verlassen haben, und der Zauberspiegel hat ihn vor seinem furchtbaren Untergang nicht zu bewahren vermocht.

VIII.

Zwischen 1305 und 1376, während die Päpste in Avignon residierten, schien Rom seinen Ruhm, die Hauptstadt der Welt zu sein, für immer eingebüsst zu haben. Als 1376 Caterina von Siena, trotz des Protestes der französischen Kardinäle, Gregor XI. bestimmt hatte, nach Rom zurückzukehren, herrschte in Italien unbeschreibliche Freude. Aber Frankreich wollte seinen Papst nicht ohne weiteres hergeben, und den nach Gregors XI. Tod 1378 in Rom gewählten Urban VI. betrachteten die Franzosen als illegalen Nachfolger. Sie hatten einen Schein von Recht für sich, da Urban VI., der frühere Erzbischof von Bari, Bartolommeo Prignano, seine Wahl dem Druck des römischen Volkes verdankte, das während des Konklave den Vatikan belagert hatte und die Kardinäle zwang, einen Italiener zu ernennen. Es war nicht der König von Frankreich allein, der verlangte, dass die Päpste wieder ihren Wohnsitz in Avignon nähmen, auch Italiener, wie die Gaetani und die Königin Johanna von Neapel versuchten Urbans VI. Wahl zu annullieren.

Das Städtchen Fondi an der Grenze zwischen römischem und neapolitanischem Besitz ward der Herd der traurigsten Bewegung, die die katholische Kirche seit Jahrhunderten betroffen hatte, des grossen Schismas, das von 1378 bis 1417 dauerte. Unter dem Schutze der Gaetani, der Herren Fondis, versammelten sich die Kardinäle, die Urbans VI. Wahl nicht anerkannten und zwangen der katholischen Welt einen Gegenpapst auf, Robert aus Genua, der sich unter dem Namen Klemens in Avignon niederliess. Dreissig Jahre hindurch haben zwei und gelegentlich sogar drei Päpste die Einheit der katholischen Kirche zerrissen; nicht die Religion, sondern der eigene Vorteil lag ihnen am Herzen und jeder suchte soviel Anhänger als möglich zu gewinnen. Auf dem Konzil zu Konstanz einigte man sich nach langen Intrigen und Kämpfen am 28. November 1417 auf einen Papst; der Kardinal Oddo Colonna hatte als Martin V. gesiegt.

Das Schisma, Kämpfe und Uneinigkeiten hatten die katholische Welt bis aufs Äusserste erschüttert; der Frieden in der Kirche erweckte einen unermesslichen Jubel, „die Menschen konnten vor Freude kaum sprechen" als sich die Kunde verbreitete, dass Martin V. gewählt sei. Der Papst war neunundvierzig Jahre alt, also noch jung an Jahren, und seine Zugehörigkeit zum mächtigsten römischen Geschlecht erweckte die Hoff-

nung, er würde Ordnung in die verfahrenen Zustände der Kirche bringen. An Begabung war Martin V. mit Gregor IX., Innocenz III., oder dem späteren Julius II. nicht zu vergleichen, aber er war energisch, klug, umsichtig, und vom Wunsch beseelt, die katholische Welt nach der langen Zersplitterung zu beruhigen und Rom zur Hauptstadt der Christenheit zu erheben. Er war für seine angenehmen Umgangsformen und tadellose Lebensführung bekannt, war kein Verschwender, Dinge, die man nicht eben viel Kardinälen nachrühmen konnte. Allein der Umstand, dass er es verstanden hat, sich im Kardinalskollegium, das einem grossen Wespennest glich, die grösste Stimmenzahl zu sichern, beweist seine ungewöhnlichen Vorzüge. Das Bildnis des Papstes in der Galerie der Colonna macht keinen übermässig sympathischen Eindruck, die niedrige, vorgewölbte Stirn verrät nicht allzuviel Intelligenz, aber dafür blickt das lebhafte Auge energisch und durchdringend. Übrigens haben sich die Colonna nicht durch besondere Wohlgestalt ausgezeichnet, und das Geschlecht, das in viele Nebenlinien abzweigt, hat keinen einheitlichen Familientypus.

Martin V. war von der Notwendigkeit durchdrungen, Rom, die alte apostolische Hauptstadt, wieder zum Sitz des Papsttums zu machen. Er fügte sich deshalb weder den Überredungskünsten von Kaiser Sigismunds Gesandten, die ihn nach Deutschland locken wollten, noch den Wünschen der Franzosen, in Avignon zu residieren. Nach Rom zurückzukehren, betrachtete er als seine Pflicht. Aber es galt Rom und die päpstliche Herrschaft aufs neue zu erobern: zuviel unberufene Machthaber hatten sich dort eingenistet. Der Hauptstadt und Benevents hatte sich die Königin Johanna von Neapel bemächtigt, Bologna war eine selbständige Republik geworden, die übrigen päpstlichen Ländereien hatte der römische Adel untereinander aufgeteilt und Braccio, einer der tüchtigsten Condottiere, hatte sich fast die Hälfte Mittelitaliens angeeignet. Als der Papst aus Konstanz aufbrach, konnte er nicht direkt nach Rom gehen, sondern musste sich einige Monate in Mantua und Florenz aufhalten, um mit der Königin und den übrigen Dynastien wegen des Besitzes des Apostolischen Stuhles zu verhandeln. Alles ging leichter vonstatten, als man gehofft hatte. Neapel hatte stets als ein der päpstlichen Oberherrschaft unterstehendes Reich gegolten und es war der Königin Johanna sehr darum zu tun, dass der Papst ihre Rechte auf Neapel anerkenne, ihr die Investitur erteile und die Krönung zugestehe. Der Papst ging gern auf die Wünsche der Königin ein, der Kar-



MARTIN V.
Abgebildet bei O. Panvinii XXVII
Pontificum elogia. Romae 1568

dinal Morosini vollzog die Krönung als päpstlicher Stellvertreter, Johanna verpflichtete sich dagegen, Martin V. bei der Wiedergewinnung des Kirchenstaates zu unterstützen und ihre Besatzung aus Rom zurückzuziehen. Ausserdem machte Johanna den Colonna ungewöhnliche Zugeständnisse, so dass die Macht des Geschlechtes wieder erstarkte. Dem Bruder des Papstes, Giovanni, übertrug sie die Fürstentümer Amalfi, Venosa, Salerno nebst den angrenzenden ungeheuren Besitzungen; Lorenzo, der zweite Bruder, erhielt die Grafschaft Alba in den Abruzzen, den Vetter des Papstes bedachte die Königin mit der Grafschaft Celano, und die Colonna hatten von diesem Landgebiet weder Abgaben noch Steuern zu entrichten. Es hiess sogar, dass Johanna, die keine Erben hatte, dem Papst versprochen habe, einen seiner Nepoten zu ihrem Nachfolger im Königreich Neapel zu bestimmen. Diese Pläne zerschlugen sich später, da Johanna 1420 den Sohn Alfonsos von Aragon adoptiert hat, mit der Absicht ihm die Herrschaft in Neapel abzutreten. Die Schenkungen der Königin waren von grosser Bedeutung für das spätere Schicksal der Colonna; da sie nicht nur im päpstlichen Bereich, sondern auch in Neapel und Sizilien grosse Besitzungen hatten, waren sie vom römischen Stuhl nicht ohne weiteres abhängig. Infolge ihrer Güter im Süden schlossen sie sich später den spanischen Herrschern an, und konnten der traditionellen ghibellinischen Politik treu bleiben.

Nachdem Martin V. Herr über Rom war, begann er Unterhandlungen mit dem Condottiere Braccio. Dieser Fall lag schwieriger. Der Condottiere, der sich stets als Feind der römischen Kurie gebärdet hatte, suchte seine Okkupation des päpstlichen Gebietes zu rechtfertigen, indem er behauptete, der Statthalter Christi auf Erden dürfe nichts besitzen, er drohte Martin V. zu zwingen, wie ein Bettelmönch eine Messe für einen Bajokko zu lesen. Als der Condottiere erkannte, dass die Macht des Papstes stieg, ward er fügsamer und liess sich in Unterhandlungen ein, die für Martin V. sehr günstig ausfielen. Da sich Braccio in den unrechtmässig angeeigneten Ländereien nicht ganz sicher fühlte, gab er sich mit dem Titel eines Vikars der Kirche zufrieden und behielt, als Vasall des Papstes, Perugia, Assisi, Todi und Jesi, während er die übrigen Besitzungen an den Kirchenstaat abtrat. Ausserdem versprach er als päpstlicher Bevollmächtigter die Republik Bologna zu zerstören und das päpstliche Regiment dort einzuführen. Er erfüllte diese Verpflichtung, und Bologna ergab sich wenigstens für eine gewisse Zeit. Braccio di Montone starb plötzlich im Juni 1424, so war Martin V. einen Va-

sallen los, dem nicht ganz zu trauen war. Nach seinem Tode unterwarfen sich Perugia, Assisi, Jesi und Todi dem Papst, ihrem Beispiel folgten die übrigen Städte Umbriens und der Romagna, indem sie das Joch der kleinen Tyrannen abschüttelten und sich freiwillig unter den Schutz der erstarkenden römischen Kurie begaben.

Schon nach den Verhandlungen mit der Königin Johanna war die Bahn für Rom frei, und nach einem fast einjährigen Aufenthalt in Florenz konnte der Papst am 9. September 1420 in seine neue Hauptstadt aufbrechen. Aber diese Hauptstadt sah furchtbar aus. Rienzi schrieb nach seiner Rückkehr aus Avignon einem seiner Freunde, Rom gleiche einer Räuberhöhle mehr als einer grossen Stadt. Die Strassen waren mit Schutt und Schmutz bedeckt, in allen Löchern faulte Wasser, das einen furchtbaren Gestank verbreitete, auf Mauern und Dächern wuchs Unkraut und Gestrüpp, auf dem Palatin grasten Pferde und Ziegen. Die Kirchen mit ihren eingestürzten Decken wurden als Viehställe benutzt, selbst in der Petersbasilika und im Lateran haben die Hirten für ihre Ziegen und Schafe nachts ein Obdach gesucht. In der Campagna hatten sich die Wölfe so stark vermehrt, dass sie nachts bis in die vatikanischen Gärten kamen und auf dem Friedhof bei S. Peter die Leichen aus den Gräbern ausscharrten. Unter der Bevölkerung herrschte furchtbares Elend, die Übersiedlung der Päpste nach Avignon war ein grosses Unglück für die Stadt gewesen, da sie allein vom päpstlichen Hof und von den Fremden gelebt hatte. Als der Papst am 28. September 1420 in Rom einzog, begrüsste ihn ein kleines Häuflein Adeliger und ein elendes, in Lumpen gekleidetes Volk, das wie eine Bettlerschar aussah. Die Menge weinte Freudentränen, war doch seit hundertneunundzwanzig Jahren kein Römer mehr Papst gewesen, und die Stadt hoffte auf ihre Wiedergeburt.

Martin V. bezog erst sein Stammschloss bei der Kirche S. S. Apostoli; am Einzugstage warf man nach alter Sitte aus den Fenstern des Palastes Hühner und Kücken unter das Volk, das um diese ungewohnten Gaben leidenschaftlich kämpfte. Wie tief im Mittelalter das Gefühl für das was sich schickt oder nicht schickt gesunken war, beweist eine ziemlich seltsame Sitte. In der Kirche S. S. Apostoli wurde an einem Festtag ein Ferkel an Stricken vor dem Chor aufgehängt. Das Ferkel hing etwa in menschlicher Höhe, und die versammelten Gläubigen versuchten sich des quietschenden Tieres zu bemächtigen. Aber das war nicht so einfach; wer dem Ferkel näher kam, wurde von allen Seiten mit kaltem Wasser

übergossen. Wer diesem Sturzbad am besten widerstand, blieb Sieger und trug die Beute davon. Die Colonna mussten das Ferkel stiften.

Mit ungewöhnlicher Energie machte sich Martin V. daran, die römische Gemeinde zu organisieren, in inneren Verwaltungsangelegenheiten beliess er ihr ihre Autonomie, vertilgte aber alle Spuren politischer Unabhängigkeit, auf die Rom Ansprüche erhob. Es war dem Papst namentlich um die Instandsetzung der Stadt zu tun; er liess die Strassen reinigen, die Dächer und Mauern der einstürzenden Basiliken stützen, das neue Dach der Peterskirche kostete ihn allein 50000 Gulden, ausserdem liess er auch den eingestürzten Portikus wieder aufrichten. In noch schlimmerem Zustand als S. Peter war die lateranensische Basilika, sie musste fast neu erbaut werden. Der Papst stiftete eine kostbare Kassettendecke und einen neuen Fussboden aus Granit, Porphyr und Serpentinstein; das Material wurde in verfallenen Kirchen der entlegeneren Stadtteile zusammengesucht. Dann berief er Gentile da Fabriano und Vittore Pisanello, um die Wände mit Fresken zu schmücken. Martin V. knauserte nicht, er belohnte die berühmten Künstler reichlich, Fabriano erhielt jährlich 300 Goldgulden, etwa 15000 Franken in heutigem Geld. Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers waren im Lateran dargestellt, und Rogier van der Weyden, der im Jubeljahr 1450 in Rom war und sie noch in ihrem vollen Glanz gesehen hat, hat Gentile da Fabriano für den bedeutendsten italienischen Maler gehalten. Die Fresken wurden infolge der Feuchtigkeit der Wände bald zerstört. Der Papst hat auch Masaccio nach Rom bezogen und ihn in S. Maria Maggiore malen lassen. Zwei dieser Bilder: eine Himmelfahrt Mariä und die Gründung von S. Maria della Neve befinden sich im Museum von Neapel. Der Papst Liberius, der auf dem letzteren Bild den Grundriss der Kirche in den Schnee einzeichnet, soll die Züge Martins V. tragen. Auch die Mauern, die Tore und die Brücken, die in Trümmern lagen, liess der Papst restaurieren und für sich einen Palast auf dem seiner Familie gehörigen Grund und Boden bei der Kirche S. S. Apostoli bauen. Er wählte dort seinen Wohnsitz, als Sommerresidenz liess er sich ein mächtiges Schloss in der Nähe Palestrinas, im malerischen Genazzano, errichten.

Der Papst betrachtete es als eine seiner Hauptaufgaben, seine Familie zu bereichern und ihren Einfluss zu verstärken. Er wusste, dass er in seiner Politik nur an den Colonna Rückhalt hätte, während die übrigen römischen Adelsgeschlechter eher gegen ihn, als mit ihm arbeiten würden.

Er befolgte daher in dieser Beziehung Bonifacius VIII. Beispiel. Nepotismus in der eigentlichen Bedeutung dieses Wortes hat er jedoch nicht eingeführt und seinen Verwandten in Rom hohe Ämter nicht übertragen. Zum Kardinal hat er nur ein Mitglied seiner Familie, Prosper Colonna, ernannt, einen hochgebildeten Mann, der kostbare Bücher gesammelt und die Humanisten beschützt hat. Bei der Ernennung der Kardinäle ist Martin V. ausserordentlich unparteiisch vorgegangen, er hat Männern von Verdienst und hohem Verstand wie Giuliano Cesarini, Capranica und Antonio Correr diese Würde übertragen. Dagegen war es ihm ausserordentlich darum zu tun, den Landbesitz der Colonna zu vergrössern, er hat Güter in den Albaner Bergen, auf den Abhängen des Sabiner Gebirges, am Meer, auf dem rechten Tiberufer für sie erworben, und sich keine Gelegenheit entgehen lassen, ihnen Landgüter und Schlösser zuzuschanzen. Auf diese Weise fielen den Colonna unter Martin V. zu Ardea, Marino, Paliano, Frascati, Pietra Porcia und Rocca di Papa in der Umgegend Roms, am Meer Nettuno, Astura, das früher den Frangipani gehört hatte, Barsanello im Tibertal, Soriano bei Viterbo und mehrere grosse Güter. Um seiner Familie einen festen Besitz für alle Zeiten zu sichern, begründete er eine Art von Fideikommiss, der gemeinsam von den Mitgliedern der Familie bewirtschaftet werden sollte. Dieser Fideikommiss setzte sich aus den Gütern Genazzano, Cavi, Olevano, Capranica, Palvano, Serrone und einigen andern zusammen.

Die wachsende Macht der Colonna beunruhigte den römischen Adel, besonders die herrschsüchtigen Orsini. Um ihren Groll zu schlichten, verheiratete der Papst seine Nichte Anna mit Gianantonio Orsini, dem Fürsten von Tarent, und belehnte die Orsini mit Bracciano.

Das römische Volk verargte Martin V. die Erhebung des eignen Geschlechtes nicht, denn zum erstenmal seit Jahrhunderten empfand es den Schutz des Papstes. Die fortwährenden Überfälle der Ritter hatten aufgehört, die Sicherheit wuchs, und wenn auch die Worte eines damaligen Chronisten „man hätte mit einer Hand voll Gold in die Umgegend Roms gehen können, ohne Furcht vor den Banditen“ sicher übertrieben waren, so unterliegt es doch keinem Zweifel, dass eine ungewohnte Sicherheit im Kirchenstaat herrschte. Das Vertrauen in Martins Regierung wuchs in einem solchen Grade, dass Fremde sich nach Rom drängten, im Glauben dort Arbeit und Verdienst zu finden. Besonders deutsche Handwerker und Kaufleute siedelten sich in Rom an, um es sich zu Nutzen zu machen, dass die dortige Bevölkerung diese Arbeit

verlernt hatte. Immer wieder kann man beobachten, dass, sobald ruhige Friedenszeiten, die der Arbeit förderlich sind, eintreten, Deutsche in grossen Scharen im Süden erscheinen, um ihre Waren und ihre handwerkliche Geschicklichkeit zu verkaufen. Unter Martin V. kamen deutsche Wechsler, Weber, Vergolder, Uhrmacher, Schmiede, Bäcker, Schuster, Schneider, Sattler, Barbiere und Chirurgen nach Rom, selbst in den Listen der Kurie häufen sich die Namen der nordischen Fremdlinge. Die meisten deutschen Handwerker schlossen sich in eignen Gilden zusammen, unter Eugen IV. und Pius II. waren Wirtschaften und Gasthäuser zumeist in deutschen Händen, und unter Leo X. hatten die deutschen Bankiers viel Einfluss.

Martin V. hatte in Rom und im Kirchenstaat so viel zu tun und war ausserdem durch seine zahlreiche Familie so in Anspruch genommen, dass er die Erwartungen nicht ganz erfüllt hat, die man an seine Wahl auf dem Konzil zu Konstanz geknüpft hat, er hat zu wenig getan, um Reformen in der Kirche durchzuführen. Sein Blick umfasste nicht die gesamte Christenheit, sondern beschränkte sich auf den italienischen Horizont; der Papst war vor allem ein kluger und vorsorglicher Hausvater, dem es darauf ankam, Ordnung und Sicherheit in die verfahrenen Verhältnisse des Kirchenstaates zu bringen. Martins V. Wunsch, den Kirchenstaat politisch sicherzustellen und zu bereichern, hat ihn Jahre hindurch verhindert, seine eigentliche Aufgabe zu erfüllen: die Sittlichkeit der Völker und des Klerus zu heben. Pastor zitiert, um diese Ansicht zu erhärten, den Kardinal Egidius aus Viterbo, der in seiner „Historia viginti saeculorum" die Schäden hervorhebt, die die weltlichen Tendenzen des Papsttums der Kirche zugefügt haben. Da Martin V., um die Macht des Kirchenstaates zu festigen, grosse Summen verbraucht hat, suchte er den christlichen Völkern soviel Geld als irgend möglich abzupressen; die Ansicht, dass man am päpstlichen Hofe nichts erreichen könne, wenn man nicht ordentlich Geld in den Beutel getan habe, wurde unter ihm allgemein. Giacolino da Isco schreibt 1429: „in corte de Roma cum el danaro se obtene, quello se vole intieramente." Italien allein kamen Martins V. Verdienste zugute, wenn er „temporum suorum felicitas" genannt wurde, so ist dieses Glück nur spärlich über die Alpen gedrungen. Aber die Tatsache, dass es nur ein Kirchenoberhaupt, nur einen Papst gab, und das Schisma mit Martin V. zu Ende war, hat viel zur Beruhigung der Völker beigetragen. Es hat aber wenig Zweck, dem alten Chronisten zu widersprechen, der von ihm sagt: „Intravit

mirifice, rexit utiliter, obiit sancte." Seine Wahl war tatsächlich ein Wunder, angesichts des Unfriedens, der die Christenheit damals zerrissen hat, seine Regierung war für Rom von grossem Nutzen, und es ist nicht unsere Sache, darüber zu urteilen, ob er wie ein Heiliger gestorben ist. Er starb am 20. Februar 1431 am Schlagfluss und wurde in Rom aufrichtig betrauert. In der Lateransbasilika wurde er beigesetzt und Antonio Filarete und Simone di Giovanni Ghini, ein Schüler Donatellos, haben ihm sein Grabmal gesetzt.

IX.

In den römischen Maremmen, im kleinen, ungesunden Städtchen Corneto, berühmt wegen seiner etruskischen Nekropole, steht ein verfallener Palast. Er ist um 1440 von Giovanni Vitelleschi, dem Kardinal Condottiere, dem wilden Prälaten, wie man ihn nannte, erbaut worden. In diesem Palast befand sich bis vor kurzem eine einfache Osteria; dem Fremden wurde eine marmorne Türverkleidung aus der Kathedrale zu Palestrina gezeigt und stolz prahlte man damit, dass die Kirche eine Glocke vom Stammsitz der Colonna besitze und eine Reliquie des h. Agapitus von Praeneste. Auf welchem Wege sind die Reliquien und die Türverkleidung von den Sabiner Bergen bis in die nördlichen Maremmen gekommen? Wieder stehen wir vor einem Sturm, der Palestrina zerstört hat.

Martins V. Nachfolger war Eugen IV., Gabriele Condulmieri, ein venezianischer, tugendhafter, frommer, sehr strenger Mönch; er machte es seinem Vorgänger zum Vorwurf, dass er seine Familie auf Kosten der Kirche bereichert habe. Der neue Papst unternahm unmittelbar nach seiner Wahl die strengsten Massregeln gegen die Colonna, die er als die natürlichen Feinde der Kirche betrachtete. Von den Orsini aufgehetzt, befahl er ihnen, der römischen Kurie Soriano, Genazzano, Rocca di Cavi und Marino, die aus kirchlichen Mitteln erworben waren, zurückzuerstatten und die Kleinodien und Gelder herauszugeben, die sich nach dem Tode des Papstes im Palast vorgefunden hatten. Als die Colonna diesem Befehl nicht Folge leisteten, beschuldigte der päpstliche Sachwalter auf einem öffentlichen Konsistorium den Kardinal Prospero und Antonio und Odoardo Colonna, sich kostbare Möbel, Gewänder, Kleinodien, Landbesitz und Bargeld aus dem Kirchenschatz angeeignet zu haben. Er forderte sie auf, sich zu rechtfertigen und drohte im

Weigerungsfall mit Kirchenbann und Konfiskation. Der Kardinal Prospero entfloh aus Rom, ohne die endgültige Erledigung abzuwarten, und Stefano Colonna machte, anstatt sich dem Apostolischen Gericht zu stellen, gemeinsame Sache mit dem Condottiere Niccolo della Stella, Fortebraccio benannt, der in Eugens IV. Diensten gestanden hatte, aber wegen unbezahlten Soldes einen Einfall in den Kirchenstaat plante. Diesmal wurden die Colonna von der römischen Bevölkerung im Stich gelassen und als Stefano 1433 von seinem Neffen Salvatore aus Genazzano ermordet wurde, krochen sie zu Kreuze und machten ihren Frieden mit dem Papst. Eugen IV. verzieh ihnen ihre Schuld, befreite sie vom Interdikt und der Friede schien in der Campagna wiederhergestellt. Die Colonna wollten jedoch nur einen Waffenstillstand durch ihre Demut erzwingen, um sich um so besser zum Kampf gegen den Papst zu rüsten; insgeheim nahmen sie ihre Unterhandlungen mit Fortebraccio wieder auf, hetzten das Volk auf und bereiteten einen Überfall auf Rom vor.

1434 brach die Revolution aus; das Volk eroberte das Kapitol, nahm den Kardinal Francesco Condulmieri, den Neffen des Papstes, gefangen und verkündete die Republik. Eugen IV. war in grosser Gefahr, am 29. Mai wurde seine Residenz belagert, in der Kutte eines Mönchs von Monte Cassino flüchtete er in eine Barke und stiess mit einigen Getreuen vom Ufer ab. Das Volk erkannte ihn, bewarf den Kahn mit Steinen, doch der Papst entkam glücklich auf dem Boden der Barke liegend, mit einem Schild bedeckt. Er erreichte Ostia, floh nach Livorno und fand zuletzt eine Zufluchtsstätte in Florenz, im Kloster S. Maria Novella.

In Rom standen sieben vom Volke gewählte „Signori" an der Spitze der Regierung. Da es ihnen viel mehr darum zu tun war, sich zu bereichern, als fürs Gemeinwohl tätig zu sein, herrschte bald die furchtbarste Anarchie, so dass die ganze Stadt nach der Rückkehr des Papstes verlangte. Eugen fürchtete, durch seine Erfahrungen gewitzigt, nach Rom zu kommen, als Vorboten schickte er den Bischof von Recanati, Giovanni Vitelleschi, damit er Ordnung im Kirchenstaat schaffe.

Vitelleschi war ein ungewöhnlicher Mensch. Er stammte aus Corneto und hatte in seiner Jugend unter dem Condottiere Tartaglio gefochten, später wurde er Geistlicher, im Glauben, er würde in der kirchlichen Hierarchie schneller zu Ansehen und Geld gelangen als im Lager. Er besass alle Eigenschaften, die der Führer einer Räuberbande braucht.

Durch List und Verschlagenheit hatte er das Bistum Recanati erworben, aber trotz des geistlichen Gewandes blieb er, wie früher im Panzer: ein kühner, rücksichtsloser, ja grausamer Soldat, ein Mann, der die Sprache nur benützte, um seine Gedanken zu verbergen. Seine Umgebung zitterte vor ihm, niemand vermochte seine Pläne zu durchschauen und niemand traute seinen Worten. Er sammelte ein grosses Heer und begann den Kampf mit den Feinden des Kirchenstaates, er wandte sich aber nicht in erster Reihe gegen die Colonna, sondern gegen Giacomo de Vico, den letzten Vertreter des Geschlechtes, dem die Präfektur in Rom als Erbgut eignete. Die Vico hatten ihr Amt, Almae urbis praefecti, nur benützt, um die Stadt auszusaugen, wenn sie die Macht in Händen hatten, und in ihren Schlössern zu verschwinden, wenn ihnen vom Papst oder vom Volk Gefahr drohte. Vitelleschi belagerte Giacomo in seinem Stammschloss Vetralla, nachdem er es erobert, liess er den letzten Vico vor ein Kriegsgericht stellen und töten. Der Papst ernannte Francesco Orsini zum Präfekten, übertrug Vitelleschi zur Belohnung für seine Dienste die Würde eines alexandrinischen Patriarchen und das Einkommen des florentinischen Erzbistums. Seitdem liess sich Vitelleschi Patriarch nennen.

Die Colonna hatten sich, um die ihnen drohende Gefahr abzuwenden, 1436 mit dem Grafen Antonio da Pontedera vereinigt, einem Condottiere, der an der Spitze von 2600 Abenteurern stand und von den Savelli und Gaetani aus Fondi unterstützt wurde. Er war bereits Herr der Campagna und bedrohte Rom. Gegen diesen Feind rückte Vitelleschi vor, er schlug ihn bei Sezze, nahm ihn gefangen und liess ihn auf der Stelle erhängen. Während der Bischof bei Sezze kämpfte, vernichtete Lorenzo Colonna aus Palestrina die Felder und Weinberge in der Nähe von S. Agnese, machte etwa dreissig Gefangene und trieb alles Vieh zusammen, das den römischen Bürgern gehörte. Er nahm nicht an, das Pontedera besiegt werden könnte; als er von seiner Niederlage erfuhr, ging er eilends nach Palestrina zurück, aus Furcht, Vitelleschi könne nun auch diese Stadt einnehmen. Das Schicksal sollte sich bald erfüllen; der kriegbereite Bischof erschien vor Palestrina, die Belagerung währte einige Wochen und am 18. August 1436 fiel das Schloss so schnell in seine Hände, dass Lorenzo Colonna kaum mit seinen Schätzen nach Terracina zu flüchten vermochte. Vitelleschis Rache an den Colonna war noch furchtbarer als Bonifacius VIII. Vendetta: er schickte zwölf Maurermeister, einen aus jedem Stadtteil Roms, nach

Palestrina, sie brachten Arbeiter genug mit, um die Stadt der Colonna anzuzünden, die Mauern niederzureissen und die Häuser dem Erdboden gleichzumachen. Vitelleschi liess selbst die Kathedrale zerstören, die Bonifacius verschont hatte, ihre kostbaren Marmorverkleidungen, Glokken und Reliquien liess er in seine Heimatstadt Corneto überführen. Dort befinden sie sich bis auf den heutigen Tag.

Vitelleschi brachte die Campagna durch Brandstiftungen zur Ruhe, erstickte die Leidenschaften in Strömen Bluts, und die erschöpfte, nach Frieden verlangende römische Bevölkerung begrüsste ihn als Triumphator; der Senat beschloss, ihm auf dem Kapitol ein marmornes Reiterstandbild mit der Aufschrift zu errichten: „Giovanni Vitelleschi, dem dritten Vater der Stadt nach Romulus." Der ehemalige Condottiere war eine bedeutende Persönlichkeit geworden und scheint von der Tiara geträumt zu haben. Um sich von seinen Kriegstaten zu erholen, begab er sich nach Corneto, wo er sich einen grossartigen Palast bauen liess. Es war einer der schönsten des damaligen Italien, und die dazugehörigen Gärten haben noch Jahrzehnte später die Bewunderung der ganzen Halbinsel erregt.

Aber Eugen IV. liess seinen Feldherrn nicht ruhen, sein Ehrgeiz war noch nicht befriedigt; im Kampf um den Thron von Neapel stand er auf der Seite der Anjou gegen die Aragon, die mit den Feinden des Kirchenstaates gemeinsame Sache gemacht hatten. Die eiserne Faust des Papstes war wieder Vitelleschi; in den für ihn nicht immer glücklichen Kämpfen um Neapel hatte er einen der gefährlichsten Feinde des Papstes, Antonio Orsini, den Herzog von Tarent, gefangengenommen. Der Papst war darüber so glücklich, dass er Vitelleschi am 9. August 1437 zum Kardinal ernannte. Die Ernennung dieses blutbefleckten Menschen empörte jedoch den grössten Teil des heiligen Kollegiums in dem Grade, dass der Kardinal Capranica, ein aufgeklärter und würdiger Mann, Einspruch dagegen erhob. Eugen liess den Protest unberücksichtigt und befahl Vitelleschi, Zagarolo, die letzte Festung der Colonna im Kirchenstaat, in die Lorenzo sich eingeschlossen hatte, zu belagern. Der blutige Kardinal hat auch diesmal seine Aufgabe glänzend erfüllt, er eroberte Zagarolo, machte es dem Erdboden gleich wie Palestrina und unterjochte die ganze Gegend bis nach Civitavecchia. Der Papst hatte unerhörtes Glück im Kriege. Vitelleschi wurde Diktator in Rom, hielt die Zügel in eiserner Hand und führte strengste Ordnung ein. Da die Civitas Leonina, der Stadtteil um den Vatikan,

vollkommen entvölkert und verödet war, griff der Diktator zu einem Machtmittel, dessen sich schon die alten Römer gelegentlich bedient hatten: er gab den Verbrechern, die sich dort ansiedelten, Heimatsrecht — ein kühnes Wagnis, eine Verbrecherkolonie in nächster Nähe des Vatikans und der Petersbasilika zu gründen.

Vitelleschi war schon zu hoch gestiegen, Eugen IV. musste fürchten, dieser Diktator-Kardinal könne auch nach der päpstlichen Tiara greifen wollen. Noch war das Schisma in lebendiger Erinnerung. Der Papst hatte zwar in Antonio Rido, dem Kastellan der Engelsburg, einen treuen Anhänger, aber in Vitelleschis Händen war ganz Rom und der Kirchenstaat. Der Kardinal war gefährlich geworden. Aber die Italiener der Renaissance verstanden es glänzend, sich der Freunde zu erwehren, die zu hoch gestiegen waren. Auch Vitelleschi sollte sein Schicksal ereilen, als er, im Begriffe nach Umbrien auszurücken, von der Engelsbrücke aus, im Gespräch mit Rido, seine Kriegsscharen übersah. Schon hatte sich der letzte Trupp um einige Schritte entfernt, da packte Rido Vitelleschis Pferd am Zügel und wollte es mit kühnem Griff ins offene Schlosstor hineindrängen. Der Kardinal ergriff sein Schwert und verteidigte sich tapfer, aber aus drei Wunden blutend glitt er vom Pferd, Ridos Soldaten schleppten ihn in den Schlosshof und verrammelten das Tor. Als die Leute des Kardinals sahen, was geschehen war, wollten sie das Kastell stürmen, aber Rido liess einen päpstlichen Erlass verlesen, der Vitelleschis Gefangennahme befahl. Da unterliessen sie jeden feindlichen Schritt.

Einige Tage darauf war der Kardinal tot, er scheint an Gift gestorben zu sein. Der Papst, der ein weltlicher Fürst geworden war, musste sich der gleichen Mittel zur Erhaltung seiner Macht bedienen, wie die übrigen Herrschenden. Ein Übel zog das andere nach sich. Der römische Adel, besonders die Colonna, waren die Ursache, dass das Papsttum, um bestehen zu können, einen eigenen Staat begründen musste, sonst stand es unter der Botmässigkeit der räuberischen Adelsgeschlechter. Der Kirchenstaat wurde zur Zeit der italienischen Tyrannenstaaten begründet und musste sie zum Vorbild nehmen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.

Nachdem Vitelleschi die ihm von Eugen IV. gestellte Aufgabe erfüllt und Rom und die Campagna beruhigt hatte, konnte der Papst in seine Hauptstadt einziehen und von der Herrschaft Besitz ergreifen. Er blieb noch sieben Jahre am Leben und befestigte seinen Staat und seine Macht. Die Colonna mussten sich fügen und, auf den Tod des Papstes wartend,

ihre Rache verschieben. Eugen starb am 23. Februar 1447; im Konklave, das in Rom nach seinem Tode zusammentrat, spielte wieder ein Mitglied ihres Geschlechts, der Kardinal Prosper Colonna, eine bedeutsame Rolle. Allgemein sah man in Prosper den kommenden Papst, aber es sollte anders kommen, und wieder erfüllte sich das römische Sprichwort: „Wer das Konklave als Papst betritt, verlässt es als Kardinal". Die Bevölkerung rechnete mit Colonnas Wahl; als Prosper als erster Diakon ans Fenster trat, um den Namen des neuen Papstes zu verkünden, achtete die Menge des Namens nicht, überzeugt, er sei Papst, stürzte sie zum Palazzo Colonna, um alter Sitte gemäss im Hause des Neugewählten zu plündern. Die Orsini fürchteten, die Parteigänger der Colonna könnten sich in ihrer Freude über den Sieg gegen sie wenden, sie verrammelten ihre Paläste und erwarteten einen feindlichen Überfall. Bald erkannte das Volk seinen Irrtum; als es erfuhr, dass der Kardinal von Bologna, Tommaso Parentucelli, zum Papst gewählt sei und den Namen Nikolaus V. angenommen habe, fand es sich zum Plündern vor seinem Palaste ein. Aber bei dem stillen ernsten Gelehrten gab es keine Schätze, Parentucelli lebte sehr bescheiden und war fast ärmlich eingerichtet.

Nikolaus V., ein abgeklärter, kühl wägender Mensch, war bemüht, der gärenden Unruhe ein Ende zu machen. Da er die Schuld am inneren Unfrieden dem leidenschaftlichen Charakter seines Vorgängers zuschrieb, schloss er Frieden mit den Colonna, hob den Bann auf, gab ihnen die ihnen mit der Bulle vom 24. April 1447 genommenen Güter zurück und übertrug ihnen verschiedene Privilegien, darunter das Recht, Geld zu prägen, das ihnen bereits unter Ludwig von Bayern geeignet hat.

So erstarkte das Geschlecht der Colonna aufs neue und war immer wieder bereit, das Papsttum zu bekämpfen, trotzdem die Wunden, die ihm Eugen IV. geschlagen, seine Macht für Jahrhunderte lahmgelegt haben.

ZWEITES KAPITEL

DER EINFALL DER HUMANISTEN

I.

Ex Florentia lux, aus Florenz ergoss sich das Licht über ganz Italien; das unfruchtbare, brachliegende Rom konnte nur aus antiken Triumphbögen Kalk brennen und Befestigungstürme aus den Quadersteinen des Kolosseums errichten. Pietro Paolo Vergerio versichert, noch in der ersten Hälfte des XV. Jahrhunderts habe für viele in Rom die Arbeit des Gelehrten als etwas Unrühmliches gegolten.

Am Arno herrschte ein anderer Geist. Zwar schien es eine Zeit hindurch, als wenn Dante, Boccaccio und Petrarca nur unwürdige Epigonen fänden, aber die schöpferische Kraft des Volkes war so stark, dass es, da ihm der höchste dichterische Flug verwehrt war, durch sein wissenschaftliches Forschen die Grundlagen einer neuen Kultur schuf.

Florenz war die Wiege des Humanismus. In dieser Stadt, die die Humanisten „das Haus der Götter" und „die Mutter aller Tugenden" nannten, sprangen die Fesseln, die bis dahin das antike Wissen zusammengehalten hatten, dort offenbarte sich der neuen Gesellschaft der Geist des Altertums. Die Humanisten wurden die Mittler zwischen der heidnischen und der christlichen Welt. Das Mittelalter hatte das Empfinden für die antike Kultur verloren, trotzdem es im Besitz vieler griechischer und lateinischer Werke war. Unverstanden blieben die Gedanken der Alten, verbrämt in scholastische Formen, in eine seltsame Symbolik, in mystische Phantasmen. Die schöne, edle Einfachheit der antiken Dichtkunst hat das Mittelalter nicht begriffen. Da die griechischen und römischen Autoren wenig geschätzt wurden, versuchte man auch nicht ihre Schriften von den Zutaten und Barbarismen der Kopisten zu befreien, die nach Gutdünken die ursprünglichen Texte „ver-

besserten" oder willkürlich veränderten. Es galt daher das literarische Erbe von allen späteren Zutaten zu befreien.

Dem Mittelalter lag es fern, Naturerscheinungen oder die Überlieferungen der Geschichte kritisch zu prüfen. Der Glaube wurzelte so tief in der damaligen Gesellschaft, dass nicht nur geglaubt wurde, was die Kirche zu glauben vorschrieb, sondern ungefähr alles galt als erwiesen, was auf alter Überlieferung oder auf den Einfällen irgendeiner literarischen Berühmtheit beruhte. Es ist bekannt, dass Vergil als Zauberer galt, der Neapels Luft gereinigt, Blutegel vertilgt, Schlangen und Mücken vergiftet und noch viele andere Wundertaten begangen hat. Er hiess Maro, da sein Kopf nicht weniger Kenntnisse barg als das Meer (mare) Wasser.

Auch von Ovid wurden Wunderdinge berichtet, da es als selbstverständlich galt, dass jeder bedeutende Mensch mit einer ungewöhnlichen Kraft begabt war. Nach Ansicht der mittelalterlichen Gelehrten hatte Plinius über Lucifer und den Antichristen geschrieben, Martial war ein Koch, da er „kulinarische" Epigramme gemacht hatte. Venus, die Königin Zyperns, war so schön, dass jeder bei ihrem Anblick in Liebe zu ihr entbrannte. Apoll, auf Delos geboren, war ein berühmter Astrologe und der Erfinder der Arzneikunst. Theseus herrschte in Athen und hatte eine Universität begründet, die der von Paris und Bologna glich, Alexander der Grosse hatte an der Spitze seiner Barone den ganzen Osten erobert und war in einem Glashaus auf den Meeresgrund hinuntergestiegen, um so ins Paradies zu gelangen. Nero hatte einen Frosch erzeugt, Catilina Attila eine Schlacht geliefert, in der beide gefallen waren, und König Artus lebt trotz seiner Todeswunde immer noch im Innern des Ätna und wartet auf den geeigneten Augenblick, um an seinen Feinden Rache zu üben.

Der erste, der die Notwendigkeit begriff, die von den Alten ererbten Schriften zu nützen und Kritik an den alten Überlieferungen zu üben, war Petrarca. Er sammelte zu diesem Zwecke griechische und lateinische Handschriften, obgleich er des Griechischen nicht mächtig war. Er gestand seinen Freunden seine Leidenschaft, ja sein fast krankhaftes Verlangen, diese mit jahrhundertealtem Schimmel bedeckten Bücher zu studieren: aus Avignon schrieb er nach Italien, wenn man ihm eine Freude machen wolle, so müsse man nach Avignon zuverlässige und geschickte Leute schicken, die in den Klosterbibliotheken nach den Schriften forschen sollten, nach denen es ihn verlangte. Er bat auch

seine Freunde in England und Frankreich, nach alten Handschriften zu suchen. Hatte er ein neues Manuskript aufgestöbert, so stiess er auf eine abermalige Schwierigkeit: es gab keine zuverlässigen Kopisten, er klagte über ihre Dummheit und Faulheit. Trotz dieser Schwierigkeiten hörten die Forschungen nicht auf, denn der Weg war gewiesen. Auch Boccaccio ging ihn und hat eine umfangreiche Sammlung antiker Schriftsteller angelegt. Der Dichter gab sie dem Kloster S. Spirito in Florenz zum Aufbewahren; diesen Schatz hat im XIV. Jahrhundert der Augustiner Luigi Marsigli gehütet, der die Alten so sehr geehrt hat, dass er Vergil und Seneca fast auswendig kannte. Den drei Freunden Marsigli, Coluccio Salutatio und Giovanni da Ravenna hatte Petrarca die Liebe zur Antike eingeimpft. Diese Vorläufer des Humanismus versuchten in den Geist der Griechen und Römer einzudringen, die alte Kultur neu zu schaffen und junge Gelehrte heranzubilden, die das seit vierzehn Jahrhunderten unausgeschöpfte Meer von Wissen weiter erforschen sollten. Sie liessen, unterstützt von vermögenden Patriziern, Manuel Chrysoloras, den griechischen Gelehrten, nach Florenz kommen, einen der bedeutendsten Grammatiker aus dem Beginn der humanistischen Bewegung, und reformierten das florentinische Studio, um der Jugend die Kenntnis der Antike zu erleichtern.

Aus dieser Schule gingen verdiente Humanisten hervor: Ambrogio Traversari, der Camaldulenser aus dem Kloster degli Angeli, Poggio Bracciolini, der Verfasser der berühmten „Facetien“ und verschiedene andere Schriftsteller. Bald beherrschte die Sucht, die Alten, besonders Cicero, in allem, selbst in ihrem glatten Stil zu kopieren, Italien in einem solchen Masse, dass keiner der Fürsten auf seinen Humanisten, der ihm lateinische Briefe schrieb, glaubte verzichten zu können. Natürlich bedurfte auch die römische Kurie gebildeter Schreiber, um die eingehenden Schriftstücke zu erledigen und sie suchte sie in Florenz, der Stadt des Humanismus. Einer der ersten, der von dort aus an den päpstlichen Hof ging, war Poggio Bracciolini, ein zweiundzwanzigjähriger, von wissenschaftlichem Eifer glühender Florentiner. Bonifacius IX. hatte ihn als Skriptor in die päpstliche Kanzlei berufen. Die römischen Ruinen, die Überreste einer klassischen Vergangenheit, machten Poggio einen starken Eindruck; mit Leidenschaft begann er die alten Mauern Roms zu studieren, die lateinischen Inschriften auf geborstenen Marmorquadern zu entziffern und in seiner Phantasie die alte Kultur aufs neue aufzubauen. Einst mühte er sich ab, eine Marmorplatte an der Porta Ti-

burtina von Flechten und Schmutz zu reinigen; da er ein ansehnlicher Jüngling war, sprachen ihn die vorübergehenden Mädchen an und fragten lachend, ob er keine nützlichere Arbeit wüsste. Noch ahnte die römische Bevölkerung nicht, welche Schätze sie in ihren Mauern barg. Bald gab es niemand in Rom, der die antiken Ruinen besser als Poggio kannte, und als zwei Florentiner Künstler nach Rom kamen, um die Denkmäler der Vergangenheit zu studieren, diente ihnen Poggio als Führer. Diese Künstler waren Brunelleschi und Donatello. Poggio gab das erste ausführliche Inventar antiker Ruinen unter dem Titel „Urbis Romae descriptio" heraus und legte ausserdem einen Kodex der von ihm in Rom entzifferten Inschriften an. Als Skriptor und späterer Sekretär der Kurie hat er mannigfache Schicksale erlebt und mit der Leidenschaft des Bibliomanen griechische und römische Schriftsteller gesammelt. Er hat nicht wenig dazu beigetragen, viele Schriften der Alten vor dem Untergang zu bewahren. Poggio ging mit Johann XXIII. zum Konzil nach Konstanz; als der Papst verkleidet nach Konstanz floh und der ganze apostolische Hof sich auflöste, musste auch unser Humanist nach einer neuen Beschäftigung suchen. Er begann Hebräisch zu lernen, aber da sein Lehrer ein getaufter Jude, „ein dummer Mensch von wechselnden Launen" war, gab er die Sache bald auf, um so mehr als Konstanz damals viel zu unruhig war, um sich dort ernstem Studium zu widmen. Der Fremdenzustrom war überwältigend, in den Mauern der Stadt sollen sich 18000 Geistliche und 80000 weltliche Gäste mit ihrer Dienerschaft befunden haben. 242 Bankiers, 346 Hofnarren und 1560 Kurtisanen waren zusammengekommen. Man stritt und amüsierte sich, verlor ein Vermögen im Kartenspiel, aber um die Reform der kirchlichen Zustände kümmerte man sich nur wenig. Als Hieronymus von Prag der Verwirrung zum Opfer fiel und auf dem Scheiterhaufen verbrannt ward, war Poggio, dem Bewunderer des tschechischen Reformators, der Aufenthalt in Konstanz verleidet, er ging nach Deutschland und Frankreich, um in alten Klöstern nach griechischen und lateinischen Handschriften zu suchen. Das Ergebnis war günstig, und in der Republik der Humanisten ward Poggio sehr gefeiert. In St. Gallen, in den Gewölben des Klosterturmes, hatte er unter Schutt und Trümmern Quintilians Schriften gefunden, die bis dahin nur im Auszug bekannt waren und um die es den Gelehrten sehr zu tun war. In anderen Klöstern hatte er Teile unbekannter Werke von Cicero, Lucretius, Lactantius, Tertullianus, Plautus aufgestöbert; er war sogar bis nach Köln gedrun-

[illegible]
[illegible] vom dort mit-
[illegible] dass sich in
[illegible] Texte der römi-
[illegible] sofort seine
[illegible] nach die-
[illegible] Reise unter-
[illegible] zur Verfügung
[illegible] unvollständig.
[illegible] zu einer Re-
[illegible] Mailand trug ein
[illegible] Handschrift,
[illegible] Dogen von
[illegible] Tommasos Bru-
[illegible] Hilfe,
[illegible] Die Bevo-
[illegible] von Mai-
[illegible] unter-
[illegible]
[illegible] Familie Fre-
[illegible] befrie-
[illegible] um in
[illegible] hielt er
[illegible] wieder
[illegible] kom-
[illegible] vor ihm
[illegible] gehört
[illegible]
[illegible]
[illegible]



POGGIO BRACCIOLINI
Nach der Statue im Dom zu Florenz

gen und hatte eines der Bücher von Petronius Arbiter von dort mitgebracht. Von einem schwedischen Humanisten erfuhr er, dass sich in einem Cistercienser Kloster in Ungarn noch unbekannte Teile der römischen Geschichte von Livius befinden sollen. Er forderte sofort seine Florentiner Freunde und Lionello d'Este auf, einen Gelehrten nach diesen Denkmälern der Vergangenheit suchen zu lassen. Diese Reise unterblieb jedoch, da niemand die erforderlichen Geldmittel zur Verfügung stellen wollte. Livius ist bis auf den heutigen Tag unvollständig.

Die Leidenschaft, seltene Bücher zu sammeln, hat sogar zu einer Revolution in Genua geführt. Filippo Maria Visconti aus Mailand trug ein unwiderstehliches Verlangen nach dem Besitz einer Livius-Handschrift, die aus Petrarcas Bibliothek in die Büchersammlung des Dogen von Genua, Tommaso Fregoso, gelangt war. Er wiegelte Tommasos Bruder, Battista, gegen den Dogen auf und versprach ihm bewaffnete Hilfe, vorausgesetzt, dass er ihm jenen Livius verschaffen könne. Die Revolution brach aus, Tommasos Gegner, unterstützt vom Herzog von Mailand, riefen Battista zum Dogen aus, aber die städtische Miliz unterdrückte den Aufstand und der Livius blieb im Besitz der Familie Fregoso.

Das Konzil zu Konstanz fand durch Martins V. Wahl einen befriedigenden Abschluss; der neue Papst brach sofort nach Italien auf, um in Rom Ordnung zu schaffen. Infolge der dort herrschenden Unruhe hielt er sich längere Zeit in Mantua auf. Poggio folgte ihm in der Hoffnung, wieder in der päpstlichen Kanzlei beschäftigt zu werden, aber es sollte anders kommen. Der Humanist musste aus Mantua fliehen, der neue Papst war ihm wenig gewogen, da er in Konstanz zu den Anhängern Johanns XXIII. gehört hatte; Poggio scheint sogar in Gefahr gewesen zu sein, da er seine Empörung über Hieronymus' Verbrennung allzu offen bekundet hatte. In Konstanz hatte Poggio den Engländer Beaufort kennen gelernt, den reichen Bischof aus Winchester, der ihn nach England eingeladen und ihm goldene Berge versprochen hatte; der Humanist nahm jetzt die Gelegenheit wahr und ging nach London. Aber seine Erwartungen wurden getäuscht, der Bischof bewilligte ihm nur ein ausserordentlich bescheidenes Einkommen und die im Vergleich mit der italienischen Kultur fast barbarischen englischen Sitten stiessen ihn so ab, dass er auf alle nur mögliche Weise versuchte, nach Italien zurückzukehren. Poggios Freunden gelang es schliesslich, Martin V. zu veranlassen, den leichtsinnigen Humanisten wieder in seine Kanzlei aufzunehmen und ihm



POGGIO BRACCIOLINI
Nach der Statue im Dom zu Florenz

eine ganz einträgliche Stellung als Sekretär der römischen Kurie zu übertragen.

In der Umgebung des Papstes fand Poggio bereits einige Humanisten. Obgleich Martin V. für die Neuerer wenig übrig hatte und ihnen nicht recht traute, bedurfte er ihrer, um Bullen und diplomatische Schriften zu verfassen. Die grösste literarische Macht repräsentierte am damaligen päpstlichen Hof der Sekretär Leonardo Bruni aus Toskana, der nachmalige Kanzler der Republik Florenz, ein ernsthafter Gelehrter, der nicht zu den Humanisten leichtern Kalibers, wie Poggio, gehörte. Bruni schrieb eine Geschichte von Florenz, und das Vaterland dankte ihm seine Verdienste durch das schöne Grabdenkmal von Rossellino in Santa Croce. Als humanistischer Diplomat war an der römischen Kurie auch der bekannte lateinische Stilist Antonio Loschi aus Toskana tätig, eine Bureaukratennatur, dem die päpstliche Kanzlei ihre Organisation verdankt. Die humanistische Strömung teilte sich auch einigen Kardinälen mit. Prospero Colonna und Giovanni Orsini wurden die Mäzene der Humanisten, ohne zu ahnen, dass die neuen Ideen allmählich die Macht der alten Ritter- und Tyrannengeschlechter untergraben würden. Der Kardinal Colonna war gegen die Literaten sehr grossmütig und trug eine stattliche klassische Bibliothek zusammen. Der reiche Orsini verausgabte bedeutende Summen, um Handschriften aufzukaufen, die er ein Jahr vor seinem Tode der Bibliothek des Klosters S. Peter vermacht hat. Der Papst selbst kümmerte sich am wenigsten um die Humanisten und um alte Handschriften, seine Zeit war durch das Ordnen der verfahrenen römischen Verhältnisse vollauf besetzt. Poggio hatte nichts für Martin V. übrig, um so weniger als der Papst mit Geschenken für die Literaten geizte; in seinem Dialog „De avaritia“ machte der Humanist seinem Ärger Luft. Er widmete ihn dem Kardinal Prosper, obgleich er zu den Nepoten des Papstes gehörte. Wahrscheinlich hatte auch der Kardinal Anlass, sich über Martins Geiz zu beklagen und boshafte Bemerkungen über den Papst mochten ihm Freude machen. Poggio brachte es nicht fertig, sich zu beherrschen und seine Gefühle zu verbergen; das hatte er in Konstanz so gut bewiesen, wie jetzt aufs neue in Rom.

Wahrscheinlich war auch er es, der literarische Zusammenkünfte im lateranensischen Palast arrangiert hatte, er hat sie selbst Buggiale oder Mendaciorum veluti officina „die Lügenschmiede“ genannt. Die Beamten der römischen Kurie fanden sich in freien Augenblicken zum Plaudern zusammen, und der Wein der Albaner Berge trug zur Erhöhung

ihrer Laune bei. Man kolportierte die neuesten Anekdoten von den Kardinälen, verschonte selbst den Papst nicht, verlas boshafte Verse, die der junge Dichter Agapito Cencio de Rustici verfasst hatte, oder lachte aus vollem Hals über die Witze des Bolognesers Razello, der in der ganzen Kurie für seine Schlagfertigkeit bekannt war. Diese Zusammenkünfte haben mit dazu beigetragen, dass Poggio später seine „Facetiae" schrieb, die erste italienische Novellensammlung, die ihre Stoffe aus dem Leben holte und Geschichten von betrogenen Ehemännern, hochmütigen Kardinälen, Ärzten, die ihre Patienten ins Jenseits befördern und heuchlerischen Mönchen zum besten gab. Die Moralisten empörte der anstössige Inhalt der Facetien, aber das Buch, das Poggio als Siebzigjähriger herausgab, ist sein meistgelesenes, es hat unzählige Auflagen erlebt und wird heute noch von literarischen Gourmands genossen. Poggios Facetien haben den Vorzug, leicht und fliessend geschrieben zu sein, dadurch unterscheiden sie sich am vorteilhaftesten von den vielen lateinischen Abhandlungen der Humanisten mit ihrem unverdaulichen Stil und den langatmigen Zitaten aus lateinischen Schriftstellern. Der Ursprung verschiedener Facetien ist nicht im „Buggiale" sondern in der Provence zu suchen, dem Lande der Fabliaux und Anekdoten. Poggio war der geborene Pamphletist, die boshaften Dichter, die später ihre Erzeugnisse am Torso des Pasquino angebracht haben, dürfen ihn als ihren Ahnherrn betrachten. Er ist auch der Vorgänger Pietro Aretinos.

Poggio, Bruni und Loschi waren die bedeutendsten Humanisten unter Martin V., aber ihr Einfluss war selbst unter Martins Nachfolger Eugen IV. noch nicht ausschlaggebend. Erst als sich Eugen infolge der römischen Unruhen längere Zeit in Florenz aufhalten musste, trat der päpstliche Hof mit den neuen Menschen in engere Fühlung. Der Papst lebte in S. Maria Novella, er, der ehemalige Mönch, bewegte sich fast nur unter Mönchen, und da er keine politische Erfahrung hatte, beging er einen Fehler nach dem andern. Während er, im Kloster eingeschlossen, sich nicht um die Bewegung der Gelehrten kümmerte, wurden einige seiner Höflinge vom Humanismus ergriffen, der Florenz damals beherrschte. Wer einigermassen auf äussere Eindrücke reagierte, konnte sich dieser Bewegung nicht verschliessen. Überall sprach man von Zusammenkünften der Gelehrten, von Kunst- und Handschriften-Sammlungen, selbst die Buchhändler, deren Zahl täglich wuchs, beschäftigten sich nicht mit dem Buchhandel allein, sondern auch mit dem Kopieren

von Handschriften. Unter ihnen war Vespasiano de Bisticci die bedeutsamste Persönlichkeit, er war der gelehrte literarische Ratgeber sämtlicher Humanisten und der Freund der Medici, Albizzi und Strozzi. Bisticci war der Verfasser der „Vite di uomini illustri del secolo XV.", welche zuversichtliche Biographien von verschiedenen Päpsten, Kardinälen, Diplomaten und bedeutenden Frauen enthalten. Bisticcis Werk ist um so wichtiger, als der Literat seine Eindrücke in italienischer Sprache niedergeschrieben hat, ohne sich um klassische Muster zu kümmern. Beinahe täglich versammelten sich die Humanisten in Bisticcis Bottega, morgens und abends trafen sie sich auf der Piazza della Signoria und vor der Loggia dei Lanzi, dort fanden die lebhaftesten Debatten über wissenschaftliche Fragen statt. Einige Schritte weiter versammelten sich die Contadini, um über die Preise von Wein und Vieh zu verhandeln. Die Humanisten waren farbiger angezogen als die heutigen Professoren in ihren schwarzen Röcken und Zylindern; vor dem Rathause in Florenz sah man nicht nur weltliche Gelehrte in farbigem Anzug, sondern auch Mönche in weissen und grauen Kutten. Während Eugens IV. Anwesenheit in Florenz erregte Tommaso Parentucelli allgemeine Aufmerksamkeit, er war ein Weltgeistlicher, Freund, Sekretär und Verwalter im Hause des Kardinals Albergati, beweglich und scharf, „gelegentlich so leidenschaftlich in seinen Diskussionen, dass, wenn er eine These verteidigte, ihm Feuer aus den Augen zu sprühen schien und beide Hände kaum genügten, um seine Überzeugung durch Gesten zu unterstützen". Zu den Versammlungen der Humanisten kam Tommaso auf einem Maultier, er trug ein hellblaues Gewand und wurde von zwei Dienern in dunkeln Mänteln, die wie Kleriker aussahen, begleitet. Tommaso, der spätere Nikolaus V., war eine der bedeutendsten Persönlichkeiten, die in der Renaissance den päpstlichen Stuhl innehatten. Er stammte aus Sarzana, einem Städtchen in der Nähe Luccas und war der Sohn eines Chirurgen, der die Begabung seines Sohnes frühzeitig erkannt hat und ihn unter grossen pekuniären Opfern in Bologna studieren liess. Nach Ablauf der ersten zwei Jahre fiel der Vater einer Seuche zum Opfer und Tommaso musste, da er gänzlich mittellos war, sein Studium unterbrechen und nach Sarzano zurückgehen. Ein Jahr darauf heiratete die Mutter einen kinderreichen Witwer, so blieb Tommaso nichts anderes übrig, als sein Fortkommen in der Welt zu suchen. Er ging nach Florenz und hatte das Glück, der Hauslehrer der Söhne Rinaldo Albizzis zu werden. Albizzi, einer der angesehensten Patrizier von Florenz,

war der Führer der republikanischen Partei, die dem wachsenden Einfluss der Mediceer entgegenarbeitete. Als Albizzi und seine Familie Florenz plötzlich verlassen mussten, fand Tommaso ein Unterkommen als Hauslehrer bei Palla Strozzi, dessen Haus der Mittelpunkt der humanistischen Bewegung war. Strozzi sammelte antike Handschriften, hatte Aristoteles' „Politik" und mehrere andere griechische Werke ins Lateinische übersetzen lassen.

Nach zweijährigem Aufenthalt in Florenz hatte Parentucelli Geld genug gespart, um nach Bologna zurückzugehen. Er widmete sich theologischen und medizinischen Studien. Auch dort blieb ihm das Glück treu, er lernte Niccolo Albergati, den Prior des Karthäuser Klosters kennen, einen sehr angesehenen Mann, der ihm freien Unterhalt im Kloster anbot und sich ernsthaft für seine Zukunft interessierte. Als Albergati Kardinal wurde, ernannte er Tommaso zu seinem Sekretär, übertrug ihm die Oberaufsicht in seinem Hause (1423) und hat sich bis zu seinem Tode nicht von ihm getrennt. Das Verhältnis währte volle zwanzig Jahre. Parentucelli begleitete den Kardinal auf seinen Reisen nach Frankreich, Deutschland und England, er hatte Gelegenheit genug, Menschen kennen zu lernen und sich in die Diplomatie einzuarbeiten. In Florenz hatte er sich den Humanisten angeschlossen und war von heissem Eifer für das Studium der Antike erfüllt.

Trotz seines damals sehr bescheidenen Einkommens kaufte er Bücher, liess Klassiker abschreiben und Handschriften schön einbinden. Er rühmte sich die Werke des h. Augustin in zwölf kostbaren Bänden zu besitzen, eines dieser Bücher „Contra Julianum Pelagianistam" befindet sich heute in S. Spirito, in der Bibliothek, die aus Boccaccios Nachlass stammen soll. Parentucellis Bücher sind heute noch leicht kenntlich, da er am Rand zahlreiche Bemerkungen notiert hat; seine schöne, zwischen Mittelalter und Renaissance vermittelnde Schrift ist sehr charakteristisch.

Zu Poggios Freunden gehörte auch Niccolo Nicoli, einer der interessantesten Humanisten. Nicoli war nicht schriftstellerisch tätig, aber er kannte die antiken Autoren sehr gut und hatte so tiefgründige bibliophile Kenntnisse, dass alle Humanisten beim Büchererwerb oder bei kritischen Textstellen seinen Rat einholten. Er war auch Cosimo Medicis Berater in antiker Literatur und Kunst. Nicoli, ein ansehnlicher Mann mittlerer Grösse, der etwas zur Fülle neigte, stets guter Laune, liebenswürdig und witzig war, zeichnete sich unter den Humanisten

durch seine sehr sorgfältige Kleidung aus. Auf der Strasse zeigte er sich zumeist in einem langen, bis auf den Boden reichenden Gewand aus kostbarem rosa Stoff, da er vom Wunsche beseelt war, überall an sich und um sich von schönen Dingen umgeben zu sein. Auf florentinischen Fresken begegnen wir häufig Männern in langen Röcken, die den republikanischen Gestalten soviel Würde geben. Nicoli war so sehr auf Harmonie bedacht, dass er auch eine der schönsten und gleichmässigsten Schriften unter den humanistischen Kalligraphen hatte. Er war der Sohn eines vermögenden florentinischen Kaufmanns und hatte in seiner Jugend auf Wunsch seines Vaters sogar hinter dem Ladentisch stehen müssen. Nach dem Tode des Vaters lebte er seinen Neigungen, sammelte Bücher und antike Plastik, kopierte Handschriften, und benützte seine früherworbene kaufmännische Praxis, um mit grosser Sachkenntnis den Wert von Büchern und Kunstwerken abzuschätzen. Seine Passion für Handschriften und Antiquitäten hat sein bescheidenes Vermögen verschlungen, und ohne Cosimo Medici, der ihm Kredit in seiner Bank eingeräumt hatte, wäre der humanistische Bibliomane in die grösste Not geraten. Er hat diesen Kredit jedoch nicht missbraucht und sich nur in Fällen grösster Not an den mediceischen Kassierer gewandt, so dass er bei seinem Tode dem Protektor nur fünfhundert Dukaten schuldig blieb.

Nicoli hatte wie Poggio ein ausserordentliches Talent, unbekannte Handschriften aufzustöbern, aber dafür zu reisen war er nicht bereit, er liebte seine Bibliothek und seine Benvenuta zu sehr, um sie auch nur für kurze Zeit verlassen zu wollen. Benvenuta war ein einfaches hübsches Mädchen und von den Handschriften abgesehen, Nicolis einzige Schwäche. Sie wohnten zusammen, sie richtete sein einfaches Mahl an und verstand den Tisch mit antiken Vasen, venezianischen Gläsern und anderen Kostbarkeiten zu schmücken, denn dieser sonderbare Mensch begnügte sich mit Brot, Käse und gekochten türkischen Bohnen, vorausgesetzt dass sie in schönen Gefässen auf den Tisch kamen und das Wasser in einem Becher aus reinstem Kristall kredenzt wurde. Unter seinen Büchern und Vasen und bei seiner Benvenuta war Nicoli vollkommen glücklich; aber seine Familie und einige Freunde vergifteten ihm sein bescheidenes Glück, so dass Eugen IV. selbst eingreifen musste, um dem armen Humanisten zu helfen.

Nicoli hatte ursprünglich zusammen mit seinem jüngeren Bruder Giovanni ein Haus bewohnt. Giovanni war damals der begünstigte

Liebhaber der Benvenuta. Der Humanist begegnete der illegitimen Schwägerin häufig genug, sie gefiel ihm so gut, dass Giovanni allmählich vereinsamte und Benvenuta in Niccolos Wohnung übersiedelte. Die Brüder gerieten in Streit, um so mehr, als Benvenuta, der ihre neue Würde zu Kopfe stieg, Niccolo gegen seine Familie aufzuhetzen begann und selbst die Frau von Niccolos zweitem Bruder Jacopo verleumdete. Da schlossen Giovanni und Jacopo ein Bündnis gegen die Sirene; sie lauerten ihr vor dem Hause auf, legten sie auf den Rücken eines Dieners, den sie zu diesem Zwecke mitgebracht hatten und züchtigten sie mit Rutenstreichen auf den blossen Körper. Die Exekution fand statt angesichts einer zahlreich zusammengelaufenen Menge, die sich vor Lachen ausschütten wollte. Niccolo selbst kam, ohne zu ahnen was vorging, im kritischsten Augenblick und konnte seine Geliebte doch nicht mehr schützen. Ganz Florenz amüsierte sich über diese Geschichte und Niccolos Bekannten drückten ihm ihr Bedauern aus. Nur einer seiner besten Freunde, der berühmte Humanist Leonardo Bruno Aretino, der ehemalige Hauslehrer der Medici, ein ernster, strengdenkender Mensch, der mit gleichmässigem Schritt in langem Scharlachmantel durch die Strassen von Florenz ging, blieb teilnahmlos und sprach sich scharf genug Nicoli gegenüber über Benvenuta aus. Das liess sich der gekränkte Liebhaber nicht bieten, trotz der alten Freundschaft, die er für Leonardo empfand, schrieb er ihm einen beleidigenden Brief. Diesen Brief beantwortete Leonardo mit einer wütenden „Invektive", unter dem Titel „Nebulo Maleficus", so bekam die Benvenuta-Episode eine fast europäische Bedeutung, da die florentinische Humanistenrepublik in zwei Lager zerfiel: für und gegen Nicoli. Der Zwiespalt fand sein Echo bei den Humanisten von Venedig, Mailand und Modena. Poggio, der damals in England war, schmerzte dieser häusliche Krieg so sehr, dass er Nicoli wiederholt brieflich aufforderte, im Interesse aller Leonardo zu verzeihen. Nicoli schloss sich in seine Wohnung ein, wollte niemand sehen und nichts von Versöhnung hören. Da bat man Eugen IV. seinen Einfluss geltend zu machen, aber selbst der Wunsch des Papstes vermochte nichts über den Schwergekränkten. Erst nach sechs Jahren gelang es dem venezianischen Humanisten Francesco Barbaro, die verhetzten Literaten zu versöhnen; die Freude darüber war so gross, dass Poggio Barbaro brieflich zu diesem Friedensschluss beglückwünschte, als wenn der europäische Friede nun besiegelt wäre. Seitdem hüteten die Humanisten sich wohl, Benvenuta zu nahe zu treten, selbst Traversari, der be-

rühmte Camaldulenser, vergass niemals seinen Briefen an Niccolo einen besonderen Gruss an die Freundin, „femina fidelissima" hinzuzufügen.

Wir gehen wohl in der Annahme nicht fehl, dass Gregorio Corraro, der Neffe des Papstes, Eugen IV. zu dieser sonderbar vermittelnden Rolle zwischen Nicoli und Aretino veranlasst hat. Der Dichter Corraro war während Eugens Kardinalszeit aus Venedig nach Rom gekommen. Er war der Schüler des berühmten Humanisten Guarino, machte lateinische Gedichte, kannte Horaz und Vergil genau und war von den Grundsätzen der antiken Schriftsteller so erfüllt, dass er fast als Heide galt. In Rom unter dem Einfluss der neuen Umgebung, änderte er seine Grundsätze wesentlich, und als sein Oheim Papst wurde, erhielt er zahlreiche Würden und Benefizien. Aber ein Stück Heidentum blieb in ihm lebendig, in Florenz schloss er sich den Humanisten an, weilte ganze Tage bei Nicoli und suchte Poggios Gesellschaft auf. In Rom jedoch überwog Corraros praktischer Sinn, er zog die hohen kirchlichen Einkünfte den humanistischen Träumen vor.

Der Humanismus liess sich mit der Romantik in Einklang bringen, und Epikurs Grundsätze, denen viele Humanisten huldigten, schienen romantische Ideen sogar zu verlebendigen. Wie Nicoli fand auch Poggio eine Geliebte in Florenz, obgleich er damals schon fünfundfünfzig Jahre alt war. In Rom hatte er ein Liebesverhältnis mit einer einfachen Frau aus dem Volke, die ihn mit einem Kranz von vierzehn Kindern umgeben hat. Unserem Humanisten war die Familie noch nicht gross genug, er liess sich 1435 mit einem achtzehnjährigen Mädchen Veggia Buondelmonti trauen. Man glaubt, der Kardinal Sant' Angelo habe ihn auf den Weg der Tugend und Ehe zurückgeführt, da er Poggio einmal im Zorn seine unehelichen Kinder vorgeworfen hat. Es war aber gefährlich, dem Humanisten mit solchen Vorwürfen zu kommen: boshaft erwiderte er dem Kardinal, mit seinen unehelichen Kindern folge er dem Beispiel der Geistlichkeit, die sich seit Erschaffung der Welt an diesen Brauch halte, und er fügte eine Anekdote hinzu, die bewies, dass die Päpste einsichtiger waren als der Kardinal: Eines Tages brachte ein italienischer Priester seinen erwachsenen, breitschultrigen Sohn zu Martin V., und bat um ein Amt für seinen Ältesten. Der Papst war etwas betreten ob dieser Kühnheit, doch der Geistliche gab ohne eine Spur von Verlegenheit zur Antwort, zu Hause habe er noch vier Jungen, und jeder von ihnen sei bereit, das Schwert für seine Heiligkeit zu führen, Poggio fühlte sich aber doch verpflichtet, sein Vorgehen zu rechtfer-

tigen, er verfasste daher einen Dialog unter dem Titel: „An seni sit uxor ducenda", „Soll ein Greis heiraten", und widmete ihn Cosimo Medici. Drei Personen führen diesen Dialog: er selbst, Niccolo Nicoli und Carlo Aretino, der Kanzler von Florenz. Nicoli spielt die Rolle des Vernunftmenschen, der alle Gefahren aufzählt, denen sich ein alter Mann, der eine junge Frau heiratet, aussetzt. Carlo Aretino dagegen verteidigt den Grundsatz, für die Ehe sei es nie zu spät. Poggios Rolle ist ziemlich nichtig: er zieht vor, ruhig das Resultat abzuwarten. Poggio hat die Richtigkeit der Theorien seines Freundes durch die Tat erhärtet: er war mit Veggia sehr glücklich und hat sie zur Mutter von fünf Söhnen und einer Tochter gemacht. 1438 bei der Geburt des ersten Sohnes kamen Glückwünsche aus nah und fern. Unter anderen schrieb der päpstliche Sekretär, Cincio, aus Rom, er prophezeite dem Kleinen eine glänzende literarische Laufbahn und gab freundschaftliche Ratschläge, falls die Mutter „nicht imstande sein sollte, ihre ersten Pflichten gegen das Kind zu erfüllen". In diesem Falle müssten die Eltern eine gesunde, breitschultrige, gutgewachsene Amme von sanfter Gemütsart und guten Sitten engagieren, denn all diese Eigenschaften wären auf die physische und moralische Entwicklung des Kindes von Einfluss. Cincio berichtet, die gesamte römische Kurie freue sich über Poggios Sohn und die Kollegen erwarten die Ankunft des glücklichen Vaters, um ihm ein Fest zu geben, wobei er im Kreise griechischer und lateinischer Philosophen thronen sollte.

Die Überraschung und Freude von Poggios Kollegen in den päpstlichen Kanzleien steigerte sich bei jedem Kinde, das Veggia ihrem Manne schenkte. Vier von Poggios Söhnen wurden Geistliche, die Tochter Lucrezia heiratete einen gewissen Buondelmonti, wohl einen entfernten Verwandten. Poggio starb als Neunundsiebzigjähriger, seine Freunde behaupteten, seine Familie wäre noch zahlreicher geworden, wenn er noch länger am Leben geblieben wäre.

Bei seiner Heirat war Poggio nicht unvermögend: als päpstlicher Sekretär hatte er ein beträchtliches Einkommen und seine Kopien antiker Handschriften liess er sich teuer bezahlen. Kurz vor seiner Hochzeit hatte er Panormita Livius' Werke für 120 Goldgulden verkauft. Sein Traum war, sich im Alter aus Rom nach Florenz zurückzuziehen, und dort in seiner eigenen Villa von antiken Skulpturen und Büchern umgeben zu leben. Er war nun vermögend genug, um sich einen bescheidenen Unterschlupf bei Terranuova in Valdarno zu bauen und dort

Landwirtschaft zu treiben. Ja, er konnte sich auch ein Haus in Florenz kaufen, vermutlich für die Mitgift seiner Frau, die 600 Gulden in die Ehe gebracht hat. Cosimo Medici, der Poggio sehr schätzte, hat den Häuserkauf vermittelt. Die beste Einnahme des Humanisten bestand jedoch darin, seine Schriften Persönlichkeiten zu widmen, die diese Ehren entsprechend bezahlen konnten, so erhielt er vom König Alfons von Neapel 600 Dukaten für die Widmung seiner Übersetzung von Xenophons „Cyropädie". Seine boshafte Feder fürchteten selbst gekrönte Häupter, er schrieb fliessend, lebendig, farbig, witzig und war wohl der bedeutendste Stilist seiner Zeit. Er konnte schmeicheln, scheute sich aber nicht, seinen Gegner, ob es nun Filelfo, Valla oder ein angesehener Bischof war, einen ausgemachten Dummkopf, zweibeinigen Esel oder Ochsen zu nennen. Und wenn er seinem Hass gegen die Mönche die Zügel schiessen liess, so gab es in der gesamten klassischen Literatur nicht beleidigende Worte genug, um „diese Bettelmönche, die zu träge zur Arbeit, ihre Mitmenschen an den Bettelstab brächten" zu beschimpfen.

Während seines Aufenthalts in Valdarno arbeitete Poggio an einem Dialog „De nobilitate", der 1440 erschien. In die Betrachtung römischer Sarkophage versunken, führen Niccolo Nicoli und Lorenzo de Medici, Cosimos Bruder, ein Gespräch in Poggios Villa. In diesem Dialog sagt Poggio dem italienischen Adel sehr viel unangenehme Wahrheiten, am interessantesten ist seine Charakteristik der neapolitanischen, römischen und venezianischen Ritterschaft. Die Neapolitaner kommen am schlimmsten weg: ihr Adel bestehe nur darin, dass sie nichts tun und die Einkünfte ihrer Güter vergeuden. Es gelte als unvornehm, sich persönlich um die Bewirtschaftung zu kümmern. Die Pflichten der neapolitanischen Aristokratie seien leicht zu erfüllen: Reiten und ein Sichherumrekeln in seinem Palast genügen. Wenn einer der Herren unter die Wegelagerer und Raubritter geht, so tut das seinem Einfluss keinen Abbruch, vorausgesetzt, dass er einer alten Familie entstammt. Dieser neapolitanische Adel hegt die tiefste Verachtung vor dem Kaufmannsstand und solch ein Herr würde lieber verhungern als seine Tochter an einen reichen Kaufmann verheiraten. Ein Ritter, der persönlich mit einem Kaufmann wegen des in seinem Keller lagernden Weins verhandeln wollte, würde sich in den Augen seiner Gesellschaftskaste so erniedrigen, dass er aus ihrem Kreis ausscheiden müsste.

Ganz anders ist der venezianische Adel, der nur dem Handel lebt und öffentliche Ämter bekleidet. Er bildet eine Kaste für sich, ist durch

einen unüberbrückbaren Abgrund vom Volk getrennt, und selbst der arme Patrizier behandelt den reichen Plebejer als ein untergeordnetes Wesen.

Der römische Edelmann nimmt eine Zwischenstellung zwischen dem neapolitanischen und venezianischen Patrizier ein. Er verachtet den Handel, glaubt aber durch Geldspekulation seiner Würde nicht Abbruch zu tun. Es steht ihm frei, seinen Nächsten im Geldgeschäft zu betrügen, aber Waren zu verkaufen, verträgt sich mit seiner Würde nicht, doch beschäftigt er sich gelegentlich mit der Bewirtschaftung seiner ausgedehnten Ländereien.

Der Dialog ist eine gegen den Adel gerichtete Schmähschrift; Poggio anerkennt nur das persönliche Verdienst und verspottet das Pochen auf die Vorzüge seiner Ahnen. Der Adel, wie er zumeist verstanden wird, ist nichts als Dünkel, ein „Delirium" des Hochmuts, da er nicht auf dem tatsächlichen Wert eines Menschen, sondern auf zufälligen Äusserlichkeiten beruht.

Poggio, der seiner Gesinnung nach Republikaner war, waren die römischen Verhältnisse verhasst, es tritt dies deutlich in seinem „Dialog über die unglückliche Lage der Fürsten" zutage. Er behauptet u. a. der schlechte Fürst könne nicht glücklich sein, da Glück nur auf dem Wege der Tugend erreichbar sei, der gute dagegen habe soviel Sorgen, Qualen und Befürchtungen zu ertragen, dass auch er mit der Welt unzufrieden sein müsse. Poggios demokratische Ansichten offenbaren sich auf jeder Seite des Dialogs; er hat eine lange Liste der Fehler, Verbrechen und Wahnsinnstaten der Herrschenden und verschont auch die Päpste nicht, indem er hervorhebt, er habe keinen gekannt, dem das Interesse der Kirche mehr am Herzen gelegen habe als der Vorteil des eignen Geschlechtes.

Poggio hatte viel Glück im Leben. Durch Arbeit, Begabung und Rücksichtslosigkeit hat er es zu Stellung und Vermögen gebracht, auch nach seinem Tode ist das Glück ihm treu geblieben, er galt lange als Heiliger im Dom von Florenz. Als nämlich 1586 ein Teil der Ornamente der Fassade zerstört worden war, musste man für Poggios Standbild einen anderen Platz suchen und die Bevölkerung hielt es für die Statue eines Heiligen.

Mit Eugen war auch Flavio Biondo, einer der angesehensten Humanisten, nach Florenz gekommen. Er war der Verfasser eines umfangreichen, dem Papst gewidmeten Werkes „Roma instaurata". An der

humanistischen Bewegung konnte er keinen allzu lebhaften Anteil nehmen, da er zwar als päpstlicher Sekretär nicht schlecht bezahlt wurde, aber für eine Frau und zehn Kindern zu sorgen hatte.

Zu der Gesellschaft, die sich vor dem Palazzo vecchio in Florenz zu versammeln pflegte, gehörte auch Gianozzo Manetti, ein ruhiger ernster Mann, Kaufmann von Beruf. Nach den Aussagen seines Biographen hat er stets die Wahrheit gesprochen und sich am liebsten mit Juden über das alte Testament unterhalten, um ihnen zu beweisen, dass sie verschiedene Stellen verkehrt verstehen und übersetzen. Manetti rühmte sich, den Rabbinern in der Kenntnis des Hebräischen überlegen zu sein; um im Griechischen und Hebräischen nicht aus der Übung zu kommen, hatte er zwei Griechen und einen getauften Juden in seinem Hause und sprach ihre Sprache mit ihnen in seinen freien Augenblicken. Den getauften Juden liess er hebräische Bücher, namentlich Bibelkommentare abschreiben, und betrieb seine Studien mit soviel Eifer, dass er selbst seinen Sohn Hebräisch lernen liess. Manetti hat die ganze Bibel und einen Teil von Aristoteles' Schriften aus dem Griechischen ins Lateinische übersetzt, eine Biographie Dantes, Boccaccios und des Königs Alfons von Neapel verfasst, mehrere Grabreden gehalten und sogar eine Abhandlung über Erdbeben geschrieben. Aber sein Stil war schlecht und seine langweiligen, breit angelegten Bücher wurden wenig gelesen. Um so beliebter war er selbst in Florenz, man schätzte sein Wissen und seine Liebenswürdigkeit, die Republik hat ihm wichtige Ämter übertragen und sich seiner häufig bei Gesandtschaften bedient. Diese Popularität machte ihn den Medici gefährlich, sie fürchteten seinen politischen Einfluss um so mehr, als er vermögend und unabhängig war und mit ihnen konkurrieren konnte.

Je mehr die Hoffnung wuchs, dass der Papst nach Rom zurückkehren und die Finanzen der Kurie sich verbessern würden, desto mehr drängten sich die Humanisten in die päpstliche Kanzlei; trotz des Widerstandes der Kleriker, die Eugen IV. umgaben, wurden sie dort angestellt. Vor seiner Abreise aus Florenz ernannte der Papst noch einige Literaten und Gelehrte zu Sekretären der Kurie, darunter waren der berühmte Grieche Aurispa und zwei Schüler Guarinos, die Venezianer Ermole Barbaro und Pietro del Monte. In Rom vermochte sich Eugen vor dem Zuzug der Humanisten kaum zu retten. Es waren begabte, leichtbewegliche Menschen, die sich gegenseitig unterstützten, sich bei den Kardinälen einschmeichelten, auf jeden neuen Posten lauerten und überall festen Fuss fassten.

II.

Um ein Amt in der Kanzlei der römischen Kurie bemühte sich auch Lorenzo Valla, der einflussreiche bekannte Humanist. Der boshafte Poggio behauptete, Lorenzos Grossvater sei Koch in Piacenza gewesen, der Vater, namens Lucca, habe, trotz seiner Juristerei, keinen Brief schreiben und was schlimmer war, keine Kinder zeugen können. Ohne mit Poggio über Lorenzos Herkunft zu streiten, wollen wir uns an die weniger boshafte Überlieferung halten, nach der Lorenzo 1405 in Rom geboren wurde, sein Vater war Advokat des päpstlichen Konsistoriums und der Onkel der Mutter, Melchior Scribani, Abbreviator und Skriptor der Kurie. Lorenzos Schwester heiratete einen Abbreviator, Ambrogio Dardano, so durfte der Humanist mit Recht behaupten, er sei in der Apostolischen Kurie aufgewachsen und Rom sei unter seinem Einfluss noch römischer geworden, da er es Lateinisch sprechen gelehrt, was, wie wir sehen werden, der Wahrheit entsprach.

Lorenzo hat in Florenz beim berühmten Aurispa, der die Hälfte der damaligen Humanisten mit Hellas bekannt gemacht hat, gelernt; im Lateinischen unterwies ihn der Florentiner Rinuccio da Castiglione. Lorenzos Mitschüler bei Aurispa war Beccadelli, Panormita benannt, der Verfasser anstössiger Epigramme, die unter dem Titel „Hermaphroditus" erschienen sind. Obgleich Valla viel jünger als der Sizilianer war, waren sie intim befreundet. Diese Freundschaft sollte dem Humanisten im Leben noch so manchen Vorteil bringen. Panormita hat seinen römischen Kollegen sehr geschätzt, er hat ihn später als einen Menschen von grossem Wissensdrang, ausgeglichenem Geist und guten Sitten geschildert.

Lorenzos kritische Begabung zeigte sich schon früh, so fragte er als Kind den Lehrer, wer das Buch Hiob geschrieben; als er zur Antwort bekam, Hiob selbst sei der Verfasser, widersprach er aufs lebhafteste, da Hiob unmöglich seinen eigenen Tod habe beschreiben können. Mit zweiundzwanzig Jahren veröffentlichte Lorenzo eine kritische Abhandlung, die in der humanistischen Welt beinahe eine Revolution hervorrief. Sie trug den Titel „De comparatione Ciceronis Quintilianique"; er verglich Quintilians Stil mit Ciceros Schreibweise und gab Quintilian mit erstaunlicher Belesenheit und schlagenden Beweisen den Vorzug. Das war eine unerhörte Kühnheit; in der humanistischen Welt galt Cicero

als Halbgott und seine Schriften als stilistisches Vorbild, nun wagte ein unbekannter Jüngling den Götzen zu stürzen, — die Aufregung war unbeschreiblich. Poggio, Antonio Loschi, Filelfo liessen den kecken Jüngling ihren Zorn entgelten. Aber es sollte noch schlimmer kommen: Valla hatte einige Kardinäle in boshaften Epigrammen verhöhnt, es sich somit nicht nur mit den Literaten, sondern auch mit den hohen kirchlichen Würdenträgern verdorben. All das geschah zur Unzeit, der bereits erwähnte Scribani starb gerade damals, und Valla hatte gehofft, die frei gewordene Stelle eines Abbreviators zu bekommen. Die verletzten Prälaten und Beamten der Kurie taten ihr möglichstes, damit der Papst seine Kandidatur unberücksichtigt lasse, besonders Poggio schien es unerträglich, dass ein junger Mensch, der die Frechheit gehabt hatte, Ciceros Majestät anzutasten, einen Platz in der päpstlichen Kanzlei neben bewährten Männern erhalte. Der vierundzwanzigjährige Valla musste sein Glück ausserhalb Roms suchen, er begab sich nach Pavia, wo er von 1431 ab an der Universität Rhetorik gegen ein elendes Gehalt von 50 Gulden vortrug und einen Dialog „De voluptate" veröffentlichte, in dem er den Glaubensartikeln der damaligen Philosophie offen den Krieg erklärte. Er verspottete Aristoteles, den er einen Dummkopf und Lügner schalt, verlachte Plato und hielt das Bestreben der Humanisten, Christentum und antike Philosophie in Einklang zu bringen, für ein törichtes Unterfangen. Vernünftig erschienen ihm nur Epikurs Grundsätze, die er ins Leben umzusetzen suchte. Liebe galt ihm als Grundlage jeglicher Tugend, er wollte den menschlichen Geist von den ihm auferlegten Fesseln befreien und den Kampf um die Wahrheit wagen. Das Ganze war gut und ausserordentlich geschickt geschrieben, dazu ein Angriff gegen die Klöster, da der Verfasser auf die Unmoral der mönchischen Enthaltsamkeit hinwies, was angesichts des allgemeinen Hasses gegen die Bettelmönche den Tendenzen der Zeit entsprach. Niemand hatte bisher gewagt, Kritik an einem Gott wie Aristoteles zu üben, von seiner Lehre zehrten sämtliche Universitäten. So war die Empörung unter Professoren und Klerikern ungeheuer, es hiess, der junge Römer wolle in seiner masslosen Verblendung nicht allein die Gegenwart verdammen, sondern auch die Vergangenheit ändern: „Corrector veterum, contemptor Valla novorum."

In einer weiteren Schrift wandte sich Valla gegen die Juristen, er wies ihre Unfähigkeit nach, indem er sie mit den römischen Gelehrten verglich. Jetzt kläfften die Rechtsgelehrten und Notare hinter ihm her

und wollten ihn auf der Strasse verprügeln. Valla musste aus Pavia flüchten; er ging von Stadt zu Stadt, hielt Vorträge in Genua, Mailand und Ferrara und bereitete ein neues Buch vor, das seinen Ruhm befestigen sollte. Es trägt den Titel „De elegantiis" und ist ein philologisches Werk von ausserordentlicher Belesenheit und Schärfe, Valla beweist, dass keiner seiner Zeitgenossen lateinisch schreiben könne, ihre Schriften strotzen von Fehlern, die ausgemerzt werden müssen, um die Feinheit der klassischen Sprache zu erreichen. Die Nachwelt hat ihm rückhaltlos sein Verdienst um die Reinhaltung des Lateinischen zuerkannt und ihm auf sein Grab den Zweizeiler gesetzt:

Laurens Valla iacet romanae gloria linguae;
Primus enim docuit, qua decet arte loqui.

Philologisch-grammatikalische Fragen fesselten in einer uns fast unverständlichen Art die damalige gebildete Welt, veranlassten leidenschaftliche persönliche Kämpfe und gaben den Namen der streitenden Humanisten Weltruhm. Valla wurde infolge seiner Abhandlungen so berühmt, dass ihn König Alfonso von Neapel, der gebildetste damalige Monarch, der Protektor von Dichtern und Literaten, als Lektor an seinen Hof berief. Unter Alfonso herrschte in Neapel eine bis dahin beispiellose Freiheit des Wortes, man konnte gegen Kirche und Religion schreiben und drucken lassen, was man wollte, ohne auf die Grundsätze der öffentlichen Moral irgendwie Rücksicht zu nehmen. Die Verhältnisse kennzeichnet, dass Panormita, der Verfasser des Hermaphroditen, der literarische Berater des Königs war.

Zwischen Alfonso und Eugen IV. herrschte ein erbitterter Kampf. Der Papst wollte den Anjou den Thron von Neapel sichern, und Vitelleschi okkupierte im Namen des Papstes sogar einen Teil des Reiches; Alfonso dagegen unterstützte das Basler Konzil, das Eugen abgesetzt und an seine Stelle Felix V. gewählt hatte. Im XV. Jahrhundert galt „die konstantinische Schenkung" noch als verpflichtend und bildete einen Teil des öffentlichen Rechts. Auf Grund dieser Schenkung war der Papst weltlicher Monarch in Rom und Herr von Neapel, und Alfonso nur sein Lehnsmann. Im Einverständnis mit dem König veröffentlichte Valla eine Schrift, in der er bewies, der Schenkungsakt sei ein Produkt späterer Zeiten, die Schenkung, die historisch nicht beglaubigt sei, könne auch nicht zu Recht bestehen. Der Papst habe sich in Neapel und Sizilien Rechte angemasst, die ihm nicht zukämen, auch Rom gehöre ihm nicht. Eugen IV. wird ein Tyrann und Vitelleschi der

Auswurf der Menschheit genannt, der sein Schwert im Blut der Christenheit gebadet und den Untergang durch dieses Schwert verdient habe. Mit ungewohnter Energie tritt der Verfasser gegen das Papsttum auf, aus einer geistlichen sei es eine weltliche Macht geworden, diese Gewaltherrschaft wolle er bekämpfen. Vallas Schrift machte viel Lärm, hatte aber keinen praktischen Erfolg, da Alfonso seinen Frieden mit dem Papst, der die Herrschaft in Rom übernahm, machte. Valla bemühte sich um einen Sekretärposten beim Apostolischen Stuhl, als wenn er nie gegen die Kirche gekämpft hätte. Da seine Bemühungen vergeblich waren, nahm er den Kampf mit den Mönchen auf, die er für seinen Misserfolg verantwortlich machte. Er veröffentlichte einen Dialog: „De professione religiosorum", und sprach den Mönchen das Recht ab, sich „religiosi" zu nennen, da sie die Religion schänden und Sektierer seien, die die Kirche ausschliessen sollte. Die Klöster gleichen jenem Asyl des Romulus, in dem der Begründer des Reiches den Auswurf der Gesellschaft versammelt hat, da sich nur Tagediebe und Schwachköpfe darin zurückzögen. Die Mönche waren ausser sich, die Observanten wollten Valla vor das Tribunal der Inquisition zitieren, nur die Protektion des Königs befreite den Humanisten aus dieser Gefahr. Ja, er fand jetzt Freunde in Rom, die ihn vor dem Papst verteidigten. Der Kardinal Landriani, der Gönner der Humanisten, erwirkte Valla die Erlaubnis, nach Rom zurückzukommen. Aber den Observanten war die Anwesenheit ihres Feindes in der Hauptstadt unangenehm, sie fürchteten, er könne, trotz seiner Angriffe auf die Kirche, Sekretär des Papstes werden und versuchten daher in aller Stille, ihn dem Tribunal der Inquisition zu überantworten. Valla muss Wind davon bekommen haben, da er nach kaum zwei Monaten aus Rom entfloh und nach Neapel zurückging.

III.

Eugen IV. starb am 23. Februar 1447, lebhaft von den Franziskaner Observanten betrauert, für die Humanisten war sein Tod ziemlich gleichgültig. Als jedoch auf dem für den 4. März zusammengerufenen Konklave Parentucelli, der ehemalige Sekretär des Kardinals Albergati, zum Papst gewählt wurde (Nikolaus V.), herrschte in der Gelehrtenrepublik eine unbeschreibliche Freude. Die meisten Humanisten waren mit ihm bekannt oder sogar befreundet und jeder

träumte von einem Amt in der römischen Kurie oder zum mindesten von einer Pfründe.

Nikolaus V. war erst drei Jahre Bischof und sechs Monate Kardinal; als er in der Nacht vor dem Konklave träumte, er würde zum Papst gewählt werden, lachte er am Morgen so herzlich, dass sein geistlicher Gefährte ihn nach der Ursache seiner Heiterkeit fragte. Parentucelli erzählte, er habe geträumt, er sei Papst geworden, er, der seit sechs Monaten Kardinal und von ärmlicher Herkunft sei. Es war ein uralter Brauch, dass jeder der Kardinäle seine Zelle während des Konklave mit einer besonderen Farbe schmückte, es gab also rote, grüne, violette etc. Zellen, nur Parentucellis Zimmer blieb weiss, was nach Pius II. Aussage der reinen Seele des Kardinals entsprach. Das Konklave währte nur kurz, Parentucelli war bereits am 6. März gewählt. Er hatte sich im letzten Jahre grosse Verdienste um die Kirche erworben; im Auftrage Eugens IV. war er nach Frankreich und Deutschland gegangen und hatte ungewöhnliche diplomatische Fähigkeiten bekundet, indem er zur Auflösung des für die Kirche gefährlichen Bundes der Kurfürsten beitrug.

Die Wahl des Kardinals fand viel Beifall, man wusste, eine Ära des Friedens würde mit dem neuen Papst beginnen. Von Gestalt war er unansehnlich, aber sein einfaches Auftreten und seine grosse Lebhaftigkeit machten einen sehr sympathischen Eindruck. Klein, mager, fast hässlich, kränklich, konnte er mit seinem blassen Gesicht und den aufgeworfenen Lippen äusserlich mit dem imponierenden Mönch Eugen IV. oder Paul II. „dem schönsten der Päpste" nicht konkurrieren. Das römische Volk, das viel auf den Schein gab, war nicht sehr begeistert, als es den unansehnlichen Nikolaus V. sah, der nach alter Sitte das Konklave auf einem Schimmel verliess, aber die glühenden Augen des neuen Papstes verrieten Kühnheit und Güte. Gelegentlich blickten die Augen zornig; Parentucelli war reizbar und heftig, aber im Laufe seines Lebens hat er gelernt, sich zu beherrschen. Mit fünfzig Jahren war er Papst geworden, er fühlte sich stark genug zur Arbeit und sah ein grosses Wirkungsfeld vor sich. Wiederholt hat er versichert, er sähe seine Lebensaufgabe darin, die Wunden zu heilen, die die Regierung seiner Vorgänger Italien geschlagen, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz wolle er kämpfen; nachdem er die höchste Würde in der Christenheit erreicht, verlange es ihn nur danach, die Menschheit zu beglücken.

Er begann seine Regierung damit, dass er jedem Gehör gab. Jeden Freitag hielt er öffentliche Audienz ab, zu der sich Angehörige der verschiedensten Stände drängten. Einer der ersten, der nach Rom kam, um Nikolaus V. seine Freude über die Wahl auszusprechen, war Vespasiano da Bisticci. Um sieben Uhr abends erschien der florentinische Buchhändler im Saal, in dem die Bittsteller sich zu versammeln pflegten; der Papst erkannte ihn sofort, begrüsste ihn laut und hiess ihn warten, da er ihn allein sprechen wolle. Als die Reihe an Bisticci kam, kniete er vor Nikolaus nieder und küsste ihm der Sitte gemäss den Fuss, aber der Papst hob ihn auf, führte ihn in einen Nebenraum und setzte sich mit ihm neben eine Tür, die auf eine Gartenterrasse mündete. Nikolaus liebte es nicht, wenn man vor ihm stand; wollte er mit jemand ein längeres Gespräch führen, so wies er dem Betreffenden einen Platz neben sich an. Da sich Bisticci ohne Zeugen vor ihm befand, fragte er ihn lächelnd: „Mein Vespasian, hätten die Florentiner je geglaubt, der arme Geistliche, der vor gar nicht langer Zeit die Glocken in ihrer Kirche läuten musste, würde Papst werden?“ Bisticci beantwortete die Frage geschickt und betonte, der arme Geistliche sei nur infolge seiner grossen Tugenden zum Papst gewählt worden und würde dem gemarterten Land den Frieden bringen. Da versicherte der Papst, nicht mit dem Schwert, sondern mit dem Kreuz kämpfen zu wollen und brachte das Gespräch auf einen andern Gegenstand, auf die den Mediceern zu entrichtende Dankesschuld, die auf ihm lastete.

Die Schuld war ziemlich neuen Datums. Als Eugen IV. Parentucelli, den damaligen Bischof von Bologna, in diplomatischer Mission nach Frankreich und Deutschland geschickt hatte, hatte er ihm zwar eine ausführliche Instruktion, aber nur ganz geringe Mittel gegeben. Parentucelli hatte kein Vermögen und das Bistum von Bologna warf so gut wie gar nichts ab. Er kam in schweren Sorgen nach Florenz; auf Bisticcis Rat begab er sich zu Cosimo Medici, der für gute Zwecke stets eine offene Hand hatte, und bat, ihm etwa hundert Dukaten für diese Reise zu borgen. Cosimo rief, ohne sich auch nur einen Augenblick zu besinnen, seinen Kassierer und liess dem Bischof einen Brief an seine auswärtigen Korrespondenten ausstellen, die aufgefordert wurden, ihm Summen in jeder beliebigen Höhe auszuzahlen. Der Bischof hat sich unterwegs nur zweihundert Gulden anweisen lassen, aber auf der Rückreise nach Rom war ihm in Florenz das Geld wieder ausgegangen. Auch diesmal vermittelte Bisticci zwischen Cosimo und dem Bischof. Der

Mediceer, überrascht über die Sparsamkeit des Bischofs, liess ihm aufs neue zweihundert Gulden auszahlen.

Dies war die Dankesschuld, die Nicolaus V. tilgen wollte. Und er tilgte sie in grossartiger Weise, er liess die Medici durch Bisticci wissen, er würde ihrer Bank die Depositengelder der Kurie anvertrauen und sie zu seinen Bankiers ernennen. Die Zukunft zeigte die grosse Bedeutung dieses Geschenkes, während des Jubeljahres 1450 hat die päpstliche Kammer bei den Mediceern die für damalige Begriffe ungeheuere Summe von hunderttausend Gulden hinterlegt.

Der Papst freute sich, auch auf andere Weise seine Sympathie für Florenz zu bekunden, und da gerade damals eine Gesandtschaft vom Arno kam, um ihm zu huldigen, erklärte er Bisticci, er würde den Florentinern auf einem öffentlichen Konsistorium Ehrungen wie Kaisern und Königen zuteil werden lassen. Nikolaus wollte auch Bisticci einen Dienst erweisen, aber der bescheidene Buchhändler hatte keinen Wunsch, er lebte von seiner Arbeit und war, wie er sagte, im Bitten unerfahren. Da die Unterredung lange gedauert hat und es spät war, bat Nikolaus seinen Gast zum Abendbrot dazubleiben und in dem an das päpstliche Schlafgemach stossenden Zimmer zu übernachten. Er bereitete ihn darauf vor, dass das Bett unbequem wäre, aber das römische Volk habe alter Sitte gemäss nach Eugens Tode seine ganze Wohnung ausgeplündert, man habe Bettstellen und Kissen bei den Kardinälen leihen müssen, um sich wenigstens provisorisch einzurichten.

Am nächsten Tage empfing der Papst, wie versprochen, die Florentiner in einem öffentlichen Konsistorium; unter den Gesandten gab es berühmte Männer wie Giannozzo Pitti, Piero di Cosimo de Medici und Giannozzo Manetti. Bisticci berichtet, die Gesandtschaft habe einen grossartigen Eindruck gemacht, „fu cosa mirabile". Der Deputation gehörten hundertzwanzig Mann an, sie waren gleich gekleidet, und als sie in den Saal traten, erregten sie allgemeine Bewunderung. Messer Giannozzo Manetti hielt eine reichlich lange Ansprache an den Papst, sie währte fünfviertel Stunden. Nikolaus V. hörte mit geschlossenen Augen zu, einer der neben ihm sitzenden Kardinäle stiess ihn, im Glauben, er sei eingeschlafen, leicht mit dem Ellbogen an, um ihn aufzuwecken. Die Furcht war überflüssig, der Papst hatte mit angespannter Aufmerksamkeit gelauscht, und als Manetti zu Ende war, hielt er eine so grossartige Rede, dass alle überrascht waren. Nikolaus V. war ein guter Redner, er hatte eine tiefe, klangvolle Stimme und formte seine

Sätze mit ausserordentlicher Leichtigkeit. Ohne eine Fülle antiker Zitate galt eine Rede damals als unvollständig; das bot dem Papst keine Schwierigkeiten, er hatte ein ungewöhnlich gutes Gedächtnis, es gab wenig griechische und lateinische Schriftsteller, die er nicht gründlich kannte, und die ganze Bibel hatte er, nach Bisticcis Aussage, „im Kopfe". Infolge der vielen Schicksalsschläge, die er im Leben erfahren und des Verkehrs mit Menschen höherer und niederer Stände, hatte er soviel verschiedenartige Kenntnisse sich angeeignet, dass er auf die Interessen jedes einzelnen so gut eingehen konnte, als wenn er mit diesem Beruf seit frühester Jugend vertraut wäre. Und er erfuhr viel von den Menschen, da er, der die Heuchelei hasste, einen vertrauenerweckenden Eindruck machte. Er überraschte durch Kenntnisse, die niemand bei ihm vermutet hätte, er war z. B. in der Medizin so erfahren, dass er den ehemaligen Kardinal Albergati während seiner Krankheit behandelte; unter den Bibliographen galt er als Autorität, als Cosimo de Medici die Bibliothek von San Marco begründete, bat er um Rat, welche Werke eine öffentliche Sammlung enthalten müsse. Für Architektur hatte der Papst eine besondere Vorliebe, in seiner Jugend hatte er wiederholt geäussert, er würde, wenn er könnte, nur bauen und Bücher sammeln. Dieser Leidenschaft konnte er als Papst frönen.

In den Kämpfen und Streitigkeiten der italienischen Fürsten beobachtete er die grösstmögliche Neutralität, nur so vermochte er den Kirchenstaat zu befestigen; durch das Jubeljahr von 1450 hat er dem päpstlichen Schatz ungeheure Einkünfte gesichert. Die Jubiläumsfeierlichkeiten haben trotz der furchtbaren Seuche, die im Sommer dieses Jahres in Rom wütete, gewaltige Menschenmassen in die ewige Stadt gelockt. Allein aus Danzig waren zweitausend Pilger gekommen. Die päpstliche Kasse und die Bewohner Roms hatten ungeheure Einnahmen, besonders die Wechsler, Bankiers, Apotheker, Gasthausbesitzer und Reliquienhändler. Aber das Benehmen des Papstes erregte viel Ärgernis: als einige Todesfälle in Rom vorkamen, verliess er die Stadt sofort mit einem kleinen Gefolge, wechselte seinen Aufenthaltsort fortwährend, übersiedelte von Schloss zu Schloss, je nachdem die Seuche um sich griff. Poggio spottete, Nikolaus V. sei der Antike so nahe gekommen, dass er wie die Skythen ein Nomadenleben führe. In Fabriano weilte der Papst am längsten, da der Ort gesund war, aber bei Todesstrafe hatte er den aus Rom Heimkehrenden verboten, sich über einen Umkreis von sieben Meilen seinem Wohnsitz zu nähern. Dem Beispiel des Papstes folgte die

gesamte Kurie und verliess Rom in wilder Flucht, ein Augenzeuge berichtet, Kardinäle, Bischöfe, Äbte, selbst Mönche seien in alle Himmelsgegenden auseinandergelaufen und hätten die Bevölkerung in unwürdiger Weise sich selbst überlassen.

Es ist bezeichnend genug, dass Nikolaus V. aus Rom nur den Gelehrten Aurispa und Abschreiber antiker Handschriften mitgenommen hat, aus Angst, sie könnten der Seuche zum Opfer fallen. Sein Hauptstreben war darauf gerichtet, die Werke der Griechen zu übersetzen und antike Handschriften abschreiben zu lassen. Im Augenblick, da er den päpstlichen Stuhl bestieg, hatte er Mittel genug, um einen ganzen Stab von Humanisten um sich zu scharen und für ihren Unterhalt zu sorgen.

Es war ihm darum zu tun, alle griechischen Klassiker auf seine Kosten übersetzen zu lassen. Er zog Giovanni Aurispa, den besten Kenner des Griechischen, sofort nach Rom. Aurispa war gewohnt, von Ort zu Ort zu wandern, auch jetzt duldete es ihn trotz seiner achtzig Jahre nicht lange auf einem Fleck, und der Papst musste ihn durch kostbare Geschenke immer wieder an seinen Hof fesseln.

Nikolaus V. hat Manetti 1451 zum Sekretär der Kurie ernannt. Die Medici waren Manetti nicht gewogen, da sie ihn nicht aus Florenz verbannen konnten, veranlassten sie die städtische Steuerkommission, ihm so hohe Abgaben aufzuerlegen, dass der arme Teufel der Aufforderung des Papstes mit grösster Freude nachkam. Poggio wandte sich direkt an den Papst und bat, ihn auf seinem Sekretärposten zu belassen. Obgleich der alte Humanist stets über den Hofdienst geklagt und es als grosses Glück gepriesen hatte, in Frieden seinen Kohl in seiner toskanischen Villa zu bauen, schrieb er doch einen für die Zeit sehr bezeichnenden Brief an den Papst und forderte ihn dringend auf, seiner als eines Veterans der römischen Kurie und alten Verehrers nicht zu vergessen. Er empfahl ihm, sich mit Männern zu umgeben, die ihm (Nikolaus) glichen und auf diese Weise gewissermassen eine Hochschule aller Tugenden zu begründen, die der Anfang des goldenen Zeitalters für Kunst und Literatur werden könnte.

Der Papst erfüllte Poggios Wunsch, berief ihn nach Rom und ernannte ihn zum Sekretär der Kurie. Aber der alte Neidhammel war unzufrieden, als er soviel junge Humanisten in der päpstlichen Kanzlei fand. Er äusserte die Besorgnis, man könne, wenn Nikolaus in dieser Weise fortfahre, an der Spitze dieses stattlichen Gelehrtenheeres in die Türkei auswandern.

Unter anderen traf er auch Valla in Rom, jenen Lorenzo Valla, der vor kurzem den Päpsten das Recht auf den Kirchenstaat abgesprochen, den Klerus leidenschaftlich bekämpft hatte und einem Prozess mit der Inquisition mit Mühe und Not entgangen war. Aber Lorenzo war eine berühmte Persönlichkeit, und der Papst wünschte, die Blüte der Wissenschaft in Rom zu vereinigen. Ausserdem hatte Valla seinen Frieden mit dem Papsttum bereits gemacht, deshalb ernannte ihn Nikolaus zum Professor am dortigen „Studio". Poggio erbitterte diese Ernennung, er betrachtete Valla als seinen gefährlichsten Gegner, da Lorenzo der einzige unter den damaligen Humanisten war, der sich ihm an schriftstellerischer Begabung vergleichen liess und über gründlicheres Wissen als er selbst verfügte. Bald fanden die Gegner einen Anlass zum Kampf, der in der humanistischen Welt ein Ereignis ward. Einem Schüler Vallas spielte ein Zufall einen Briefband Poggios in die Hände, am Rande korrigierte er die stilistischen Fehler, die die Briefe seiner Ansicht nach enthielten. Poggio blieb diese Beleidigung nicht lange verborgen, er war überzeugt, dass Valla den Schüler zu seinen Korrekturen veranlasst hatte, verfasste eine geharnischte „Invektive" und behauptete, die Vorwürfe entbehrten jeder Grundlage. Valla nahm den Kampf mit Freuden auf, er hatte gegen Poggio viel auf dem Herzen, da er ihn verdächtigte, noch unter Eugen IV. gegen ihn intrigiert zu haben; seine Antwort war giftgeschwollen. Poggio blieb ihm nichts schuldig, seine zweite gegen Valla gerichtete „Invektive" ist der Gipfel jener boshaften verleumderischen Schriften, mit denen die Humanisten sich gegenseitig bekämpft haben. Es galt ihnen als Ehrenpflicht, in literarischen Kämpfen Sieger zu bleiben und sich dem Publikum gegenüber nicht als geschlagen zu bekennen. Es war ihnen namentlich darum zu tun, den Leser zu überzeugen, dass sie ihrem Gegner an Bosheit und Fähigkeit, ihn lächerlich zu machen, überlegen wären, und ihn an Ruhm und Ehre übertrumpften. Die Humanisten haben die „lobenswerte Tugend, sich in Beleidigungen zu überbieten", von den Scholastikern geerbt, die die literarische Vendetta als etwas Selbstverständliches betrachteten.

. . . . Invendicata ingiura
Chiama da lungo la novella offesa.

Da Valla auf Poggios zweite „Invektive" sein „Antidotum" veröffentlichte, griff der Tintenkrieg immer weiter um sich. Man bewarf sich gegenseitig mit Schmutz, Poggio war bis zu fünf Invektiven „contra Vallam" gekommen, in denen er ihm Diebstahl, Trunksucht, Unwissenheit

und Ketzerei vorwarf, jeden Vorwurf suchte er durch eine Anekdote aus dem Leben seines Gegners zu erhärten. Zu welchen Lächerlichkeiten man in diesen Angriffen kam, beweise folgende Anekdote: Poggio warf Valla vor, das Dienstmädchen seiner Schwester verführt zu haben. Valla bekannte sich sehr ernsthaft zu seiner Schuld und rechtfertigte sich, es sei ihm gerade um die Wahrung seiner Ehre zu tun gewesen, da sein Schwager ihn wegen seiner Gleichgültigkeit gegen das schöne Geschlecht verspottet und seine Verwandten ihm im allgemeinen seine „frigidam naturam" vorgeworfen haben. Um sich am Schwager zu rächen, habe er zu diesem Mittel gegriffen. In einer andern Invektive beweist Poggio, Valla sei in die Hölle verbannt und würde mit Sicherheit dahin gelangen. Da aber der Verurteilte noch in Roms Strassen wandelte, machte Poggio die seltsame Tatsache dadurch begreiflich, dass Valla die Strafe für sein unwürdiges Leben bereits in der Hölle abgesessen habe und die Teufel ihn infolge seiner Bosheit wieder auf die Erde geschickt hätten, damit er der Hölle neue Opfer zuführe. Valla musste dem ältesten Satan den Treueid leisten, dann erst wurde er freigegeben.*)

*) Um eine Vorstellung von dem zwischen den Literaten herrschenden Ton zu geben, mögen einige Bruchstücke von Filelfos Invektive gegen Poggio in der Übersetzung aus dem Lateinischen folgen, soweit sie sich ihres anstössigen Inhalts wegen anführen lassen. Filelfo apostrophiert seinen Gegner:

„Mehr als die Hälfte deiner Zunge, mit der du ehrliche Menschen stichst, sollte man dir, Poggio, abschneiden. Wer war dein Meister in diesem Handwerk, Spitzbube? Hat aus einem allen Verstandes baren Tölpel dein Likolaos Utis einen Nichtswürdigen gemacht, der zu allen Schandtaten bereit ist? Du kannst nur alle im Glanz der Tugend Strahlenden verleumden. Auf alles wirfst du dich mit deiner Feder, mit deiner Zunge vermagst du es nicht mehr, sie ist durch Trunk und zügellose Ausschweifung verdickt. Tag und Nacht schwimmst du im Wein, und was Erde, Himmel und Meer Essbares erzeugen, vertilgst du, Vielfrass . . . .

— —

Es ist dir eine traurige Freude, dich auf alle Guten zu stürzen und niemand zu verschonen, wie eine Natter vergiftest du Himmel und Erde mit deinem todbringenden Speichel. Ich will jene verschweigen, die Jahrhunderte überdauern werden, weil ihre geflügelte Tugend sie in die Wolken erhoben: aber sage, was hast du Tadelnswertes in der edelsten Würde zweier unbescholtener Männer gefunden? Der eine, Bernardin, in etruskischer Erde geboren, schön durch Worte und Taten, hat ganz Italien zum Himmel erhoben; der andere, der niemand in Tugend weicht, Nikolios, aus Bologna gebürtig, durch Verdienst und Stellung dem grossen Kaplan am nächsten, sucht Christus durch seinen Lebenswandel zu gleichen. Und du,

Dieser schmutzige Kampf hinderte Valla an ernster Arbeit, und doch war er es, der der römischen Universität neues Leben zugeführt hat. Trotz Eugens IV. Reformen hat sie nicht viel mehr als eine Scheinexistenz geführt. Valla beschäftigte sich mit den Studenten, las mit ihnen Vergil, Quintilian, Cicero und lehrte sie die Antike verstehen und lieben. Er hat ganze Generationen junger Humanisten erzogen, namentlich Pomponius Laetus und Platina, von denen noch die Rede sein wird.

Unter den Humanisten galt er als einer der gefährlichsten, boshaftesten Gegner und bekam nach seinem Tode folgendes Epitaph:

Ohe! ut Valla silet; solitus qui parcere non est,
Si quaeris, quid agat, nunc quoque mordet humum.

Valla war wohl der bedeutendste humanistische Kritiker, er hat dieser Epoche, die zwar von grosser Bedeutung für die allgemeine Kultur, aber für Italiens Literatur unfruchtbar war, sein Siegel aufgeprägt. Die antiken Schriftsteller betrachtete er von einem andern Gesichtspunkt als die übrigen Humanisten, er spottete über den Versuch, heidnische Vorstellungen zu neuem Leben zu erwecken und das römische Imperium wieder aufzubauen. Er stützte sich aufs Christentum, verwarf die

elender Trunkenbold, wagst jene zu verleumden, die im Himmel und auf Erden Ruhm gefunden haben, mit deiner unzüchtigen Zunge beschimpfst du die Anhänger höheren Lebens, zu jedem Verbrechen bereit, merkst du das Hässliche nicht, das dir Wahnsinn und Mutwillen auf die Zunge legen. Die Natur verlangt, dass wir die Zunge im Zaume halten, und hat sie hinter Zähnen und Lippen verschanzt, damit nicht alles zutage gefördert werde, was in der Tiefe der Seele geboren. Doch dein Maul, Elender, ist stets sperrweit geöffnet. Deine Fehler legst du anderen zur Last. Es ist ein Verbrechen, die Guten zu verleumden und Gott hat viele deshalb schon hart bestraft. Viel besser wäre es für dich und deinen Ruhm, wenn du, wahnsinniger Tor, Einkehr in deine Seele halten wolltest, wenn du erkennen würdest, dass du töricht handelst wie ein Verrückter. Das erklärt allein dein Tun. Bessere dich denn, Poggio, oder heuchle, Stotterer, was du nicht bist, oder höre wenigstens auf, die Tugendhaften zu verleumden. Vorsicht mit der Zunge, und möge den inneren Geifer ein glattes Äusseres verbergen. So wirst du weniger beleidigen und vielleicht selbst weniger Unangenehmes erfahren. Denn wenn auch der Tugendhafteste eines schändlichen Überfalls gewärtig sein muss, wie könntest du friedlich leben, bedeckt mit schändlichem Unrat? Willst du nicht gut sein, so bemühe dich wenigstens um den Schein, halte Zunge und Feder im Zügel. Jedes Unrecht verletzt, aber am meisten jenes, das der Elende den Tugendhaften antut."

Notwendigkeit des Zwiespaltes zwischen Wissen und Glauben, und versuchte die Gedanken der Antike den Bestrebungen seiner Zeit nutzbar zu machen.

IV.

Der Streit untereinander genügte den römischen Humanisten nicht; die griechischen Gelehrten, die nach Konstantinopels Fall in Scharen nach Rom gekommen waren und ihnen ihr Brot nahmen, boten Anlass genug zu Ärger und Streit. Ihr Gönner war der Kardinal Bessarion, „der letzte berühmte Grieche", wie er später genannt wurde. Er war ein Balisianermönch einfacher Herkunft, zeichnete sich durch besondere Begabung aus, trat der gelehrten Sekte der Neuplatoniker bei und gehörte, nachdem er sich ihre Geheimnisse angeeignet hatte, zum Bund der „Auserwählten". Die gelehrten Griechen hatten diesen Bund geschlossen, um sich gegenseitig im Wissen und Leben zu fördern. Ihr Glaube, ein seltsames Gemisch heidnischer und christlicher Vorstellungen, war voll Mystik. Im Himmel warteten ihrer die olympischen Götter und die Auserwählten tanzten nach ihrem Tode den himmlischen Reigen mit dem mystischen „Jakchos".

In seiner Heimat war Bessarion Erzbischof von Nikäa geworden, nach Italien war er zum erstenmal mit Johannes Paläologus gekommen, um auf dem Konzil zu Ferrara und Florenz die Vereinigung der Östlichen und Westlichen Kirche herbeizuführen. Er blieb in Italien; da die Einigung, von der man in Rom viel erwartete, sein Werk war, und er um des Beispiels willen als erster zum griechisch-katholischen Ritus übergetreten war, ernannte ihn der Papst zum Kardinal und anvertraute ihm die Reform der in Süditalien stark vertretenen Balisianerklöster. Bessarions Palast in Rom stand in der Nähe der Kirche S. Apostoli; der Kardinal war der Protektor der griechischen Emigranten, besonders der Gelehrten, die sich unter seinen unmittelbaren Schutz begaben. Er war wohltätig, gastfreundlich, und seine literarischen Abende, zu denen sich die griechischen und italienischen Gelehrten drängten, waren in ganz Italien berühmt. Poggio, Filelfo, Flavio Biondo und viele andere haben bei ihm verkehrt; gelegentlich ging der Kardinal mit ihnen spazieren, um nach dem Muster der Alten philosophische Fragen zu erörtern oder Platos Weisheit anzustaunen, den er unbedingt verehrte. Diese Versammlungen scheinen Nikolaus V. gereizt zu haben.

er war stolz auf seine literarische Umgebung und wollte keinen zweiten Mäzen neben sich dulden. Die boshaften Höflinge flüsterten, der Papst habe seinen Mitbewerber loswerden wollen, als er Bessarion zum Gouverneur von Bologna ernannte. Da er dort nur wenig zu tun hatte, konnte er ganz seinen Studien leben.

Nach Nikolaus V. Tode wollten mehrere Kardinäle Bessarion zum Papst ernennen, aber die Ansicht überwog, es sei ungehörig, den päpstlichen Stuhl mit einem Neophyten, der noch dazu einen langen griechischen Bart trug, zu besetzen. Der alte Kardinal Borgia wurde als Kalixtus III. gewählt. Bessarion starb hochbetagt, seine ausserordentlich kostbare Bibliothek, die an griechischen Handschriften reichste im ganzen Westen, vermachte er Venedig, der für hellenische Studien geeignetsten Stadt, da dort die Gelehrten des Ostens und Westens zusammentrafen. 746 Handschriften, die nach Ansicht des Kardinals einen Wert von 15000 Dukaten repräsentierten, befanden sich in seinem Besitz, sie bilden den wesentlichsten Bestand der Bibliothek S. Marco in Venedig.

In Rom waren die Griechen unbeliebt, sie galten als eingebildet, verschlossen, markierten viel Würde und glaubten sich der lateinischen Rasse überlegen. Ihre Armut tat ihrem Hochmut keinen Abbruch, sie kamen gänzlich mittellos, fast als Bettler, aus ihrer Heimat nach Italien.

Einer der bekanntesten Griechen war Georgios Trapezuntios, der zwar nicht aus Trapezunt stammte, sich aber diesen Namen zugelegt hatte, da Trapezunt als Gelehrtenstadt galt. Der venezianische Humanist und Patrizier Francesco Barbaro hatte ihn aus Kandia zum Kopieren griechischer Manuskripte mitgebracht, Georgios war ungewöhnlich begabt, eignete sich bald Kenntnisse im Lateinischen an, wurde Wanderlehrer, ging von Stadt zu Stadt, da er es wegen seines streitsüchtigen Temperamentes nirgends lange aushielt, und kam zuletzt nach Rom. Unter Eugen IV. lehrte er dort Rhetorik, Nikolaus V. ernannte ihn zum Sekretär der Kurie und betraute ihn mit der Übersetzung griechischer Klassiker ins Lateinische. Diese Übersetzungen wimmelten jedoch von Fehlern, schwierige Sätze liess Georgios aus oder veränderte sie nach seinem Gutdünken, es war ihm allein ums Geld zu tun. Poggio war der Grieche gründlich unsympathisch, seine aufgeblasene Art irritierte ihn, aber da er ihn brauchte, galt es in Frieden mit ihm zu leben. Der Papst liess Xenophons Cyropädie und Diodoros

Siculus' Abhandlungen von ihm übersetzen, die Schwierigkeiten waren für Poggio nicht gering, da er des Griechischen nicht völlig Herr war. Bei besonders verzwickten Stellen wandte er sich an Georgios, und so kam es zu fortwährenden Missverständnissen zwischen dem Griechen und dem Italiener. Georgios prahlte öffentlich, er habe die besten Abschnitte in Poggios Übersetzung gemacht, und als sich die Sekretäre der Kurie einst im Theater des Pompejus versammelten, warf er ihm im Beisein der Kollegen vor, eine Invektive gegen ihn, dem er soviel Dank schulde, nach Venedig geschickt zu haben. Poggio nannte ihn einen Lügner, der empörte Georgios schlug ihn ins Gesicht, es kam zu einer regelrechten Prügelei zwischen den beiden, und die Kollegen mussten die erbosten Gegner mit Gewalt trennen. Nach diesem Zwischenfall befahl der Papst Trapezuntios, Rom zu verlassen, er tauchte bald wieder auf und beklagte sich vor Nikolaus, Poggio habe ihn von einem Bravo in Neapel verfolgen lassen, da er ihm nach dem Leben trachte. Poggio antwortete dem Griechen sehr von oben herab: er habe mehr zu tun als seinem elenden Leben nachzustellen, er wünsche ihm ein langes Wohlergehen, damit er noch all die Gelder eintreiben könne, die er gegen Wucherzinsen ausgeliehen und verloren habe.

Die Gegner wurden bald getrennt, da Poggio einen ehrenvollen Ruf nach Florenz bekam. Es hatte sich die Sitte herausgebildet, bekannte Literaten, wie Coluccio Salutati, Leonardo und Carlo Aretino zu Kanzlern der Republik zu ernennen. Nach Aretinos Tod am 24. April 1453 berief man auf Veranlassung der Medici Poggio auf diesen Posten. Der Humanist konnte einen so ehrenvollen Ruf nicht ausschlagen, besonders da es ihm darum zu tun war, die Zukunft seiner Söhne sicherzustellen. Nach fast ununterbrochener fünfzigjähriger Tätigkeit in der Kurie verliess Poggio Rom im Juni 1453 für immer. Er hat zu jenen Persönlichkeiten gehört, die Roms geistiges Leben im XV. Jahrhundert beherrscht haben. In den Lateran hat er das Banner der humanistischen Revolution getragen, er hat die Klöster bekämpft, die niemand Nutzen brachten, die Reform des Klerus verlangt und den Übermut der adligen Geschlechter in Schach gehalten. Gelegentlich waren die Päpste seine geheimen Verbündeten, darum allein konnte er sich ein halbes Jahrhundert in Rom halten.

V.

Neben den Übersetzern beschäftigte der Papst Abschreiber, Deutsche und Franzosen, die seltene Handschriften kopieren mussten. Zu den Arbeiten, die Fleiss erforderten, und selbst für seine persönliche Bedienung zog er gern Fremde heran, er war der Ansicht, die Italiener seien schlechte Diener, da sie mit dem, was sie bekommen, stets unzufrieden sind. Nikolaus war ein leidenschaftlicher Bibliomane. Jede neue Handschrift wurde sorgfältig eingebunden und mit seinem Wappen versehen, häufig verbrachte er viele Stunden unter seinen Büchern, lesend und mehr noch in den schönen Folianten blätternd und sich über den Anblick dieser mit vieler Mühe und grossen Kosten gesammelten Schätze freuend. Es war ihm namentlich darum zu tun, den noch geringen Schatz griechischen Wissens zu mehren, ihn der lateinischen Kultur einzuverleiben und ihr neue Lebenskraft zuzuführen. Je besser man die griechische Literatur kennen lernte, desto mehr befestigte sich die Überzeugung, sie sei die Grundlage der lateinischen, und die römische Philosophie wurzle in Griechenland. Leidenschaftlich forschte der Papst nach noch unbekannten griechischen Werken, er liess seine Agenten in allen Ländern suchen, Enoch aus Ascoli schickte er für einige Jahre nach Dänemark und Schweden, um zu retten, was noch von alten Schriftstellern zu retten war. Auf diese Weise kam Nikolaus V. zu einer Bibliothek, die nach Pastors Berechnung 1160 Bände enthielt, sie wurde der Grundstein der Vatikanischen Büchersammlung.

Die Herrschaft des Papstes währte nicht lang genug — nur acht Jahre — um alle seine Pläne zu verwirklichen, ausserdem besassen seine Mitarbeiter nicht jenen Feuergeist, jenen Eifer und jene Liebe zum Studium, wie die Humanisten in Florenz. Es wurde zumeist flüchtig gearbeitet, um aus der päpstlichen Schatulle soviel Geld als möglich zu gewinnen. Unter den römischen Humanisten herrschte eine fatale Eifersucht, diese Menschen, die von überallher zusammengekommen waren, hatten nichts Gemeinsames, und Rom besass keine so überlegene Persönlichkeit wie Cosimo Medici, die es vermocht hätte, die divergierenden Interessen in Einklang zu bringen.

Nikolaus V. sollte in seinem Bestreben, der italienischen Gesellschaft antikes Wissen und antike Kultur zu vermitteln, eine furchtbare, fast tragische Enttäuschung erleben. Die Grundsätze der römischen Schrift-

steller haben die verschiedensten Wirkungen ausgelöst. Die einen haben eine ruhige Lebensphilosophie daraus geschöpft, in anderen haben sie gefährliche politische Leidenschaften entzündet. Die Grösse des alten Rom stieg ihnen zu Kopfe, sie glaubten, es genüge, den Papst zu stürzen und die Republik zu proklamieren, um die Tage des früheren Glanzes heraufzubeschwören. Die Fesseln der päpstlichen Herrschaft zu brechen, unternahm Stefano Porcaro, ein begabter, ehrgeiziger Mensch, aber ein Phantast, der so wenig wie Rienzi sein letztes Ziel klar erfasst hatte. Er wollte republikanischer Diktator werden, den Papst aus Italien verjagen, und hielt sich für die dazu berufene Persönlichkeit, da er des Glaubens war, der alten Gens Porcia anzugehören und das Blut der Catonen in seinen Adern spürte. Stefano war Humanist, er las die gegen die Geistlichkeit gerichteten Schriften mit Eifer, und Vallas Abhandlung über die angebliche Schenkung Konstantins und die angemasste Herrschaft der Päpste über Rom scheint seine revolutionären Ideen entscheidend beeinflusst zu haben. Nikolaus V. hat ihn wiederholt nachsichtig behandelt, aber Porcaro zettelte eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes an, einige seiner Verwandten machten gemeinsame Sache mit ihm, und Gesindel war leicht gewonnen. Er liess vergoldete Ketten schmieden, um den „Tyrannen" zu fesseln und beabsichtigte sich auf dem Kapitol als Volkstribun proklamieren zu lassen. Fast wäre der Anschlag geglückt, Nikolaus hatte kein Heer, und nur auf das Wohl der Menschheit bedacht, glaubte er nicht, dass ihm irgendeine Gefahr drohen könne. Glücklicherweise drang die Nachricht von der geplanten Verschwörung noch rechtzeitig in den päpstlichen Palast; die Kardinäle trommelten Soldaten zusammen, es gelang ihnen, den künftigen Tribun gefangenzunehmen, der sich bei seiner Schwester in einer Kleiderkiste verborgen hielt. Auf die Strasse geführt, rief er: „Volk! lässt du deinen Verteidiger töten?" aber niemand hörte seine Stimme. Porcaro wurde auf der Plattform eines der Türme von S. Angelo erhängt.

Diese Verschwörung machte dem Papst einen sehr schmerzlichen Eindruck. Als Lohn für seine Bemühungen um das Wohl der Stadt wurden Ketten für ihn geschmiedet! Einer jener Humanisten, die der Papst mit seiner Liebe umgab, hatte die Mörderhand gegen ihn erhoben. Ausser Porcaro waren noch einige Literaten in die Verschwörung verwickelt, und selbst jene, die keinen unmittelbaren Anteil daran hatten, konnten als die moralischen Urheber des Streiches gelten.

Daher verdammten die römischen Gelehrten, die diesen Verdacht scheuten, Porcaro laut, verfassten Lobreden zu Ehren des Papstes, aber der Friede seiner Seele blieb gestört. Er erkannte, dass die römische Bevölkerung jeden Augenblick sein Lebenswerk zerstören, seine Bücher verbrennen, die Gebäude niederreissen könne, die er mit soviel Eifer errichtet hatte. In der Umgebung des Papstes wurden sogar Stimmen laut, die päpstliche Residenz nach Bologna zu verlegen, da den Römern nicht zu trauen sei. Der Papst achtete dieser Ratschläge nicht, er beschloss in Rom zu bleiben, aber er war ein anderer geworden, er wurde verschlossen, misstraute selbst seiner nächsten Umgebung, und seine Kräfte verfielen sichtlich.

VI.

Nikolaus V. sammelte nicht nur Bücher, sondern entwickelte auch einen leidenschaftlichen Baueifer, er trug sich mit ungeheuren Plänen, und wenn er länger gelebt hätte, so wäre seine Hauptstadt des Roms der Cäsaren würdig geworden. Sein Nachfolger, Pius II. Piccolomini hat gesagt, wenn Nikolaus V. die von ihm begonnenen Gebäude hätte vollenden lassen können, so hätten sie den Palästen der römischen Imperatoren an Pracht und Grossartigkeit nicht nachgestanden. Und in dem Rom, das die Päpste der Renaissance vom Mittelalter übernommen haben, gab es viel zu tun, um aus dem Trümmerhaufen, in den die Stadt verwandelt war, wieder zur einstigen Grossartigkeit zu gelangen.

Nikolaus V. begann mit dem ihm eigenen Eifer besonders jene Kirchen wieder zu erbauen, in denen während der Fastenzeit die Stationen Christi gehalten wurden; in S. Maria Maggiore, in S. Paolo, in S. Lorenzo fuori le mura und in vielen anderen Kirchen galt es umfassende Restaurierungen vorzunehmen, ausserdem wurde die Aqua Vergine, ein aus römischer Zeit stammender Aquädukt, zum grossen Nutzen der Stadt neu erbaut. Aber all diese Arbeiten stehen hinter dem Projekt zurück, die eigentlich päpstliche Residenz, den Vatikan und das ihn umgebende Stadtviertel, nebst der Petersbasilika umzubauen. Der Berater des Papstes war Leo Battista Alberti, beide haben einen Plan von fast phantastischer Grösse ersonnen.

Von der Brücke und der Engelsburg aus sollten drei geradlinige Strassen auf den Platz vor der Petersbasilika führen. Die Strassen soll-

ten zu beiden Seiten mit auf mächtigen Pfeilern ruhenden Kolonnaden versehen sein, die am meisten rechts gelegene Strasse führte in den Vatikan, die mittlere zur Basilika, die dritte, dem Tiber nächste, zu den für die Kardinäle bestimmten Gebäuden. Auf dem Petersplatz sollte als Triumph des Christentums ein monumentales Denkmal errichtet werden: die Kolossalgruppe der Evangelisten, den neronischen Obelisken tragend, gekrönt von der Gestalt Christi mit dem Kreuz in der Rechten. Der Zugang zur Plattform sollte wie heute durch breite Treppen vermittelt werden, rechts und links von Türmen flankiert, deren Glocken die Christenheit zu den grossen Kirchenfesten zusammenrufen sollten. In der Tiefe eine Doppelhalle mit fünf Portalen, dahinter war ein monumentaler Springbrunnen mit Säulengängen vorgesehen, in der Art von Berninis Kolonnaden. Zuletzt das Heiligtum, die Petersbasilika mit dem Grab des Apostels. Der Papst wünschte, die neue Kirche prächtiger und grossartiger als alles bisher Gesehene zu gestalten; an sich war ein Umbau nötig, da die alte Basilika baufällig war. Hinter der neuen Kirche war ein Friedhof für die Päpste mit grossartigen Grabsteinen projektiert.

Der ganze Plan erinnert an Heiligtümer des Ostens, die auf die Phantasie wirken, die Bewunderung der Pilger erwecken und ihnen eine Vorstellung von der Macht der Religion geben sollen. Genial war die Steigerung der architektonischen Eindrücke, die schon auf der Engelsbrücke einsetzen sollte. Die Architektur als Apotheose der Religion und des Papsttums. Natürlich wollte Nikolaus V. auch für sich selbst und seine Umgebung Paläste von bis dahin unerhörter Pracht erbauen; nach seinen Plänen sollte ein neuer Vatikan von ungeheurem Umfang erstehen, eine Stadt für sich: aneinandergrenzende Gebäude mit langen Kolonnaden, hohen Hallen, rauschenden Springbrunnen, gedeckten Zugängen zu den Gärten und freistehenden Kapellen, daneben Paläste für die Kardinäle, Gebäude für die römische Kurie, eine grosse Bibliothek und eine Bühne für dramatische Aufführungen. Auch besondere Räume und Zellen für das Konklave, die Papstwahl waren vorgesehen, und der Krönungssaal, der zum Empfang von Kaiser und Königen bestimmt war, sollte alles an Glanz übertreffen.

In der grossartigen Phantastik dieses Planes konnte man Spuren antiker, namentlich griechischer Heiligtümer erkennen, jener heiligen Städte, die nach einheitlichem Plan auf einem Hügel errichtet waren. Das Gelände, auf dem die Peterskirche steht, erwies sich als besonders

geeignet, es bot in seiner hügligen Gestaltung die Möglichkeit zu glänzenden Perspektiven.

Nikolaus begnügte sich nicht damit, von der Engelsbrücke an ein grossartiges neues Stadtbild zu schaffen, es war ihm auch um die Befestigung der päpstlichen Stadt zu tun. Die ganze Leonina sollte mit Mauern und Basteien versehen sein, damit, wie Manetti, der Biograph des Papstes, sagt, kein einziges Lebewesen, mit Ausnahme der Vögel, ohne weiteres in die heilige Stadt dringen könne.

Der Papst fühlte sich vor seinem Tode, angesichts der versammelten Kardinäle, gewissermassen verpflichtet, die ungeheueren Summen, die die begonnenen Bauwerke verschlungen hatten, zu rechtfertigen. Er sagte, Gebildete bedürfen der äusseren Zeichen nicht, um die Grösse der Kirche zu begreifen, anders das Volk, ihm muss sie sich in grossartigen Gebäuden und blendenden Zeremonien offenbaren. Dieser Gedanke war sein Leitstern gewesen, nicht Hochmut, Ehrbegier oder die Freude am Luxus. Sein Lebensziel war, das Ansehen der Kirche zu stärken, sie vor inneren und äusseren Feinden zu schützen. Diese Rechtfertigung lag dem Papst um so mehr am Herzen, als der Fall Konstantinopels (1453) die gesamte Christenheit erschüttert hatte. Der sterbende Nikolaus ahnte, dass die Gelder, die dem Papsttum zur Verfügung standen, von jetzt ab zur Sicherung Italiens gegen die Invasion der Türken verwendet werden müssten.

Es ist kaum zu begreifen, dass dieser Papst, der eine der Säulen des Humanismus war, der für teures Geld Handschriften in fremden Ländern gesammelt und die vatikanische Bibliothek begründet hat, die Überreste der alten Architektur in Rom zerstören liess, um Material für seine neuen Bauten zu gewinnen. Im Forum wurden Marmor- und Travertinblöcke gebrochen, aus dem grossen Zirkus und dem Kolosseum hatte man im Laufe eines Jahres auf 2500 Wagen Steine weggeschleppt. Als Arbeiter bei S. Peter im schönen Grabhügel des Probus antike Kleinodien fanden, liess der Papst sie einschmelzen und aus dem gewonnenen Gold einen Abendmahlskelch machen. Seine Bauleidenschaft war stärker als seine humanistischen Passionen.

Einige Jahre später klagte Pius II. über diese Barbarei, die Schuld daran mass er jedoch nur dem römischen Volke bei:

Oblectat me, Roma, tuas spectare ruinas,
Ex cuius lapsu gloria prisca patet.
Sed tuus hic populus muris defossa vetustis

Calcis in obsequium marmora dura coquit.
Impia ter centum si sic gens egeris annos,
Nullum hic iudicium nobilitatis erit.

VII.

Als Nikolaus V. die Humanisten nach Rom berief und ihnen seine Unterstützung zuteil werden liess, hatte er nicht geahnt, dass die Kenntnis der antiken Literatur den Glauben untergraben und der Humanismus am Stamm der römischen Kirche nagen würde, wie der Wurm am sterbenden Baum. Die Humanisten durchsetzten den kirchlichen Organismus gänzlich, sie beherrschten die päpstliche Kanzlei, aus ihren Reihen stammten Kardinäle, Erzbischöfe und Äbte, die sich hervorgetan haben, sie drangen selbst in die Klostermauern ein. Der Humanismus war zu drei Vierteln kritisches Studium, und zwar kritisches Studium der heidnischen Welt; wie hätte sich seine Lehre mit dem christlichen Glauben vereinbaren lassen? Der Kritizismus erzeugte eine Reaktion gegen das religiöse Dogma, gegen die Askese, die Macht und den Einfluss der Geistlichkeit. Überall, auch auf dem Theater, waren beide: der Glaube und die ihm feindliche Kritik im Kampf. In einem im XV. Jahrhundert viel gespielten Stück „I setti dormienti" behaupten Tiburcio und Cirillo, nach Aristoteles sei die Auferstehung der Toten ein wunderliches Hirngespinst, jedem Gesetz der Natur zuwider, darauf gibt Faustino, der Sachwalter des christlichen Glaubens, zwar die geschickte Antwort:

Se Aristotel non crede, lo credo io;
Se non lo fa natura, lo fa Dio,

aber die Tatsache allein, dass man über Themen dieser Art auf der Bühne disputierte, beweist, wie weit die Kritik die Geister beherrschte. Das unausgesetzte Studium der Antike hatte die seltsamsten Begriffsverwirrungen zur Folge und religiös christliche Bräuche haben ein sonderbar heidnisches Kolorit bekommen. Ein Humanist pflegte ein ewiges Lämpchen vor Platos Standbild zu stellen, anstatt es der Mutter Gottes zu weihen; der Kardinal Bessarion behauptete am Grabe eines berühmten Griechen, seine Seele würde in jene Gefilde gelangen, wo sie sich den Göttern im mystischen Tanz gesellen könnte. Der Kardinal Sadoleto rät seinem Freund brieflich, das Studium von Paulus Episteln aufzugeben, die barbarischen Wendungen könnten seinen guten Stil ver-

derben, auch solle ein Gebildeter seine Zeit nicht mit solchen literarischen Erbärmlichkeiten verlieren. Dass Gott-Vater Jupiter, Herr des Olymps, benannt wurde und Maria „spes fida deorum", dass man zu den „unsterblichen Göttern" betete, geschah nicht eben selten. Aber, dass ein Dichter Jupiter als den für uns am Kreuz Gestorbenen pries:

O sommo Giove per noi crocifisso

überschritt die Grenzen religiöser Wohlanständigkeit bedenklich. In einer Zeit, wo die vom Schwan umfangene Leda an der Erztür von S. Peter zu Rom angebracht werden konnte, waren alle Seitensprünge nach dem Paganismus hin möglich und erlaubt. Der boshafte Tebaldeo ersparte der römischen Kurie den Vorwurf nicht, sie opfere nicht länger Gott, sondern Bacchus und Venus:

La tua superbia ognor si fa più grande
Più non si onora Dio, ma Bacco e Venere
Forza è che in precipizio il ciel ti mande.

Bei dieser Begriffsverwirrung kam, namentlich in den höheren Gesellschaftsklassen, der Glaube in schwere Bedrängnis; man ging zwar zur Messe und beobachtete die kirchlichen Bräuche, denn das war uralte Tradition und man war die malerischen Formen des Katholizismus gewohnt, aber trotzdem stand die gebildete Gesellschaft im Zeichen der Skepsis. Widersprüche aller Art: Poggio, der Kirche und Papsttum geringachtete, errichtete in Terranuova eine der Mutter Gottes geweihte Kapelle, aus Eitelkeit, aus Rücksicht auf das Volk oder um dem Klerus seine Söhne zu empfehlen, die ihren Unterhalt in der römischen Hierarchie finden sollten?

Nikolaus V. Nachfolger war der schon erwähnte Kalixtus III., der Spanier Borgia, ein alter Mann, der diplomatische Unterhandlungen mit den europäischen Staaten führte, um die türkische Gefahr abzuwenden. Durch das herausfordernde Auftreten der Spanier und den Übermut seiner Nepoten machte er viel böses Blut in Rom. Sein Neffe, der Kardinal Rodrigo Borgia, der spätere Papst Alexander VI., ein junger, sittenloser Mensch, bekleidete den wichtigsten, die grössten Einnahmen abwerfenden Posten eines Vizekanzlers der Kurie und stand an der Spitze der päpstlichen Kanzlei. Rodrigos jüngerer Bruder, Don Pedro Luys, der schönste Mann in Rom, war der Anführer der päpstlichen Truppen. Spanische Glücksritter waren in Scharen nach Rom gekommen, ihr Hochmut, ihre Habgier, ihr unruhiges Wesen empörten die Bevölkerung. Mehrere Stellen in der römischen Kurie wurden

mit spanischen Abenteurern besetzt, die sich weder um Humanismus noch um Wissenschaft kümmerten. Sie wollten nur lustig leben und ihre Taschen füllen, solange der alte Papst am Leben blieb. Kalixtus' Tod war das Signal, um die Katalonier, wie man die Spanier nannte, aus der Stadt zu jagen. Aber die meisten waren schon geflohen, ohne die Rache abzuwarten, nur Don Pedro musste das Kardinalskollegium einige tausend Dukaten ausbezahlen, um ihn loszuwerden. Zum erstenmal hatte die römische Bevölkerung die Spanier kennen gelernt.

Nach dem Konklave am 19. August 1458 lebten die Humanisten wieder auf, gewählt war Äneas Silvius Piccolomini als Pius II. Sie hofften im neuen Papst, einem berühmten Literaten, der sein Leben über klassischen Studien verbracht hatte, einen Beschützer zu finden; das Gold der päpstlichen Schatulle sollte ihnen den Weg in den Olymp weisen. Aber sie hatten sich schwer getäuscht. Pius II. hielt wie sein Vorgänger das Geld zusammen, um gegen die Türken zu rüsten, ausserdem interessierten ihn nur die wirklich begabten unter den Literaten, und die fehlten nach Poggios, Manettis und Aurispas Tod. Den Durchschnittshumanisten verschloss der Papst seine Kanzlei, denn er bedurfte vieler Ämter für seine Familie.

Die Piccolomini waren in Siena und Umgegend zahlreich vertreten, und der Papst hatte vor dem Überfall seiner Familie so grosse Angst, dass er seinen Verwandten ausdrücklich verbot, nach Rom zu kommen. Diese Energie erlahmte, wie vorauszusehen war, bald, da Pius II. seiner Familie und der Heimatstadt Siena sehr zugetan war. Der eine und andere der Piccolomini umging das Verbot, indem er sich in Frascati niederliess, Rom von allen Seiten umschlich, des Augenblickes harrend, wo sich der Papst des „geliebten Neffen" erbarmen und ihm die Tore der Hauptstadt öffnen würde. Bald fiel jede in der Kurie freigewordene Stelle den Piccolomini zu und die jungen Humanisten, Vallas Schüler, mussten sich auf bessere Tage vertrösten.

VIII.

Die vatikanische Bibliothek enthält in 170 Bänden die Einnahme- und Ausgabe-Bücher „Introitus et Exitus" der päpstlichen Kammer von Martin V. bis zu Leo X. Einige dieser Bücher tragen auf ihren Umschlägen Spuren der Stürme, durch die sie gegangen, wahrscheinlich wurden sie während des Sacco di Roma aus den Regalen geworfen,

beschmutzt und erst später wieder säuberlich einrangiert. Ein Blick in die Einträge lehrt, wann es mit dem Mittelalter zu Ende war und die Herrschaft der Humanisten in der päpstlichen Kanzlei begonnen hat. Fast bis zum Regierungsantritt Sixtus IV. sehen die Bücher aus, als wenn sie nur von einem einzelnen geführt worden wären, der regelmässigen, stilisierten Schrift fehlt jedes persönliche Gepräge, das dem Auge des Paläographen soviel Freude bereitet. Bis in die Renaissance hat die römische Kurie nicht nur eine einheitliche Schrift gehabt, sondern sogar einen eignen Stil, den sogenannten Kursus, in dem sämtliche päpstliche Bullen abgefasst waren. Der Kurialstil war eine rhythmische Prosa, und die Beamten des Apostolischen Stuhles haben eifersüchtig darüber gewacht, das niemand hinter das Mysterium ihrer Schreibart dringe, die noch römisches Erbteil sein sollte. Die französische Geistlichkeit hat sich viel Mühe gegeben, um das Geheimnis dieser Stilistik zu ergründen und hat ihre Schönheit sogar zu überbieten versucht, aber der Kursus blieb das ausschliessliche Eigentum der römischen Kurie und ist erst in der Renaissance in Vergessenheit geraten.

Im XVI. Jahrhundert trat im Stil und in der Kalligraphie des Vatikans ein grosser Umschwung ein. Je mehr Humanisten es in der päpstlichen Kurie gab, desto freier wurde der Charakter der Schrift, desto mehr setzen sich Laune und Stimmung des Schreibers durch, die einen wollen ihre Aufgabe so schnell als möglich erledigen, die anderen stecken noch in den Anfangsgründen der Kalligraphie. Früher galt es als selbstverständlich, zu Beginn des Buches Gott anzurufen, allmählich verschwindet dieser Brauch und es passiert, dass ein junger Rechenmeister eine Bemerkung hinzufügt, die einem Schenkenwitz bedenklich ähnlich sieht.

Selbstverständlich sind diese Rechnungsbeamten kein Massstab für die Literaten, die die päpstlichen Bullen verfasst haben, aber auch in den höheren Ämtern macht sich ein lockerer Ton geltend, der den Ruhm der römischen Kurie beeinträchtigt hat. Das Niveau der päpstlichen Bureaukratie sank furchtbar von dem Augenblicke an, wo die Unsitte um sich griff, die Ämter zu verkaufen. Schon unter Johann XXII. setzte der Schacher mit den Stellungen ein, und von Sixtus IV. an bildete der Ämterverkauf eine regelmässige Einnahme der römischen Kurie. Es war eine Art Steuer; wenn die Päpste Geld brauchten, verkauften sie Ämter. Der eine oder der andere, der etliche hundert Dukaten hatte, kaufte sich ein Amt, das ihm eine lebenslängliche Rente sicherte, so wurden

wahre Wuchergeschäfte betrieben. Die päpstliche Kasse bezahlte nämlich einen ziemlich hohen Prozentsatz für das einbezahlte Kapital, ausserdem gab es ein unbegrenztes Feld für Nebeneinkünfte und Einnahmen durch Gelder, die man jenen Kleinsten abpresste, die ein besonderes Anliegen an die Kurie hatten. Unter Sixtus IV. erhielt ein Abbreviator 22 vom 100 auf das von ihm für sein Amt bezahlte Geld, trotzdem machte die Kurie bei diesen Verkäufen gute Geschäfte, denn beim Tod der Beamten fiel sein Kapital an die Kasse zurück, während die Auszahlungen aufhörten. Überdies waren die Ämter nicht billig, unter Pius II. kostete die Stelle eines Skriptors und Protonotars in der päpstlichen Kanzlei 100 Dukaten, ein Uditore di Rota musste 80, ein Clericus in registro supplicationum 51 Dukaten bezahlen, selbst der Gerichtsdiener, der die Papiere von Bureau zu Bureau beförderte, hatte 50 Dukaten in die päpstliche Kasse einzuzahlen. Wahrhaft skandalöse Zustände herrschten in dieser Beziehung unter Sixtus IV., neben den alten Beamten führte man eine ganze Legion neuer ein, die seltsam genug bezeichnet wurden. Da waren die Janitscharen, die Mamelucken, die Stradioten, die kein festes Gehalt aus der päpstlichen Kanzlei bezogen, dafür durften sie Geschenke von den Kleinsten annehmen. Die Missbräuche, zu denen dies System geführt hat, kann man sich leicht vorstellen. Die Begründung des Janitscharenkollegiums hat der päpstlichen Kasse 100000 Dukaten eingetragen, die Erneuerung der Abbreviatoren 38400. Die Einführung eines Sekretärkollegiums warf Innocenz VIII. 60000 Skudi ab. Alexander VI. auferlegte 80 Schreibern eine Taxe von je 750 Skudi. Selbst Julius II. verachtete Einnahmen dieser Art nicht, er stellte 100 neue Skriptoren in der Kanzlei an, die je 740 Dukaten zu bezahlen hatten. Auf diese 74000 Dukaten hat die päpstliche Kammer eine Rente von 10850 Dukaten ausgezahlt, d. h. etwa $14^1/_2$ %. Die Skriptorenposten waren sehr gesucht, unter Sixtus IV. wurden sie mit 1000, unter Alexander VI. mit 2000, unter Leo X. sogar mit 3000 Dukaten bezahlt. 1471 gab es in der römischen Kurie 650 käufliche Ämter, die 100000 Skudi abwarfen.

Der Verkauf der Ämter blühte damals allerdings an den verschiedensten Höfen, aber nirgends wurde der Handel so schwunghaft wie in Rom betrieben. Der venezianische Gesandte, Antonio Grimani, nahm sehr viel später, unter Alexander XII., Anstoss daran. Er berichtet seiner Regierung, die Kanzleien der römischen Kurie füllten sich infolge des Ämterverkaufes mit Menschen, die weder Fähigkeiten noch Verdienste irgendwelcher Art haben, Zustände dieser Art müssten die „gran-



Wappen Sixtus' IV.

dezza" des Apostolischen Stuhles untergraben. Auch Poggio schreibt in einer seiner Fazetien, in der Kurie entscheide stets der Zufall über das Schicksal eines Menschen, seine Gaben oder Tugenden sprächen nicht mit; alles werde mittels Intrige oder Glück erreicht, ganz abgesehen vom Geld. Ein Freund Poggios beklagte sich beim Kardinal Angelotto, seine Kollegen, die ihm an Fähigkeiten und Verdiensten nachstünden, machten schneller Karriere als er; der Kardinal gab ihm den Rat, den Mut nicht zu verlieren, eine Zeit hindurch möge er energisch versuchen alles zu vergessen, was er je gelernt habe und sich dafür die Fehler und schlechten Eigenschaften zulegen, die er noch nicht besitze, dann erst könnte er es weit bringen. Den Rat des Kardinals fasste das römische Volk im Sprichwort zusammen:

Denari fanno correr gli asini a Roma per beneficii.

Der Ämterverkauf führte unter Paul II. zu einer kleinen Revolution unter den Humanisten. Dieser venezianische Papst, unzufrieden mit den Einrichtungen seines Vorgängers Pius II., entliess aus der Korporation der Abbreviatoren viele humanistische Beamte, die ihre Ämter gekauft hatten. Da sie Geld und Stellung verloren hatten, beschlossen sie, angesichts des ihnen widerfahrenen Unrechts den Papst um Gehör zu bitten. Aber die Audienz wurde ihnen nicht bewilligt. Da haben sie während zwanzig Nächten (der Papst empfing nur nachts) Posto vor dem Tore des päpstlichen Palastes gefasst, um sich auf diese demonstrative Art Gehör zu erzwingen. Als es nichts nützte, richtete der Literat Platina, der Schüler Lorenzo Vallas, einen geharnischten Brief an den Papst, er stellte ihm das ihnen zugefügte Unrecht vor und drohte, falls sie in Rom ihr Recht nicht finden sollten, würden sie sich an Kaiser und Könige wenden und ein Konzil berufen, auf dem der Papst gezwungen werden würde zu erklären, weshalb er sie ihrer rechtlich erworbenen Ämter „beraubt" habe. Platina übergab diesen Brief dem Bischof von Treviso, einem der einflussreichsten Ratgeber des Papstes. Diese Kühnheit der Humanisten empörte Paul II., besonders die Erwähnung des Konzils, da die Päpste in stetem Kampf mit den Konzilen lebten, die ihre Macht einschränken wollten. Paul II. liess Platina in den Vatikan rufen und sperrte ihn in die Engelsburg ein.

Platina war ein damals sehr angesehener Literat, er war namentlich beim Kardinal Gonzaga, in dessen Dienst er stand, ehe er Beamter der Kurie ward, in hohem Ansehen. Gonzaga versuchte ihn beim Papst zu entschuldigen: der arme Teufel habe aus Kummer den Verstand ver-



loren. Paul II. liess sich nicht umstimmen und war nur mit Mühe zu bewegen, das Todesurteil in eine Gefängnisstrafe umzuwandeln. Der Humanist durfte vier Monate in einer dunkeln Gefängniszelle über seinen Leichtsinn nachdenken, ehe Gonzaga ihn beim Papst freibekommen hatte. Als ein Schwerkranker verliess er das Gefängnis.

Die verlorenen Ämter und Platinas Gefangennahme hatten die Humanisten aufs äusserste empört; sie sannen auf Rache und warteten auf eine Gelegenheit, um den päpstlichen Tyrann zu stürzen. Ihr Versammlungslokal war das am Quirinal gelegene Haus des Professors der Rhetorik Pomponius Laetus. Pomponius, ein seltsamer Kauz, war der uneheliche Sohn eines Fürsten Sanseverino aus Neapel; er war jung nach Rom gekommen, hatte bei Valla gelernt und war nach seinem Tode Professor der „Grammatik" an der Sapienza geworden. Er war ein kleiner, lebhafter, tätiger Mensch, der in den schäbigsten Kleidern herumlief. Bei Morgengrauen war er schon in seinem Weinberg, den er nach Varros Vorschriften bestellte, band die jungen Reben fest und stürmte dann in die Universität, wo ihn seine Hörer erwarteten. Dort weihte er seine Schüler in den Kultus der Antike ein und empfahl ihnen den „Genius Roms", gewissermassen als Schutzgott der Humanisten, zu verehren. In der klassischen Literatur war er ausserordentlich belesen und seine Liebe und Begeisterung für römische Kultur so gross, dass er dies Gefühl auf die Jugend, die ihn leidenschaftlich verehrte, übertrug. Pomponius weigerte sich, Griechisch zu lernen, um sich sein reines ciceronisches Latein, das er allein schreiben und sprechen wollte, nicht durch die fremde, alte Sprache zu verderben. Im Hause ordnete er seine reichen Sammlungen von römischen Münzen, Inschriften, marmornen Fragmenten, am Abend versammelten sich seine Schüler bei ihm, lasen ihm ihre lateinischen Gedichte vor oder debattierten über philosophische Themen. Gelegentlich fanden Theateraufführungen statt, Plautus' und Terenz' Komödien wurden gespielt, oder man pries die Grösse der Vergangenheit; zuweilen sahen Vorübergehende Pomponius vor antiken Ruinen, er starrte sie wie ein wundertätiges Bild an und vergoss Tränen über den Untergang der römischen Republik.

Die Humanisten, die sich in Pomponius' Haus regelmässig trafen, schlossen sich zu einer freien literarischen Vereinigung, der sogenannten „römischen Akademie" zusammen. Sie wollte unter ihren Mitgliedern antike Kultur und antike Sitten pflegen. Die zur Akademie gehörigen Humanisten hatten mit der römischen Kirche gebrochen, verachteten

die Geistlichkeit und Epikurs Grundsätze galten ihnen als Gipfel der Philosophie. Sie bestritten das Sein Gottes, spotteten über den Glauben an ein Leben nach dem Tode, die Seele gehe mit dem Körper zugrunde, und der Mensch dürfte allen Leidenschaften frönen, soweit er damit nicht mit der bestehenden Gesellschaftsordnung in Konflikt gerät. Da sie es als beschämend empfanden, die Namen katholischer Heiliger zu tragen, legten sie sich die seltsamsten antiken Namen zu und beobachteten Sitten, die eine Parodie der kirchlichen Zeremonien waren. Sie betrachteten sich als Priester-Kollegium, Pomponius stand als Pontifex maximus an ihrer Spitze. In den Sebastianskatakomben suchten sie nach antiken Überresten, und der Archäologe Rossi hat dort kürzlich ihre Namen neben anstössigen Aufschriften gefunden, die sie an verschiedenen Stellen anbrachten. Ihr feierlichstes Fest war die Gründung Roms und Romulus' Geburtstag, sämtliche Ereignisse datierten sie „ab Urbe condita, regnante Pomponio Pontifice maximo", die alte Urbs erschien ihnen als der Inbegriff sämtlicher Ideale und der Höhepunkt menschlicher Kultur. Ihr Streben war darauf gerichtet, diesem Ideal möglichst nahezukommen, daher das Verlangen, den Papst zu stürzen und die Republik einzuführen. Zu diesem Zwecke machten sie gemeinsame Sache mit Demagogen, an denen Rom immer reich war, und traten selbst zu den Orsini in Beziehungen, die Paul II. feindlich gesinnt waren. Als Führer der revolutionären Bewegung wählten sie aus ihrer Mitte Filippo Buonaccorsi aus San Gimignano, der in der Akademie den Namen Kallimachos angenommen hatte, ferner Marinus Venetus, der Glaucus hiess, einen Pietro, der sich Pretrejus nannte, und Platina, der am Papst Rache für den unfreiwilligen Aufenthalt in der Engelsburg nehmen wollte. Das Geheimnis wurde verraten, im Anfang des Jahres 1468 flüsterte man in Rom von einem Anschlag auf das Leben des Papstes, und Paul II. bekam sogar anonyme Briefe, die ihn vor der drohenden Revolution warnten. Der Papst befahl, die vier Rädelsführer gefangenzunehmen, aber drei waren entflohen, nur Platina blieb in Rom und kam so zum zweitenmal in das dunkle Gefängnis der Engelsburg. Ein Preis von 300 Dukaten wurde ausgesetzt, um den Aufenthaltsort der entflohenen Verschwörer zu ermitteln. Kallimachos hielt sich einige Tage in Rom versteckt, entfloh nach Apulien, von dort aus nach Griechenland und Konstantinopel und fand zuletzt eine Zufluchtsstätte in Polen, er hat dort als Hauslehrer der Söhne König Kasimirs, als Diplomat und Chronist eine wichtige Rolle gespielt.

Platina wurde auf die Folter gelegt, er versuchte Kallimachos und den übrigen Entflohenen die Hauptschuld beizumessen, und stellte im übrigen die ganze Sache als etwas Harmloses hin. Kallimachos sei dafür bekannt, dass er den Mund gern voll nehme, phantastische Pläne ersinne, besonders in der Weinlaune Monarchen stürze und Kronen und Schätze nach Gutdünken austeile, Platina benahm sich im Gefängnis und auf der Folter unwürdig und feige, vielleicht haben die erlittenen Qualen seine Willenskraft gebrochen. Dem Papst und den Kardinälen schrieb er demütige Briefe, versicherte sie seiner Unschuld, seine Schuld bestände nur darin, dass er Kallimachos' Pläne nicht verraten habe, aber er habe sie als Äusserungen eines Betrunkenen nicht ernst genommen. In Zukunft würde er dem Vatikan alles berichten, selbst die Laute, die ihm die Vögel im Fluge zutragen. Er versprach, falls er freikäme, in Vers und Prosa den Ruhm des Papstes zu künden, „das goldene Jahrhundert seiner Regierung" zu preisen, das Studium der Antike aufzugeben und allein in der Heiligen Schrift zu forschen.

Pomponius war nach Venedig geflohen, die Republik lieferte dem Papst den Flüchtling aus, der ihn in die Engelsburg einsperrte. Im Gefängnis benahm sich der „Grammatikprofessor" ebenso kleinmütig wie Platina, er flehte den Papst, ihn freizulassen, zum Beweis, dass er ein guter Christ sei, fügte er eine Rede bei, die er einmal zu Ehren der Mutter Gottes gehalten und eine Epistel, die er über die Unsterblichkeit der Seele geschrieben. Er verleugnete seine Beziehungen zu Kallimachos, versuchte sich vom Vorwurf reinzuwaschen, dass er die Fasten nicht einhalte, da er nur einmal während seiner Krankheit gegen die diesbezüglichen Vorschriften der Kirche verstossen habe. Als würdiger Humanist verhielt er sich nur gegen den Vorwurf, dass er mit einem seiner Schüler, einem Venezianer, ein unerlaubtes Verhältnis gehabt habe. Pomponius versuchte nicht zu leugnen und erklärte, er sei dem Beispiel des grossen Sokrates gefolgt, der auch männliche Schönheit bewundert habe. Der Nachfolger der alten Römer zeigte sich seinen Richtern in so jämmerlichem Lichte, dass er dem Papst nicht als gefährlicher Tribun erscheinen konnte, der im gegebenen Augenblicke zündend auf das römische Volk wirken würde, so liess er ihn wieder laufen.

Im allgemeinen wurde Kallimachos' Verschwörung nicht viel Gewicht beigelegt, und Sixtus IV., Pauls Nachfolger, nahm keinen Anstoss daran, Pomponius auf die Universität nach Rom zu berufen und Platina

zum Leiter der vatikanischen Bibliothek zu ernennen. Er empfahl ihm, die Geschichte der Päpste zu schreiben. Platina erfüllte diese Aufgabe, rächte sich an Paul II. und schilderte ihn in den schwärzesten Farben. Pomponius eröffnete seine Akademie aufs neue, und selbst Friedrich III. übertrug ihm ein ihn dazu berechtigendes Privileg. Das kaiserliche Schreiben verlas Pomponius auf einem Bankett, das die Akademiker am 20. April 1483, dem vermeintlichen Gründungstag Roms, abhielten. Unter dem „Hohepriester" bildete sich die zweite Generation römischer Humanisten, es gab bedeutende Männer darunter, wie Inghirami, den Dichter Sannazaro und Alessandro Farnese, den nachherigen Paul III. Pomponius war so beliebt, dass, als seine Villa 1485 von Söldnern zerstört wurde, seine Freunde ihm den Betrag für den Bau eines neuen Hauses schenkten. Der Humanist liess an der Tür eine Marmortafel anbringen: „Pomponii Laeti et Sodalitatis Esquilinalis." Als 70jähriger starb er unter Alexander VI. im Spital, er war so arm, dass seine Freunde für die Kosten seines Begräbnisses aufkommen mussten. Das Begräbnis war äusserst feierlich: vierzig Bischöfe, die gesamte römische Kurie, selbst die Vertreter fremder Fürsten haben dem Renaissanceheiden das Geleite bis nach Aracoeli gegeben, von dort aus ward der Körper nach S. Silvestro in Lauro getragen. Der Tote hatte gewünscht, an der Via Appia begraben zu werden, aber dieser Wunsch blieb unerfüllt.

Gegen den Humanismus, gegen die Offenbarungen antiker Denkweise gab es kein Halten, keinen Widerstand mehr; Päpste, Kardinäle, die gesamte römische Gesellschaft waren von alter Kultur durchsetzt, im Eifer wurde nicht zwischen Gut und Böse unterschieden, sondern alle Überlieferungen der alten Welt übernommen. Der Eindruck war so gross, dass jedes literarische Eigenleben daran zugrunde ging. Vergil galt den Dichtern, Cicero den Diplomaten als Vorbild, die Gelehrten setzten ihre Ehre darein, möglichst viel Zitate antiker Autoren anzuführen, auf eigene Gedanken wurde weniger Wert gelegt. Petrarcas, Poggios, Vallas Gedanken verkümmerten allmählich, der Humanismus wurde zur trokkenen, gedankenlosen Erudition, zur „Grammatik", die die Menschheit Jahrhunderte verfolgt und selbst im heutigen Schulwesen noch spukt. Aus den Humanisten wurden Pedanten und eingebildete Narren „Giganti d'ambizion, di sapere nani".

Die Aufgabe, die sich die florentinischen Humanisten gesetzt hatten, wurde nach kaum hundert Jahren verkannt, Aldo Manuzio hatte als

letzter in humanistischem Sinne gehandelt, als er griechische Drucke herausgab. Garzoni, ein ferraresischer Gelehrter, gab 1587 in Venedig eine Enzyklopädie menschlicher Beschäftigungen heraus unter dem Titel „Piazza universale". Er hält die Arbeit des Humanisten für die vornehmste menschliche Beschäftigung. Aber sein Humanist ist Mathematiker und Philosoph, unterrichtet im Griechischen und Lateinischen und ist in allen Fächern beschlagen. Petrarca war des Griechischen nicht mächtig und war doch der grösste der Humanisten, da er den Geist der Antike begriffen hat.

DRITTES KAPITEL

ROVERE-RIARIO

I.

Eine junge Eiche, deren Zweige sich zum Kranz zusammenschliessen, führen die Rovere im Wappen. Dies Wappen prangt auf gewaltigen Bauwerken und Fresken Roms; zwei Päpste, Sixtus IV. und Julius II., haben es an den Kunstwerken anbringen lassen, die unter ihrer Herrschaft entstanden sind. In der Sixtinischen Kapelle ist der Eichbaum der Rovere das beliebteste Ornament, im Vatikan, auf den Mauern der Cancelleria begegnen wir ihm fortwährend, in S. Maria del Popolo, der Kirche der Rovere, schmückt „die Eiche" viele Grabplatten, in Sant'Agostino, in S. Maria della Pace, in San Clemente, in S. S. Apostoli und in mehreren anderen Kirchen wurde sie gewissermassen zum charakteristischen Symbol der Renaissance. „In der ganzen Stadt gibt es, nach Aussage eines Zeitgenossen, kaum eine Kapelle, die nicht Sixtus IV. im Jubeljahr (1475) hätte erneuern lassen." So ist sein Wappen allenthalben sichtbar.

Stark wie eine junge Eiche war der Stamm der Rovere. Sie stammten aus Albizzola, bei Savona, einem anmutigen Städtchen am ligurischen Meer, das heute durch seine Eisenfabriken bekannt ist und einst von Bauern und Fischern bewohnt wurde. Lionardo, Sixtus IV. Vater, war ein armer Mann, obgleich seine Verwandten sich im Schloss zu Vinovo angesiedelt hatten. Er scheint sich als Fischer durchgeschlagen zu haben, da der Sohn im Kloster „Piscator minorita" genannt wurde. Sein Bruder scheint Wein und Gemüse auf seinem Schiff nach Genua gefahren zu haben. Im Jahre 1414 kam Francesco, Lionardos und Luchina Monleones Sohn, zur Welt; da das Kind während einer Seuche geboren und wiederholt krank war, haben die Eltern den Knaben, um

ihn vor weiteren Krankheiten zu schützen, Franz von Assisi geweiht. Als Neunjähriger kam er zu den Minoriten, die Mönche erkannten seine Klugheit und Begabung frühzeitig und haben ihn in Chieri und Pavia zur Schule geschickt. Auf einer Generalkapitelversammlung in Genua sollten sie den Lohn für ihre Mühe einheimsen, da Francesco die älteren Mönche durch sein theologisches Wissen und seine Beredsamkeit nicht wenig überraschte. Namentlich sein schönes Latein machte Aufsehen und Guglielmo Casale, der Ordensgeneral, umarmte den Jüngling im Beisein aller, aus Freude darüber, dass ein Lateiner, der sich mit Cicero messen könnte, dem Orden angehöre. Diese Auszeichnung sollte ihm aber fürs erste nichts einbringen, der junge Mönch ging nach Savona zurück und Paolo Riario, sein Schwager, nahm ihn in sein Haus, damit er seine Söhne im Lateinischen unterrichte. Später gab er ihm die Möglichkeit, auf der Universität zu Bologna seine Kenntnisse zu erweitern und somit wurde er sein eigentlicher Wohltäter. Rovere hat Paolo seine Grossmut nicht vergessen, und hat seinem Sohne später die höchsten kirchlichen Würden übertragen. Nach Beendigung seiner Studien wurde Francesco erst Magister, dann Professor in Padua, er hat auch an verschiedenen norditalienischen Universitäten Vorträge über Theologie gehalten.

Die Professur war für Rovere die Vorstufe zu weiteren Ehren; 1464 ernannten ihn die Franziskaner zu ihrem General, der Orden bedurfte damals eines energischen Führers, da Paul II. den Franziskanern feindlich gesinnt war und ihre Tätigkeit zu beschneiden suchte. Rovere verteidigte seinen Orden, verstand den leidenschaftlichen Papst zu besänftigen und machte einen so günstigen Eindruck in Rom, dass der Kardinal Bessarion seine Ernennung zum Kardinal 1467 durchsetzte. Francesco suchte die subtilsten scholastisch-theologischen Fragen zu ergründen, seine Abhandlung „Vom Blute Christi" hat Aufsehen gemacht.

Unter den gelehrten Theologen und Kardinälen hat Rovere sich bald eine so angesehene Stellung erworben, dass er nach dem Tode Pauls II. (1471) an die Tiara denken durfte. Scholastische Subtilitäten haben die praktischen Instinkte des Bettelmönches und des Mannes, der sich durch eigene Kraft aus niedriger Stellung heraufgearbeitet hat, nicht erstickt. Er betrat das Konklave mit sehr kühnen Plänen. Zum Zellengefährten wählte er einen jüngeren Franziskaner, Pietro Riario, seinen Neffen, einen geschickten verschlagenen Mönch, der sein Liebling war.

Unter den Kardinälen, die Chancen für die bevorstehende Wahl hatten, stand an erster Stelle der in allen Regierungsangelegenheiten erfahrene Orsini. Seine Kandidatur wurde von seiner einflussreichen Familie unterstützt. Auch der sehr reiche Kardinal Estouteville, der Führer der französischen Partei im heiligen Kollegium, wurde viel genannt. Es ist seltsam genug, dass Rovere diese mächtigen Gegner, die grosse Summen für ihre Wahl zu opfern bereit und imstande waren, nicht durch seine Fähigkeiten besiegt hat, denn auch sie waren bedeutende Männer, nicht durch Schätze, denn er war arm, sondern durch seine grossartigen Versprechungen. Dem Kardinal Gonzaga versprach er das albanische Bistum, die Abtei S. Gregorio in Rom, sowie die besondere Protektion seines ganzen Geschlechts, dem Kardinal Rodrigo Borgia sollte die Abtei Subiaco zufallen und selbst Orsini, der wusste, dass er im Konklave die erforderliche Stimmenmehrheit nicht finden würde, verstand er für sich zu gewinnen und ernannte ihn, unmittelbar nachdem er den Apostolischen Stuhl bestiegen hatte, zum päpstlichen Kämmerer.

Am 9. August 1471 ward Rovere zum Papst gewählt, er trug den Namen Sixtus IV. Die Feinde sprachen von Ämterverkauf und Simonie, aber ihre Stimmen verstummten, da Rom mit der Wahl zufrieden war. Das Fest der Machtübernahme, das sogenannte Possesso, verlief nicht ohne Strassenkampf, da der römischen Bevölkerung der geringste Zwischenfall genügte, um ihre Unzufriedenheit auf brutalste Weise zu bekunden. Reiter, die an der Prozession teilnahmen, hatten zufällig Volk gegen die Mauern des Laterans gedrängt, die Menge bewarf die Ritter mit Steinen und hat beinahe sogar den Papst getroffen. Dem Kardinal Orsini gelang es, kraft seines Einflusses das Volk zu beruhigen, aber der peinliche Zwischenfall hat Sixtus einen so fatalen Eindruck gemacht, dass er sich schleunigst in den Vatikan zurückzog. Auf einer hohen Tribüne krönte Kardinal Rodrigo Borgia den Papst mit der Tiara Gregors des Grossen; die ganze Zeremonie war auf weite Entfernung hin sichtbar.

Sixtus' Vorgänger, Paul II., hatte in der Engelsburg einen grossen Schatz in barem Gelde und Kleinodien hinterlassen, der zum Schutz der Kirche in Türkenkriegen bestimmt war. In der öffentlichen Meinung hatte diese Erbschaft märchenhafte Dimensionen angenommen, deshalb hielt es der neue Papst für angemessen, den Kardinälen unmittelbar nach seiner Wahl den Schatz zu zeigen. Nach einem Festmahl wurde

dem heiligen Kollegium der Schatz vorgeführt, es war eine für unsere Anschauungen seltsame Kapitalsanlage. Man fand 54 silberne Tassen bis an den Rand mit Perlen gefüllt, sie wurden auf 300 000 Dukaten geschätzt. Zwei Tiaren repräsentierten einen ähnlichen Wert, besonders die für Paul II. angefertigte erweckte allgemeine Bewunderung. Er war ein grosser, stattlicher Mann gewesen, und es bedurfte eines grossen Aufwandes von Gold, Perlen und kostbaren Steinen, um das gewaltige Haupt zu bedecken. Ein ungeheurer Diamant, der zum Schatz gehörte, wurde auf 7000 Dukaten geschätzt und Silber- und Goldgefässe, Reliquiarien, Ringe, Halsketten hatten den fabelhaften Wert von einer Million Dukaten. Das war noch lange nicht alles. In bar waren etwa 7000 Dukaten vorhanden, und etwa 300 000 Dukaten waren nach vorhandenen Quittungen deponiert. Dieses Geld war jedoch unauffindbar, einige Beamte, denen es anvertraut war, wurden gefangengenommen, aber ihr Geständnis förderte nichts zutage. Der Papst schwor im Beisein der Kardinäle, über die von seinem Vorgänger ererbte Summe nicht eigenmächtig zu verfügen, das Geld und die Kostbarkeiten wurden in seinem Beisein versiegelt und dem Kastellan der Engelsburg übergeben. Nur der Diamant wurde dem Kardinal Estouteville wiedererstattet, es war ein Pfand für eine geliehene Summe. Das Versiegeln der Schätze hat wenig genützt, allmählich meldeten sich soviel Gläubiger der früheren Päpste, dass man die Perlen und Kleinodien verkaufen musste. Pauls II. Schatz wurde aufgebraucht und zum Schutz der Kirche gegen die Türkengefahr war nichts übriggeblieben.

Mit siebenundfünfzig Jahren war Sixtus IV. Papst geworden. Er war klein, fett und ziemlich schwächlich, eine grosse Adlernase und lebhafte durchdringende Augen beherrschten das unschöne Gesicht, sein Gang war ungeschickt, und er stolperte stets über sein langes Papstgewand. Zu seinem unsicheren Gang trugen gichtische Schmerzen bei, die ihn ebenso wie Pius II. Piccolomini sehr gequält haben. Nachgiebig und friedlich, wollte er keine unzufriedenen Gesichter um sich sehen, mit seiner Umgebung in gutem Einvernehmen leben und sich nur von frohen Menschen umgeben wissen. Auf dem päpstlichen Stuhl blieb er der franziskanische Prior, in der Hauptsache bemüht, seinen Orden zu heben, Kirchen zu schmücken und seine Familie zu unterstützen, zur politischen Aktion und den damit verbundenen Intrigen fehlten ihm die Fähigkeiten. Als ehemaliger Bettelmönch hatte er keine Vorstellung vom Wert des Geldes, er verausgabte es gern und reichlich, war

„in dando hilarior", zuweilen warf er das Geld so leichtsinnig um sich wie etwa früher Steine ins Meer von Savona. Andererseits war er genial im Erschliessen neuer Einnahmequellen und im Entleihen bedeutender Summen. Ein franziskanischer Almosensammler im grossen Stil. Ein venezianischer Gesandter berichtet seiner Signoria, ein Federstrich des Papstes genüge, um in den Besitz der grössten Summe zu gelangen. „Al papa bastava solo la mano con la penna e l'inchiostro, per avere quella somma che vuole."

Nach Francescos Wahl übersiedelte ungefähr ganz Savona nach Rom. Der Papst hatte eine zahlreiche Familie, sein Bruder Rafaello hatte drei Söhne, Giuliano, Bartolommeo und Giovanni; Giuliano, der spätere Julius II., und Bartolommeo waren Mönche und Giovanni diente im Heere Federigos di Montefeltre. Der zweite Bruder des Papstes hatte einen Sohn Lionardo, und drei Schwestern waren verheiratet: Bianca mit Paolo Riario, Luchina mit Giovanni Basso, eine dritte, deren Namen wir nicht kennen, mit Pietro Giuppo. Franchetta, die vierte Schwester, war jung ohne Nachkommen gestorben, dafür hatten die drei ersten den Papst mit einer stattlichen Nepotenschar beschenkt. Luchina Basso hatte fünf Söhne und eine Tochter, und Bianca Riario durfte sich zweier Söhne und einer Tochter Violanta rühmen.

Ohne sein Vorgehen irgendwie zu bemänteln, überschüttete der Papst seine Familie mit Beweisen grösster Gunst und übertrug seinen Neffen die höchsten Stellen. Bereits im Herbst des Jahres 1471 befanden sich drei seiner Neffen am Hof, es war ihm besonders darum zu tun, Pietro Riario und Giuliano della Rovere zu fördern. Dem ersten wollte Sixtus die Dankesschuld entrichten, die er in seiner Jugend bei seinem Vater eingegangen war, er übertrug dem Fünfundzwanzigjährigen eine reiche Abtei in Deutschland, die jährlich tausend Dukaten abwarf, ein Bistum in Treviso und ernannte ihn ausserdem zu seinem Schatzmeister. Einige Monate später, am 16. Dezember 1471, wählte er ihn zum Kardinal di S. Sisto. Die Ernennung Pietro Riarios trug man dem Papst nicht nach, da sich ihm dieser Neffe während des Konklave als sehr nützlich erwiesen hatte, allgemeines Ärgernis erregte aber die gleichzeitige Ernennung des achtundzwanzigjährigen Giuliano della Rovere zum Kardinal. Ihm wurde die Kirche S. Pietro in Vincoli übergeben. Giuliano, der spätere Julius II., führte, obgleich er Franziskaner war, ein sehr lockeres Leben, er galt als gewalttätig und hinterlistig und zugleich als äusserst energisch und ausdauernd. Sein Wissen und seine Lust zu ern-

ster Arbeit imponierten weniger. Der Papst überschüttete ihn mit soviel Gunstbeweisen, dass Giuliano die ihm zufallenden Ehrungen und Einnahmen kaum zu tragen vermochte. Im Verlauf kurzer Zeit wurde er Erzbischof von Avignon und Bologna, Bischof von Lausanne, Coutances, Viviers, Mende, Ostia und Velletri, Abt von Nonantoli und Grottaferrata. Er war dieser Ehren würdiger als man geglaubt hatte, begann sich ernsthaft mit kirchlichen Angelegenheiten zu beschäftigen, war sparsam und benutzte seine ungeheuren Einkünfte in der Hauptsache, um Kirchen und öffentliche Gebäude errichten zu lassen, die heute noch mit seinem Namen in Zusammenhang stehen. Diese beiden Ernennungen waren nur der Beginn der Gunstbeweise, die die Nepoten erhielten. Ihre Zahl betrug nicht weniger als fünfzehn. Fünf unter ihnen waren in kurzer Zeit Kardinäle; keiner der bisherigen Päpste hatte seine apostolische Macht in dem Masse missbraucht.

II.

Sixtus IV. Lieblingsnepote war der Kardinal di S. Sisto, der den Papst durch seine gesellschaftlichen Talente für sich einzunehmen verstand. Heiter, witzig, dienstbeflissen, geschickt, verschwenderisch unterschied er sich von den finsteren, brutalen Rovere, die sich von ihren Provinzsitten und -lastern noch nicht ganz freigemacht hatten. Von der gesamten Familie Rovere und Riario hat sich der Kardinal Pietro am schnellsten die hohe Kultur der päpstlichen Hauptstadt zu eigen gemacht, in hohem Grade besass er die weibliche Kunst des Sichanpassen an gegebene Verhältnisse. Er erwies sich als ein ausserordentlich begabter Zeremonienmeister und geschickter Höfling und Sixtus durfte sich seiner geschickten Umgangsformen rühmen. Natürlich schmeichelte es dem aus kleinen Verhältnissen stammenden Papst, dass einer seiner Neffen sich an gesellschaftlicher Sicherheit den Orsini und Colonna vergleichen konnte und ihnen an Witz überlegen war. Um diese Vorzüge in ein noch glänzenderes Licht zu rücken, war der Papst darauf bedacht, dem Kardinal ein ungeheures Einkommen zu sichern. Pietro entfaltete einen unerhörten Luxus. Dem Papst war ein glänzendes Leben etwas zu Ungewohntes, darum freute er sich, einen würdigen Vertreter zu haben. Pietro wurde Patriarch von Konstantinopel, Abt des Klosters S. Ambrogio, vielfacher Bischof, und seine Einkünfte betrugen jährlich 60000 Goldgulden, etwa 2400000 Franken in heutigem Geld. Der

Kardinal bewohnte einen prächtigen Palast, die Fussböden waren mit persischen Teppichen belegt, die Wände mit genuesischem Samt bekleidet, er kaufte zahllose silberne und goldene Gefässe, kleidete seine Diener in eine Scharlachlivree, die mit seiner Wappenrose geschmückt war, hatte kostbarere Pferde als der Adel der Campagna, und trug an Stelle der einfachen Mönchskutte perlengestickte Brokatgewänder wie der türkische Sultan. Fünfhundert Menschen, Diener und Hausgesinde, lebten im Palast, darunter waren junge Maler und Dichter, die in Sonetten den Ruhm des Kardinals und seiner Freundin Tiresia priesen. Als Lebemann erschien es Pietro Riario selbstverständlich, neben vielen flüchtigen Liebesverhältnissen eine feste Geliebte zu haben, die er in starre Seide und Kleinodien wie eine assyrische Gottheit kleidete. Er gab damit viel Anlass zu bösem Gerede. Pietro war der Karnevalsheld, er veranstaltete Bankette und Turniere von unerhörter Pracht, und die gesamte adelige Jugend Roms traf sich in seinem Haus. Das berühmte Karnevalsmahl, das 1470 für den sogenannten König von Mazedonien, den Bundesgenossen des Papstes gegen die Türken, gegeben wurde, hat der mailändische Orator, Arcimbaldus, seinem Herrn Galeazzo Maria Sforza ausführlich beschrieben. Vier Kardinäle, mehrere Vertreter des höchsten Klerus und Gesandte fremder Fürsten, die sich in Rom befanden, nahmen daran teil; zu den exotischen Persönlichkeiten des Festes gehörten ausser dem König von Mazedonien auch die Söhne des Despoten von Morea. Mitten im grossen, mit Teppichen geschmückten Saal stand auf einer Estrade der Tisch für den König. Dort thronte in kostbaren Gewändern, von einigen Räten umgeben, der fremde Herrscher unbeweglich in seiner östlichen Würde, er sprach weder Italienisch noch Lateinisch und war ein stummer Betrachter der zügellosen römischen Heiterkeit. Die Kardinäle und die übrigen vornehmen Gäste hatten ihre besonderen Tische, überall glänzten goldne und silberne Gefässe, Weinkrüge, Schüsseln mit saftigen Früchten und duftendem, turmartig aufgebautem Konfekt. Wachskerzen in vielarmigen Kandelabern, Fackeln, die Diener in karmoisinfarbnen, goldgestickten Livreen schwangen, erfüllten den Saal mit gelblichem Licht. Dazu gesellte sich der Glanz von Brillanten, Rubinen und Topasen, mit denen Prälaten und Ritter behangen waren. Der Saal lag zu ebener Erde, vor jedem neuen Gericht erschien der Hofmarschall zu Pferde in der Tür und rief die neuen Speisen bei Trompetenklang aus. Als das Bankett, das über drei Stunden gedauert hatte, zu Ende war, kam

ein Höfling des Kardinals, als türkischer Gesandter verkleidet, in Begleitung eines Dolmetschers, er beschwerte sich, dass Pietro Riario dem König von Mazedonien ein Reich übertragen habe, das dem Sultan gehöre. Er wandte sich an den König und drohte ihm mit Krieg, wenn er die zu Unrecht erworbene Krone nicht ablegen würde. Der Kardinal und der König liessen durch ihren Dolmetscher antworten, das Schwert möge entscheiden, da sie die Drohungen des Sultans nicht fürchten. Am nächsten Tag fand auf der Piazza S. S. Apostoli ein Turnier statt als Abschluss des Festes und als geschicktes Kompliment an den ephemeren Monarchen. Der Heerführer des mazedonischen Königs, Usunhassan, blieb Sieger im Turnier, machte den grossen Türken zum Gefangenen und führte ihn im Triumph durch Roms Strassen.

Berühmt war auch jenes Fest, das der Kardinal für Eleonora von Aragon, die Braut Ercole d'Estes aus Ferrara, gegeben hat. Dieser Empfang und das Fest zu Ehren des Königs von Mazedonien hatten einen politischen Zweck, es galt, das Bündnis zwischen Sixtus IV. und Ferrante, dem König von Neapel, zu befestigen und Familienbeziehungen zwischen den Rovere und Aragon zu stiften. Der Papst wollte seinen Nepoten, Leonardo della Rovere, den er im vergangenen Jahr zum Präfekten Roms ernannt hatte, mit Ferrantes unehelicher Tochter vermählen. Die Ehe kam nicht ohne schwere Opfer seitens der Kurie zustande. Der Papst musste den König von einer bedeutenden Abgabe befreien, die er bisher als Tribut geleistet hatte, und sich in Zukunft mit dem Schimmel begnügen, den Ferrante alljährlich nach Rom als Zeichen seines Gehorsams schickte. Das Tier gehörte zur edelsten Rasse, die je nach Rom gekommen war. Aber dafür durfte der halbwüchsige, kleine, fast blöde Leonardo, der den Römern zum Spott diente, sich seine Gattin aus dem stolzen Geschlecht der Aragon holen.

Man behauptete damals, es gäbe in Rom ebensoviel Päpste, wie Sixtus IV. Nepoten habe, das war natürlich übertrieben. Tatsächlich lag das Geschick von Staat und Kirche in den Händen des Kardinals Pietro; den Papst beschäftigte die Expedition gegen die Türken, die allmählich für ganz Italien zur Gefahr geworden waren.

Im Sommer 1473 machte sich der Kardinal in Interessen der Familienpolitik nach Mailand und Venedig auf, um die Pläne des Herzogs von Mailand, Imola für 100000 Dukaten an Florenz zu verkaufen, zu durchkreuzen. Der Papst wollte Imola für Girolamo Riario, den Bruder des Kardinals, erwerben. Der geschickte Kardinal verstand, die

Unterhandlungen zwischen Mailand und Florenz zu durchkreuzen und Galeazzo zu bewegen, die Stadt dem Papst für nur 40000 Dukaten zu überlassen. Der eigentliche Kaufpreis sollte das Bündnis zwischen Girolamo Riario und Costanza Fogliani, der Nichte Francesco Sforzas, sein. Dem Papst wie Galeazzo Sforza war es darum zu tun, ihr Verhältnis durch verwandtschaftliche Bande zu befestigen. Sforza brauchte die Unterstützung des Papstes gegen Venedig und die ihm feindlich gesinnten Medici, Sixtus dagegen wollte seinem Nepoten Imola für billiges Geld sichern und die Rovere den Sforza, dem grossen Condottiere-Geschlecht verbinden. Girolamo Riario war ein ungebildeter Mensch, der bis vor kurzem als Krämer in Savona Mehl, Rosinen und Orangen verkauft hatte und ausser Genua, wo er Einkäufe für seinen kleinen Laden zu machen pflegte, nichts von der Welt gesehen hatte. Dies hinderte den Papst nicht, diesen Krämer nach Rom zu berufen und ihn in Brokatgewändern für einen würdigen Bewerber um die Hand der Nichte des grossen Sforza zu halten. Aber das Eheprojekt scheiterte am Widerstand der Mutter des Mädchens. Gabriela Gonzaga, stolz auf ihre Herkunft, wollte nichts vom ehemaligen Krämer aus Savona wissen und schnitt die ohne ihr Wissen gepflogenen Unterhandlungen ab. Galeazzo war in grosser Sorge, er fürchtete den Zorn des Papstes und schlug dem Nepoten eine andere Braut vor, seine eigene uneheliche Tochter, Caterina Sforza, ein elfjähriges, schönes, lebhaftes Mädchen. Galeazzo versprach ihr 10000 Goldgulden und das Gut Boco bei Alessandria als Mitgift, der Papst bedachte ihren Gatten und ihre Nachkommenschaft mit dem Vikariat von Imola, das auf diese Weise in den Besitz der Familie Riario überging. Der Apostolische Stuhl bezahlte 40000 Dukaten, der päpstliche Neffe dagegen hatte sämtliche Vorteile und bekam noch überdies den Grafentitel.

Der Kardinal Riario wurde in Mailand mit päpstlichen Ehren empfangen; Galeazzo scheute weder Mühe noch Kosten, um dem zukünftigen Oheim seiner Tochter, dem allmächtigen päpstlichen Nepoten, soviel Freuden zu bereiten, als der von Orgien erschöpfte Organismus des römischen Lebemannes auszuhalten imstande war. Dem Kardinal genügte Mailand nicht, er wollte auch nach Venedig gehen, der Stadt der lockeren Sitten und schönen Frauen. Der Papst und Galeazzo waren mit dieser Reise, die ihren politischen Interessen zuwiderlief, wenig einverstanden, aber der junge Kardinal, der Venedig noch nicht kannte, liess sich nicht abhalten, die Freuden zu kosten, die seiner dort warte-

ten. Er gab sich seinen Vergnügungen dort so rückhaltlos hin, dass er selbst im lockern Venedig Anstoss erregte; aus Furcht, die Signoria könnte an ihm, dem Bundesgenossen Mailands, Rache nehmen, entfloh er, als Franziskaner verkleidet, aus der Lagunenstadt. In fünf Tagen hat er den Weg von Bologna nach Rom zu Pferde zurückgelegt; müde und erschöpft von einem zweijährigen Kräftemissbrauch erkrankte er Ende Dezember 1473 an einem starken Fieber und starb am 5. Januar 1474, achtundzwanzig Jahre alt.

Der Papst verlor seinen Liebling, der ihm als Zierde des Geschlechts und Stolz der Kirche „curiae splendor" gegolten hatte. Einige Tage wollte er niemand sehen, selbst die Kardinäle wurden nicht vorgelassen; aber der Schmerz musste überwunden werden, es galt für die andern Nepoten zu sorgen. In S. S. Apostoli liess er dem Kardinal ein Grabmal von Andrea Bregno und Mino da Fiesole setzen, eines der schönsten Denkmäler der Renaissance. In Rom wurde der Kardinal aufrichtig betrauert, man vermisste seine Feste und die Dichter strömten ihren Schmerz in Versen aus, da sie einen freigebigen Protektor zu beklagen hatten.

Trotz seiner ungeheuren Einkünfte hinterliess der Kardinal 60000 Gulden Schulden. Niemand wollte sie bezahlen: die lebenden Nepoten verbrauchten zu viel, als dass der Papst den Verpflichtungen der toten hätte nachkommen können.

III.

Seine Gunst wandte Sixtus IV. dem Bruder des Kardinals zu, Girolamo Riario, der jetzt in den politischen Fragen des Kirchenstaates so gut wie in rein kirchlichen Angelegenheiten zur ausschlaggebenden Persönlichkeit wurde. Sixtus war in den diplomatischen Unterhandlungen, die er in den ersten Jahren seiner Regierung führte, nicht gerade glücklich, er glaubte unbedingt Rat und Hilfe seiner nächsten Angehörigen beanspruchen zu müssen, da er den Kardinälen nicht recht traute. Der frühere Krämer aus Savona war nicht unbegabt, er war mit den Fragen der päpstlichen Kurie rasch vertraut, lernte sogar auf dem Pferd zu sitzen und verstand den Condottiere zu markieren. Wo Girolamos Verstand nicht reichte, holte der Papst den Rat des Kardinals Giuliano della Rovere ein, er trat immer mehr in den Vordergrund, da er an Klugheit die gesamte Umgebung des Papstes überragte und durch seine ruhige



MELOZZO DA FORLI
Sixtus IV. und der Kardinal Riario
Vatikan, Pinakothek. Ausschnitt

Konsequenz Vertrauen erweckte. Der Kardinal war, trotzdem er von Haus Franziskaner war, der geborene Feldherr, und Sixtus anvertraute ihm die Unterdrückung der Revolution in Umbrien, da einige Städte das päpstliche Joch abzuschütteln versuchten. An der Spitze der Bewegung standen erfahrene Krieger, wie Giordano Orsini, die Grafen di Pitigliano und Vitelli aus Città di Castello. Die Revolution war um so gefährlicher, als Lorenzo Medici sie insgeheim unterstützte, da er das Steigen der päpstlichen Macht mit Unruhe beobachtete. Giuliano überwand den Feind in einigen Schlachten und gewann stark befestigte Schlösser; es waren dies die ersten kriegerischen Lorbeeren des späteren Papstes Julius II.

In diesen Kreis von Franziskanern und Kleinbürgern aus Savona trat plötzlich eine schöne junge Frau, Caterina Sforza. Sie war sorgfältig erzogen und einen geistig erlesenen Kreis in Mailand gewohnt. Ihre Mutter war die schöne Lucrezia Landriani, aber Caterina kam frühzeitig unter den Einfluss der Bona von Savoyen, die ihrer Schutzbefohlenen eine vorzügliche Erziehung gab. Caterina liess, nachdem sie das Opfer der väterlichen Politik geworden, den Mut nicht sinken. In ihren Adern fühlte sie das Blut Francesco Sforzas, des berühmtesten Condottiere der Renaissance, und so fürchtete sie weder den Wandel ihres Geschickes noch die neue Umgebung. Es gelang ihr, die Brutalität ihres Mannes zu besiegen, ihm wenigstens äusserlich ritterliche Formen aufzupfropfen und ihm die Allüren jener Männer anzugewöhnen, die alles mit dem Schwert ausfochten; später galt sie als eine der bedeutendsten Frauen ihrer Zeit. Der Papst und seine Umgebung waren darauf bedacht, Galeazzos Tochter einen glänzenden Empfang in Rom zu bereiten. Der Weg nach Rom war für Riarios Verlobte ein ununterbrochener Triumphzug, die Städte, durch die sie kam: Parma, Reggio, Bologna, Imola nahmen aus Rücksicht auf die Sforza oder den Papst die Braut mit jenem Pomp auf, den man damals mit grosser Meisterschaft zu entfalten wusste. Maultiere vermochten kaum die Geschenke zu schleppen, mit denen die künftige Gattin des einflussreichen Nepoten überschüttet ward. Besonders Imola, das in Girolamo Riarios Händen war, blendete die junge Frau durch einen grossartigen Empfang. Es war ein kleines, schlecht gebautes Städtchen, auf dem ein düsteres, kürzlich von den Sforza errichtetes Schloss wie ein Alp lastete. Häuser und Strassen waren mit Teppichen und Blumen geschmückt, Frauen aus dem Volk führten seltsame Tänze auf und die Ritterschaft gab ein Bankett, das freilich zu lange währte, da die Redner sich in

übertriebenen Lobesergiessungen überboten, um die Reize und Tugenden der schönen Mailänderin zu preisen. Phantastisch wirkte der Aufbruch der Gäste in der Maiennacht, die gelbrötlichen Flammen der Fackeln tauchten Menschen und Häuser in ein warmes, magisches Licht. Caterina glaubte noch an die ehrlichen Empfindungen der ihr untertanen Bevölkerung und schrieb ihrer Adoptivmutter Bona: „selbst die Steine freuten sich meines Kommens".

In Rom herrschte eine furchtbare Hitze, die Luft war von Fieberdünsten erfüllt, der Papst wollte daher Caterinens Ankunft auf eine geeignetere Zeit verschieben und schickte den Grafen Girolamo nach Imola, um der Braut die Wartezeit zu verkürzen. Da kam es zu unvorhergesehenen Ereignissen, der Hass und Neid der Nepoten untereinander führte beinahe zum Mord. Der rachsüchtige und leidenschaftliche Kardinal Giuliano della Rovere war empört über die wachsende Macht der Riario. Mit scheelen Augen hatte er die Gunstbezeugungen gesehen, mit denen der Papst den verstorbenen Kardinal di S. Sisto überschüttet hatte, und als Sixtus nun den unwürdigen Girolamo bevorzugte und ihm eine der schönsten Frauen Italiens zum Weibe gab, soll Giuliano die Absicht gehabt haben, seinen Vetter durch Dolch oder Gift aus dem Wege zu räumen. Girolamo entging durch einen Zufall der ihm drohenden Gefahr, und man suchte die ganze Angelegenheit zu vertuschen, um Caterina nicht bei ihrem Einzug in Rom durch das Gespenst des Familienmordes zu schrecken.

Dieser Anschlag, Unruhen in Rom und eine Hungersnot, die unter der ärmeren Bevölkerung ausgebrochen war, liessen den Papst und seine Umgebung einen Augenblick Caterinens vergessen. So unterblieb die Nachricht, ihren Aufenthalt in Imola zu verlängern. Überraschend kam die Kunde, die junge Sforza habe Imola bereits am 13. Mai verlassen, und der Hochzeitszug sei auf dem Wege nach Rom. In aller Eile wurden die Vorbereitungen zu ihrem Empfang getroffen; Girolamo, vom Klerus und der Ritterschaft begleitet, erwartete seine Braut sieben Meilen vor Rom, auch Antonio Riario und der Präfekt der Stadt, Leonardo, befanden sich im Gefolge, der letztere konnte infolge seiner Hässlichkeit und Ungeschicklichkeit der jungen Braut nicht gerade eine günstige Vorstellung von ihrer neuen Familie machen. Am Ponte Molle wurde Caterina vom gesamten päpstlichen Hof und einigen fremden Gesandten empfangen, man geleitete sie in den auf dem Abhang des Monte Mario gelegenen Palast des Kardinals von Urbino. Dort wurde

das Abendbrot eingenommen, nach Tisch überreichte Girolamo seiner Braut Perlen im Wert von fünftausend Dukaten, dann ging er auf den Wunsch des Papstes für die Nacht nach Rom zurück. Am nächsten Morgen zog Caterina zu Pferde in die Stadt ein, sie trug ein rotes Atlaskleid, schwarze, reich mit Edelsteinen bedeckte Damastärmel, und einen Überwurf aus Goldbrokat und schwarzem Damast. Sechstausend Berittene, in Reih und Glied aufgestellt, bezeichneten den Weg in die Petersbasilika, dort erwarteten Sixtus IV. und das heilige Kollegium die Braut des Nepoten. Als Caterina die Kirche betrat, wurde das Signal zu einem feierlichen Gottesdienst gegeben, er währte volle drei Stunden. Dann geleitete Giuliano della Rovere, der Kardinal di San Pietro in Vincoli, die Braut und ihr Gefolge zum päpstlichen Thron. Caterina kniete nieder, neigte sich bis zur Erde und küsste den Fuss des Papstes. Das war erst der Beginn der kirchlichen Feier. Nachdem die Braut aufgestanden war, hielt der Hofmeister Bossi, der mit ihr aus Mailand gekommen war, eine lange lateinische Ansprache, dann tauschte das junge Paar die Ringe. Nach vollendeter Zeremonie musste die junge Frau dem Papst wieder den Fuss küssen, aber diesmal wartete ihrer eine Überraschung, der Papst schenkte ihr ein kostbares Halsband im Wert von viertausend Dukaten und erwies sich ihr sehr gnädig. Dagegen hatte Girolamos ungeschickte und kühle Haltung während der ganzen Zeremonie allgemeinen Unwillen erregt. Nach beendeter Feier musste Caterina noch sämtlichen Kardinälen, die neben dem Papst sassen, die Hand küssen, dann erst bestieg sie ihr Pferd und begab sich mit ihrem gesamten Gefolge nach dem Campo di Fiore, in den Palast des Kardinals Orsini, er war für das junge Paar als Wohnung bestimmt, da der Palast Riario (heute Palast Altemps all' Apollinare) noch im Bau war. Fünfzig Patrizierinnen erwarteten Caterina in der Halle und geleiteten sie in die für sie bestimmten Gemächer, hier wurde die Erschöpfte endlich allein gelassen. Aber nur für einen Augenblick. In der siebzehnten Stunde erschien ein als Engel verkleidetes Kind und bat sie zu Tisch. Im Speisesaal erwarteten sie bereits zweihundert Personen, kirchliche Würdenträger, fremde Gesandte und römischer Adel. Nach damaliger Sitte sass man lange bei Tisch, vom Konfekt abgesehen gab es zwanzig Gerichte und nach jedem fünften Gericht erschien ein Amorin auf einem Triumphwagen und rezitierte schwache Verse zu Ehren der Braut. Nach dem letzten Gang traten sechs Tänzer und ebensoviel Tänzerinnen auf, florentinische Tänzer führten seltsame

Figuren auf, und zum Beschluss des Banketts legten vier als Jäger verkleidete Knaben der jungen Frau gebratenes Wild zu Füssen. Nachdem abgedeckt worden war, verehrten die Gäste ihr die mitgebrachten Geschenke und die praktischen Nepoten taxierten ihren Wert auf etwa zwölftausend Dukaten. Ganz Rom stand unter dem Eindruck von Caterinens Schönheit, Fabio Oliva, ein älterer Mann, der bei den Festen zugegen gewesen, schrieb, die Natur habe ihr Schönheit geschenkt und der Himmel Güte, sie sei das vollendetste Wesen der Schöpfung. Sie galt in Italien als die schönste Frau ihrer Zeit. Das mag eine der üblichen Schmeicheleien der Chronisten gewesen sein. Das vierzehnjährige, schlanke, grosse Mädchen war noch nicht voll aufgeblüht, dazu erschöpft von der anstrengenden Reise und den vielen Empfängen, vielleicht auch verängstigt durch die vielen fremden Gesichter und den unbekannten, unsympathischen Mann, der ihr Gatte werden sollte. Girolamo bemühte sich, sich der jungen Frau und den Gästen von seiner liebenswürdigsten Seite zu zeigen, aber schon wenige Stunden später, als er sich seiner Atlas- und Samtgewänder entledigt hatte, trat seine wahre Natur zutage. In seinem Verhältnis zu Caterina war er brutal, und sie hat mehr als einmal seine Krämerfaust spüren müssen.

Ein grober Bauernflegel, verdorben durch den plötzlichen Reichtum, zügellos bis zum Äussersten, vermochte er das unschuldige Geschöpf, das eine brutale Politik in seine Arme geworfen hatte, nicht zu begreifen. Einige Jahre später gestand Caterina Francesco Visconti, dem mailändischen Gesandten und ihrem ehemaligen Freund, der Gedanke an den Tod sei ihre einzige Hoffnung gewesen. Jedem Begräbnis, das sie durchs Fenster erblickt, habe sie so lange als möglich nachgesehen und dem Toten seine Ruhe geneidet.

Das eheliche Zusammenleben der beiden war auch später unglücklich, aber Caterina war zu stolz, um sich über ihren Mann zu beklagen. Girolamo, ausgelassen mit den Gefährten seiner Orgien, war gegen seine Gattin verschlossen, kühl, gleichgültig, im Zorn brutal, die junge Frau hasste ihn immer intensiver und zitterte davor, dass er durch eine gemeine Tat den Namen beflecke, den sie jetzt als den ihren zu betrachten gezwungen war. Anderthalb Jahre nach der Hochzeit brachte die kaum Sechzehnjährige die erste Tochter, Bianca, zur Welt, dann kam fast jedes Jahr ein Kind. Der Papst, der Caterina schätzte, war ihr Schutz gegen den Gatten, in Rom hiess es, der alte Mann sei ein Verehrer ihrer Schönheit. Ein junger römischer Maler hat ein Bild

vom päpstlichen Lager bei Cori gemalt mit Girolamo an sichtbarster Stelle, aber in einem Franziskaner und einer Frau wollte man Sixtus IV. und Caterina erkennen. Der Papst liess den Maler ins Gefängnis werfen, verurteilte ihn zum Tode durch den Strick, und überlieferte sein Haus dem Mob zum Plündern. Die Freunde des Künstlers retteten ihm das Leben, indem sie dem Papst vorstellten, er sei wahnsinnig und daher für seine törichten Einfälle nicht verantwortlich zu machen.

IV.

Trotz seiner Schwerfälligkeit und Unwissenheit beherrschte Girolamo Sixtus IV. vollständig; das gleiche lässt sich wiederholt bei den Päpsten beobachten. Es waren zumeist Greise, die leicht dem Einfluss ihrer Nepoten erlagen; selbst wenn sie um ihre Fehler und Verbrechen wussten, waren sie nicht stark genug, um sich von ihrem Einflusse freizumachen. Sixtus IV. nannte Girolamo zwar in Gegenwart von Zeugen „eine Bestie und ein wildes Tier“, aber trotzdem fügte er sich seinen Wünschen blind. So auch bei der Verschwörung der Pazzi gegen die Medici. Der Papst hasste Lorenzo Medici, er sah in ihm das Haupthindernis, als es galt, seine Herrschaft nach Norden auszubreiten, den Kirchenstaat in eine starke weltliche Monarchie umzugestalten, er hielt ihn für den bösen Geist, der seine politischen Pläne durchkreuzte. Noch stärker war der Hass, den Girolamo gegen die Medici nährte, er fühlte sich in Imola unsicher, solange das mächtige Geschlecht in Florenz herrschte. Lorenzo, gegen den in Florenz die Pazzi und ihr Anhang wühlten, hatte auch in Rom viele Feinde. Einer der Pazzi, Francesco, war Bankier in der päpstlichen Hauptstadt, und Francesco Salviati, der Erzbischof von Pisa, ein leidenschaftlicher Gegner der Medici, hatte viel Einfluss in der römischen Kurie. Mit diesen Florentinern setzte sich Girolamo Riario ins Einvernehmen, hier ward die Verschwörung der Pazzi gegen die Medici angezettelt. Sie zogen einen erprobten Krieger dazu, Giovanni Battista da Montesecco, der in Girolamos Diensten stand. Über die Haltung des Papstes in dieser Angelegenheit waren die Verschworenen im unklaren, würde er die Beteiligung des Apostolischen Stuhles an einer Revolution, die sicherlich viel Opfer verschlingen würde, gestatten? Riario beruhigte sie, der Papst, der die Medici hasste und sie aus dem Wege räumen wollte, würde sich seinem Willen fügen. Sixtus IV. verhielt sich wie einst Pilatus: er ge-

stattete seinen Nepoten und Salviati, die Medici zu entsetzen, verwahrte sich jedoch dagegen, jemandes Tod zu wünschen, auch den Lorenzos nicht, obgleich er ihn für einen Schurken halte. Der Papst ist sicher nicht so naiv gewesen zu glauben, eine Revolution gegen die Mediceer in Florenz liesse sich ohne Blutverlust durchführen. Er musste sich über die drohenden Gefahren klar sein, aber wenn er auch gewissermassen teil an der Verschwörung gegen die Medici nahm, so wollte er zum mindesten die Ehre des Apostolischen Stuhles wahren. Wie bekannt, misslang die Verschwörung der Pazzi, Giuliano de' Medici wurde zwar im Dom ermordet, aber die Dolche verfehlten Lorenzo, und er blieb nach wie vor an der Spitze der Regierung der Republik. In den Fenstern des Palazzo della Signoria hingen die Körper des Erzbischofs Salviati und des Francesco Pazzi, als sie hinunterfielen, riss sie die Menge in Stücke und schrie: „Palle, Palle", das Feldgeschrei der Medici.

Sixtus IV. hat eine grosse Aufgabe von seinem Vorgänger übernommen: die Expedition gegen die Türken, die die gesamte Christenheit bedrohten. Schon Paul II. hatte einen grossen Schatz für diesen Krieg gesammelt, aber auch bedeutende Schulden hinterlassen. Zu Beginn seiner Regierung verkündete Sixtus, er würde die Schulden seines Vorgängers bezahlen, aus diesem Grunde liess er die kostbare, bereits erwähnte Tiara Pauls II. verkaufen. Aber die Nepoten bemächtigten sich des Geldes, und die Schulden blieben unbezahlt, unter den römischen Kaufleuten und Bankiers herrschte keine geringe Empörung, denn sie hatten den grössten Verlust erlitten. Da auch Pauls sonstige Schätze allmählich in den Besitz der Nepoten übergingen, waren die Fonds für die Türkenexpedition erschöpft. Als die Türken unter Mahomet II. Otranto in Süditalien eingenommen hatten und die ganze Halbinsel bedrohten, als selbst Rom in Gefahr war, war die Abwehr des gefährlichen Überfalls dringendste Pflicht. Sixtus beschloss eine diplomatische Aktion bei sämtlichen europäischen Monarchen einzuleiten, der Kardinal Giuliano war die Seele des Unternehmens. Sixtus veräusserte selbst das Tafelsilber, gab kostbare Kirchengeräte in die Münze und erwies sich in jener Zeit als energischer Papst, nicht nur als italienischer auf die Bereicherung seiner Familie bedachter Fürst. Mahomets plötzlicher Tod befreite Italien und ganz Europa von der drohenden Gefahr, die Geschütze der Engelsburg und die Glocken Roms verkündeten dem Volk die frohe Botschaft. Am 10. September 1481 eroberte die päpstliche

Flotte, unterstützt von Ferrantes Schiffen und ungarischen Söldnern, Otranto; der Papst und die Nepoten konnten sich wieder um ihre eigenen Angelegenheiten kümmern.

Da der Anschlag auf die Medici missglückt war, versuchte Girolamo die erlittene Scharte auf andere Weise wieder auszuwetzen und Imola vor der Begehrlichkeit der Florentiner zu sichern. Er fasste den kühnen Entschluss, Ferrante aus Neapel zu vertreiben und mit Hilfe Venedigs die Krone von Süditalien zu erringen; die Venezianer sollten als Entgelt Ferrara bekommen. Die Venezianer waren jedoch zu erfahrene Politiker, um sich in ein so gefährliches Spiel mit einem Nepoten einzulassen, mit dessen Macht es im Augenblick, wo der Papst die Augen schloss, vorbei war. Trotzdem bewirkten Girolamos Intrigen ein sehr gespanntes Verhältnis zwischen Rom und Neapel, 1482 kam es sogar zum Krieg. Sixtus IV. forderte die römischen Barone, die Orsini, Colonna und Savelli, die in Ferrantes Diensten standen, auf, den König zu verlassen und ihm zu Hilfe zu kommen. Einige fügten sich dem Wunsche des Papstes, so Virginio Orsini, Girolamos Zechgenosse, ein Hitzkopf und Kartenspieler, aber verwegen im Kampf. Auch Stefano und Giordano Colonna aus Palestrina, eingedenk der Schicksale, unter denen ihr Stammschloss gelitten, traten ins päpstliche Heer über, ihnen folgten die Savelli, die fast stets gemeinsame Sache mit ihnen machten. Die Colonna aus Paliano jedoch, ein mächtiger Nebenzweig des Geschlechtes, blieben Ferrante treu, sie verkündeten in Rom, sie wollten nicht die Stadt, sondern allein den päpstlichen Nepoten bekämpfen, um Italien von seinem Joch zu befreien. Statt jeder Antwort liess der Papst die Kardinäle aus dem Hause der Colonna ins Gefängnis der Engelsburg werfen. Die Folge war eine furchtbare Aufregung in der Stadt. Die Vernünftigen, und an ihrer Spitze der Kardinal Giuliano della Rovere, überredeten den Papst, mit dem König von Neapel Frieden zu schliessen. Aber Girolamo hintertrieb die Verhandlungen, er hoffte, der Krieg würde zum mindesten zur Vertreibung der Colonna aus Paliano führen und ihr grosser Besitz ihm zufallen. Den Oberbefehl über das neapolitanische Heer anvertraute Ferrante seinem Sohne, dem Fürsten Alfonso di Calabria, er rückte, unterstützt von den Colonna aus Paliano, mit seinem Heer unmittelbar vor Rom vor und nahm Grottaferrata ein.

In Girolamos kriegerische Fähigkeiten setzte der Papst nur geringes Vertrauen, er bat seine Bundesgenossen, die Venezianer, ihm ein Heer unter Roberto Malatesta da Rimini zu schicken; der kühne junge

Condottiere stand damals im Sold der Republik. Die päpstliche Vorsicht war nur allzu gerechtfertigt; als Alfonso die Stadt bedrohte, schloss sich Girolamo mit seinem Heer, anstatt gegen den Feind vorzurücken, im Lateran ein, verlegte das Hauptquartier in die Basilika und verlor das Geld, das ihm der Papst zur Entlohnung der Söldner anvertraut hatte, im Kartenspiel gegen Virginio Orsini. Da es nicht Tische genug in der Kirche gab, mussten die Altäre in der Basilika zum Kartenspiel herhalten. Dem Beispiel der Führer folgten die Ältesten des Heeres, während die Söldner plünderten und die Mädchen im Rione dei Monti vergewaltigten. Als Malatesta nach Rom kam, wurde er von der Bevölkerung aufs freudigste begrüsst, und die Geistlichen priesen ihn als den „Befreier Israels". In der Tat trog die Römer ihre Ahnung nicht; Malatesta führte das päpstliche Heer aus dem Lateran ins offene Feld und erfocht am 21. August 1482 einen glänzenden Sieg über Alfonso bei Campo Morto, so genannt nach den furchtbaren Fieberdünsten, die die Gegend bei S. Pietro in Formis und Astura entvölkerten. In brudermörderischem Kampf war der römische Adel gefallen, auf beiden Seiten fochten Angehörige der Orsini, Colonna, Savelli und Guibaldi, seit langer Zeit hatte keine Schlacht in Italien so furchtbare Opfer gekostet, über tausend Tote deckten das Schlachtfeld.

Malatesta allein gebührte der Ruhm des Sieges, Girolamo hatte die Zelte beschützt und die Hoffnung genährt, der Condottiere würde im Kampfe fallen und er Rimini erben. Seine Hoffnungen sollten sich nicht erfüllen, Malatesta wurde als Triumphator, fast als Befreier in Rom empfangen; das gesamte heilige Kollegium zog ihm entgegen. Der Papst empfing den Heerführer an der Schwelle des Vatikans, in S. Maria del Popolo fand ein Dankgottesdienst statt, an dem Sixtus, umgeben von Kardinälen und Prälaten, teilnahm. Girolamo fühlte sich gedemütigt und sann auf Rache, Malatesta sollte sich nicht zu lange seines Sieges freuen.

Einige Tage nach seiner Rückkehr erkrankte er an einer Dysenterie. Girolamos Freunde behaupteten, er habe müde und erhitzt während der Schlacht das verfaulte Wasser der Maremmen getrunken, aber ganz Rom war überzeugt, Girolamo habe ihn vergiften lassen, um Herr von Rimini zu werden. Das Fieber stieg, und der junge Held erlag seinen Leiden am 10. September im Palast eines Verwandten, des Kardinals Nardini. Der Papst kam, um Malatesta mit den Sterbesakramenten zu versehen, aber es war zu spät. Der Held von Campo Morto war durch

seinen Sieg eine volkstümliche Gestalt geworden, das römische Volk pries ihn als zweiten Cäsar:

Roberto son che venni, vidi, vinsi.
L'inclito duce, e Roma liberai,
E lui d'honore e me di vita estinsi.

Aus Dankbarkeit legitimierte der Papst Malatestas uneheliche Söhne und liess ihm in S. Peter ein Denkmal errichten, das nach verschiedenen Zwischenfällen in den Louvre gelangt ist. Malatesta sitzt gerüstet zu Pferde. Trotz dieser äussern Dankbarkeitsbeweise wurde im Vatikan beschlossen, Rimini Girolamo zuzuweisen. Der Nepote begab sich in die Romagna mit der Absicht, Robertos Erbschaft anzutreten, aber Florenz ergriff die Partei der Witwe und der Papst musste Malatestas Sohn Pandolfo als rechtmässigen Herrn in Rimini einsetzen.

Nach dem Tode des Anführers wollte das venezianische Heer den Kampf gegen Neapel nicht länger fortsetzen, und da sich auch die Orsini zurückzogen, musste der Papst mit Ferrante und den Colonna Frieden schliessen. Wieder war Girolamo der einzige dabei gewinnende. Als „Anführer" des glänzenden Feldzuges erhielt er eine lebenslängliche Pension aus dem päpstlichen Schatz, ausserdem berechnete er der Kurie, wie wir später sehen werden, eine ungeheure Summe für den Unterhalt des Heeres. Sixtus IV. war des Friedens so froh, dass er diesem glänzenden Ereignis unter seiner Herrschaft einen dauernden Ausdruck verleihen wollte, er gab der kleinen Kirche S. Maria della Virtù den stolzen Namen S. Maria della Pace. Girolamo genügte der Ausgang des Kampfes nicht; da er Malatestas Erbschaft nicht antreten konnte, war ihm kein „Reich" zugefallen, er beschloss daher, die Colonna zu vernichten und sich ihren Landbesitz anzueignen.

Diesmal schob Girolamo seine Freunde, die Orsini, vor, um Unruhen anzuzetteln. Im Frühling des Jahres 1484 überfielen die Orsini Albano und vertrieben Antonio Savelli, den Anhänger der Colonna. Wieder stand Rom im Zeichen des Bruderkampfes; die Colonna errichteten, einen Überfall fürchtend, Barrikaden vor ihren Schlössern, die Söldner der Orsini liefen durch die Strassen, und die Nacht des 29. Mai war erfüllt von ihrem Losungswort „Orso! Orso!" Der Protonotar Lorenzo Oddone Colonna, eine allgemein geachtete Persönlichkeit, hatte sich in Erwartung des Kommenden in seinem Palast, an der heutigen Piazza della Pilotta, eingeschlossen. Der Papst liess ihn durch den Kardinal Giuliano della Rovere in den Vatikan einladen, da er, trostlos über die

in der Stadt herrschende Verwirrung des Rates bedürfe, um die Gemüter zu beruhigen. Lorenzo bestieg sein Pferd, in der Absicht, sich zum Papst zu begeben, aber seine Freunde hielten ihn fast gewaltsam fest, eine List der Rovere fürchtend. Sie hatten recht; da der Anschlag misslungen war, befahlen der Papst und Girolamo, Oddone mit Gewalt zu entführen. Girolamo belagerte den Palast, nach zweistündigem Kampf hatten die päpstlichen Söldner gewonnenes Spiel, sie drangen plündernd ein und nahmen Colonna gefangen. Der päpstliche Nepote, der Wehrlosen gegenüber kühn war, wollte den Gefangenen auf dem Wege zum Vatikan ermorden, aber Virginio Orsini verhinderte das Verbrechen. Girolamo freute sich des gelungenen Gewaltstreiches so sehr, dass er unter die Soldaten, die an dieser „Heldentat" teilgenommen hatten, sieben Pfund Konfekt verteilen liess; die Ausgabe wurde natürlich wieder aus der päpstlichen Kasse bestritten. Colonna wurde in die Engelsburg eingesperrt, und die Menge hauste auf Girolamos Geheiss im Stadtviertel der Colonna wie in Feindesland und schlug alles in Trümmer.

Girolamo war in Rom allmächtig, er auferlegte den Kirchen Kontributionen, schrieb den päpstlichen Beamten Abgaben vor, um seine Söldner zu bezahlen, die die Schlösser der Colonna und Savelli überfielen und plünderten. Der alternde, kranke Papst hatte sich ganz Girolamo überliefert, „er hatte ihm nicht allein die weltliche, sondern auch die geistliche Macht übertragen, die Kassenverwaltung, die Ausübung aller Gerechtsame, so dass jeder Urteilsspruch dem Willen des Nepoten unterstand". Die römische Bevölkerung schickte, verzweifelt über den Strassenkampf, eine Deputation an den Papst, er möge Frieden mit den Colonna schliessen, die ihm Marino, Rocca di Papa und Ardea abtreten wollten. Girolamo liess, ohne des Papstes zu achten, den Gesandten ermorden, der es wagte, ihm mit solch einem Antrag zu kommen, den Colonna aber liess er melden, er gebe sich nicht mit einigen Schlössern zufrieden, sondern verlange all ihre Festungen und ihren gesamten Besitz. Der Papst, zum Bruderkampf gezwungen, segnete am Vorabend von S. Johannis die Geschütze, bestimmt die Schlösser in den Albaner Bergen zu zerstören.

Der Kardinal S. Pietro in Vincoli wollte den Krieg verhindern. Im Beisein des Papstes warf er dem allmächtigen Nepoten vor, das Ansehen der Kirche zu untergraben und den Ruin des Papstes und der Kardinäle herbeizuführen; aber Girolamo gab ihm wutentbrannt zur Antwort, er würde ihn selbst, Giuliano della Rovere, in seinem

Palast verbrennen und ihm ein gleiches Schicksal wie den Colonna bereiten.

Girolamo drängte den Papst, Lorenzo Colonna töten zu lassen; Sixtus setzte zu diesem Zwecke ein eigenes Tribunal ein, das den Gefangenen zum Tode verurteilte. Am 30. Juni vor Sonnenaufgang wurde Colonna sein Todesurteil verlesen, er beteuerte seine Unschuld, rief den Namen Christi dreimal und legte sein Haupt auf den Henkerblock. Lorenzos Körper wurde in S. Maria Transpontina, der kleinen Kirche neben der Engelsburg, niedergelegt; aus Furcht vor Girolamo wagte niemand die Leiche in die Kirche der Colonna zu überführen, erst auf das Flehen der Mutter des Ermordeten trugen die Mönche von S. S. Apostoli den Körper fort. In der Kirche erwartete sie die verzweifelte Mutter, sie öffnete den Sarg, nahm den Kopf ihres Sohnes in beide Hände, zeigte ihn den Versammelten und schrie: „Dies die Treue des Papstes, er versprach meinen Sohn am Leben zu lassen, wenn wir ihm Marino abtreten!" Einige Tage später starb die unglückliche Frau an gebrochenem Herzen.

In S. S. Apostoli befindet sich noch ein Bruchstück des Denkmals, das dem unglücklichen Lorenzo ein Jahr später gesetzt worden war.

Aber der Kampf mit den Colonna war nicht so leicht, wie Girolamo geglaubt hatte. Prospero und Fabrizio wehrten sich in ihren Schlössern, Paliano widersetzte sich wie einst Palestrina dem päpstlichen Heer, an dessen Spitze Virginio Orsini stand. Sixtus musste neue Kriegstruppen auf den Kampfplatz schicken, der Krieg verwüstete Rom und die Campagna, und der Papst erkrankte infolge der Aufregung im Juli an einem heftigen Fieber.

Das beständige Schliessen und noch schnellere Lösen von Bündnissen, das Sichwinden in der eignen verwickelten Politik, der Bruderkrieg in Italien zugunsten der Nepoten empörte sämtliche Fürsten Italiens. Allgemein war die Ansicht verbreitet, dem Papst sei es nur darum zu tun, Girolamo ein Reich in der Romagna zu schaffen. Lodovico Moro und der König von Neapel, die bisher als Anhänger des Papstes Krieg mit Venedig geführt hatten, schlossen am 7. August 1484 ohne Wissen des Papstes den Frieden zu Bagnolo, um das unglückliche Land endlich ruhig aufatmen zu lassen. Die Nachricht erschütterte den Papst, er sah sich auf der Halbinsel verlassen, sein schwacher Körper vermochte diese Missachtung nicht zu ertragen. Er erkrankte schwer und starb einige Tage nach dem Friedensschluss, am 12. August.

Er starb verlassen wie die meisten Päpste, seine Umgebung war im kritischen Augenblick nur darauf bedacht, möglichst viel kostbare Stoffe und Kleinodien zusammenzuraffen; niemand achtete des sterbenden, unbeliebten Greises.

Nur ein Sixtus dankbarer Franziskaner kümmerte sich um den Toten und hüllte ihn in ein altes, fast zerrissenes Ornat, da man ihm ein neues weigerte. Franziskaner trugen den Toten in die Petersbasilika, wo er beigesetzt wurde. Das römische Volk behauptete, Sixtus sei „am Frieden" gestorben, und in einem Distichon hiess es:

„Nulla vis saevum potuit extinguere Sixtum;
Audito tandem nomine pacis obit."

Auch folgendes Epigramm variierte nur diesen Gedanken:

„Sixte, iaces tandem fidei contemptor et aequi,
Pacis ut hostis eras, pace peremptus obis."

Einen Tag nach dem Tode des Papstes stürzte sich die Menge auf Girolamos Haus bei Sant' Apollinare mit dem Feldgeschrei „Colonna! Colonna!" Am Nepoten wurde Rache geübt: alles wurde geraubt, was nicht niet- und nagelfest war, die Fenster mit den Wappen der Riario und Sforza zertrümmert, die marmornen Türverkleidungen des Palastes zerschlagen, der Park zertreten, der Viehbestand vernichtet. Der Pöbel stürmte das Landgut Castel Giubileo, das Riario ohne Pachtschilling vom Peterskapitel übernommen hatte, trieb Kühe, Ziegen, Schweine, Schafe und Hühner fort, bemächtigte sich sämtlicher Vorräte der Speisekammer und trank den griechischen Wein aus.

Girolamo dachte nicht einmal daran, dem Oheim, dem er alles verdankte, ein Grabmal zu errichten; diese Pflicht erfüllte der von Sixtus am wenigsten geliebte Nepote, Giuliano della Rovere. 1493 anvertraute Giuliano Antonio Pollaiuolo diese Arbeit, und sein kostbares Erzdenkmal ist bis auf den heutigen Tag eine der grössten Zierden S. Peters. In Sixtus IV. Denkmal in der Kapelle del S. Sacramento spiegelt sich der Geist der römischen Renaissance. Auf der Bronzeplatte liegt der Papst in vollem Ornat, eine gedrungene Gestalt mit welken Zügen und knochigen Händen, drohend wie der Name Rovere, umgeben von schlanken, heiteren, reizvollen, fast nackten Frauen, die die Wissenschaften allegorisch darstellen. Es sind Frührenaissancegestalten mit langem Hals, biegsamem Körper und abrupten Bewegungen. Die Gegensätze der Renaissance! So ward auch Sixtus besungen:

„Gaude, prisce Nero, superat te crimine Xystus,
Hic scelus omne simul clauditur et vitium.“

V.

Unter Nikolaus V. hatte der glänzende Aufschwung der bildenden Künste in Rom begonnen, Sixtus IV. schritt auf diesem Wege weiter. Der Zeitwille drängte jeden Herrscher zur Pflege von Architektur, Malerei und Plastik; in Rom, Neapel und Florenz so gut wie im kleinen Sabbioneta und in Mirandola wurden Kirchen und Paläste gebaut und Wände mit Fresken geschmückt. Wer auf sich hielt und auf den Nachruhm bedacht war, beschäftigte Künstler, ob mehr oder weniger Gebäude errichtet oder Kunstwerke gesammelt wurden, hing einzig von den grösseren oder geringeren Mitteln des einzelnen ab. Bei den Renaissancepäpsten trat die Überzeugung immer stärker zutage, der Glanz Roms und die künstlerische Aureole der Apostolischen Hauptstadt trügen zur politischen und religiösen Bedeutung Roms bei; Rom, als Mittelpunkt der christlichen Welt, müsse Europens Völker blenden. Als die Päpste die römischen Jubeljahre einführten, die Tausende und aber Tausende von Pilgern aus allen Ländern nach Rom lockten, erhielt das Verlangen, durch Kunst und Reichtum auf die Phantasie der „Barbaren“ zu wirken, einen neuen Antrieb. Der Humanismus erfüllte die Traditionen der alten Cäsarenstadt mit neuem Leben, wies auf die monumentalen Gebäude der Antike hin, schuf künstlerische Strömungen, daraus ergab sich, dass die neuen Mäzene nicht kleinlich sein durften, sie waren wie die Künstler von weittragenden kühnen Plänen erfüllt. Für Krämergesinnung in Architektur und Malerei gab es keinen Raum. Wenn von einigen Historikern Sixtus IV. als Inaugurator einer neuen Epoche der römischen Kunst gefeiert wird, so ist dieses Lob gewaltig übertrieben. Er hat nichts anderes getan, wie die übrigen Fürsten Italiens, aber da er Papst war, konnte und musste sein Massstab grösser sein.

Sixtus' Bestrebungen, Rom zu heben und zu verschönern, haben sich in zwei Richtungen bewegt. Einmal war es ihm darum zu tun, für die öffentliche Sicherheit zu sorgen und dadurch die päpstliche Herrschaft zu befestigen, dann traf er seine Vorbereitungen zum Empfang der Fremden im Jubeljahre 1475. Es hiess, der König Ferrante habe während seines Aufenthaltes in Rom den Papst darauf hingewiesen, er würde erst Herr seiner Hauptstadt sein, wenn er die Strassen so weit in Ord-

nung hätte, dass das Heer sie ohne Hindernis passieren könne. Die Strassen waren nämlich so schmal und durch Balkons, Vorbauten und Portiken so eingeengt, dass an einzelnen Stellen zwei Bewaffnete einander nicht ausweichen konnten, infolgedessen vermochten selbst die Frauen sich durch Steinwürfe und heisses Wasser der Soldaten zu erwehren und die Strassen zu verteidigen. Um diese Gefahr, die die päpstliche Herrschaft bedrohte, zu beseitigen, liess Sixtus unter dem Vorwand, die sanitären Verhältnisse der Stadt zu verbessern und die Strassen zu pflastern, viele störende Balkons und Vorbauten niederreissen, die die Strassen verdunkelten und die Bewegungsfreiheit hemmten. Die öffentlichen Arbeiten zielten in der Hauptsache darauf hin, den Fremden während des Jubiläums Obdach zu verschaffen, man rechnete mit einem ungeheuren Zuzug von Pilgern, besonders aus dem Norden. Schon zwei Jahre vor dem Fest herrschte in Rom eine fieberhafte Bautätigkeit. Da man während des letzten Jubiläums darunter gelitten, dass es zu wenig Brücken zwischen dem Zentrum und der päpstlichen Stadt gegeben hatte, liess Sixtus IV. den sehr zerstörten Ponte Rotto erneuern und gab ihm den Namen Ponte Sisto. Diese aus gewaltigen Travertinblöcken errichtete Brücke beweist, dass die damaligen Architekten den Vergleich mit den antiken nicht zu scheuen haben. Im Stadtviertel unterhalb des Quirinals fehlte es an Trinkwasser, infolgedessen liess der Papst die Aqua Virgo, die bereits Nikolaus V. erneuert und ziemlich tief in die Stadt hineingeführt hatte, verlängern. Zwei tüchtige Künstler, Antonio Lori aus Florenz und Giacomo da Carrara sorgten für den künstlerischen Abschluss dieses Aquäduktes, er wurde später zur heutigen Fontana Trevi ausgestaltet.

In einer besonderen Bulle empfahl der Papst der Bevölkerung, die Stadt zu säubern, „die durch das Blut der Apostel Peter und Paul geheiligt ward", versprach allen, die die Trümmerhaufen von ihren Häusern abtragen würden, mannigfache Erleichterungen. Und ganz Rom war ein grosser Trümmerhaufen, nachts beherrschten die Eulen die Stadt und der Wind trug ihre heiseren Stimmen weiter. König Ferrante, der während des Jubiläums in Rom war, machte dem Eulenregiment ein jähes Ende. Die Falken, die der König und sein Gefolge mitgebracht hatten, vertilgten fast sämtliche Eulen, damit war den nächtlichen Konzerten ein Ende bereitet.

Der Zuzug der Fremden entsprach den Erwartungen des Papstes nicht; die Pilger schreckten vor den Unruhen und den Überfällen in

Italien zurück, dazu war der Tiber im Herbst 1475 ausgetreten, hatte viel Schlamm angeschwemmt und die Ausdünstungen vergifteten die Luft und verbreiteten ansteckende Krankheiten.

Durch zwei Gebäude, die bis auf den heutigen Tag den Ruhm der Rovere künden, hat sich Sixtus IV. ein Denkmal gesetzt. Er hat die Kirche S. Maria del Popolo, das Pantheon seiner Familie, neu erbaut, und die Kirche S. Maria della Pace errichtet, die in der Entwicklung Roms bis zu einem gewissen Grade eine kulturelle Bedeutung hat. Das kleine hübsche Heiligtum steht an Stelle der verwahrlosten Kapelle S. Maria de Aquarechiariis in einem der berüchtigtsten Stadtviertel, das seinen Namen degli Aquarechiari den Wasserträgern, die sich dort angesiedelt hatten, dankt. Es war ein gefährlicher Winkel, ein Labyrinth enger Gässchen, elender Häuser, kleiner in die römischen Mauern eingebauter Türme, dort nistete eine verbrecherische Bevölkerung. Das Pflaster auf der Strasse war zertört, in den Löchern faulte Regenwasser, zwischen den Steinen wucherte Unkraut. Die elendesten Weiber hatten in diesem Stadtteil ihren Unterschlupf, und wer einen „Bravo“ mieten wollte, um seinen Feind zu ermorden, schlich sich heimlich in die Gegend von S. Maria de Aquarechiariis, da es dort gewissermassen einen Verbrechermarkt gab. Die gesunkenen Weiber und die Verbrecher, die sich dort verbargen, pflegten in der alten Kapelle zu beten, die ein wundertätiges Madonnenbild barg. Es wurde erzählt, das Bild habe, als ein Gottloser es mit einem Stein bewarf, zu bluten begonnen. Sixtus IV. begab sich bei dieser Nachricht, von den Kardinälen begleitet, zur Wunderstätte und gelobte dort eine Kirche zu bauen. Kirche und Kloster waren bald errichtet, der Papst nannte sie S. Maria della Pace, da damals der bereits erwähnte Frieden geschlossen war, und siedelte dort die lateranensischen Domherren an.

Den Päpsten fehlte im Vatikan eine Privatkapelle für weniger offizielle Messen. Diesem Mangel beschloss Sixtus abzuhelfen und betraute seinen Lieblingsarchitekten Giovanni de' Dolci aus Florenz, in den Vatikan eine kleine Kirche für diesen Zweck einzubauen.

Auf diese Weise entstand die durch ihre Fresken weltberühmte Sixtinische Kapelle. Es war die Zeit des glänzenden Aufschwungs der Malerei in Italien, in Rom wurde viel gebaut, es galt Kirchen zu schmücken, und Maler aus ganz Italien kamen, besonders da es an einheimischen Künstlern fehlte. Die päpstlichen Nepoten begannen in der Entwicklung der Kunst eine bedeutende Rolle zu spielen. Mit ihren

ungeheuren Einkünften wollten sie als Mäzene glänzen, sie bauten Paläste, liessen sie mit Fresken schmücken, bestellten kostbare Geräte, beschäftigten Goldschmiede und füllten die intrigenfreien Augenblicke mit künstlerischen und literarischen Plänen. Für die Förderung der bildenden Kunst und der Literatur war der Nepotismus eine günstige Erscheinung, die neuen Familien wollten so schnell als möglich eine Rolle in der Gesellschaft spielen und Menschen um sich scharen, die ihrem Namen Glanz verliehen, auch suchten sie durch ihren Luxus die alten Rittergeschlechter auszustechen.

Sixtus' Nepoten gaben in dieser Beziehung den späteren päpstlichen Geschlechtern ein glänzendes Beispiel. Girolamo und Caterina Sforza hatten den damals wohl bedeutendsten Maler, Melozzo da Forli, nach Rom kommen lassen. Melozzo war nicht nur ein grosser Künstler, son dern auch ein sehr sympathischer Mensch, Caterina ernannte ihn zu ihrem Mundschenk, und er war fast Hausgenosse der Riario. In Rom arbeitete er mit seinem Schüler Marco Palmezzano; beide haben Caterina gemalt, als sie noch in jugendlicher Schönheit strahlte. Allmählich wurde Melozzo der meistbegehrte Künstler, im Auftrage des Papstes schmückte er die Bibliothek des Vatikans, die gerade damals angelegt wurde, mit Fresken. Erhalten hat sich davon nur ein grossartiges Freskenfragment im Vatikan. Dargestellt ist die Gründung der Bibliothek. Vor dem Papst kniet Platina, unter den Nepoten und Würdenträgern fällt Julius II. durch sein strenggeschnittenes Gesicht auf. Zum erstenmal lässt sich hier der Papst, von seinen Nepoten umgeben, malen, in ähnlicher Weise hat später Raffael Leo X., Tizian Paul III. gemalt. In heute unzugänglichen Sälen der Bibliothek Sixtus' IV. befinden sich in den Lünetten unterhalb des Gewölbes noch Reste der damals sehr bewunderten Fresken. Dieses Werk fand soviel Beifall, dass der Kardinal Giuliano della Rovere Melozzo die Ausschmückung der Halbkuppel im Chor von S. S. Apostoli übertrug; den Umbau der Kirche hatte bereits Pietro Riario begonnen. Nach Riarios Tode liess sich Giuliano weder Mühe noch Geld verdriessen, um die Kirche und den daran grenzenden, den Colonna geraubten Palast mit sehr viel Pracht herzustellen. Melozzo malte eine Himmelfahrt Christi. Es muss das grossartigste Werk gewesen sein, das unter Sixtus' IV. Regierung entstanden ist, voll Kraft und Schwung in der Komposition, wie aus dem Fragment des von Engeln umgebenen, aufsteigenden Christus im Quirinal ersichtlich. Christus unterscheidet sich vollkommen von dem sonst üb-

lichen Erlösertypus, nichts vom Dulder, es ist eine kraftvolle Gestalt mit grossem Kopf, üppigem Haar und dem Blick des Propheten. Im Kapitelsaale von S. Peter befinden sich auch einige musizierende Engel, die zu dieser grandiosen Komposition gehört haben.

Unter Sixtus kamen auch die berühmtesten umbrischen und florentinischen Maler nach Rom; Domenico Ghirlandajo, Sandro Botticelli, Pietro Perugino, Pinturicchio und Cosimo Rosselli haben Szenen aus dem Alten und Neuen Testament an den Wänden der Sixtinischen Kapelle gemalt. In edlem Wetteifer haben sie sich in diesen Kompositionen zu überbieten gesucht.

Mit Ungeduld erwartete der Papst die Beendigung der Arbeit; als am 15. August 1483 die Gerüste entfernt wurden, empfahl er dem Kardinal Giuliano della Rovere, die Kapelle mit einem feierlichen Gottesdienst, bei dem er selbst zugegen sein wollte, einzuweihen. Um die Römer zur Besichtigung der Fresken anzueifern, gab der Papst bekannt, jedem, der in der Sixtinischen Kapelle beichte, würde volle Absolution werden. Menschenmengen drängten sich damals wie heute in die Kapelle, um die Fresken zu bewundern.

Unter den päpstlichen Nepoten zeigte Giuliano das regste Interesse für Architektur. Er liess S. Pietro in Vincoli umbauen, die Kirche, in der später sein Grabdenkmal stehen sollte. Gewissermassen ahnend, dass er der letzte Begründer des Kirchenstaates sein würde, liess er in Grottaferrata ein befestigtes Kloster mit Zugbrücken, Basteien und Schiessscharten erbauen. Dieses Kloster, das heute der Sitz der Mönche griechischer Observanz ist, blickt trotzig auf die Campagna herab und beweist, dass der grosse Julius, der in der einen Hand das Kreuz, in der andern das Schwert hielt, hier allmächtiger Abt war. Diese mönchische Festung war zum Schutz gegen die ritterlichen Geschlechter in den Albaner Bergen erbaut, besonders gegen die Colonna, falls sie einen Überfall auf die päpstliche Stadt wagen sollten. Strategische Zwecke verband der Kardinal auch mit dem trotzigen Schloss bei Ostia, an der Tibermündung, es galt Rom von der Wasserseite zu schützen.

Auch Sixtus' IV. Bruder, der Kardinal Domenico Rovere, ein ungebildeter Mensch, den nichts zu einer so hohen Stellung in der kirchlichen Hierarchie berechtigte, liess stattliche Gebäude errichten, um sich wenigstens auf diese Weise auszuzeichnen. An der Piazza Scossacavalli liess er sich einen Palast bauen, eine Villa bei Ponte Molle und

eine Kapelle in S. Maria del Popolo. Sein Hofmaler war Pinturicchio, der auch im Palast und in der Kapelle gemalt hat.

Girolamo Riarios Palast wurde von einem unbekannten Architekten errichtet, aber die Glanzzeit des Nepoten währte nicht lange genug, um den Palast fertigzubauen. Er ging später in den Besitz des Kardinals Marco Altemps, eines Nepoten Pius' IV. über, und wurde vom Architekten Martino Longhi il Vecchio fertiggebaut. Als Werk des ersten Architekten hat sich ein schöner Hof erhalten.

Das grossartigste Denkmal, das Sixtus' IV. Nepoten hinterlassen haben, ist der Palazzo della Cancelleria in Rom. Der Palast existierte zwar schon seit längerer Zeit, aber erst der Kardinal Rafael Riario gab ihm seine heutigen grossartigen Dimensionen. Rafael Riario hat Francesco Cybò, dem Nepoten Innocenz VIII., 60000 Skudi beim Kartenspiel abgewonnen und das Geld für diesen nützlichen Zweck benutzt. Mit dem Bau der Cancelleria verknüpft sich die Erinnerung an die barbarische Zerstörung der römischen Ruinen. Der Papst gestattete dem Kardinal, Travertinblöcke vom Kolosseum, den Diokletiansthermen und Marmor von einem der Triumphbogen zu benützen. Der Materialraub an den antiken Gebäuden begann jetzt in grossem Umfang; das böse Beispiel war gegeben, und die Nepoten der späteren Päpste haben in noch barbarischerer Weise unter den Ruinen des alten Rom gehaust.

VIERTES KAPITEL

CATERINA SFORZA

I.

Im städtischen Museum zu Bologna befindet sich eine Rüstung aus dem Ende des XV. Jahrhunderts, für eine Frau mittlerer Grösse. Auf dem die Brust deckenden Panzer ist die Gestalt der Caterina von Ägypten angebracht, daneben das Monogramm Christi mit Heiligenschein. Trotz dieser frommen Symbole hat die Frau, die diese Waffen trug, nicht zu den Lieblingen der Kirche gehört. Alexander VI. nennt sie in einem von ihm selbst und siebzehn Kardinälen unterschriebenen Akt „iniquitatis filia", ein Dokument der Stadt Imola spricht von ihr als einer blutgierigen und tyrannischen Frau „femina sanguinaria et tyranissa", ein venezianischer Dichter nennt sie „die Tigerin aus Forli", ein Redner der Republik von S. Marco hält sie für „semenza di la serpe indiavolata" und viele andere haben die Besitzerin dieses Panzers ein Mannweib, eine Virago genannt. Im Gegensatz dazu preist der älteste Biograph dieser ritterlichen Frau ihre Tugenden und behauptet, im Augenblicke ihres Todes hätten Engel ihre gesegnete, sündenreine Seele vor das Angesicht des Schöpfers getragen.

Diese widersprechenden Urteile beziehen sich auf Caterina Sforza-Riario, auf die anmutige, jugendliche Schülerin der Bona von Savoyen, die wir als Opfer der päpstlichen und mailändischen Politik kennen gelernt haben. Umgebung und Verhältnisse mögen Eigenschaften in ihr ausgebildet haben, die sie von Haus aus nicht hatte, jedenfalls ist sie eine der interessantesten und anziehendsten Frauen der Renaissance.

Als Sixtus IV. starb, war Caterina Mutter von drei Kindern und erwartete ein viertes. Sie war mit ihrem Manne im Lager bei Paliano und lauerte ungeduldig auf die Übergabe dieser damals wichtigsten Festung

der Colonna, die Girolamo Riarios Vermögen um ein beträchtliches vergrössern sollte. Der Papst starb eher als man im Lager erwartet hatte; unmittelbar nach seinem Tode schickte das Kardinalskollegium einen Boten an Girolamo mit der Weisung, von der Belagerung abzustehen, mit dem Heer nach Rom zurückzukehren und die weiteren Beschlüsse des heiligen Kollegiums abzuwarten. Der kleinmütige Girolamo beugte sich dem Befehl, aber Caterina beschloss, die Kardinäle zu überlisten und ihnen die Wahl eines Papstes vorzuschreiben, der den Absichten der Riario am meisten zu Willen wäre. Wer die Engelsburg besass, hatte die Macht in Händen, war Herr vom Vatikan, ja von ganz Rom. Caterina war energisch genug, um sich auf ihr Pferd zu schwingen und mit einem ihr ergebenen Söldnertrupp vor das Schloss vorzurücken. Die dortige Besatzung, gewohnt, den Riario zu gehorchen, öffnete das Tor, und als das römische Volk die kühne beherzte Frau sah, begann es stürmisch zu rufen: „Es leben die Riario!" Ihr Anzug war verblüffend genug, sie trug ein Atlaskleid mit zwei Ellen langer Schleppe, ein schwarzer Samthut sass auf ihrem Kopf, am Männergürtel hing ein schiefes Schwert und ein Sack voll Dukaten. Im Schloss verbarrikadierte sie sofort das Tor, entsetzte den dortigen Vizekastellan Innocenz Coduchi, dem sie misstraute, und machte, dank ihrer Energie, den günstigsten Eindruck auf die Besatzung. Man fürchtete sie, sie war schweigsam, hochmütig, hartnäckig und alle wussten, dass sie im Notfall auch grausam sein konnte.

Als man nach der Totenfeier zur Wahl eines neuen Papstes schreiten wollte, erklärten die Kardinäle Cybò, Savelli, Ascanio Sforza und selbst Giuliano della Rovere, sie würden, solange Caterina sich in der Engelsburg befinde, nicht zum Konklave kommen. Man begann zu unterhandeln und wandte sich zuerst an Girolamo. Der Nepote verlangte für den Abzug aus der Festung achttausend Dukaten, die weitere Auszahlung der Pension, die ihm der verstorbene Papst, als dem Anführer des Söldnerheeres, zugesagt hatte, ausserdem sollten sich die Kardinäle verpflichten, ihm beim neuen Papst die Bestätigung der Investitur auf Forli und Imola zu sichern. Caterina weigerte sich, diese Bedingungen anzunehmen; sie wollte bis zur Wahl des neuen Papstes in der Engelsburg bleiben, um ihm dann ihre Bedingungen zu diktieren. Den Kardinälen misstraute sie. Der Schrecken im heiligen Kollegium war nicht gering, als man erfuhr, Caterina habe in der Nacht vom 24. auf den 25. August in aller Stille 150 ergebene Soldaten in die Festung



PIERO DI COSIMO
Caterina Sforza
Altenburg, Museum

eingeführt, sie schien also nicht die Absicht zu haben, so bald zu weichen. Aber Giuliano della Rovere machte seinen Einfluss im Kollegium geltend: infolge seiner Vorstellungen entschlossen die Kardinäle sich zu einem energischen Schritt und liessen Caterina melden, sie würden keine der verabredeten Bedingungen einhalten, falls ihnen das Kastell nicht sofort übergeben würde. Girolamo erschrak und Caterina beschloss, da sie an ihrem Mann keine Stütze hatte, aus Rom zu weichen, setzte aber noch durch, dass die Kardinäle die ungeheuren Summen anerkannten, die Girolamo von der Apostolischen Kammer beanspruchte, weil er angeblich das päpstliche Heer längere Zeit aus eigner Tasche erhalten hatte.

Ende August begab sich Caterina mit ihrem Gatten nach Forli, unterwegs erfuhren sie, der Kardinal Cybò sei als Innocenz VIII. gewählt worden. Diese Nachricht war ihnen sehr unwillkommen; der neue Papst gehörte zu Girolamos Gegnern, und Caterina versuchte seine Wahl zu hintertreiben. Ihr einziger Trost war, dass Giuliano della Rovere die Wahl Innocenz VIII. durchgesetzt hatte, sie glaubte, der einflussreiche Kardinal würde sich ihrer annehmen. Diese Hoffnung sollte sich nicht verwirklichen, Riario hatte nichts als Feinde, ganz Rom hasste ihn, die Colonna und Savelli waren seine erbittersten Gegner und Lorenzo de' Medici hatte seinen Untergang beschlossen, er hatte nicht vergessen, dass Girolamo bei der Verschwörung der Pazzi seine Hand im Spiel gehabt hatte. Der Papst, der Söhne und Neffen hatte, wollte ihnen, wie einst Sixtus IV., eine fürstliche Stellung und ein ebensolches Vermögen verschaffen. Franceschetto Cybò, einem boshaften Intriganten, den man für einen Sohn des Papstes hielt, hatte er Imola und Forli zugedacht; um dies Ziel schneller zu erreichen, verheiratete er ihn 1488 mit Lorenzo de' Medicis Tochter und schuf so ein den Riario verhängnisvolles Bündnis. Der Dolch für die Riario war schon geschliffen, es galt nur einen günstigen Augenblick zu finden, um das unbequeme Geschlecht aus der Welt zu schaffen.

Girolamo und Caterina wussten, was ihnen drohe, sie bemühten sich um die Sympathien der Bewohner ihres kleinen Reiches. In Forli, ihrem Wohnsitz, hatten sie einen glänzenden Hof, der in ganz Italien bewundert wurde, sie schmeichelten dem Volk, bauten Kirchen und Klöster und zahlten den Truppen ihren Sold regelmässig aus. Aber die Einnahmen reichten für die ungeheuren Ausgaben nicht, auch das vorhandene Kapital war fast erschöpft; man entschloss sich daher, wenn auch

schweren Herzens, der Bevölkerung neue Lasten aufzuerlegen. Die Untertanen der damaligen Despotien empörte nichts mehr als neue Abgaben, sie waren eher bereit, die Willkür blutgieriger Tyrannen zu tragen, als sich den letzten Groschen aus der Tasche locken zu lassen. Nach glänzenden Anfängen blieben die Folgen der schlechten Wirtschaft nicht aus. Girolamo entliess mehrere Beamte und Kastellane, blieb den Handwerkern ihren Lohn schuldig, und die Zahl der Unzufriedenen wuchs. Die Ordelaffi, die sich ein Recht auf die Herrschaft in Forli anmassten, intrigierten gegen Girolamo, und mediceische Agenten tauchten überall auf, um die Bevölkerung gegen die Riario aufzuwiegeln.

Caterina ahnte die Gefahr; da sie eine geschicktere Diplomatin als Girolamo war, versuchte sie Lorenzos Zorn zu beschwichtigen, indem sie ihm bei jeder Gelegenheit Beweise ihrer Freundschaft und Verehrung gab. Sie erreichte sogar, dass Lorenzo und die übrigen Nachbarfürsten Stellvertreter zur Taufe ihres Sohnes schickten. Den Sforza zu Ehren erhielt der Knabe den Namen Galeazzo; die Taufe fand am 18. Januar 1486 in Forli, in der Kirche San Mercuriale statt.

Girolamos Hauptgegner in Forli waren die Brüder Orsi, Checco und Lodovico, die zur einflussreichsten Familie der Stadt gehörten, Checco hatte eine Fleischabgabe geerbt, er schuldete dem Staat dafür zweihundert Dukaten und weigerte sich, sie zu bezahlen, indem er behauptete, bei diesem Unternehmen verloren zu haben. Als Girolamo persönlich mahnte, kam es zwischen ihm und dem säumigen Zahler zu einer scharfen Auseinandersetzung, Checco wusste, der Graf würde sich an ihnen rächen und ihn ermorden lassen. Es schien ihm günstiger, den gegen ihn gezückten Dolch auf den Grafen zu wenden. Riario hatte sich damals zwei Söldner, die schon lange unter seinen Fahnen dienten, zu Feinden gemacht; der eine, Giacomo Ronchi, stand an der Spitze der gräflichen Reiterei, der zweite, Lodovico Pansechi, der Hauptmann der Fusssoldaten, gehörte zu Girolamos Vertrauten. Der Graf hatte sich seiner vor etwa zehn Jahren bei der Verschwörung der Pazzi bedient und ihn sogar besonders bestochen, um Lorenzo de' Medici zu töten. Jetzt schuldete er ihm seinen Sold, der alte Soldat hatte bescheiden um sein Geld gebeten und hinzugefügt, dass Frau und Kinder Hunger leiden. Der Graf aber verweigerte das Geld mit beleidigenden Worten. Lorenzo de' Medicis Agenten, die schnell davon Wind bekamen, hetzten die Beleidigten auf und nach Aussage eines Chronisten „begann der Teufel mit aller

Macht zu arbeiten, um den Sturz dieses Pharao zu bereiten, der vom Blut der Elenden lebt, das arme Land aussaugt und geleistete Dienste nicht einmal bezahlen will". Ronchi und Pansechi beschlossen einen Überfall auf Girolamo; ahnungslos machte sich Gasparino, der Kammerdiener, zum Mitschuldigen, in der Annahme, sie hätten ein Anliegen an den Grafen, gab er ihnen ein Zeichen, wann sie ins Schloss kommen könnten. Am Abend des 14. April unterhielt sich der Graf im „Nymphensaal" mit zwei Gefährten, da trat Checco Orsi ein, der als einer der bekanntesten Bürger und erster Kapitän der Schlosswache freien Zutritt hatte, er trug „einen goldenen Schlüssel", wie es in der Terminologie jener Zeit hiess. Girolamo ging dem Eintretenden entgegen, gab ihm die Hand, und Checco begründete seinen plötzlichen Besuch damit, dass er dem Grafen den Brief eines Freundes zeigen wolle. Aber anstatt des Briefes packte Orsi den Dolch, den er unter dem Mantel verborgen hielt und stiess den Grafen mitten in die Brust. „Verräter!" schrie Girolamo, und wollte sich hinter den Tisch flüchten, aber Ronchi und Pansechi, die draussen gewartet hatten, stürzten sich auf den Verwundeten, um ihm den Rest zu geben. Girolamos unbewaffnete Gefährten, der Kanzler, mit dem er im Gespräch gewesen war und der Diener, flüchteten aus Furcht vor den Mördern durch eine andere Tür. Der Diener lief zu Caterina, sie stürzte ans Fenster und schrie: „Hilfe, man ermordet den Grafen." Aber an Stelle des Entsatzes drang Lodovico Orsi mit seinen Anhängern in den Schlosshof und ihr Geschrei: „Freiheit! Freiheit! Es lebe Orsi!" füllte die Luft. Als das Volk hörte, was geschehen, stürzte es in wilder Freude über den Tod des Tyrannen von allen Seiten herbei.

Die männliche Dienerschaft hatte Caterina schnöde im Stich gelassen, sie war mit Mutter, Schwester, sechs Kindern und zwei Wärterinnen allein geblieben. Kühn trat sie dem Volk entgegen, die Menge wich zurück, nur ein Spitzbube packte Stella Riario am Kleid, um ihre Kostbarkeiten zu rauben, aber das Mädchen wusste sich seiner so geschickt zu erwehren und gab ihm eine so schallende Ohrfeige, dass er schnell im Dunkel verschwand, um dem Fluch der Lächerlichkeit zu entgehen. Orsi, von Bewaffneten umgeben, erwartete die Gräfin und liess sie mit den Kindern in sein Haus führen. Es war dunkel, Fackeln warfen ein schwaches Licht auf den traurigen Zug. Caterina hatte unmittelbar nachdem das Unglück geschehen, einen treuen Diener an ihren Kastellan Tommaso Feo geschickt, damit er ihre Bundesgenossen, den Grafen Ben-

tivoglio in Bologna und den Herzog von Mailand, ihren Bruder, von den Geschehnissen benachrichtige und um ihre Hilfe bitte, um sie wieder in ihre Rechte einzusetzen.

Das Volk plünderte im Schloss, selbst die Türen wurden aus den Angeln und die Scheiben aus den Fenstern gebrochen. Drei Soldaten, Girolamos Günstlinge, stürzten in den Saal, in dem der Mord geschehen war, und warfen den Körper zum Fenster hinaus, damit sich die Menge an diesem Anblick labe. Im Nu hatte man dem Grafen seine kostbaren Kleider vom Leibe gerissen, und der Mob hätte den Körper geschändet, wenn ihn die Mitglieder der Begräbnis-Brüderschaft Battutineri nicht in die Sakristei ihrer Kirche gerettet hätten.

Unterdessen wurde über den weitern Gang der Geschehnisse im Hause der Orsi beraten. Die Orsi hätten am liebsten der Witwe das gleiche Schicksal wie dem Grafen bereitet, aber die übrigen Bürger der Stadt, namentlich das Haupt des Magistrats, Niccolo Tornielli, warnten, hinter Caterina stünde ihr Bruder, der Herzog von Mailand, und ihre Schwester, die Kaiserin, die Ermordung der Gefangenen könne furchtbare Gefahren auf die Stadt heraufbeschwören. Man beschloss, die Stadt dem Papst, als der obersten Gewalt, zu übergeben und Monsignore Savelli, den Statthalter der römischen Kurie in Cesena zu bitten, Forli im Namen Innocenz VIII. zu übernehmen. Die Orsi verbreiteten die Nachricht, sie hätten Riario mit Wissen des Papstes ermordet „consciente pontifice", und erwarteten Hilfstruppen aus Rom, um Forli dem päpstlichen Stuhl zu unterstellen.

Savelli war ein würdiger Priester, von vornehmer Gesinnung. Er kam der Aufforderung nach, aber sein erster Besuch galt der gefangenen Gräfin, er drückte ihr seine Empörung über den verübten Mord aus, beklagte ihr Schicksal und sagte, menschlicher als die Orsi hätten die Türken eine Frau von ihren Verdiensten behandelt. Caterina dankte dem Priester für seine Teilnahme, sagte aber kaum ein Wort, da sie ihre Pläne nicht verraten wollte. Savelli liess sie aus Furcht vor der Grausamkeit ihrer Feinde mit den Kindern in das Schloss beim Tor S. Pietro überführen und stellte sie unter den Schutz der würdigsten Bürger der Stadt: Bartolommeo Capoferri, Bartolommeo Serughi und Francesco Denti, die zugleich ihre Anhänger waren. Sie sollte Gefangene des Papstes bleiben, bis Innocenz über ihr Schicksal entschieden hätte. Savelli befahl, sie mit der grösstmöglichen Rücksicht zu behandeln. Die Anordnungen des päpstlichen Legaten waren den Orsi sehr unerwünscht, sie

hatten gehofft, nach Riarios Sturz Herren der Stadt zu werden und fürchteten nun, Caterina würde mit Hilfe des Herzogs von Mailand sich wieder die Herrschaft aneignen. Um dies zu hindern, wollten sie sich der befestigten Schlösser Ravaldino und Schiavonia bemächtigen, die Caterina treu geblieben waren. Von der Notwendigkeit dieses Tuns überzeugten sie auch den päpstlichen Legaten, und im Einvernehmen mit ihm begannen sie mit den Burgvogten zu unterhandeln, um sie zur Übergabe der Festungen zu bewegen. Aber alles war vergebens. Die Kastellane erklärten, sie würden als ehrliche Soldaten ihnen nur auf Wunsch der Gräfin die Tore öffnen. Caterina fand unterdessen Mittel, um den Kastellan von Ravaldino zu benachrichtigen, sie wolle in seinem Schloss die Hilfstruppen aus Mailand abwarten. Ervolani, dem bewährten Vermittler der Gräfin, gelang es, Orsi und Savelli zu bestimmen, Caterina bis vor die Mauern von Ravaldino zu begleiten, wo der Kastellan durch ein Schiessschartenfenster laut in Gegenwart von Zeugen mit ihr über die Übergabe des Schlosses verhandeln würde. So geschah es. Orsi, von Bewaffneten umgeben, geleitete die Gräfin bis vor die Mauern der Festung; der Kastellan kam an eine der Schiessscharten, gab vor, in Gegenwart von Zeugen nicht mit seiner Herrin abrechnen zu können, da er verschiedenes von ihr zu fordern habe, die Orsi mögen ihr daher den Zugang ins Schloss gestatten, zu diesem Zweck würde er die Zugbrücke herunterlassen. Die Orsi ahnten Verrat und wollten nicht nachgeben, aber ihre Gefährten waren von Caterinens Rückkehr überzeugt, da ihre Kinder in Forli das beste Pfand seien. Dieser Ansicht war auch Monsignore Savelli und man gab dem Kastellan ein Zeichen, das Tor für Caterina zu öffnen. Ein Aufenthalt von drei Stunden wurde ihr zugestanden.

Die drei Stunden waren vorüber, aber die Gräfin erschien nicht; die Orsi wurden ungeduldig, begannen zu rufen und zu drohen. Nach einer allgemein verbreiteten Legende, die auch Machiavell in seinen „Discorsi“ wiederholt, soll sich Caterina an der Brüstung der Mauer gezeigt haben. Mit kühnen Worten forderte sie die Verräter heraus, die ihr den Gatten erschlagen hatten und prophezeite ihnen, der Tag ihrer Rache würde kommen. Da liessen die Orsi die Kinder der Gräfin herbeiholen, nahmen die Dolche aus der Scheide und drohten ihr, ihr nichtswürdiges Geschlecht auf der Stelle zu vertilgen, wenn sie nicht ihr Wort hielte und das Schloss verliesse. Als Antwort soll Caterina mit kühner Gebärde ihr Kleid geöffnet, ihren schönen Körper entblösst und gerufen haben: „Ihr Narren, glaubt ihr denn, ich könnte keine Kinder mehr gebären?“

Aber an der ganzen Legende ist kein wahres Wort, sie ist nur der Antike nacherfunden. Die Schriftsteller des XVI. Jahrhunderts waren von der Antike so erfüllt, dass sie es mit der Wahrheit nicht eben genau nahmen, wenn es galt, griechische oder römische Überlieferungen der zeitgenössischen Geschichte anzupassen. Warum sollten die Helden des XV. und XVI. Jahrhunderts weniger dramatisch sein als die der Antike? Weshalb sollte es Caterina Sforza nicht einer kühnen Spartanerin gleichtun?

Die ganze Schilderung zerfällt in nichts, seitdem Silvestro Calandras Brief an den Markgrafen von Mantua, von Professore Cian unter verstaubten Akten aufgefunden wurde. Calandra berichtet, die Gräfin sei im Schloss geblieben und habe den Orsi melden lassen, sie würde nicht herauskommen, mit ihren Kindern mögen sie nach Gutdünken verfahren, ihr genüge der Sohn, den sie in Mailand habe und jener, den sie in ihrem Schoss trage. Doch warne sie sie, falls sie ihren Kindern irgend etwas antäten, so würde sie mit ihren Geschützen Forli in einen Trümmerhaufen verwandeln und die Stadt dem Erdboden gleichmachen. Die Orsi zogen sich mit ihrem Gefolge zurück und Caterina, um ihnen zu beweisen, dass ihre Worte keine leere Drohung seien, liess gelegentlich die Stadt beschiessen, dabei litten einige Häuser Schaden. Man beschloss, in Forli so schnell als möglich Schanzen aufzuwerfen und Geschütze und Mörser aufzustellen, um die Attacken der Gräfin mit einem Sturm auf ihr Schloss zu beantworten. Savelli berief das päpstliche Heer aus Cesena nach Forli, und man begann zur Belagerung des gefährlichen Nestes zu rüsten. Aber es waren nicht genügend Söldner vorhanden, und die erwarteten päpstlichen Hilfstruppen blieben aus. Innocenz VIII., ein schwacher Charakter, handelte langsam, und seine Nepoten waren nicht von dem Schlage der eines Sixtus IV. oder der Söhne Alexanders VI. Den Mitgliedern der Familie Cybò war es nicht um politischen Einfluss oder Herrschaft und Macht zu tun, sie wollten so schnell als möglich reich werden. Sie hielten Bargeld für sicherer als irgendein kleines Fürstentum, das ihnen der nächste Papst wieder nehmen würde. Sie verschacherten ihren Einfluss auf die römische Kurie gegen Geld, verliehen gegen Wucherzinsen und liessen die politischen Verhältnisse ungenützt. Ehe man sich in Rom einig war, wie man sich gegenüber der Revolution in Forli zu verhalten habe, hatte Caterina die Herzöge von Mailand und Bologna veranlasst, zu ihren Gunsten zu vermitteln. Beide schickten ihre Gesandten nach Forli, um die Be-

völkerung zu zwingen, ihre rechtmässigen Herren, die Riario, denen Sixtus IV. die Herrschaft bis zum Erlöschen des Geschlechtes übertragen habe, wiedereinzusetzen. Die Orsi wollten die Gesandten gefangennehmen, sie verbreiteten in der Stadt, in drei Tagen würden das päpstliche Heer und die erforderlichen Summen eintreffen und liessen sogar ein gefälschtes päpstliches Breve verlesen, das zum Widerstand gegen Caterina aufmunterte. Aber die drei Tage vergingen, von römischen Hilfstruppen war nichts zu sehen, dagegen erschienen Sforzas und Bentivoglios Soldaten mit Galeazzo d'Aragona-Sanseverino an der Spitze. Die Fürsten von Mailand, Bologna, Neapel, Ferrara und Mantua, die Vergrösserung des Kirchenstaates fürchtend, forderten die Bevölkerung auf, Caterina, als dem Vormund der unmündigen Knaben, die Regierung zu übertragen.

Die Lage der Orsi war kritisch, sie zitterten vor Caterinens Rache und sahen keinen anderen Ausweg, als ihre Habseligkeiten zusammenzupacken und aus Forli zu flüchten. Aber sie wollten die Stadt nicht verlassen, ohne ihren letzten Trumpf auszuspielen, sie beschlossen, Caterinens sechs Kinder mitzunehmen und ihr im Besitze dieser Geiseln Gesetze zu diktieren oder zum mindesten Rache zu üben und das feindliche Geschlecht zu vertilgen. Ihr Vorhaben misslang, sie überfielen zwar Torre di S. Pietro mit zwölf Leuten, aber bis zu den Kindern kamen sie nicht, da Capoferri, Serughi und Denti, ihre Wächter, die Festung kühn verteidigten und sie nur durch Sturm zu nehmen war. Die Zeit drängte, die Orsi fürchteten, die Gräfin könne im nächsten Augenblick die Stadt einnehmen, sie flohen daher in grösster Eile und suchten Schutz auf venezianischem Gebiet.

Nach der Flucht der Orsi schloss kein Mensch in der Stadt nachts ein Auge, alles wurde in den Kellern vergraben, aus Furcht, das mailändische Heer würde plündernd in Forli einziehen. In den eroberten Städten zu plündern, gehörte gewissermassen zum Privileg der Söldnerheere, die nur die Hoffnung auf Gewinn zusammenhielt. Caterina, klug wie immer, hatte ihre Massnahmen so getroffen, dass die Bürger unter dem Wechsel der Regierung kaum zu leiden hatten. Am 30. April 1488 legte sie ihre Trauerkleider ab, zog in einem hellen Prachtgewand zu Pferde an der Spitze eines auserlesenen Heeres auf den Rathausplatz, dort erwarteten sie der Magistrat und ihr ältester Sohn Ottaviano, in dessen Namen sie die Regierung übernehmen sollte. Der Knabe brach nach allem was er erlitten beim Anblick der Mutter in Tränen aus, Caterina

drückte ihn an ihre Brust, ritt, von den Ältesten umgeben, einmal um den Marktplatz, zum Beweis, dass sie Forli wieder übernehme und begab sich dann in den Turm von San Pietro, um ihre Kinder wiederzusehen.

Unterdessen plünderte das Volk das Haus der Orsi, der Feinde der Riario; einige Weinfässer liess man aus besonderer Höflichkeit gegen die Gräfin unberührt, damit auch sie etwas von der Beute habe, um so mehr als die Orsi seinerzeit ihren Wein ausgetrunken hatten.

II.

Caterina nahm die Zügel der Regierung in straffe Hand, sie erliess einsichtige Gesetze, um die Ordnung in der Stadt wiederherzustellen und war darauf bedacht, den Mord des Gatten zu rächen. Da es in Forli keine geschickten Henker gab, liess sie einen besonderen „bargello“ aus Castel Bolognese kommen. Es war der berühmte Matteo, Babone genannt, ein Meister in seiner Art, von dem die Chronisten behaupten, er gliche weniger einem Christen, als einem wilden, blutgierigen Türken. Babone entdeckte, dass mehrere der Verschworenen fehlten, trotzdem das Schlossgefängnis überfüllt war; er machte sich sofort auf die Suche nach den Verdächtigen. Selbst den Vater der Orsi, einen alten Mann, der nichts verbrochen, seine Söhne sogar beschworen hatte, den Grafen am Leben zu lassen, und sich nur aus Furcht bei den Dominikanern verbarg, hatte der furchtbare Henker aufgestöbert, er liess ihn binden und ins Schloss schleppen. Der Greis weinte wie ein Kind; obgleich er seine Unschuld durch Zeugen erhärten wollte, schonte Babone seiner nicht. Die Todesurteile wurden im Schloss vollzogen, vor dem Fenster, aus dem die Verschworenen den ermordeten Grafen auf den Platz geworfen hatten. Die Vendetta verlangte, die Schuldigen ebenso zu quälen, wie sie ihr Opfer gemartert hatten. Babone führte drei Gefangene an das Fenster, legte ihnen den Strick um den Hals, erwürgte sie und warf die Körper so geschickt heraus, dass sie auf die gleiche Stelle fielen, auf der der ermordete Graf gelegen hatte. Die mailändischen Soldaten umstanden den Platz, beim Anblick der Leichen stürzten sie sich wie wilde Tiere darauf, rissen sie in Stücke, zerspalteten die Schädel, spiessten abgehauene Füsse und Hände im Triumph auf Schwerter und Lanzen — bald schwamm die ganze Strasse im Blut. Auch den alten Orsi führte Babone zu jenem Unglücksfenster; da er „gläubig“ war, befahl er ihm, nach alter Sitte das auf dem Platz versammelte Volk um ein „Vater-

unser" für seine Seele zu bitten. Dem Greis versagte die Stimme, an seiner Stelle sprach einer der Henker zum Volk. Babone liess Orsi eines anderen Todes wie die übrigen sterben, er band den Alten auf dem Marktplatz an ein Pferd und liess das erschrockene Tier so lange um den Platz jagen, bis der Delinquent tot war. Dann hackten die Söldner die Leichen in Stücke, und eins der mailändischen Ungeheuer riss dem Alten das blutige Herz aus der Brust, nahm es in den Mund und biss daran wie ein Hund. Tierische Grausamkeiten dieser Art mussten eine gleich schreckliche Rache erzeugen, Blut schrie nach Blut, ein Verbrechen jagte das andere.

Babone zerstörte etwa zwanzig Häuser in Forli, erhängte und erwürgte Unzählige, an jeder Schiessscharte hing die Leiche eines Menschen, der es gewagt hatte, sich gegen die Riario zu empören. Die Gräfin wollte nachdrücklich beweisen, dass sie das an ihrem Geschlecht begangene Verbrechen zu ahnden wisse. Die Haupturheber des Mordes waren entflohen; von acht Trommlern liess sie auf Plätzen und Strassen verkünden, jeder, der einen der fünf Mörder Checco und Lodovico Orsi, Giacomo Ronchi, Lodovico Pansechi und Matteo Galessi brächte, würde tausend Dukaten erhalten. In der Stadt befanden sich noch einige „Verdächtige", darunter waren Ser Niccolo Pansechi und Simone Fiorini; sie liess sie kommen und drohte ihnen, „sie würde sie für die Ermordung Riarios den Hunden zum Frasse vorwerfen". Beide knieten nieder und beteuerten ihre Unschuld, Caterina liess sie am Leben, verbannte sie aus der Stadt und konfiszierte ihre Häuser.

Als der Rache endlich Genüge geschehen war, gab die Gräfin ein Festessen für die Kapitäne der Hilfstruppen: Sanseverino, Giovanni di Bergamo, Rodolfo Gonzaga, Bentivoglio und die übrigen Ritter, die sie aus den Klauen der Orsi befreit hatten. Nach dem Bankett empfing sie die fünfundzwanzig Ältesten der Stadt, die ihrem Sohne Ottaviano und ihr als seinem Vormund Treue schworen. Stumm und unbeweglich sass Caterina hinter einem Tisch, auf dem ein grosses Buch lag, das Evangelium mit wunderbaren Initialen auf Pergament geschrieben. Der Notar verlas die Namen der Bürger, jeder trat, wenn die Reihe an ihn gekommen war, vor die Gräfin, legte die Hand auf den grossen gemalten Buchstaben, mit dem die heilige Schrift beginnt und leistete einen feierlichen Schwur. Die Zeugen des Aktes berichten, die Gräfin habe jeden scharf gemustert, um zu erkennen, ob er den Schwur halten würde oder nicht.

Die Tatsache, dass Caterina die Revolution unterdrückt, und Sforza

und Bentivoglio ihr geholfen hatten, machte in Rom einen solchen Eindruck, dass der Papst dem Drängen Giulianos della Rovere und anderer Caterina befreundeter Kardinäle nachgab und Ottaviano die Investitur von Forli und Imola bis zum Erlöschen der Linie übertrug; Caterina wurde als Vormund anerkannt. Die beglückte Gräfin liess aus Dankbarkeit eine Kirche in Piratello bei Imoli erbauen, der Platz war ein beliebter Wallfahrtsort, da sich dort vor sechs Jahren ein Wunder begeben haben soll.

Die Herrin zu Forli widmete sich nach vollbrachtem Rachewerk ganz dem Wohl ihres kleinen Staates; ihre zahlreichen Briefe sowie die Berichte der gleichzeitigen Chronisten beweisen, dass sie nicht nur eine ritterlich-heldische Natur war, sondern auch vorzüglich zu regieren verstand. Obgleich Forli und Imola zu Italiens kleinsten Staaten gehören, war die Gräfin überall gefürchtet, „denn sie war kühn genug, um jeden ihrer Feinde, von Mailand bis nach Rom, auf öffentlicher Strasse ermorden zu lassen", im Hause war sie gerecht, legte an Arme und Reiche den gleichen Massstab an und einer der Chronisten schreibt enthusiastisch, die Bewohner der Romagna sollten den Stein auf ihrem Grabe mit Küssen bedecken. Die italienischen Höfe haben ihr Tun und Lassen stets aufmerksam verfolgt und sie als einen wichtigen Faktor in den diplomatischen Verhältnissen der Halbinsel betrachtet. Venedig und Mailand hatten ihre Agenten in Forli, Florenz unterhielt dort sogar zwei Vertreter, um stets auf dem laufenden zu bleiben.

Der Gräfin war es sehr um eine glänzende Hofhaltung zu tun. Filippo Foresti da Bergamo, der das Leben berühmter Frauen beschrieben, mit der Eva im Paradies, Sara, Abrahams Gattin und Semiramis begonnen hat, um mit Caterina Sforza zu schliessen, betont, im Schlosse zu Forli habe kein geringerer Luxus als an den grössten italienischen Höfen geherrscht, und die Gräfin habe Geld mit offenen Händen ausgegeben. Grossmut hatte damals stets besondere politische Zwecke, sie galt als wichtige Waffe in der Hand der Tyrannen. Neben ihrem befestigten Schloss liess Caterina einen Palast errichten, der wegen seiner kostbaren Einrichtung das Paradies genannt wurde. An den Wänden hingen die Bilder berühmter Maler, an den geschmückten und vergoldeten Decken bewegten sich die Schlangen der Sforza unter den Rosen der Riario. Der bevorzugte Architekt der Gräfin war Giorgio Marchissi aus Settignano, er hat den in seinen Verhältnissen harmonischen Palazzo Riario-Sforza in Imola erbaut, der dem Palazzo Strozzi

in Florenz nachgebildet ist, sein Werk ist auch der Palazzo Sersanti mit seinen imponierenden Kolonnaden. Palmezzano hat im Auftrag der Gräfin nach Kartons von Melozzo da Forli die Fresken in der Kirche S. Girolamo in Forli ausgeführt. In einer Pilgerin mit Schleier auf dem Kopf wollte man unter den Stiftern Caterina erkennen, in den begleitenden Figuren Girolamo Riario und ihren Sohn Ottaviano.

Im Schloss herrschte strenge Zucht und Ordnung; die Gräfin hielt darauf, dass niemand ohne ihr Wissen das Schloss verlasse, selbst der Mönch Fra Archangelo Giorgi, der in ihren Diensten stand, durfte, wie aus einem Briefe ersichtlich, Zimmer und Bett nicht verändern, ohne sich vor seiner Herrin zu verantworten. Am Abend wurde das Hoftor geschlossen; als einer der Hausbewohner erst um Mitternacht heimkam, war die Herrin sehr ungnädig. Sie traf selbst die kleinsten Anordnungen persönlich. Nach Mantua, das für seine Gänsezucht bekannt war, schickte sie einen jüdischen Händler, damit er dort Federn für fünfundzwanzig grosse Kissen kaufe. Den damaligen Höflichkeitsgesetzen gemäss bat sie den Markgrafen schriftlich um Erlaubnis, die kostbaren Daunen aus dem Lande auszuführen. Wie die meisten damaligen Frauen konnte sie nähen und sticken, einem der Riario schickte sie nach Blois sieben vermutlich selbstgenähte Hemden.

Sie war eine grosse Tierfreundin und verstand sich auf Pferde, Hunde und Falken. Maultiere bezog sie wie die meisten italienischen Fürsten aus Spanien, mit Rassepferden versah sie sich aus dem bekannten Stall des Markgrafen von Mantua und interessierte sich sogar für das Beschlagen der Tiere. Auch das Geflügel kam nicht zu kurz; wir wissen, dass sie sich lange um einen guten Gänserich und Enterich bemüht hat, ohne ihrer habhaft werden zu können.

In Kriegszeiten trug Caterina einen Panzer unter ihrem Kleide und lebte im Lager, aber im Frieden war sie um ihre Schönheit und ihre Toilette viel mehr bedacht als man ihr zutrauen würde. Eigenhändig von ihr abgeschriebene Schönheitsrezepte sind in grosser Zahl auf uns gekommen. Die meisten beziehen sich auf Körperpflege, viele tragen den Titel „A far Bella“, sie lehren, was man tun soll, damit das Gesicht seine rote Farbe verliere und Sommersprossen verschwinden, wie Augen ihren Glanz behalten und Zähne und Hände weiss bleiben. Für beinahe jeden Teil des Körpers gibt es besondere Geheimmittel, und es wimmelt von Rezepten für die verschiedenen hellen und dunkeln Haarfarben. In Krankheitsfällen pflegte die Gräfin die Hausgenossen, ihre

Sammlung enthält daher sehr viele Rezepte, und sie hatte vernünftige Anschauungen über Hygiene. 1497, während einer pestartigen Seuche, liess sie die Kranken isolieren, und ihre Betten und Kleider verbrennen, sie verbot, damit Handel zu treiben und traf verständige Anordnungen. Einige Arzeneien bereitete sie selbst, und hat die Rezepte dafür sorglich aufgezeichnet. Wie ihre Zeitgenossen glaubte sie an die geheimen Eigenschaften gewisser Steine und Arzeneien: der Magnet schlichte Streitigkeiten zwischen Mann und Frau und übe auf beide Anziehungskraft aus. In sämtlichen Städten Italiens, namentlich in Rom, galten die Jüdinnen als besonders erfahren in Toiletten- und anderen Hausgeheimnissen, sie besassen die „sichersten" Rezepte, um seine Schönheit zu konservieren und hatten unfehlbare Mittel gegen Krankheiten aller Art. Die Freundin der Gräfin, die Jüdin Anna Hebrea in Rom, hat ihr so manches Arkanum empfohlen, auch ein Brief dieser Anna, der einer Sendung schwarzer Salbe gegen Runzeln beilag, ist auf uns gekommen. Sie schreibt, wie man die Salbe benützen müsse, und fügt hinzu, sie schmecke bitter, da sie Aloë enthalte. Falls man etwas davon in den Mund bekomme, so mache es nichts, da es ein unschuldiges Mittel sei. Anna versäumt nicht, weitere Schönheitsmittel zu empfehlen, die sie verschaffen kann und erwähnt ihre Preise. Es sind wahre „Liebhaberpreise", denn eine Unze der „weissen Salbe" oder des „süssen Wassers" kostet einen Dukaten. Der Verkauf scheint also ganz einträglich gewesen zu sein.

Am Ende des originellen Buches der Gräfin stehen zwei Eintragungen. Die eine ist ein lateinisches Gebet mit eingeflochtenen hebräischen Worten, um seine Wirksamkeit zu steigern, unmittelbar darauf folgt in geheimer Chiffreschrift ein Rezept für Gift, das das Opfer im Laufe eines Monats tötet, bei grösseren Quantitäten sogar schon innerhalb zweier Wochen. Nichts charakterisiert die Anschauung jener Zeit so deutlich wie diese naive Verquickung eines Gebets mit Giftmitteln, um seine Feinde aus dem Wege zu räumen.

III.

Caterina war ein schönes junges Weib, die traurigen Vorgänge bei und nach dem Tode ihres Gatten haben ihre vulkanischen Leidenschaften durchaus nicht gestillt. Kaum gab es Frieden in Forli und schon war ganz Italien voll von ihren Liebesgeschichten. Am meisten

wurde Antonio degli Ordelaffi genannt, es war ihr Nachbar, ein schöner Mann aus dem Geschlecht der Tyrannen, die bis vor kurzem in Imola geherrscht hatten. Antonio hatte die Gräfin gesehen, in Liebe entbrannt schrieb er ihr glühende Briefe, die er nach damaliger Sitte an Pfeile befestigte und abschoss. Briefe und Pfeile erreichten ihr Ziel und scheinen der Anfang eines Liebesverhältnisses zwischen Antonio und der jungen Witwe gewesen zu sein. Es erregte allgemeines Aufsehen, dass Ordelaffi, trotzdem er der Verschwörung gegen die Riario nicht fern stand, bei der Sforza gern gesehen und sogar ihr Gast in Forli gewesen war. Es hiess, er habe längere Zeit mit ihr die „Gartenvilla" bewohnt, die sie in der Nähe Imolas besass. Man begann zu munkeln, die Schlossherrin würde Antonio heiraten, und die Ordelaffi würden wieder Herren von Forli und Imola werden. Mehrere Familien, die Beziehungen zum Hofe hatten, bestellten ihren Dienern für die bevorstehende Hochzeit schon Livreen mit den Wappen der Riario und Ordelaffi, und Antonios Freunde kamen aus Ravenna, um ihm zu gratulieren. Stolz nahm er diese Glückwünsche entgegen. Aber Caterina wollte nichts von einer Heirat hören, die Verbindung mit den Ordelaffi, die Ansprüche auf Forli machten, hätte ihre Kinder geschädigt und eine ganze Reihe von Verwicklungen und Schwierigkeiten im Gefolge gehabt. Die Gräfin trat diesem Gerücht sehr energisch entgegen und bestrafte alle, die es verbreiteten. Ihr Zorn traf namentlich den Chronisten Cobelli, einen vielseitigen Mann, der Maler, Tanzmeister und Musiklehrer zugleich war. Er war bei der Gräfin gut angeschrieben, in alle Hofintrigen eingeweiht und scheint interessante Aufzeichnungen, in denen Caterina aufs äusserste gehuldigt wurde, gemacht zu haben. Das Gerücht der geplanten ehelichen Verbindung suchte er auf seine Weise zu nützen und brachte die vereinigten Wappen der Riario und Ordelaffi auf Schilden und Zieraten an. Als die Gräfin dies erfuhr, liess sie ihn ins Gefängnis werfen, Cobelli war so empört, dass er nach seiner Befreiung seine Chronik verbrannt hat und eine neue zu schreiben begann, bei der Caterina, seine einstige Heldin, sehr ungünstig fortkam.

Der Zorn der Gräfin über das Gerede ihrer Verbindung mit Ordelaffi hatte wohl auch einen andern Grund. Seit einiger Zeit hatte sie ihre Gunst einem zwanzigjährigen schönen Jüngling aus armer Familie zugewandt, Giacomo Feo, dem Bruder des Kastellans Tommaso, vom Schlosse Ravaldino. Caterina wollte ihren neuen Günstling auszeichnen, ihn an Tommasos Stelle zum Kastellan ernennen und gleichzeitig die

Gelegenheit benützen, um ihn in einem einsamen Schloss zu sehen. Die einzige Schwierigkeit bildete Tommaso, er hatte nichts begangen und war den Riario so ergeben, dass er, als das Gerücht der Vermählung der Gräfin mit Ordelaffi zu ihm gedrungen war, den Entschluss gefasst hatte, das Schloss keinem andern als seinem Herrn, Ottaviano Riario, bei seiner Volljährigkeit zu übergeben. Der Kastellan war in seiner soldatischen Schlichtheit den Listen der „Tigerin", die ihre Krallen bereit hielt, nicht gewachsen. Eines Tages kam die Gräfin nach Ravaldino, begrüsste Tommaso herzlich und lud ihn ein, mit ihr den Garten zu besichtigen, den sie in der Gegend von Butinoro hatte anlegen lassen. Nichts Böses ahnend folgte ihr der Kastellan, im Garten warf ihm die Gräfin verliebte Blicke zu, lud ihn ein, sich neben sie unter einen Feigenbaum zu setzen und bot ihm süsse Früchte an. Tommaso konnte das Liebeswerben der Gräfin nicht entgehen, er fing Feuer und schloss sie unter dem Einfluss ihrer brennenden Augen und der Augusthitze in seine Arme. Darauf allein hatte sie gewartet, sie erklärte sich besiegt und führte ihn durch den Garten zur Treppe, die in ihr Schlafgemach führte. Die Treppe war eng und gewunden, sie schritt schnell voran, wie von Leidenschaft getrieben. Als der Kastellan ihr folgte, fühlte er sich von hinten mit eisernen Klammern ergriffen. Er drehte sich um und fand sich nicht in den Armen der Gräfin, sondern in jenen des Kapitäns Giovanni Ghetti, eines Mannes von herkulischer Stärke. „Fürchtet Euch nicht," sagte Ghetti, „Ihr seid der Gefangene der Gräfin." Der Kastellan schrie um Hilfe, aber im Handumdrehen hatte ihn Ghetti in eine Kammer gedrängt und die Tür hinter ihm verriegelt. In der Annahme, die Gräfin wolle den Kastellan töten, richtete die Besatzung der Festung ihre Geschütze gegen Caterinens Zimmer, eine Kugel flog dicht an ihr vorbei. Aber die kluge Frau verstand ihren Plan durchzuführen, sie liess der Mannschaft melden, Tommaso würde kein Haar gekrümmt werden, an seine Stelle habe sie Giacomo, seinen Bruder, ernannt. Die Soldaten beruhigten sich, Giacomo übernahm das Regiment und Tommaso wurde mit den ihm gebührenden Ehren nach Bologna geschickt. Giacomo wurde der bevorzugte Geliebte der Gräfin. Der Herzog von Mailand verlieh ihm auf ihren Wunsch ritterlichen Rang, sie ernannte ihn zum Statthalter von Forli und Imola, umgab ihn mit einem glänzenden Gefolge und stand gänzlich unter seinem Einfluss. Nach einiger Zeit hiess es, die Gräfin habe Giacomo einen Sohn geboren, der Bernardino hiess; als dies Gerücht zu ihr drang, liess sie

„zur Warnung" den ersten besten armen Teufel, einen Maestro Santo di Sole aufgreifen und ihn als Strafe für die wissentlich verbreitete Lüge so züchtigen, dass er bald daraufstarb. Da das Gerücht über ihrenjüngsten Sohn in der Stadt nicht verstummen wollte, liess sie einige Menschen als Ehrabschneider erhängen. Man hütete sich daher, von Bernardino zu sprechen und begegnet seinem Namen erst später. Giacomo Feos Einfluss wuchs, selbst Kaiser und Könige begannen mit ihm zu rechnen, und als Karl VIII. nach Italien kam, ernannte er ihn zum Baron von Frankreich, Caterina erhob ihn zum Generalgouverneur und Vizeregenten ihres Staates. Es hiess allgemein, die Gräfin habe sich heimlich mit ihm trauen lassen; sein Benehmen war dazu angetan, dies Gerücht zu verstärken, er wurde immer hochmütiger und missbrauchte seinen Einfluss täglich mehr. Bello da Castracaro, der florentinische Gesandte, schildert in einem Briefe seinen Empfang bei der Gräfin. Caterina sass in einem Lehnstuhl, neben ihr, bequem in der Fensternische lehnend, stand Giacomo. Er trug einen Rock aus karmoisinfarbnem Atlas und ein Mäntelchen aus goldgewebtem Brokat. Dem Gesandten erschien das Paar wie „zwei Schönheitssonnen", sie stimmten so überein, dass der eine die Worte des andern stets zu bekräftigen suchte. Dabei hatte Feo die Gewalt ganz und gar in Händen; er verfügte über die Einkünfte des Staates, zahlte den Truppen den Sold aus, und die ganze Stadt zitterte vor ihm. In Rom und Florenz verargte man es der Gräfin sehr, sich von solch einem Milchbart beherrschen zu lassen, und Puccio Pucci, der florentinische Kommissär in Faenza, sah voraus, dass dies Verhältnis tragisch enden müsse. Entweder würde die Gräfin ihren Geliebten heimlich aus dem Wege räumen, oder er sie und ihre Kinder töten, oder Ottaviano Riario würde, wenn er älter geworden, die Mutter und Giacomo ermorden lassen. Pucci hatte die Verhältnisse richtig beurteilt, seine Prophezeiungen sollten sich zwei Jahre später erfüllen. Caterina geriet immer mehr unter Giacomos Einfluss, die einst stolze, ja grausame Frau ward fast zur Sklavin ihres Geliebten, ihre Kinder hassten den Eindringling, der sie fast jeden Tag aufs empfindlichste kränkte. Ottaviano, der Sechzehnjährige, empfand das ihnen zugefügte Unrecht aufs bitterste, heimlich verband er sich mit zwei Patrizierfamilien, den Marcobelli und Orcioli, um den allmächtigen Geliebten seiner Mutter aus dem Wege zu räumen. Plötzlich brach der aufgespeicherte Hass wild durch. Eines Tages hatte Feo Ottaviano durch seine Roheit so gereizt, dass er ihm eine kühne und beleidigende Ant-

wort gab. Feo, vor Zorn ausser sich, schlug den Jüngling ins Gesicht, die bei dieser Szene anwesende Gräfin brach in Tränen aus, da sie nicht stark genug war, um gegen den Geliebten vorzugehen. Ottaviano beschloss, sich zu rächen; insgeheim schickte er seinen treuen Schützen, Gian Antonio Ghetti, zu Marcobelli und Orcioli, um mit ihnen einen Mordanschlag gegen Feo auszuhecken. Alles wurde verabredet, und Ghetti lauerte nur auf eine günstige Gelegenheit, um den Plan auszuführen.

Am 27. August 1495 kam der Mord zur Ausführung. Die Gräfin, ihre Tochter Bianca, Ottaviano, Cesare Riario, Giacomo Feo und einige Damen und Herren vom Hofe machten sich zur Jagd auf Sumpfvögel auf. Alles verlief nach Wunsch; in guter Laune wurde der Heimweg angetreten, die Frauen fuhren, die Männer folgten singend in einiger Entfernung zu Pferde. Der Weg führte über die Brücke de' Bogheri bei S. Bernardo. Dort hatten sich Gian Antonio Ghetti und sein Vetter Domenico mit einem treuen Diener versteckt, sie lauerten auf Feo, der als letzter folgte. Die Verschworenen kamen ihm entgegen, begrüssten ihn höflich, so dass er sein Pferd anhielt und fragte, wohin sie wollten, da stiess ihm Domenicos Diener den Dolch fast bis ans Heft in die Seite. Feo schwankte, röchelte „Herr Jesus, ich sterbe", dann rissen ihn die Verschworenen vom Pferd, hieben blind mit ihren Dolchen auf ihn ein und verunstalteten sein Gesicht in furchtbarster Weise. Feo gab den Geist auf, und die Mörder warfen ihn in den Strassengraben. Als die Gräfin sah, was geschehen, glaubte sie, auch ihr Leben sei in Gefahr. Sie warf sich auf ein Pferd, das ein Soldat ihr abtrat und floh ins Schloss, indem sie ihren Söhnen zurief, ihr zu folgen. Aber die Söhne, die sich schuldig fühlten, hielten es für ratsam, in das Haus eines Freundes, Paolo Denti, zu flüchten, wo sie sich vor der Mutter verbargen. Die Mörder, die wussten, wie verhasst Feo war, sprengten in die Stadt und durchzogen die Strassen mit dem Ruf: „Freuet euch, wir haben Feo auf Caterinens und Ottavianos Wunsch erschlagen." Als die Gräfin davon hörte, widersprach sie dem Gerücht, Schuld an Feos Tod zu tragen, sofort, und versprach gleichzeitig hundert Dukaten, wenn man ihr den Mörder lebendig stellen würde. Alle Glocken läuteten, die Verfolgung der Schuldigen begann, und die Tore der Stadt wurden verschlossen, damit niemand entfliehen könne. Drei Mitgliedern der Familie Ghetti gelang es, von der Stadtmauer herunterzuspringen und sich zu verbergen, Antonio Ghetti jedoch wurde ergriffen und auf der Strasse ermordet. Sein Tod genügte Caterina nicht, sie befahl, die Leiche an einem Haken vor dem

Schlosstor aufzuhängen. Domenico Ghetti, den Geistlichen, fand man in einem Koffer versteckt, er wurde gefoltert, an einen Pferdeschweif gebunden und über den Marktplatz geschleift, dann gaben ihm die entmenschten Söldner den Rest und hingen ihn neben Antonio auf. Die Gräfin raste im Zorn, sie liess Antonios Gattin, die ein Kind erwartete, ihren fünfjährigen Knaben, selbst die Wärterin, die ihn versteckt hatte, ermorden. Noch waren nicht Opfer genug gefallen, Trommler durchzogen im Auftrag der Gräfin die Stadt und versprachen jedem, der ihr einen der Verschworenen stellen würde, eine Belohnung von tausend Dukaten. Das empörte Volk fürchtete, die Gräfin könne auch an ihren Söhnen Ottaviano und Cesare Rache üben, es geleitete sie aus ihrem Versteck vor das Schloss und gab zu verstehen, die ganze Stadt stünde hinter den Riario und würde sie verteidigen. Als die Menge vor dem Schlosstore haltmachte, rissen Caterinens Soldaten die Jünglinge fort und führten sie ins Schloss. Die List gelang, das Volk drohte und fluchte, aber vier Schüsse genügten, um Ottavianos Anhänger in die Flucht zu jagen. In der Romagna erweckten die Grausamkeiten der Gräfin Furcht und Empörung. Der Gesandte des Herzogs von Mailand berichtet nach Bologna, das ganze Land schreie zum Himmel um Rache, weil die Mutter Ottaviano in den Turm gesperrt und niemand zu ihm Zutritt habe. Nach einigen Wochen legte sich die Wut der Tigerin; sie setzte ihre Söhne wieder in Freiheit, aber die furchtbaren Ereignisse, durch die sie gegangen, liessen unvertilgbare Spuren in ihrem Gemüt zurück. Sie war hart, finster und grausam geworden, und hatte nichts mehr von jenem heiteren Mädchen, das vor Jahren nach Rom gekommen war.

IV.

Noch zu Girolamos Lebzeiten versuchte Caterina sich den Mediceern zu nähern, und nach Lorenzo il Magnificos Tode bekundete sie in Briefen und Gesprächen lebhafte Trauer um jenen grossen Politiker. Auch Piero de' Medici suchte sie bei jeder Gelegenheit auszuzeichnen und empfand aufrichtige Sehnsucht nach Florenz; Jugenderinnerungen knüpften sie an diese Stadt, als zehnjähriges Kind war sie mit ihrem Vater Gast der Medici gewesen. Ein Mitglied dieser Familie brachte sie jetzt Florenz näher. Bald nach Feos Tode finden wir auf dem Schlosse zu Forli einen neuen Geliebten der Gräfin, der seinem Vorgänger jedenfalls überlegen war. Es ist der dreissigjährige Mediceer, Giovanni, Po-

polano benannt, der als der schönste Mann von Florenz galt. Giovanni hatte vor einigen Jahren eine Frau geliebt, um deren Gunst sich auch der eifersüchtige Piero de' Medici bemühte. Als Piero auf einem Maskenball bemerkte, dass Giovanni sich zu angelegentlich mit der von ihm verehrten Frau unterhielt, hatte er die Gemeinheit, das schöne silberne Kleid seines Nebenbuhlers mit Tinte zu begiessen. Giovanni riss dem Übeltäter die Maske ab und stiess mit dem Dolch nach ihm, aber da Piero einen Panzer unter seinem Mantel trug, glitt die Waffe ab, ohne ihn zu verletzen. Nicht Eifersucht allein hatte zu diesem Überfall geführt, Piero und Giovanni waren auch politische Gegner. Das Geschlecht der Medici bestand aus zwei Linien. Der ersten hatten Lorenzo il Magnifico und sein Sohn Piero angehört, sie gebärdeten sich fast wie die Tyrannen von Florenz; zur zweiten gehörten Giovanni de' Medici und sein Bruder Lorenzo, die von allen öffentlichen Ämtern ferngehalten wurden. Diese beiden Brüder, namentlich Giovanni, glaubten mit mehr Recht als der hässliche, listige und ausschweifende Piero eine Rolle in Florenz spielen zu können. Sie versuchten durch Popularität und durch eine Verbindung mit Frankreich die ihnen zukommende Stelle zu erobern. Die Episode auf dem Maskenball hatte zur Folge, dass La Pratica, welcher die oberste Gewalt in Florenz repräsentierte und unter Pieros politischem Einfluss stand, Giovanni und Lorenzo des Einverständnisses mit dem Feinde der Republik, dem König von Frankreich bezichtigte und beide zu einer Gefängnisstrafe verurteilte. Als die republikanische Partei an die Spitze der Regierung trat, verjagte sie den verhassten Piero, und Giovanni konnte eine dominierende Stelle in der revolutionären Bewegung einnehmen. Um dem Volk zu schmeicheln, verleugnete er seine Zugehörigkeit zu den Medici und nahm den Namen Popolano an, 1496 ernannte ihn die Republik zu ihrem Gesandten bei Caterina Sforza-Riario. Der Gesandte verstand seine Stellung zu nützen, er verliebte sich in die Gräfin und gewann ihre Gegenliebe. Caterina liess seine Zimmer im Schlosse zu Forli, die an ihr Schlafgemach stiessen, glänzend einrichten, gestattete ihm 16 Diener und 25 Pferde zu halten und suchte ihm jeden Wunsch an den Augen abzulesen. Es kam so weit, dass Popolano anfing, offen Anteil an der Regierung der Gräfin zu nehmen, wer eine Gnade erbitten wollte, musste sich an ihn wenden. Bald verbreitete sich das Gerücht, Caterina habe Popolano heimlich geheiratet und ihm einen Sohn geboren. Dieses Gerücht hat die Bentivoglio in Bologna, Lodovico Moro in Mailand und die venezianische Signoria sehr beun-

ruhigt, da dieses neue Verhältnis der Gräfin eine Annäherung an Florenz bedeutete; es war ihnen sehr darum zu tun, durch ihre Gesandten zu erfahren, wieviel daran wahr sei. Caterina bestritt beharrlich, sich mit Popolano vermählt zu haben und erklärte dem Gesandten der Bentivoglio, „sie sei nicht mehr in dem Alter, in dem man eine Frau jugendlicher Liebeleien verdächtigen könne, seit dem Tode des Grafen Riario habe ihr der Gedanke an eine zweite Ehe ferngelegen, mit Giovanni Popolano verbinde sie nur Freundschaft, da er ihr in öffentlichen Angelegenheiten sehr nützlich sei, ausserdem habe er ihr 10000 Dukaten geborgt, um Silber und Kleinodien auszulösen, die sie noch zu Lebzeiten des Grafen Girolamo versetzt hatte". Aber Caterinens Versicherungen waren unwahr, einer der Gesandten schrieb mit Recht, „den Frauen und den Geistlichen dürfe man nicht trauen" und fügte hinzu „maledictus homo, qui confidit in homine et maxime in muliere". Die Gräfin wollte sich nicht zu ihrer Ehe bekennen, aus Furcht, man könne ihr in Rom die Vormundschaft über ihre Kinder und die Verfügung über ihr Vermögen nehmen.

Die florentinische Signoria war über alles genau unterrichtet, sie erteilte der Gräfin und ihren Kindern sogar das Bürgerrecht in Florenz, erwähnte jedoch in diesem Akt aus Vorsicht Popolanos Namen nicht. Diese Annäherung an Florenz benützte Caterina, um Ottaviano in das Kriegshandwerk einzuweihen. Da die Republik damals Krieg mit Pisa führte, schickte ihn die Gräfin an der Spitze eines nicht allzu kleinen, gut ausgerüsteten Soldatentrupps den Florentinern zu Hilfe. Popolano brach zusammen mit ihm auf, um ihn mit seinem Rat zu unterstützen, er erkrankte bald darauf und die florentinischen Ärzte schickten ihn zur Kur nach San Piero in Bagni. Von dort aus schrieb er einigemal an die Gräfin, er bittet, sie möge ihm zwei schwarze Mützen zum Wechseln schicken, da er fortwährend transpiriere, ferner zwei rosa Mützen zum Baden, und lucchesisches Tuch für zwei Mützen mit Quasten, wie er sie in Forli getragen habe. Die Sorge um seine Gesundheit sollte Popolano wenig nützen, er erkrankte bald darauf sehr schwer. Caterina wurde durch einen Eilboten berufen, sie kam sofort, fand ihn aber schon in den letzten Zügen. Popolano starb in der Nacht vom 14. auf den 15. September 1498.

Die Mediceer empfanden die Pflicht, sich um Giovanni, Popolanos kleinen Sohn, zu kümmern; als der Gräfin im Jahre darauf ein Überfall der Borgia drohte, forderten die Medici sie auf, das Kind der Sicher-

heit halber nach Florenz zu schicken. Aber Caterina hing an ihrem jüngsten Sohne so sehr, dass sie sich nicht von ihm trennen wollte. Die Medici schienen nicht recht an die Dauer dieser mütterlichen Gefühle zu glauben, sie liessen ihr zwar das Kind, doch musste sie eine Kaution von 25000 Dukaten als Sicherheit erlegen, dass Giovanni auch in Zukunft nichts geschehen und sie das Vermögen, das er von seinem Vater geerbt hatte, nicht anrühren würde. Für die Kaution verbürgte sich Ottaviano mit seinem Vermögen, und da das den Medici nicht genügte, war noch ein Freund der Riario, Luffa Numai, Bürge. Ferner verlangten die Medici von Caterina, um der Ehre ihres Hauses und des Kindes willen, ihre Ehe mit Popolano als vollgültig zu erklären und sich als seine Witwe zu benehmen. Caterina erfüllte die berechtigten Wünsche der einflussreichen Familie und liess sogar bei dieser Gelegenheit eine Medaille mit ihrem Bildnis schlagen und der Inschrift: Catharina Sfortia Medices.

V.

Während Giovanni Popolano im Schloss zu Forli weilte, waren wichtige Änderungen in Rom vorgegangen. Innocenz VIII., auf den der Kardinal Giuliano della Rovere viel Einfluss hatte, hatte Caterina in Frieden gelassen, sie konnte sich während der Herrschaft dieses Papstes in ihrem Reiche sicher fühlen. Aber der alte kranke Mann starb 1492 nach langem Todeskampf. Sein Arzt, ein Jude aus dem Ghetto, versuchte sein Leben auf jede Weise zu verlängern, er liess selbst das Blut dreier junger Leute in die Adern des sterbenden Papstes einströmen. Es half alles nichts, Innocenz wurde nicht gesund, die Knaben starben und der verbrecherische Arzt entfloh, da er die Verantwortung den Kardinälen gegenüber fürchtete, denen der Tod des Papstes erwünscht war.

Am 6. August 1492 begann das Konklave in der Sixtinischen Kapelle, es gab viel Bewerber um den päpstlichen Stuhl. An erster Stelle den von Frankreich unterstützten Giuliano della Rovere, ferner Rodrigo Borgia, hinter dem Spanien stand, das kürzlich die Mauren vernichtet und sich Neapels bemächtigt hatte, der dritte Bewerber war Ascanio Sforza, der Bruder des Herzogs von Mailand. Drei Tage glich das Konklave einer Börse, der einflussreichste Bankier war Rodrigo Borgia. Er suchte sich Sforzas zu entledigen, für den Verzicht auf die Kandidatur und die Unterstützung seiner eigenen Wahl schenkte er ihm einen voll-

ständig eingerichteten Palast in Rom und soviel Gold, als einige Maultiere tragen konnten, ausserdem versprach er ihm das Vizekanzlertum der Kurie. Da es nicht gleichgültig war, ob man die Colonna, Orsini und Savelli hinter sich hatte oder nicht, versprach der geschickte Spanier den Orsini ansehnliche Lehen, den Colonna das Bistum Subiaco und einige Schlösser auf römischem Boden und den Savelli Civita-Castellana. Am wenigsten erhielt Gherardi, der venezianische Patriarch von Borgia, da der ehrliche Alte, nach dem Chronisten Infessura, gewohnt war, allem durch eine Kopfbewegung beizupflichten. So grosse Versprechungen wie der Kardinal Borgia konnten weder Rovere noch Ascanio Sforza machen; daher ging auch in der Nacht vom 10. auf den 11. August Borgia als Papst Alexander VI. aus der Wahlurne hervor.

Rodrigo verstand es, durch Klugheit, Beredsamkeit und liebenswürdige Manieren seine Umgebung zu gewinnen. Gross von Gestalt, mit schwarzen sinnlichen Augen, vollen Lippen, stark, gesund, unermüdlich, stets liebenswürdig und lächelnd zog er durch seinen magnetischen Blick an. Da er gewaltsam und ungestüm war, vermochte er sich nur schlecht zu beherrschen, und Giustiniani, der venezianische Gesandte, beurteilt ihn richtig, wenn er der Signoria schreibt, er verrate seine Empfindungen immer auf die eine oder andere Weise, wenn er seine Gedanken verbergen wolle, täte er es so ungeschickt, dass man ihm die Lüge von den Lippen ablesen könne. Der sehr begabte Rodrigo war während seiner Kardinalszeit eine der Stützen des heiligen Kollegiums, namentlich verstand er es, verwickelte politische Angelegenheiten geschickt zu behandeln. Ausserdem war er rastlos tätig, während siebenunddreissig Jahren hat er kaum eine Konsistoriumssitzung versäumt. Über seine Wahl herrschte allgemeine Freude, man glaubte, er würde mit seiner Energie und Erfahrung in Rom Ordnung schaffen. Das Volk verlangte nach Sicherheit, in der kurzen Zeit, die zwischen Innocenz' Krankheit und Alexanders Krönung verstrichen war, hatte man in Rom zweihundertundzwanzig Morde begangen.

Zu den Vorzügen des Papstes gehörte sein persönlicher Mut, den seine Umgebung häufig bewundert hat. Als er auf einer Galeere nach Porto Ercole ging und ein furchtbarer Seesturm entstand, war er der einzige unter der Besatzung, der den Kopf nicht verlor. Während die Kardinäle aus Furcht stöhnten, sass der Papst ruhig am Steuer, bekreuzte sich von Zeit zu Zeit und liess sich schliesslich von den Matrosen das Mittagessen aus der Küche holen, da er hungrig sei. Er verstand es

vorzüglich, sein Vermögen zu verwalten und hat seinen Hof sparsam geführt, sein Tisch war so bescheiden bestellt, dass die Kardinäle Ascanio Sforza, Juan Borgia und Cesare, die eine grossartige Tafel gewöhnt waren, auf alle Weise versuchten, sich von den päpstlichen Einladungen freizumachen. Der Unterhalt des gesamten päpstlichen Hofstaates kostete monatlich nur hundert Dukaten.

Für einen weltlichen Herrscher hatte Borgia Vorzüge genug, zum Papst war er nicht geschaffen, kirchlichen Fragen konnte er wenig Interesse abgewinnen, gelegentlich langweilten sie ihn gründlich, die liturgischen Zeremonien vergass er immer wieder und beging stets irgend etwas Unziemendes. Als er einst in der Peterskirche im Beisein Karls VIII. die Messe zelebrierte, beging er soviel Fehler, dass die assistierenden Geistlichen in der grössten Verlegenheit waren, wie sie alles bemänteln könnten, ohne dass das Publikum es merke. Einmal, im Sommer 1497, hat er die ehrliche Absicht und den Ehrgeiz gehabt, ein musterhafter Papst zu werden und die Kirche zu reformieren. Die Ermordung seines ältesten geliebten Sohnes, des Herzogs Gandia, war der Anlass zu dieser Einkehr. Der Papst weinte in den ersten Tagen, nachdem das Unglück geschehen war, unaufhörlich, verweigerte Speise und Trank, schlief nachts nicht und erklärte auf dem Konsistorium vom 19. Juni, ein härterer Schlag habe ihn nicht treffen können, sieben päpstliche Tiaren würde er opfern, könnte er damit den Herzog Gandia lebendig machen. Er versprach den Kardinälen, dem Nepotismus ein Ende zu machen, bei sich selbst mit der Reform der Kirche zu beginnen, seine Kinder und Nepoten aus Rom zu entfernen, selbst seine geliebte Tochter Lucrezia nach Valenzia zu schicken. Aber Pläne dieser Art waren nicht nach Cesares Sinn; er war viel zu ehrgeizig, um sich ohne weiteres aus Rom entfernen zu lassen und sich der Vorteile zu begeben, die ihm die Nähe des Papstes brachte. Burchard notiert in seinem Tagebuch, dem Papst hätten grosse Gefahren gedroht, wenn er sich seiner Verzweiflung hingegeben hätte, jedenfalls von Cesare aus. Alexander musste schweigen, aus Furcht vor seinem Sohn. Er beherrschte seinen Schmerz, liess häufig nachts die Pferde anspannen und raste durch die Campagna oder ging mit dem Spiess auf die Wildschweinjagd. Von jetzt ab wurde er Cesares Werkzeug, der ihn zum Mitschuldigen seiner Verbrechen machte und seine Seele festhielt. Seiner schrankenlosen Liebe zu seinen Kindern hat Alexander alles geopfert, er vergass seine Versprechungen, die Nepoten nicht mehr zu unterstützen, vergass die geplante Reform der

Kirche, stand ganz unter dem Einfluss seines Sohnes, wurde schlimmer, als er vor der Ermordung des Herzogs von Gandia gewesen war und strebte nur danach, ein grosses Reich in Italien zu begründen, nicht etwa für die Kirche, sondern für Cesare. Das Jahr 1497 war entscheidend im Leben des Papstes.

Wir kennen aus der Geschichte wenig Gestalten von der Dämonie Cesare Borgias; sein Charakter ist um so interessanter, als dieser Sohn Alexanders VI. die verfeinerte Kultur der Renaissance mit der Wildheit des spanischen Banditen vereinigt. Allgemein nahm man im XVI. Jahrhundert an, die Borgia seien Maranen, getaufte spanische Mauren, die gezwungen zum Christentum übergetreten, im Herzen den ursprünglichen Glauben bewahrt haben und infolgedessen in innerem Zwiespalt und äusserem Trug leben mussten, um nicht in die Hände der Inquisition zu fallen. Alexanders Vorgehen rechtfertigt diese Annahme in keiner Weise, aber in Cesare lebt etwas wie ein lang unterdrückter Hass gegen die Gesellschaft; er hat Liebe nicht gekannt, und Mitleid hat er nicht einmal vorübergehend empfunden. Wir wissen nicht, ob Cesare jemals eine Frau ehrlich geliebt hat; immer und überall war er nur mit sich beschäftigt, die Triebfeder seines Handelns war sein rastloser Ehrgeiz und der Wunsch, die zu zermalmen, die ihm im Wege standen. Er scheute das Tageslicht, und selbst jene, die ihn sprechen wollten, empfing er nur nachts. Beim schwachen Schimmer von Wachskerzen schien es ihm leichter, seine Gedanken zu verbergen. Er lebte in einer geheimnisvoll dunkeln Atmosphäre, niemand aus seiner Umgebung wusste, was er in einem bestimmten Augenblick zu tun beabsichtigte. War er im Vatikan, so ahnte die Bevölkerung nicht einmal, dass der päpstliche Tiger auf seine Opfer lauere. Auf der Strasse trug er eine Maske, um nicht erkannt zu werden, vielleicht wollte er auch die hässlichen Spuren verbergen, die ihm die französische Krankheit im Gesicht hinterlassen hatte. Sein einziger Gefährte auf seinen Spaziergängen in Rom war ein treuer Bravo, don Micheletto, der ihm in einer Entfernung von etwa zwanzig Schritten folgte, um auf den leisesten Wink seines Herrn den Feind mit dem Dolch niederzumachen. Dieser Verbrecher und blutdürstige Tyrann hatte auch seine Augenblicke guter Laune, er bewegte sich gern in Gesellschaft von Künstlern und Dichtern, lachte und tanzte eine ganze Nacht bis zum Umfallen. Diese Anfälle guter Laune waren ein Erbteil, das er seinem Vater dankte.

Als er 1502 Cesena belagerte, ging er gelegentlich als Landmann ver-

kleidet in die nächsten Ansiedlungen, focht dort zu seinem Vergnügen Ringkämpfe mit den Bauern aus, lief mit ihnen um die Wette oder sprang über Gräben. Wenn es ihm an Gelegenheit fehlte, seine Muskelkraft zu gebrauchen, brach er Äste ab, zerriss Seile oder zerbrach Hufeisen. Die Menschen, die ihm rückhaltslos ergeben waren und treu dienten, hatten einen freigebigen Herrn an ihm. Er gab viel aus, das Geld hatte keinen Wert für ihn, aber es kam ihm auch nicht darauf an, wenn er es brauchte, den reichen Kardinal Michiele oder andere Prälaten zu vergiften, um ihr Vermögen einzuziehen.

Cesare war schweigsamer Natur, Fragen pflegte er nur mit wenigen Worten zu beantworten; wenn er sich in ein längeres Gespräch einliess, so geschah es nur, um seinen Gegner zu betören. Gelegentlich bediente er sich gewaltsamer Mittel, um seinen Zorn, seine Rache zu bekunden, seine wilde Natur verlangte nach dem Anblick von Blut. Wenn er seine Gelüste nicht anders befriedigen konnte, trat er in der Arena auf und vermochte mit einem Schwerthieb einen jungen Büffel niederzumachen. Der geringste Anlass genügte ihm, um mit eigener Hand einen Menschen zu töten, der ihm in den Weg kam. Eines Tages hat er in Gegenwart Alexanders VI. den päpstlichen Günstling Perotto erstochen, der Papst war über und über mit dem Blut des Jünglings bespritzt. Sanuto erzählt, man habe Perottos Körper im Tiber gefunden, und neben ihm die Leiche eines jungen Mädchens, Lucreziens Ehrenfräulein, von dem es hiess, es sei „una creatura di Pontefice". Das Wasser des Tiber barg damals manch furchtbares Geheimnis. Nur eines dieser Verbrechen scheint man dem schon genügend belasteten Cesare ungerechtfertigterweise zugeschrieben zu haben. Alle neueren Geschichtsforscher sind sich darin einig, dass Cesare an der Ermordung seines Bruders, des Herzogs Gandia, unschuldig ist. Reumont, Hoefler, Brosch und Pastor, die Italiener Alvisi, Leonetti und Luzio-Renier, die die Quellen gründlich geprüft haben, die Franzosen Maury und L'Epinois und der Engländer Creighton beweisen, dass Cesare nicht den geringsten Anlass hatte, den Tod seines Bruders zu wünschen, und Alexanders Benehmen gegen Cesare nach dem Tode des Herzogs macht es nicht wahrscheinlich, dass der Papst seinen Sohn dieses Verbrechens bezichtigt hat. Drei Jahre nach Gandias Tod sickerte die Ansicht durch, Cesare sei der Mörder seines Bruders; nur der allgemeine Hass gegen Cesare, den man jeder Mordtat für fähig hielt, hatte dies Gerücht erzeugt. Neuerdings hat namentlich Gregorovius diese Ansicht verbreitet.



CESARE BORGIA

Porträt in der Pinakothek zu Forli

Cesare, den der Vater noch vor dem Tode des Herzogs zum Kardinal ernannt hatte, wollte seine Beziehungen zur Kirche lösen, er beschloss, auf die geistliche Würde zu verzichten, zu heiraten und ein selbständiges Reich zu begründen. Der Papst war dagegen, der Verzicht auf die Kardinalswürde war etwas Beispielloses; als jedoch Ludwig XII. von Frankreich, der die Absicht hatte, sich von der Königin Johanna scheiden zu lassen und den Papst für sich gewinnen wollte, Cesare das Herzogtum Valentinois übertrug und ihn mit einer französischen Prinzessin verheiraten wollte, willigte der Papst ein, dass Cesare den Kardinalspurpur ablege. Das Resultat war ein Bündnis mit Frankreich gegen die Sforza, da Ludwig mit Hilfe des Papstes das Herzogtum Mailand, auf das er Ansprüche erhob, erobern wollte. Als der Kardinal Ascanio Sforza, der bisherige treueste Anhänger des Papstes, den neu eingeschlagenen Kurs in der Politik erkannte, entfloh er aus Rom, aus Furcht, Alexander trachte ihm nach dem Leben, besonders, da der Papst gesagt hatte, die ganze mailändische Dynastie müsste vertilgt werden. Von allen Seiten machte man dem Papst sehr ernsthafte Vorstellungen: das Bündnis mit Frankreich, das nur Cesares Macht bezwecke und den allgemeinen Frieden bedrohe, vertrage sich mit den Zielen und der Aufgabe der römischen Kurie nicht. Aber Alexander VI. kümmerte sich um diese Vorstellungen nicht, er sah sein Lebensziel darin, seinem Sohn ein selbständiges Reich in Italien zu verschaffen. In der Schlacht bei Novara geriet Lodovico Moro in französische Gefangenschaft, die Sforza wurden aus Mailand vertrieben, zwei von Caterinens Brüdern suchten Schutz bei ihr in Forli; nur Giovanni Sforza in Pesaro hatte sich gehalten, derselbe, den der Papst vor vier Jahren gezwungen hatte, in seine Scheidung von Lucrezia Borgia zu willigen. Auch er musste aus Pesaro fliehen; Cesare, von den Franzosen unterstützt, zog aus, um die Romagna und die Marken zu erobern, ein selbständiges Reich liess sich am leichtesten begründen, wenn man die kleinen Despoten vernichtete, die das Joch des Kirchenstaates abgeschüttelt hatten. Die Grafen der Romagna und der Marken, die der Kardinal Albornoz im XIV. Jahrhundert dem Kirchenstaat tributpflichtig gemacht hatte, hatten sich allmählich, da sie sich als selbständige Herrscher fühlten, vom politischen Druck der Kirche befreit; die Borgia hatten also Anlass genug, sie zu vertreiben.

Als erstes Opfer in der Romagna war Caterina Sforza ausersehen. Cesare „el fiol del papa“ begann seinen Feldzug damit, Imola an der

Spitze französischer und Schweizer Soldaten zu belagern. Ein Verräter hatte dem Feind das Tor geöffnet, die Stadt übergab sich ohne einen Schwertstreich, aber Naldi, der Kastellan des Schlosses, der Caterina treu geblieben war, „wollte nicht als Verräter, sondern als Christ und Soldat sterben" und nahm, zum Tode bereit, die Sterbesakramente. Er verteidigte sich tapfer, viele der französischen Adligen mussten ihr Leben lassen. Cesare hatte seinen Bundesgenossen einen beutereichen Spaziergang versprochen, anstatt dessen fanden sie einen wehrhaften Feind und leidenschaftlichen Widerstand. Das entmutigte sie, sie hatten keine Lust, ihr Leben für den Sohn des Papstes zu wagen. Neue Hilfstruppen kamen, der Kastellan von Imola erlag der Übermacht, übrig blieb nur die Gräfin, die sich in Forli eingeschlossen hatte. Die kühne Frau hatte sich zur Verteidigung gerüstet und wollte den furchtsamen italienischen Fürsten zeigen, wie man mit Ehren sterbe. In der Romagna sang das Volk:

Ah! Italiani impauriti!
Io verrò, io stessa armata!
Io vo' perder per bataglia
E morire con honore,
Ma 'l me dole ben d'Italia . . .!

Die Stadt Forli musste sich ergeben, nur Greise und Kinder waren übriggeblieben, die übrigen waren entflohen. Caterina hatte den Bürgern sagen lassen: „Ich weiss, ihr zittert wie die Hasen, tut was ihr wollt, ich bleibe im Schloss und werde den Franzosen zeigen, dass in Italien Frauen mit Kanonen umzugehen wissen."

Valentino, wie man Cesare, nachdem er Herzog von Valentinois genannt worden war, nannte, begann die Belagerung des Schlosses am 18. Dezember 1499; er hatte ein so grosses Heer, dass die Hauptleute der Gräfin das Gefühl hatten, „vier Mücken unter einem Mühlrad zu sein". Die Vernunft gebot, mit dem Feind in Unterhandlungen zu treten, Caterina liess Cesare melden, sie würde die Festung übergeben, wenn ihr und der gesamten Besatzung freier Abzug zugesichert und ihr Sohn Ottaviano zum Kardinal ernannt würde. Cesare willigte in die Bedingungen nicht, die tapfere Frau erklärte, der Sohn des Papstes würde eher den Teufel zu Pferde sehen, als sie um Gnade bitten. Die französische Artillerie gab Feuer und Valentino richtete die Geschütze auf die Gräfin, die auf der Mauer sichtbar war. Aber die Kugeln verfehlten ihr Ziel. Cesare, empört, dass eine Frau sich ihm widersetze, schickte

einen Boten und liess der Gräfin melden, er wolle das Unglück ihrer Kinder nicht, wenn sie sich ergebe, sei er bereit, ihr jährlich 4000 Dukaten auszuzahlen, ihren Wohnort könne sie nach Belieben wählen. Die Gräfin antwortete, auf Versprechungen dieser Art würde sie sich nicht einlassen, da sie nicht von der Gnade der Borgia abhängen wolle. Da schnitt Cesare die Wasserleitungen ab, die zum Fort führten, grub einen Tunnel unterhalb der Mauern und benützte gleichzeitig den Kardinal Rafaele Riario als Vermittler, um die Sforza zur Annahme seiner Bedingungen zu veranlassen. Die Gräfin lachte, erklärte dem Kardinal, er sei ein „elender Feigling" und liess den Soldaten im Schloss zum Tanz aufspielen. Nach beendetem Tanz schoss die Besatzung so gut, dass die Belagerer schwere Verluste zu beklagen hatten. Caterina hoffte, der Kaiser, der natürlich dagegen war, dass die Franzosen festen Fuss in Italien fassten, würde ihr Entsatz schicken; Cesare hätte dann wichtigere Dinge zu tun, als das Schloss von Forli zu belagern. Aber diese Hoffnung war trügerisch, die Franzosen begannen das Schloss am 12. Januar zu beschiessen, nach einem einige Stunden währenden Bombardement hatten sie eine Bresche in die Mauer geschlagen und drangen ins Kastell. Da es keine Rettung mehr gab, befahl Caterina, das Pulverfass anzuzünden, um das Schloss mit der ganzen Besatzung in die Luft zu sprengen; die Soldaten weigerten den Gehorsam, und der Geliebte der Gräfin, Giovanni da Casale „famoso per l' amore noto di quella madonna" steckte die vier Türme in Brand, um bei der allgemeinen Verwirrung die Flucht der Gräfin zu ermöglichen. Es war zu spät, die Franzosen hatten die Zugbrücke besetzt, ein furchtbarer Kampf tobte, es gab keinen Ausgang mehr. Der Feind gab ein Signal: Cesare wollte die Gräfin sprechen. Caterina erschien am Fenster des sogenannten Inferno, einer düstern Folterkammer. Cesare verbeugte sich höflich, ohne vom Pferde zu steigen und beschwor sie, den Widerstand aufzugeben, er könne das blut- und beutegierige Heer nicht mehr im Zügel halten und wolle sie und ihre Umgebung vor dem Tode bewahren. Caterina soll kurz geantwortet haben: „Herzog, ich komme zu Euch", aber im selben Augenblick ergiff sie der Kapitän des französischen Heeres am Arm mit den Worten: „Ihr seid die Gefangene meines Herrn, Bailli de Dijon."

Cesare wusste nicht, dass die Franzosen bereits ins Schloss gedrungen waren, als er sah, dass die Gräfin gefangen sei, zog er sich zurück, bis er die Überzeugung gewonnen, dass ihm in der eingenommenen Festung keinerlei Gefahr mehr drohe. Er betrat sie erst, als seine Sol-

daten sich dort schon als Herren gebärdeten. Jetzt begann ein empörender Handel zwischen ihm und dem Kapitän, der Caterina gefangengenommen hatte. Cesare scheint für die lebendig gefangene Caterina einen Preis von 20000 Dukaten ausgesetzt zu haben; jetzt, da die Bezahlung von ihm gefordert wurde, wollte Valentino nur 2000 geben. Da beschimpfte der Franzose Cesare des Wortbruches und packte sein Schwert, um Caterina auf der Stelle zu töten. Die Anwesenden warfen sich auf den Kapitän und Borgia hatte die Frau in seiner Hand. Aber der Sieg war nicht völlig auszukosten: als der französische Anführer Yves d'Alègre die Gräfin sah, war er von ihrer Schönheit und Tapferkeit so begeistert, dass er ihr Verteidiger Cesare gegenüber ward. Caterina war damals siebenunddreissig Jahre alt, aber die Zeitgenossen versichern, dass ihre Schönheit noch nicht verblüht war.

Über Leichen, über geborstene Mauern und Steine schritt die Gräfin am Abend aus dem Schloss, gestützt auf den Arm von Cesare und d'Alègre. Sie wurde mit zwei treuen Dienern und einer Hofdame im Hause des Patriziers Numai untergebracht, wo Cesare sein Quartier aufgeschlagen hatte.

Dieser Sieg bedeutete für Cesare eine furchtbare Enttäuschung. Er hatte geglaubt, dass auch Caterinens Söhne sich im Schloss befänden und er mit einem Schlage das ganze Geschlecht der Riario vertilgen würde; die Gräfin dagegen hatte in richtiger Erkenntnis der Sachlage ihre Kinder vor der Belagerung Forlis nach Toskana geschickt und dem Schutz von Florenz unterstellt. Cesare schäumte vor Wut: er hatte die Erlaubnis des Papstes, die Riario zu vernichten, und nun war seine Absicht zur Hälfte misslungen, sofort änderte er sein Benehmen gegen die Gräfin, an Stelle des ehrfurchtsvollen Ritters trat der spanische Räuber. Er schloss sie in seine Zimmer ein und behandelte sie wie eine Sklavin. „Wenn ich alles erzählen könnte," schrieb Caterina später, „würde sich die ganze Welt über meine Henker, die Borgia, entrüsten."

Am nächsten Tag entbrannte der Kampf um die Gefangene. Bailli erhob Ansprüche auf die Gräfin, er forderte ihre Herausgabe oder ein wesentlich höheres Lösegeld, als Borgia zu erlegen imstande war. Cesare wollte Caterina nach Rom schleppen, da vertrat ihm Bailli den Weg mit seinen Soldaten und erklärte kategorisch, die Sforza sei die Gefangene Frankreichs. Valentino musste der Übermacht weichen, Caterina wurde ins französische Lager gebracht. Er wandte sich sofort an d'Alègre, als an die ausschlaggebende Persönlichkeit, man begann über das

Schicksal der unglücklichen Frau zu beraten, Bailli bestand auf seiner Ansicht: nach französischem Recht dürfe man eine Kriegsgefangene nicht einsperren, die Sforza stehe unter dem Schutze des Königs von Frankreich. Zwischen ihm und Cesare kam es zu einer so heftigen Szene, dass d'Alègre, einen blutigen Ausgang befürchtend, die Entscheidung traf, Cesare möge Caterina nach Rom bringen, aber nicht als Gefangene, sondern als Untertanin des französischen Königs, der über ihr Schicksal zu entscheiden habe.

Als Caterina von diesem Handel erfuhr und wieder vor Valentino geführt wurde, verlor die unerschrockene Frau zum erstenmal in ihrem Leben aus Furcht das Bewusstsein. Cesare liess goldene Ketten schmieden und führte sie nach antikem Muster im Triumph nach Rom; der Papst bestimmte ihr den Belvedere im Vatikan als Wohnung und liess sie von 20 Soldaten bewachen. Trotz dieser Aufsicht gelang es Caterina, sich mit ihren Söhnen in Florenz zu verständigen, sie bat um ihre Hilfe bei ihrer Flucht. Cesare entdeckte die Verschwörung, die Gräfin wurde in die Engelsburg überführt, wo sie einst den versammelten Kardinälen Bedingungen diktiert hatte.

Den Borgia schien es jetzt leicht, von der Gefangenen den offiziellen Verzicht auf Imola und Forli zugunsten Cesares zu erlangen. Es war ihnen so sehr darum zu tun, dass sie ihr ein anderes kleines Lehen versprachen, ein jährliches Einkommen von 3000 Dukaten und den Kardinalshut für Ottaviano, der schon Erzbischof von Pisa war. Cesare hatte in Ottaviano selbst einen mächtigen Bundesgenossen, der Jüngling dachte weder an die Mutter noch daran, Imola und Forli zu retten, sondern war einzig darauf bedacht, Kardinal zu werden. Auch Cesare, Caterinens zweiter Sohn, wollte seinen Vorteil bei dem Handel ergattern, er bestürmte die Mutter, mit den Borgia zu paktieren, beide Söhne schrieben ihr einen unwürdigen Brief, der sie tiefer geschmerzt haben muss als der Verlust von Forli. Die Söhne erklärten, die Mutter dürfe, wenn sie dem Papst nicht zu Willen wäre, nicht auf ihre Hilfe rechnen, sie liebten sie nicht genug, um ihretwillen bettelarm zu werden; Alexander VI. sei gerecht, er würde sie nicht schlecht behandeln, und von der Mutter wollten sie nichts mehr wissen. Die Borgia, die die Gesinnung der Söhne kannten, hätten sich sicherlich der unbequemen Gefangenen durch Gift entledigt, wenn sie nicht auf ihre Schwester, die Kaiserin, und auf Ludwig XII. hätten Rücksicht nehmen müssen. Um trotz dieser Beschützer gegen die Gefangene vorgehen zu können,

beschuldigten sie sie, eine Verschwörung gegen das Leben des Papstes angezettelt zu haben. Schon vor der Belagerung Forlis habe sie dem Papst durch einen vertrauten Diener Briefe, in einem Stocke verborgen, geschickt, sie waren von einem eigenartigen Gift durchtränkt, und der Papst wäre unfehlbar gestorben, wenn er sie in die Hand genommen hätte. Das Spiel wurde noch weiter getrieben, der Papst liess einen Dankgottesdienst in S. Maria della Pace abhalten, weil ihn das Gift der Feinde verschont hatte, „quod a veneno et insidiis inimicorum liberatus esset". Auf Grund angeblicher Geständnisse der Mitschuldigen wurde eine Anklage gegen Caterina erhoben; der Papst war bei allen Verhandlungen persönlich anwesend. Die Angeklagte erklärte energisch, der ganze Prozess sei eine Lüge, ersonnen, um sie zu vernichten; als diese Erklärung nicht ausreichend befunden wurde, geriet sie in Zorn, erhob so furchtbare Vorwürfe gegen die Borgia und berichtete so entsetzliche Tatsachen, dass der Papst auf die weitere Zeugenvernehmung verzichtete und den ganzen Prozess niederschlug.

Unterdessen verschlimmerte sich (1502) das politische Verhältnis zwischen Frankreich und Alexander VI. Cesares Verbrechen empörten selbst die damalige Welt, die Schwert, Dolch und Gift gewohnt war, und Ludwig XII. erklärte, ein Krieg gegen die Borgia wäre ebenso verdienstvoll, wie eine Expedition gegen die Türken. Bei Ludwigs abermaligem Aufenthalt in Italien gelang es Cesare zwar, ihn zu besänftigen, aber die Missverständnisse dauerten fort. Auch Cesares Verhalten gegen Caterina scheint den König verletzt zu haben, mehr noch empörte es den alten d'Alègre, der sich dafür verbürgt hatte, dass sie ihrer Stellung gemäss behandelt werden würde. Als Yves d'Alègre mit seinen Soldaten vor Viterbo stand, verliess er eines Tages das Lager, begab sich mit nur drei Gefährten nach Rom und bat den Papst um Gehör. Der Papst und Cesare, der damals im Vatikan weilte, waren über diesen Besuch nicht wenig überrascht, aber ihre Überraschung wuchs, als der französische Soldat aufs energischste die Befreiung der Sforza forderte, er drohte, im Weigerungsfalle mit französischen Waffen in Rom Frankreichs Ehre zu verteidigen. Cesare widersetzte sich Caterinens Befreiung, aber als er sah, dass d'Alègre tatsächlich Ernst mache, erklärte er sich bereit, ihr das Tor der Engelsburg zu öffnen, vorausgesetzt, dass sie auf ihre Ansprüche auf Forli verzichte. Caterina willigte ein, sie rechnete mit Alexanders Ableben und damit, dass Cesares Macht den Tod des Papstes nicht überdauern würde. Troccio, Alexanders VI. Kam-

merdiener, der seine geheimsten Verbrechen ausgeführt hatte, „ein Teufel in Menschengestalt" wie ihn ein Zeitgenosse nennt, geleitete die Gefangene aus der Engelsburg in das Haus des Kardinals Riario, dort musste sie ein Dokument unterschreiben, in dem sie sich ihres Besitzes entäusserte, gleichzeitig verpflichtete sie sich, gegen eine Geldstrafe von fünfundzwanzigtausend Dukaten Rom nicht ohne Erlaubnis des Papstes zu verlassen.

Caterina ihrer Ketten frei, in der päpstlichen Hauptstadt, erfüllte die Borgia mit Besorgnis, Cesare ersann einen neuen Plan, um sie aus dem Wege zu räumen. Ein Anschlag auf ihr Leben in Rom hätte die Borgia Frankreich gegenüber zu sehr belastet, es war leichter, sie irgendwo anders aus dem Wege zu räumen. Einige Tage, nachdem sie aus dem Gefängnis entlassen war, gestattete ihr der Papst, Florenz, wo ihre Kinder lebten, zum Wohnsitz zu wählen. Er bat die Signoria von Florenz, „Caterina Sforza, die geliebte Tochter in Christo" in ihren besonderen Schutz zu nehmen. Ihr Weg nach Florenz sollte auf Wunsch des Papstes durch die Romagna führen, und Cesare hatte angeordnet, dass seine Henkersknechte als Räuber verkleidet sie überfallen und niedermachen sollten. Aber Caterina kannte die Borgia zu gut, um in ihr Netz zu gehen; sie gab vor, über Imola zu reisen und verbarg sich, wahrscheinlich verkleidet, in einer Barke, die sie über den Tiber nach Ostia brachte, dort schlug sie den Seeweg nach Livorno ein und gelangte von dort aus zu Lande nach Florenz. Sie wurde dort von ihren Söhnen und der dreiundzwanzigjährigen Tochter Bianca erwartet, die den grossen Reiz der Mutter geerbt hatte.

Lorenzo de' Medici empfing seine Schwägerin zwar mit den ihr gebührenden Ehren, er gab ihr selbst einen Teil der Erbschaft ihres Gatten heraus, aber tatsächlich war ihm Caterinens Anwesenheit sehr unangenehm. Dagegen übertrug ihr der Grosse Rat, eingedenk der Verdienste Popolanos, das Bürgerrecht. Dieser freundliche Empfang in Florenz missfiel den Borgia, Cesare erklärte offen, er habe einen grossen Fehler begangen, als er die gefährliche Frau aus dem sichern Gewahrsam der Engelsburg entliess.

VI.

Alexander VI. starb am 18. August 1503, Caterinens Hoffnung, Herrin von Imola und Forli zu werden, lebte wieder auf; der Aufenthalt in der Engelsburg hatte ihre Energie nicht gebrochen. Kaum einen Mo-

nat nach dem Tode des Papstes schrieb sie einem ihrer Freunde, wenn ihre Anhänger nur Soldaten genug stellen würden, so wolle sie an ihrer Spitze das zurückerobern, was ihr und den Riario gehöre. Caterina täuschte sich, Imola und Forli hätten im schlimmsten Falle Ottaviano als Herrn anerkannt, sie niemals. Wegen ihrer früheren harten, gelegentlich grausamen Regierung war sie gefürchtet und gehasst. An den Florentinern hatte sie zwar Anhänger, da sie Imola und Forli Cesare Borgia so schnell als möglich nehmen wollten, aber mit der Bevölkerung der beiden Städte musste man rechnen. Die Medici, die ihre politischen Erfolge meist erkauft hatten, kamen auf den Einfall, den Schlosskastellan von Forli, der Cesare ergeben war, zu bestechen und ihm die noch immer schöne Sforza zum Weib zu versprechen, wenn er von Borgia abfiele. Die herrschsüchtige Caterina war selbst mit diesem Plane einverstanden, und der Kastellan rühmte sich schon seiner zukünftigen Gattin, aber der Plan war ohne die massgebende Persönlichkeit, die über Italiens Schicksal entschied, ausgeheckt worden, ohne Julius II., und er wollte von der Sforza nichts hören. Ihre Hoffnung, Herrin von Forli zu werden, sollte sich nicht erfüllen, ausserdem hatte sie sehr schwere Enttäuschungen in ihrer Familie.

Caterina lebte bei Florenz in der Villa Castello, die ihrem Mann gehört hatte, mit der Erziehung ihrer Kinder, namentlich des jüngsten Sohnes Giovanni, beschäftigt, der später den Beinamen delle Bande Nere erhielt. Aber Piero Francesco und Lorenzo de' Medici wollten ihr die Obhut über Giovanni nicht anvertrauen und gestatteten ihr nicht, die Einkünfte des Kindes zu verwalten. Lorenzo hatte wichtige Beweggründe für sein Vorgehen; da er sich in der letzten Zeit in bedrängter finanzieller Lage befand, hatte er einen beträchtlichen Teil des Vermögens, das Popolano für seinen Sohn angelegt hatte, verausgabt. Infolgedessen entstand ein erbitterter Kampf zwischen Caterina und den Medici; die Gräfin hielt wie in vergangenen Jahren leidenschaftlich an ihren Rechten auf die Villa in Castello fest, und betonte, sie liesse sich eher in Stücke hacken, als dass sie diesen Besitz herausgäbe. Wir sind über die pekuniären Beziehungen zwischen Caterina und ihren Söhnen, besonders Ottaviano, nicht genau unterrichtet, so viel aber wissen wir, dass es zu für die Gräfin sehr fatalen Missverständnissen kam, die Söhne beraubten sie fast ihres ganzen Vermögens und stellten sie noch unter Kuratel, indem sie in ihrem Haus einen gewissen Alberto als Verwalter einsetzten, der die Gräfin so schlecht behandelte, dass es allgemeines Ärgernis erregte.

Die empörte Caterina schrieb an Ottaviano, sie habe 24 Menschen, 5 Pferde und zwei Maultiere zu ernähren, besitze keinen Soldo, niemand wolle ihr auch nur ein Glas Wasser reichen, sie habe weder Tischtücher, noch Servietten oder Leintücher, nie in ihrem Leben sei sie so unglücklich gewesen und nie habe man gewagt, sie so verächtlich zu behandeln; die Söhne hätten ihr nur sagen sollen, dass sie keine Mittel für ihren Unterhalt haben, dann hätte sie sich andere Lebensmöglichkeiten verschafft, aber es sei eine unerhörte Grausamkeit, sie den Befehlen eines Verwalters zu unterstellen.

Zum Äussersten gebracht, versetzte sie heimlich ihre Kleinodien, die der Bankier Soderini aufbewahrt hatte, für 2464 Dukaten und entfloh mit dem kleinen Giovanni aus Castello, ohne ihren Aufenthaltsort zu verraten. Diese Flucht geschah namentlich aus Furcht, Lorenzo würde das Kind vergiften lassen. Da er einen grossen Teil des Vermögens seines Neffen durchgebracht hatte, musste er fürchten, Giovanni würde einst genaue Rechenschaft über das Vermögen seines Vaters fordern. Dabei würde seine Unredlichkeit zutage kommen, und er als Dieb in Florenz verschrien werden.

Caterina hatte sich in das Nonnenkloster in Annalena zurückgezogen, von dort aus gelang es ihr mit Hilfe des Propstes Fortunati, der allein um ihren Aufenthaltsort wusste, einen schiedsrichterlichen Vertrag mit den Mediceern zu schliessen, der ihr bedeutende Einkünfte aus der Erbschaft ihres Gatten sicherte. Jetzt erinnerte sich Ottaviano wieder der Mutter, wollte sie ausbeuten und bat um Geld und Geschenke. Der Titular-Erzbischof von Pisa muss in sehr bescheidenen Verhältnissen gelebt haben, da er die Mutter in seinem Brief vom 12. August 1507 flehentlich bittet, ihm etwas Geld zu schicken oder wenigstens ein Stück Kamelott, damit er sich zur bevorstehenden Ankunft des Papstes eine neue Soutane machen lasse und sich nicht vor den übrigen Prälaten zu schämen brauche. Immer noch mit Caterinens Beziehungen und ihrem Einfluss rechnend, bat er sie, ihm den Kardinalshut durch die Vermittlung ihrer Schwester, der Kaiserin, zu erwirken. Dieser Bewerber um den Purpur empfahl der Mutter gleichzeitig seine illegitime Tochter Cornelia.

Während Caterinens Aufenthalt im Kloster trug der kleine Giovanni Mädchenkleider, da die Nonnen ihn nur in dieser Verkleidung aufnehmen durften. Der spätere Held, dessen Statue heute noch vor S. Lorenzo in Florenz steht, hat acht Monate bei den Nonnen verbracht,

er war ihnen für ihren Schutz vor Lorenzo so dankbar, dass er ihnen später manchen Dienst erwiesen hat.

Acht Monate, nachdem Caterina sich nach Annalena zurückgezogen hatte, starb Lorenzo. Die schwergeprüfte Frau brauchte nicht mehr um das Leben ihres jüngsten Kindes zu zittern und ging wieder nach Castello zurück, wo sie sich seiner Erziehung ganz widmete. In der Wahl der Lehrer war sie nicht glücklich, sie behandelte sie wie Dienstboten, infolgedessen war es nicht leicht, einen wirklich gebildeten Menschen an ihr Haus zu fesseln. Der Freund des Hauses, der Propst Fortunati, suchte nach einem geeigneten Lehrer, schliesslich machte er den Pädagogen Massaconi ausfindig; aber der Jüngling stellte seine Bedingungen, er verlangte ein eigenes Zimmer, da er gehört hatte, die Gräfin habe die früheren Lehrer schlecht behandelt und sie zusammen mit der Dienerschaft essen und schlafen lassen. Dagegen beklagte sich Caterina, diese jungen Lehrer seien blosse Tunichtgute, mit denen man nichts anfangen könne. Aber die Pädagogen hatten eine schwere Aufgabe bei Giovanni, der Knabe wollte nicht lernen, er interessierte sich nur für Pferde, Waffen und körperliche Übungen, die Mutter war froh darüber, sie fühlte das Blut der Sforza in ihm und hoffte, ihr Sohn würde einst ein tüchtiger Krieger werden. Diese Hoffnung sollte sich erfüllen, obgleich sie ihn nicht mehr an der Spitze eines siegreichen Heeres gesehen hat. Im April 1509 erkrankte sie schwer, sie liess sich nach Florenz bringen, zwei Ärzte quälten sie mit heissen Umschlägen, bis sie sie an die Luft setzen liess, um in Ruhe zu sterben. In ihrem Testament war alles bis aufs Kleinste bestimmt, Giovannis Erziehung anvertraute sie bis zu seinem 18. Jahre ihren Freunden, dem Geistlichen Fortunati und dem Bankier Salviati. Sie liess sich im Oratorium des Nonnenklosters S. Maria delle Murate zu Florenz beisetzen.

Am 28. Mai 1509 war sie tot, die Ärzte glaubten, sie sei an „male de costa" gestorben; da diese Diagnose nicht ganz überzeugend war, entschloss man sich, den Körper zu sezieren und überzeugte sich, dass die Leber an den Nieren festgewachsen war.

Der junge Giovanni wurde in Florenz erzogen und war bald der Schrecken der Stadt. Täglich war er in Strassenhändel verwickelt und niemand vermochte den Junker zu zügeln; schliesslich wies ihn Piero Soderini, der Gouverneur der Stadt, aus einem Umkreis von zwanzig Meilen von Florenz aus. Später wurde das Urteil dahin gemildert, dass Giovanni seine Güter bewohnen durfte. Leo X. hatte eine besondere



GIOVANNI DELLE BANDE NERE
Turin, Galerie

Vorliebe für den Abenteurer, bezahlte seine Schulden und erlaubte ihm nach Rom zu kommen. Aber Giovanni warf das Geld zum Fenster hinaus und ergriff jeden Vorwand, um die Jugend zum Zweikampf zu fordern und sich zu schlagen. Einmal hat er sich allein gegen 200 Soldaten durchgeschlagen, die die Engelsbrücke gegen ihn verteidigten. Im Vatikan glaubte man, Giovanni würde ruhiger werden, wenn er Familie hätte, infolgedessen wurde er mit der Tochter seines Vormunds, Maria de Salviati, verheiratet, aber Caterina Sforzas ungestümer Sohn hatte kein Talent zum gesetzten Familienvater. 1519 bekam er einen Sohn und beschäftigte sich mit seiner Erziehung in eigentümlicher Weise. Als er einst nach Florenz zurückkam, und seine Frau, das einjährige Kind auf dem Arm, ihn durchs Fenster begrüsste, öffnete Giovanni, der in voller Rüstung vor dem Fenster auf der Strasse stand, die Arme und rief ihr zu: „Wirf ihn herunter!" Sie wurde blass, aber aus Angst vor dem Jähzorn des Mannes warf sie das Kind aus dem ersten Stockwerk herunter, geschickt fing Giovanni den Kleinen auf, dem nichts geschehen war.

Giovanni hat eine glänzende Rolle in der italienischen Geschichte gespielt und ist für sein Vaterland zu früh gestorben. 1526 hat er zusammen mit dem Herzog von Urbino versucht, bei Mantua 14000 Deutsche aufzuhalten, die unter General Frundsberg nach Rom zogen. Der Mediceer griff an, und viertausend Feinde blieben auf dem Schlachtfelde; als der Sieg fast entschieden war, hat ihm eine feindliche Kugel die Kniescheibe zertrümmert. Volle zwanzig Stunden hat sich niemand um ihn gekümmert, dann hat man ihn nach Mantua gebracht, wo die Ärzte erkannten, dass ihm das Bein abgenommen werden müsse. Trotz der furchtbarsten Schmerzen liess er sich während der Operation weder festhalten noch anbinden, sah nur ruhig seinen Qualen zu und fragte den Chirurgen, ob man wohl zweimal im Leben für seine Sünden bestraft werden könne. Als dieser die Frage verneinte, lächelte er nur und meinte, er sei nun sicher, für alles, was er je begangen, gebüsst zu haben. Die Operation war umsonst, Brand trat ein, und der Kranke starb nach furchtbaren Qualen. Aretino, der mit Giovanni sehr befreundet war, hat ihn gepflegt und liess Giulio Romano seine Totenmaske abnehmen. Tizian hat Giovanni nach dieser Maske für Pietro Aretino gemalt. Das Tizian zugeschriebene Bild in den Uffizien ist vermutlich nur Kopie. Ein unbekanntes Bildnis Giovannis aus jüngeren Jahren befindet sich in der Turiner Galerie und wird hier zum erstenmal reproduziert.

Nach Leos X. Tod hat Giovannis Heer schwarze Banner an Stelle der weissen, die es früher hatte, als Zeichen der Trauer gewählt, infolgedessen nannte man ihn Giovanni delle Bande Nere. Sein Sohn Cosimo, mit dem der Vater einst vom ersten Stockwerk aus Ball gespielt hat, wurde später von den Florentinern zum Herrscher gewählt. Pius V. gab ihm den Titel eines Grossherzogs von Toskana und seine Nachfolger haben sich bis 1737 auf dem Throne von Florenz behauptet. Durch sie wurde ein Tropfen von Caterina Sforzas Blut in die Adern der mächtigsten Herrschergeschlechter Europas verpflanzt.

Caterina Sforza war eine der imponierendsten Frauengestalten an der Schwelle zwischen Früh- und Hochrenaissance, aber sie stand der älteren Epoche näher als der neueren.

Der dominierendste Zug ihres Wesens war eine grenzenlose Herrschsucht. Stolz auf ihre vornehme Abstammung, energisch und ausdauernd, stets bereit, sich ganz einzusetzen, war sie die echte Tochter ihrer Zeit; um ihr Ziel zu erreichen, waren ihr alle Mittel, auch die verbrecherischsten, willkommen, was in der damaligen Politik freilich gang und gäbe war. Ihre Leidenschaften rissen sie immer wieder aus den geebneten Lebenspfaden der Dame der grossen Welt und bestimmten ihre Handlungsweise, für ihre Geliebten hätte sie sich gern dem Teufel verschrieben, „avrebbe dato volontieri l'anima al diavolo", wie es bei einem der älteren Schriftsteller heisst. Sie selbst war ein Kind der Liebe gewesen, und ihr Vater, Galeazzo Maria, zählte erst achtzehn Jahre, als Lucrezia Landriani sie ihm geboren hatte.

Caterina ist bis auf den heutigen Tag in Legende und Dichtung lebendig. Die Romagnolen wissen immer noch von ihr zu erzählen. In Piancaldoli erscheint die Sforza Weihnachten um Mitternacht im alten Schlossturm, schön aber furchtbar, mit der Lanze in der Hand, Feuerbrände um sich her streuend. In Riolo spuken immer noch die Gestalten der Unglücklichen, die die furchtbare Frau ins Schloss geladen hat, um sie mittels geheimer Versenkungen im Fussboden in den Abgrund zu stürzen. In Bubano hat sie ein Schloss in einer Nacht erbaut, denn ihr Architekt war der Teufel. In den Fenstern dieser Festung erscheint sie gelegentlich bei Vollmond und befrägt die Sterne nach ihrem Schicksal.

Anders, wirklicher, lebt sie in der französischen Tradition. Dem ritterlichen Volk hat ihre heldenmütige Haltung während der Belagerung imponiert. Die französischen, um 1500 geschriebenen Chroniken prie-

sen die kühne Heldin. Ludwig XII. liess 1503 eine Kanone giessen, die er ihr zu Ehren „Madame de Fourly" nannte.

Die italienische Dichtung hat Caterina in zwei ritterlichen Frauengestalten verklärt: sie ist das Urbild der Bradamante in Ariosts Rasendem Roland und der Clorinde in Tassos Befreitem Jerusalem. Hätte sie keine anderen Verdienste, als die, grosse Dichter zum Schaffen angeregt zu haben, so wäre damit schon ihre Schuld gesühnt.

Die Geschichte der italienischen Renaissance nennt noch eine zweite Frau, die sich gleich Caterina Sforza durch ihre kriegerischen Heldentaten ausgezeichnet hat, es ist Ippolita Fioramanda, die Markgräfin di Scaldasole, die auch Castiglione rühmt als „valente donna nell' armi".

Es gibt einige Medaillen mit Caterinens authentischem Bildnis. Die Heldin von Forli erscheint darauf bereits in reiferem Alter, ziemlich korpulent, mit ausgeprägten scharfen Zügen und der grossen, aber gutgeformten Nase, die für die Sforza charakteristisch ist. Die jugendliche Caterina erscheint uns wahrscheinlich*) auf einem Bildnis Piero di Cosimos im Museum zu Altenburg. Dieses Porträt scheint in der ersten Hälfte des Jahres 1481 in Rom entstanden zu sein. Caterina war damals erst siebzehn Jahre alt und schon Mutter dreier Kinder.

*) Gottschewski, Adolf: „Über die Porträts der Caterina Sforza". Strassburg 1908.

FÜNFTES KAPITEL

JULIUS' II. UMGEBUNG

I.

Wir besitzen zwei Porträts von Julius II., die ihn während zweier Epochen seines Lebens vorzüglich kennzeichnen: aus seiner Jugend unter Sixtus IV. und aus jener Zeit, da er sich als Greis mit der ihm eigenen Energie zur Belagerung von Mirandola aufgemacht hat. Das erste Bildnis befindet sich im Vatikan, auf dem berühmten Fresko von Melozzo da Forli, der Gründung der vatikanischen Bibliothek. Giuliano della Rovere steht abseits, da der Papst ihm weniger als den andern Nepoten zugetan war. Er ist gross, stark und hat einen klugen, fast brutalen Ausdruck; Willenskraft, Hartnäckigkeit, Leidenschaft und sinnliche Instinkte spiegeln sich in seinem Gesicht. Ein durchdringendes Auge, eine nicht sehr hohe, zu früh gefurchte Stirn, Bart und Kinnpartie stark absetzend, ein charakteristischer Kopf, den man nicht wieder vergisst. Dem Betrachter fällt unwillkürlich das Wort ein, das Ludwig XII. von Julius II. gesagt hat, er sei ein Bauer, gegen den man mit dem Stock vorgehen müsse. Aber man ergänzt: dieser Bauer ist so stark, dass er nicht allein den Stock zerbrechen würde, sondern auch den boshaften König aus der Fassung brächte.

Das zweite Bildnis hat Klaczko in seinem Werk über Julius II. veröffentlicht, nach dem Original im Palazzo Bruschi zu Corneto. Eine Kopie danach befindet sich im Palazzo Chigi zu Rom. Julius wirkt wie ein Condottiere mit scharfem, durchdringendem Blick und harten Zügen, „ein alter Löwe mit weisser Mähne", aber auf den ersten Blick erkennt man die gleiche Persönlichkeit, die in ihrer Jugend von Melozzo da Forli gemalt wurde. Es mag dies der beste Beweis sein, dass beide Porträts dem Original glichen. Sie stimmen auch

mit dem überein, was wir von Julius II. wissen und wir wissen ziemlich viel.

In seiner Kardinalszeit galt Julius als hinterlistig, habgierig und masslos ehrgeizig, infolgedessen traute ihm der Papst nicht ganz und übertrug ihm diplomatische Missionen von nur geringer Bedeutung; in die Verschwörung gegen die Medici wurde er nicht eingeweiht. Unter Innocenz VIII., Sixtus IV. Nachfolger, hatte Giuliano ziemlich viel Einfluss. Er hatte Innocenz gewissermassen die päpstliche Tiara verschafft, so geschickt hatte er Stimmen für ihn im Konklave geworben. Er hatte durchaus bewusst gehandelt, Innocenz war der ihm bequemste Papst und stand stark unter seinem Einfluss, dazu stammte er aus Ligurien, aus Genua, was ein Bindeglied mehr war.

Giuliano wurde dem Papst so unentbehrlich, dass er in den Vatikan übersiedeln musste, um Innocenz näher zu sein. Der Kardinal wurde gelegentlich der zweite Papst genannt. Später wurde das Verhältnis etwas kühler, blieb aber immer freundschaftlich. Roveres schwere Zeiten begannen erst unter Borgia, da er zu jenen fünf Kardinälen gehört hatte, die gegen den Spanier gestimmt hatten. Daher der Hass der Borgia. Giuliano war klug genug, die Rache nicht erst abzuwarten, er zog sich nach Ostia zurück und konnte von dort aus gegebenenfalls leicht nach Frankreich flüchten. Er, einer der reichsten Kardinäle, hatte Mittel genug, um Ostia zu befestigen und einen kleinen Trupp Soldaten zu seiner Verteidigung zu unterhalten. Da er wusste, was er von den Borgia zu erwarten habe, machte er gemeinsame Sache mit ihren Feinden, den Orsini; trotz dieses Bündnisses fühlte er sich in Italien nicht sicher und floh am 23. April 1494 nach Frankreich, er zog sich erst auf sein Bistum in Avignon zurück und ging dann an Karls VIII. Hof. Er hatte kühne Rachepläne: im Einverständnis mit Lodovico Moro wollte er mit Hilfe französischer Truppen Alexander VI. entthronen. Eine Zeit hindurch war er der Hauptberater des Königs, und es wäre ihm wohl gelungen, Alexander zu stürzen, wenn er einen weniger schwachen, energielosen, wankelmütigen Monarchen vor sich gehabt hätte. Karls VIII. Zug nach Italien scheiterte an der Unfähigkeit des Königs; die Macht des Papstes blieb unerschüttert, aber dem Kardinal Giuliano blieb sein Vaterland verschlossen, und er war fast sieben Jahre zu voller Untätigkeit in Frankreich verbannt. Er konnte diesen Zustand auf die Dauer kaum ertragen, besonders da Alexanders Macht stieg und er dem hartnäckigen Kardinal drohte, ihm all seine Pfründen zu nehmen. Giuliano erschrak und

begann mit dem Papst zu paktieren; da er am französischen Hof viel Einfluss hatte, zog Alexander vor, gut mit ihm zu stehen. Der Papst wollte Cesare mit einer französischen Prinzessin verheiraten, und ihm mit Ludwigs Hilfe in Norditalien ein selbständiges Herzogtum verschaffen. Bei diesen Verträgen und Intrigen war Giuliano der Vertrauensmann der Borgia und des französischen Königs. Der Papst erreichte sein Ziel: Ludwig XII. übertrug Cesare die Grafschaft Valentinois als Lehen und verlieh ihm den Herzogtitel. Die Borgia und der Kardinal traten in so enge Beziehungen, dass man den jüngeren Sohn des Präfekten Rovere mit der Nichte des Papstes, Angela Borgia, verlobte. Aber die Freundschaft währte nicht lange, ein Kamin im Vatikan, der über Alexander zusammenstürzte, trug die Hauptschuld, dass die Beziehungen so schnell erkalteten. Es hiess damals allgemein in Italien, Alexander sei todkrank, und man war sofort auf eine neue Papstwahl bedacht. Ludwig XII. liess sein mailändisches Heer nach Rom vorrücken, um Giuliano Roveres Wahl durchzusetzen, und der französische Gesandte in Venedig unterbreitete der Signoria den Wunsch seines Königs, den Kardinal San Pietro in Vincoli mit der Tiara zu bekleiden.

Aber Alexander wurde wieder gesund und brütete Rache gegen den Rivalen. Angela Borgias Verlobung wurde gelöst, und der Kardinal fühlte sich seines Lebens nicht sicher. Seine Furcht war begründet. Im Jahre 1502 hat Alexander VI. sein Leben zweimal bedroht, im Mai liess er ihn von Häschern in Genua verfolgen, und als der Anschlag misslang, inszenierte er einen zweiten, geschickteren. Es war ihm darum zu tun, den Kardinal in seine Hände zu bekommen; einige Wochen, nachdem der erste Anschlag misslungen, erschien in Savona, wo Giuliano sich gerade aufhielt, eine päpstliche Galeere mit dem Kardinal d' Albret, Cesare Borgias Schwager, und Monsignore Francesco Troccio, dem päpstlichen Kammerherrn, der in alle Verbrechen Alexanders VI. eingeweiht war. Sie hatten zwei schöne römische Kurtisanen mitgebracht und luden Giuliano zu einem Bankett auf dem Schiffe ein, mit der Absicht, ihn nach Rom zu bringen. Der Kardinal kannte die Borgia zu gut, um ihnen ins Netz zu gehen, er nahm die Einladung nicht an, war aber seit diesem Augenblicke noch mehr auf seiner Hut und verschwand ohne eine Spur zu hinterlassen, damit die Borgia seinen Aufenthalt nicht ermittelten. Er hielt sich so gut versteckt, dass selbst der Rat der Zehn in Venedig, der überall seine ausgezeichnet verzweigte Polizei hatte, Roveres Aufenthalt nicht auskundschaftete.



JULIUS II.

Porträt im Palazzo Chigi zu Rom

Da Alexander Giuliano nicht in seine Hände bekommen konnte, beschloss er die Güter der Rovere zu konfiszieren, er begann mit Sinigaglia, wo die Witwe des Präfekten und Schwägerin des Kardinals lebte. Aber der Tod des Papstes (am 18. August 1503) machte all diesen Plänen ein jähes Ende. Rovere tauchte aus seinem Versteck auf und begab sich eiligst nach Rom zum Konklave. Da die Kardinäle sich nicht einigen konnten, wählten sie fürs erste einen alten, kranken Mann, Pius III. Piccolomini, der die Erwartungen seiner Wähler nicht enttäuschte, da er nach 26tägiger Herrschaft starb.

Jetzt kam Rovere an die Reihe. Der geschickte, reiche Kardinal hatte bereits seine Abmachungen mit Cesare Borgia getroffen, der über die Stimmen der spanischen Kardinäle verfügte; er versprach, ihn zum Anführer der päpstlichen Armee zu ernennen und den Sohn des Präfekten, Giovanni Rovere, mit Cesares kleiner Tochter zu verheiraten. Mit den Kardinälen hatte er förmliche Kontrakte über Tausende und aber Tausende von Dukaten abgeschlossen; das Konklave währte nur sechs Stunden, Rovere war ohne Schwierigkeiten zum Papst gewählt worden (am 31. Oktober 1503). Nur die Kardinäle, denen Bargeld versprochen war, kamen zu ihrem Recht; Cesare Borgia verstand Julius II. bald für immer aus Rom zu entfernen und die versprochene Heirat seiner Tochter fand nie statt.

Julius war bereits 60 Jahre alt, als er den päpstlichen Stuhl bestieg, seine Kraft war ungebrochen, nur sein cholerisches Temperament hatte sich durch das Alter verschärft; der Papst geriet leicht in Zorn, wurde immer despotischer und vertrug keinen Widerspruch. Gelegentlich fragte er bei wichtigen Anlässen seine Vertrauten um ihre Ansicht, befolgte aber ihren Rat nie, sondern handelte nur nach eigenem Gutdünken. Erasmus von Rotterdam liess der Papst während seines Aufenthaltes in Rom durch den Kardinal Riario bitten, ein Memorial über den Krieg mit Venedig auszuarbeiten, der Julius damals beschäftigte. Erasmus legte in einer eingehenden Schrift ausführlich die Gründe dar, die gegen den Krieg sprachen. Dies gefiel dem Papst nicht, da er den Krieg wollte; es lag ihm ganz fern, die durch ihn veranlasste Arbeit von Erasmus anzuerkennen, er liess ihm vielmehr sagen, er möge sich nicht in die Angelegenheiten der Herrschenden mischen, da er doch nichts davon verstände. Trotzdem erlag Julius häufig, wie ein venezianischer Gesandter versichert, dem Einfluss seiner Umgebung; da die Höflinge seine Schwäche, nur selbständige Entscheidungen zu treffen, kannten.

wussten sie ihm gelegentlich ihre Gedanken so geschickt unterzuschieben, dass er sie für seine eigenen hielt.

Es liess sich schwer mit Julius auskommen. Namentlich in seinen letzten Lebensjahren geriet er stets in Zorn, und der geringste Anlass genügte, um ihn zu reizen. Einst im Winter 1512 ging jemand um fünf Uhr morgens durch den Korridor und summte in der Nähe des päpstlichen Schlafgemaches das Lied: „O mia cieca e dura sorte." Julius sah darin eine Anspielung auf seine damaligen politischen Misserfolge, sprang aus dem Bett und wollte den angeblich dreisten Kerl mit dem Stock verfolgen. Mit Mühe und Not gelang es einem der Höflinge, ihn zu beruhigen: „Heiliger Vater, geht ins Bett zurück, der Alte will nur versuchen, ob er noch singen kann." Der Papst lachte und legte sich wieder hin. Ein andermal wollte sich Angelo da Milano, der mailändische Prälat, eine Gunst beim Papst erbitten, er sah ihn zufällig im Belvederegarten, kniete in ziemlicher Entfernung nieder und begann laut zu rufen: „Heiliger Vater, ich empfehle mich Eurer Gnade", da er glaubte, dass der Papst näherkommen und seine Bitte erhören würde. Aber es sollte anders kommen, Julius, ärgerlich über das lächerliche Benehmen des Bittstellers, befahl den Dienern, diesen „furfantone, cerretano, poltronazzo" zu verjagen. Der Wortschatz des Papstes in diesen und ähnlichen Fällen war unerschöpflich.

Noch eine amüsante Anekdote dieser Art wird von Julius berichtet. Am 17. Dezember 1512 brach im päpstlichen Schlafzimmer Feuer aus, während er, der noch im Bett lag, sich mit dem venezianischen Gesandten unterhielt. Der Papst, der als erster die glimmende Decke sah, sprang aus dem Bett und schrie „ajutati, ajutati!" Die Diener im Vorzimmer verloren, im Glauben, der Venezianer wolle den Papst erwürgen, den Kopf und schickten um die Schweizer Wache. Der Papst lief, ärgerlich, dass niemand kam, mit dem Stock in die Anticamera, und hieb auf alle ein, die er erreichen konnte. Glücklicherweise gelang es dem päpstlichen Gesandten, Alberto da Carpi, und einem Delegierten aus Parma, den Papst durch den Hinweis zu beruhigen: wenn er alle verjage, könne niemand das Feuer löschen. Diese Bemerkung half, mit derselben Energie, mit der Julius die Diener verjagt hatte, rief er sie jetzt wieder zusammen, um den Brand zu löschen.

Julius konnte bei guter Laune sogar jovial sein. Als der Bischof von Cervia zum Statthalter ernannt werden wollte und gewissermassen zur Unterstützung seiner Bitte hinzufügte, im ganzen Palast sei davon schon

die Rede, gab Julius rasch zur Antwort: „Glaub' ihnen nicht, sie lügen, es ist kein wahres Wort daran." Ein andermal bat Proto di Lucca, der vatikanische Hofnarr, ihm das Bistum in Caglio bei Urbino zu übertragen. „Weisst du auch," fragte der Papst, „was Caglio auf spanisch heisst?" — „Nein, heiliger Vater," erwiderte der Hofnarr. „Es heisst: schweig, und da du ein Schwatzmaul bist, kann ich dir eine Stelle, wo man zu schweigen hat, nicht übertragen."

Julius war nicht kleinlich, alles was er tat, trug den Stempel der Grösse und Macht; auf seinem Totenbette entwickelte er noch kühne Pläne, und mit dieser Seelengrösse verband er einen bei den Renaissancemenschen seltenen Vorzug, er war nicht rachsüchtig. Die Eroberung Mirandolas hat ihn, wie wir noch sehen werden, viel Mühe, Geld und Gefahren gekostet, aber Trivulzios Witwe, die sich dort tapfer verteidigt hatte, liess er unbehelligt ziehen. Ebensowenig kann man ihm Grausamkeit vorwerfen, er liess die Menschen nicht aus blosser Willkür, ohne Notwendigkeit, einsperren, noch quälte er die Gefangenen wie Borgia und viele seiner Vorgänger in den Kellern der Engelsburg; er war eine leidenschaftliche Natur, aber seine Handlungen wurden durch den Verstand diktiert, und Julius hat nicht mehr Böses getan als seine politischen Ziele erforderten.

Frühzeitig begann er Schätze zu sammeln, um seine gross angelegten Pläne ausführen und den Kirchenstaat auf einer sicheren Grundlage konsolidieren zu können. Man hat ihm Geiz vorgeworfen, aber er war weder geizig noch hat er am Golde gehangen, er hat das Geld nur als Grundlage jeglichen Tuns betrachtet. Einer der Berichterstatter der Markgräfin Isabella von Mantua meldet seiner Herrin, der Papst habe sich zwei Tiaren bringen lassen und die kostbaren Steine mit Wohlgefallen betrachtet. Auch daraus spricht nicht die Vorliebe für Kostbarkeiten, die Paul II. oder Leo X. in hohem Masse geeignet hat, Julius hatte allen Grund, die Tiaren aufmerksam zu betrachten, da sie am nächsten Tage beim Bankier Chigi versetzt werden sollten. Schätze sammelte er nicht um ihrer selbst willen, sondern aus politischen Gründen, auch hat kein Papst weder vor noch nach ihm ein solches Vermögen hinterlassen. Der Verkauf von Pfründen, das Erbe verstorbener Kirchenfürsten, Abgaben, die er den nordischen Ländern auferlegte, bildeten seine Haupteinnahmequellen, 1511 legte der Papst, wie der venezianische Gesandte seiner Signoria berichtet, etwa 200000 Dukaten zurück, die nicht angerührt werden durften, bei seinem Tode fand sich

in der Engelsburg bedeutend mehr vor. Alberto Pio da Carpi berichtet Kaiser Maximilian, der Papst habe 213000 Dukaten in bar, vier Tiaren mit kostbaren Edelsteinen und Gold- und Silbergefässe im Werte von 50000 Dukaten hinterlassen.

Einige Historiker haben betont, Julius II. habe seine Erfolge dem Glück zu danken, das ihm fast immer treu geblieben ist. Gewiss haben die Umstände die Pläne des Papstes gelegentlich begünstigt, aber der Papst hat das Glück zu lenken verstanden, durch schnelle Entschlüsse, ungewöhnliche diplomatische Erfahrung und Energie hat er die ungetreue Fortuna an seinen Wagen gefesselt. Verstand, Erfahrung und Geld — darin bestand das Geheimnis seines Erfolges.

II.

All seinen Angehörigen hat Julius II. seine Schwester Luchina vorgezogen; von ihrem ersten Manne, Gianfrancesco Franciotto aus Lucca, hatte sie zwei Söhne Galeotto und Niccolo. Als Julius Papst wurde, war Luchina in Savona, bei ihr weilte Julius' illegitime Tochter Felice. Die Signora Lucrezia, die später Bernardo de Cuppis de Montefalco geheiratet hat, hat dem Papst drei Töchter geboren. Clarissa, Julius' jüngere Tochter, hat Christoforo del Bufalo geheiratet, über Giulias Schicksal ist nichts bekannt.

Seine Liebe für die Schwester hat Julius auf ihren ältesten Sohn übertragen und ihn in seiner kirchlichen Karriere sehr gefördert, Galeotto war schon Bischof von Lucca, als der Oheim Papst wurde. Da er väterlicherseits von einer weniger berühmten Familie als mütterlicherseits abstammte, nannte sich Galeotto, wie auch sein jüngerer Bruder Niccolo, stets Rovere.

Zwei Monate nach erfolgter Wahl ernannte Julius II. einige Kardinäle, darunter war auch Galeotto, dem er die Titularkirche der Rovere in Rom, S. Pietro in Vincoli übertrug. Diese Ernennung erwies sich als günstig; Galeotto war zwar der Lieblingsnepote, dem der Papst die reichsten Pfründen zuwandte, aber der Kardinal hat seine ungeheuren Einkünfte fürs allgemeine Beste verwendet und Literaten und Künstler unterstützt, er war bald die populärste Persönlichkeit der Stadt. Galeotto hatte auch dichterische Aspirationen, er machte Sonette, die infolge der hohen Stellung ihres Verfassers in Rom in Abschriften

zirkulierten. Marco Dandolo, der französische Gesandte in Venedig, hat sich sehr anerkennend über den Kardinal geäussert und ihn „la pupilla di l'occhio di Sua Santità" genannt. Der Papst ernannte ihn zum Vizekanzler der Kurie und bestimmte ihm die Cancelleria, die unter Alexander VI. beendet war, als Wohnsitz. Galeotto war mit dem Kardinal Medici, dem späteren Leo X., sehr befreundet, da beide sich für Literatur und Kunst interessiert haben; er starb ziemlich jung, am 11. September 1508.

Weniger glücklich war die Ernennung von Clemens und Leonardo Grosso-Rovere, denen der Papst zu Beginn seiner Regierung die Kardinalswürde übertrug. Zur nächsten Umgebung des Papstes gehörte auch Rafael, Girolamo Riarios Neffe, der der Kardinal Sancti Georgii genannt wurde, da San Giorgio in Velabro seine Titularkirche war. Auch er wohnte in der Cancelleria und war eines der gebildetsten Mitglieder des heiligen Kollegiums. Als Verehrer der Kunst und der Antike versammelte er Literaten und Dichter in seinem Hause und liess in seinem Salon römische Komödien von Pomponius Laetus aufführen.

Die bedeutendste Persönlichkeit aus dem Geschlecht der Rovere weilte noch in Paris. Es war der dreizehnjährige Francesco Maria, der Sohn von Giovanni Rovere auf Sinigaglia und der Joanna Montefeltre, der Schwester des Herzogs Guidobaldo von Urbino. Das Kind wurde im elterlichen Haus von einem asketischen Mönch, Fra Grazia, erzogen, dessen strenge Anschauungen dem lebhaften Temperament des Knaben widersprachen. Der Mentor wollte den Knaben zum Heiligen machen; da ihm dies nicht gelang, impfte er ihm eine törichte Bigotterie ein, die Francesco während seines ganzen Lebens blieb. Er trug Rosenkränze und Skapuliere, hat sein Schlafzimmer mit Reliquien und Heiligenbildern vollgestopft, was aber seine Grausamkeiten und sein Verlangen nach Vendetta nicht behindert hat. Zur weiteren Ausbildung und zur Erlernung des Kriegshandwerkes schickten ihn die Eltern an den französischen Hof. Diese Schule hat sich bewährt, zum Gefährten hatte er Gaston de Foix, den Sieger der Schlacht bei Ravenna.

Für Francesco Maria hatte der Papst weitgreifende Pläne. Er liess ihn nach Rom kommen und ernannte den dreizehnjährigen Knaben zum Präfekten der Stadt. Der Papst wünschte, dass der kinderlose Guidobaldo Francesco adoptiere und zu seinem Nachfolger in Urbino bestimme. Da Julius II. keinen Widerspruch ertrug und seine Pläne schnell auszuführen pflegte, war die Sache innerhalb weniger Monate

beschlossen, trotzdem die Kardinäle dagegen waren. Guidobaldo adoptierte Francesco Maria Rovere am 10. Mai 1504.

Die erste grosse Familienzusammenkunft der Rovere fand am 11. Juni 1504 in Rom statt, selbst Luchina und Felice waren gekommen. Die grosse schlanke Felice war von strahlender Schönheit, sie galt als sehr gebildet und liebenswürdig, überall wurden ihr Mut und ihre Klugheit gerühmt. Man erzählte sich, sie habe in Rom infolge ihrer Schönheit Cesare Borgias Aufmerksamkeit erregt, sie suchte Schutz bei ihrer Tante und flüchtete nach Savona. Unterwegs sah sie, dass ihr Schiff von einer Galeere verfolgt wurde. Als sie die päpstliche Galeere erkannte, beschloss sie ins Meer zu springen, um nicht lebend in die Hände des spanischen Wüstlings zu fallen. Glücklicherweise entging ihr Schiff den Verfolgern und Felice blieb am Leben. Ihr Name war bekannt, und der Literat Giovan Filoteo Achillini, dessen Dichtung „Viridario" eine gewisse Berühmtheit hatte, stellte seinem Werk gewissermassen als Vorrede einen Gruss an Felice voran:

Dapoi che lieto avrai parlato alquanto
l'alta Felice, il cui stile appregiato
merita tanta laude, et onor tanto,
saluta, e se un „ben venga" sol ti dica,
con sua felecità sarai felice.

Zusammen mit Luchina kam auch Francesco Marias Mutter nach Rom, sie wurde die Prefetessa genannt, da, wie erwähnt, ihr Gatte unter Sixtus IV. römischer Präfekt gewesen war. Giovanna war verständig, fromm, kühn und in Regierungsgeschäften erfahren. Sie glich Caterina Sforza etwas, hatte Sinigaglia gegen Cesare verteidigt, und war in Mönchskleidern entflohen, um ihm nicht lebend in die Hände zu fallen.

Die Verwandten des Papstes wohnten in Rom nicht im Vatikan, sondern in ihren eigenen Palästen und begaben sich zu Julius zur Audienz in die Engelsburg mit einem stattlichen Gefolge von Kardinälen und Höflingen. Die Prefetessa erregte allgemeine Aufmerksamkeit durch ihre kostbaren Toiletten, und da sie eine elegante Frau war, wurden ihre Kleider jedesmal bewundert und beschrieben.

Julius II. betrachtete die gesamte Welt vom Standpunkt des Herrschers, der die Macht des Kirchenstaates um jeden Preis erweitern will. Er wollte die Baglioni aus Perugia, die Bentivoglio aus Bologna, selbst die Este aus Ferrara verjagen. Um dieses Ziel zu erreichen und die Einzel-

staaten zu bekriegen, galt es vor allem zu Hause, in Rom und in der Campagna Frieden zu halten und sich der Colonna, der Orsini und der übrigen Adelsgeschlechter zu erwehren. Dazu sollte die Familie beitragen.

Julius' erste Tat war, den jungen Niccolo Rovere, Galeottos Bruder, mit Laura Orsini, der Tochter der verwitweten Giulia Farnese, der ehemaligen Geliebten Alexanders VI., zu verheiraten. Selbst dieses Bündnis schreckte den Papst nicht, trotzdem allgemein bekannt war, dass Laura Alexanders Tochter war und dass die noch schöne Giulia sich mit den bisherigen Liebesverhältnissen nicht bescheiden würde.

Die Trauung fand im Vatikan statt, zugegen waren Donna Giulia, der Kardinal Alessandro Farnese und mehrere kirchliche Würdenträger. Die Einladungen, die Donna Giulia zu dieser Hochzeit ergehen liess, waren eigenartig genug, sie erklärte, jeder dürfe kommen, „abgesehen von Verrätern und Renegaten". Diese Form amüsierte ganz Rom; sehr bald gab die seltsame Frau neuen Anlass zu allgemeinem Gerede, unmittelbar nach der Hochzeit der Tochter heiratete sie einen neapolitanischen Edelmann, der für seine herkulische Kraft bekannt war. Sie folgte ihrem Gatten nach Neapel, aber der Südländer konnte sie auf die Dauer nicht fesseln und sie nahm ihr lockeres Leben bald wieder auf. Dem Beispiel der Mutter folgte die Tochter, sie kümmerte sich wenig um Mann und Haus und führte ein so freies Leben, dass der Literat Tebaldeo seinen Freund vor einem Verhältnis mit ihr warnte und an Baldassare Castiglione im Jahre 1515 schrieb, ein Mann, der seine Ruhe behalten wolle, möge vor Donna Laura fliehen und wenn er zufällig sein Gebet spreche, die Worte hinzufügen: „a consuetudine Laurae libera nos Domine". Tebaldeo klagte, sein Verhältnis mit ihr habe vierzehn Tage gewährt, aber diese Tage würden ihm wie schwere Jahre für immer im Gedächtnis bleiben; er beschwört Castiglione, sich von der gefährlichen Frau nicht umgarnen zu lassen.

Das nächste Opfer der päpstlichen Politik sollte die schöne Felice sein. Der Papst wollte sie mit dem Fürsten von Salerno verheiraten, aber dieser Plan kam nicht zur Ausführung. Emilia Pia aus Urbino hatte bereits 1505 prophezeit, dass dies Projekt „anderà in fume". Da der Fürst weder Stellung noch Vermögen hatte, gab Felice ihm einen Korb. Da begann man mit Giangiordano aus Bracciano, dem Haupt der Orsini, zu unterhandeln. Giangiordano war Witwer, seine erste Frau war Maria Cecilia von Aragon, die natürliche Tochter des Königs Ferdinand von Neapel. Er galt als tüchtiger Soldat, aber als Einfaltspinsel, und Fran-

cesco Maria Rovere nannte ihn, boshaft wie immer, einen vollendeten Narren. Orsini wollte zuerst nichts von der schönen Felice wissen, er betrachtete es unter seiner Würde, die Tochter eines Papstes zu ehelichen, noch dazu eines solchen, der aus einer unbekannten Krämerfamilie stammte, aber allmählich besann er sich. Wir wissen nicht genau, was ihn zu dieser Ehe bewogen hat, da der Papst seiner Tochter eine Mitgift von nur 15000 Dukaten bewilligt hat, genug, die Trauung fand am 24. Mai 1506 im Palast des Vizekanzlers, dem heutigen Palazzo Sforza-Cesarini statt. Dem Papst widerstrebte eine allzu üppige Hochzeit, um nicht die Erinnerung an Alexander VI. und Lucrezia Borgia heraufzubeschwören. Giangiordano hatte es darauf abgesehen, seine Gleichgültigkeit dem ganzen Akt gegenüber zu bekunden, er liess sich erst unmittelbar vor der Trauung rasieren und machte notdürftig Toilette; nach vollzogener Zeremonie bat er seine Freunde, die Kapelle zu verlassen und schloss sich mit Felice im Nebenzimmer ein. Man raunte sich boshafte Bemerkungen zu, glaubte, der junge Ehemann habe ganz geheime Pläne „che facessino altri secreti“, aber bald erwies sich, dass Giangiordano sich mit Felice, spanischer Sitte gemäss, sofort hatte vereinigen wollen, er bat sie, von jetzt ab Herrin über sein Haus zu sein und die Pflichten der Padrona zu übernehmen.

Als Orsini die Kapelle verliess, erklärte er, zu Fuss in seinen Palast auf dem Montegiordano gehen zu wollen, die Felice begleitenden Frauen waren damit einverstanden; aber als der junge Ehemann den Weg über Pozzo Bianco, eine verrufene, von liederlichen Frauen bewohnte Strasse nehmen wollte, protestierte die Gesellschaft entrüstet gegen diesen geschmacklos boshaften Einfall, und Orsini musste sich zu einem andern Weg bequemen. Die junge Frau begleiteten Madonna Giulia, die Schwester des Kardinals Franciotto della Rovere und noch einige Verwandte, in der Nähe des Palastes bewarf man Felice vom Fenster aus mit Konfetti. Orsini, in der Absicht, sie vor den süssen Geschossen zu schützen, wollte ihr seinen Hut aufsetzen, doch sie widersetzte sich diesem Tun.

Wer aber beschreibt die Empörung der Hochzeitsgäste, als im Palast keinerlei Vorbereitungen für den Empfang der jungen Frau getroffen waren. Kein Zimmer war in Ordnung, und das Abendbrot wie in einer gewöhnlichen Osteria hergerichtet: zwei Hammelbraten, ein halbes Lamm, ein Rehrücken und ein Kapaun für etwa zwanzig Personen. Alle Fleischgerichte wurden in einer grossen Schüssel aufgetragen und Messer fehlten gänzlich. Unter allgemeinem Gelächter begannen die



LORENZO DI VITERBO
Renaissance-Typen aus Viterbo
Fresko in Viterbo

Männer das Fleisch mit den Nägeln zu zerreissen; der Wirt kümmerte sich um gar nichts, nach spanischem Brauch liess er während des Essens einen Pagen den Hut über seinem Kopf halten, nach Tisch küsste er den Hut und bedeckte seinen Kopf.

Über Felices und Orsinis Zusammenleben sind wir kaum unterrichtet; glücklicherweise hatte sie nicht lange unter den Seltsamkeiten ihres Gatten zu leiden, da er einige Jahre nach der Hochzeit starb. Felice hatte eine Tochter Clarissa, die sie 1532 mit Guidobaldo, Francesco Maria Roveres Sohn, verheiraten wollte, aber der Herzog gab die Verbindung seines Sohnes mit der Tochter eines notorisch Verrückten nicht zu.

Felice galt als eine der anziehendsten Frauen Roms; als Isabella von Mantua sich 1514 zu ihrer Reise nach Rom anschickte, schrieb ihr einer ihrer Korrespondenten, sie würde angenehme Stunden in Felices Gesellschaft verbringen.

Unmittelber nach Felices Trauung stiftete der Papst im Juli 1508 eine dritte, für seine politischen Pläne sehr wichtige Ehe. Diesmal galt es die Colonna zu gewinnen, Julius' Absicht ist glänzend gelungen. Die Braut war Lucrezia Rovere, die Nichte des Papstes, der Bräutigam Marcantonio Colonna, von der Linie der Fürsten zu Paliano. Marcantonio war, um Cesare Borgias Nachstellungen zu entgehen, unter Alexander VI. aus Rom entflohen und ins neapolitanische Heer eingetreten. 1503 kämpfte er für das Haus von Aragon gegen Frankreich, und als Ferdinand der Katholische mit Ludwig XII. Frieden schloss, nahm Colonna mit 70 Leuten Dienste im florentinischen Heer; als jedoch Julius II. gegen Bologna rüstete, ging Marcantonio in die päpstliche Armee über und blieb ihr treu. Julius wusste seinen Mut und seine Klugheit zu schätzen und behielt ihn an seiner Seite, bis er ihm seine Nichte zur Frau gab.

Der Papst war über diese Heirat sehr froh; am 2. Januar 1508, dem Hochzeitstage, schenkte er Colonna den Palast, den er in seiner Kardinalszeit bei S. Apostoli erbaut hatte, auf dem Platz, der einst den Colonna gehört hatte, ausserdem gab er ihm Frascati zum Lehen. Es war eine sehr feierliche Trauung: die Braut trug ein weisses, mit Goldbrokat garniertes Kleid und kostbaren Schmuck. Der französische und der spanische Gesandte geleiteten sie zum Altar. Während des Karnevals wurde die Hochzeit durch Banketts und Theateraufführungen gefeiert; die jüngeren Kardinäle, wie Luigi d'Aragona, Federigo San-

severino, Franciotto della Rovere und Alidosi, der Bischof von Pavia, machten sich Julius' gute Laune zunutze und erwirkten sich die Erlaubnis, Masken während des Karnevals zu tragen.

Am 3. März fanden Volksfeste auf der Piazza di Agona statt; einige Kardinäle beteiligten sich daran, der Kardinal di Sanseverino fiel allgemein durch sein kostbares Kostüm auf. Auf einem kurzen karmoisinfarbnen Mäntelchen von deutschem Schnitt leuchteten gestickte Buchstaben, Maske, Bart und die Kopfbedeckung waren schwarz. Neben dem Pferde schritten zwei unmaskierte Reitknechte in schwarzen Röcken, scharlachnen Hosen, mit langen silbernen Ketten und Schwertern im Arm. San Pietro in Vincoli und Aragona waren als Türken verkleidet, „alla mamelucha", und der Bischof von Pavia trug eine schöne Kapuze aus blauem, golddurchwirktem Damast.

In der Familie sollte noch eine Hochzeit stattfinden, für die sich aber die Herzogin Elisabetta von Urbino mehr interessiert zu haben scheint, als der Papst. Die Herzogin, eine Gonzaga aus Mantua, versuchte seit längerer Zeit den Kardinalshut für ihren Bruder Sigismondo Gonzaga zu erwerben. Um ihr Ziel schneller zu erreichen, kam sie auf folgenden Ausweg: sie wollte durch eine Ehe zwischen Francesco Maria Rovere und der kleinen Tochter der Markgräfin Isabella den Papst mit den Gonzaga verbinden, um ihren Bruder seinem Ziele näher zu führen. Ein geschickter Hofmann, Lodovico Canossa, wurde nach Mantua geschickt, um Isabella für diesen Plan zu gewinnen. Canossa erledigte sich seines Auftrages zu allgemeiner Zufriedenheit, die Markgräfin Eleonora zählte zwar erst elf Jahre, aber da Francesco Maria 15 Jahre alt war, konnte er auf seine Verlobte getrost warten. Der Papst war einverstanden unter der Bedingung, dass Francesco Maria von den Gonzaga eine grosse Mitgift erhalte. Alles wickelte sich schnell ab, die Gonzaga verpflichteten sich, 25000 Dukaten in bar zu geben, 5000 in Kleinodien und in einer reichen Ausstattung. Dafür versprach der Papst, Sigismondo bei der nächsten Gelegenheit zum Kardinal zu ernennen.

Da es Elisabetta darum zu tun war, den Nepoten zu verheiraten, und auch der Papst nicht für langen Aufschub war, wurde die Ehe schon am 2. März 1505 durch Prokura in Rom vollzogen. Giovanni Gonzaga vertrat die Braut, und fast alle italienischen Kardinäle waren bei dem Akte zugegen. Rovere kannte seine künftige Gemahlin noch nicht, einer der Hofleute charakterisierte sie durch einen Scherz, indem er ihm emp-



Emilia Pia
Wien, Hofmuseum



Kardinal Alidosi
London, Britisches Museum

fahl, sich an seine Bücher zu halten, da sie in der Grammatik sehr beschlagen wäre.

Vier Jahre nach der römischen Trauung fuhren die Herzogin Elisabetta und Emilia Pia nach Mantua, um die junge Frau nach Urbino zu geleiten. Trotz ihrer fünfzehn Jahre war Eleonora vorsichtig und erfahren, sie bestand auf der Auszahlung ihrer Mitgift, obgleich die Mutter damals in grosser Geldverlegenheit war, da die Venezianer den Markgrafen gefangen hielten und alles auf ihr lastete. Eleonorens drängende Forderung scheint das Verhältnis zwischen Mutter und Tochter für immer verdorben zu haben. In der zweiten Dezemberhälfte 1509 brach die Gesellschaft aus Mantua auf, unter dem Schutz Alessandro Picenardis, der am Hofe der Gonzaga lebte. Der Astrologe des Kardinals Sigismondo Gonzaga hatte die Reise empfohlen, aber seine Prophezeiung stimmte nicht; der Weg war elend, der Nebel so dicht, dass kaum etwas zu unterscheiden war, dazu ein furchtbarer Regen. Aber die Gesellschaft behielt ihre gute Laune, und tanzte auf den Hauptstationen, die zum Ausruhen benützt werden sollten, bis zum grauen Morgen. Nach Modena und Bologna war der gesamte Adel der Umgebung gekommen, um die junge Herzogin zu begrüssen, und wieder wurde getanzt. Bei Forli war die Überfahrt schwierig; der Fluss war gestiegen und Picenardi fiel den reissenden Wellen beinahe zum Opfer, drei volle Tage konnte er infolge des ausgestandenen Schreckens und der Erkältung nicht zu sich kommen. Die Überfahrt der Frauen fand in Wagen statt, denen starke Ochsen vorgespannt waren; der Gefahr uneingedenk lachten die Frauen, wenn das Gefährt zu schwimmen begann. Glücklicherweise verlief alles gut bis auf ein paar nass gewordene Kleider. Aber Regen und Schmutz nahmen kein Ende, die einzige Zerstreuung auf dem langweiligen Wege war das Anhören einer Ekloge zu Ehren der Gonzaga, mit der die junge Frau in Cesena begrüsst wurde. Die Ekloge war wenig geglückt; in die Reisegesellschaft kam erst hinter Montefiore Leben, da Rovere seiner jungen Frau auf einem Maultier entgegenkam, er war von Musikanten umgeben, die aus Leibeskräften die Flöte bliesen und den Takt auf dem Tamburin schlugen. Der Herzog umarmte die junge Frau, die er zum erstenmal sah und schien mit der Wahl sehr zufrieden, da die Küsse lange währten. Vor dem Schlosse zu Urbino erwartete die Herzogin Elisabetta das junge Paar und führte Eleonora in ihre Gemächer. Francesco Maria, hastig und leidenschaftlich wie immer, wollte ihr auf dem Fusse folgen, aber Elisabetta hielt

ihn mit der Mahnung zurück, dass „er kein Türke, sondern ein Christ sei".

Übrigens währte der Aufschub nicht lange; sie fanden sich am Abend, und als sie am Morgen trotz der vorgerückten Stunde das Schlafzimmer noch immer nicht verlassen hatten, klopfte die Herzogin Elisabetta an die Tür. Francesco Maria erschien mangelhaft angezogen und bat, sie noch einen Augenblick allein zu lassen. Als Elisabetta der Nichte später scherzhafte Vorwürfe machte, ob es sich wohl schicke, sich allein mit einem Mann einzuschliessen, gab Eleonora ruhig zur Antwort: „Madonna, du selbst hast es gewollt."

Die Rovere lebten in einer mustergültigen kinderreichen Ehe. Eleonora hatte nicht wie ihre Mutter und Tante ausgesprochenes Interesse für Literatur und Kunst, noch war es ihr darum zu tun, bedeutende Menschen an ihrem Hof zu versammeln, dafür war sie eine ausgezeichnete Hausfrau und verstand sich in den schwierigsten Verhältnissen zu helfen. Sie hatte nur eine Schwäche für kostbare Gewänder und brachte ihre Schönheit gern zur Geltung. Eine Gelegenheit dazu bot sich kaum ein Jahr nach ihrer Ankunft in Urbino. Der Papst wollte, dass diese Ehe, die ohne laute Hochzeit gefeiert worden war, noch einmal festlich in Rom begangen werde. Er lud daher das junge Ehepaar zum Karneval 1510 nach Rom ein, bei diesem Anlass kam die zahlreiche Familie in Rom zusammen. Der Papst war infolge des Sieges über Venedig und der der Republik diktierten Friedensbedingungen in glänzender Laune.

Der Herzog und die Herzogin von Urbino kamen mit zahlreichem Gefolge nach Rom. In ihrer Umgebung befand sich auch Rafael Hermenz, dem wir die Beschreibung der römischen Feste verdanken. Auch die Herzogin Elisabetta war aus Urbino gekommen, und der Papst empfahl den Kardinälen Aragona und Narbonne, sich angelegentlichst um die Gäste zu kümmern. Die Würdenträger haben diese Aufgabe gewissenhaft erfüllt; jeden Abend wurde getanzt, es wurden Konzerte, Wettläufe, Moresken veranstaltet, selbst die älteren Kardinäle und die ältesten römischen Adeligen tanzten eifrig. Der Papst wollte den Empfang so festlich wie möglich gestalten; lebhaft wie immer, wollte er überall dabei sein und alles sehen, er wäre sicherlich sogar in die Küche gegangen, um die Köche auszuschelten, wenn er nicht auf den Zeremonienmeister Paris de Grassi hätte Rücksicht nehmen müssen.

Auch die Älteste der Familie, die Prefetessa, war zur Feier nach Rom

gekommen, zur grossen Unzufriedenheit der Frauen, da Giulianos Witwe die urbinatische Elisabetta nicht liebte und die ruhige Herzogin diese Empfindungen teilte. Die beiden Frauen waren zu verschieden, um sich zu verstehen, sie waren „due cose incompatibile", die ehrgeizige Prefetessa wollte überall die Erste sein und konnte es nicht verschmerzen, dass Urbino grösser als Sinigaglia war.

Am Gründonnerstag begab sich die ganze Gesellschaft, von etwa fünfhundert Berittenen begleitet, auf die Piazza Agona, wo Julius zu Ehren der Sieg der päpstlichen Truppen über die Venezianer dargestellt werden sollte. Die Frauen konnten das Schauspiel ausgezeichnet aus dem Hause des Kardinals Adrian geniessen; Freitag und Sonnabend war Empfang bei den Kardinälen, am Sonntag machte man einen Ausflug nach dem Monte Testaccio, wo Stierkämpfe und Volksbelustigungen stattfanden. Beim Festessen am Abend im Vatikan erschienen die Frauen in prachtvollen Toiletten. Die junge Herzogin Eleonora liess sich von einem römischen Künstler ein schwarzes Samtkleid zeichnen, mit Ornamenten aus gehämmertem Gold versehen. Die Entwürfe waren grossartig, und die Herzogin opferte 900 Dukaten ihrer Mitgift für diese Garnierung. Unglücklicherweise hatte der Goldschmied nicht Zeit genug, um die Ornamente ganz nach der Vorschrift des Künstlers auszuführen, und die erwartete Wirkung des Kleides blieb aus.

Auf der Estrade stand der Tisch des Papstes, etwas tiefer zwei Tische für acht Kardinäle und die päpstliche Familie. Hier sassen die Herzogin-Witwe von Urbino, die junge Herzogin von Urbino, die Prefetessa, Madonna Laura, Giangiordano Orsini und seine Frau, Signor Niccolo Rovere und Marcantonio Colonna. Für die übrigen Gäste war im Nebenraum gedeckt. Julius II. hatte die Gewohnheit beibehalten, in grösseren Gesellschaften allein zu essen, es war ihm bequemer, da er bei Tisch nicht gern sprach und die Gäste schweigend zu beobachten pflegte, ausserdem ass und trank er so viel, dass er vorzog, weniger Zeugen dabei zu haben. Grossino berichtet der Markgräfin nach Mantua „è una terribile cosa, come manza sua Santita" und Lodovico Domenici erzählt in seinen „Fazetien" folgendes Histörchen: auf der Messe von Bolsena hat sich Julius II. von Raffael kniend malen lassen, auf der Vertreibung Heliodors wird er in der Sänfte hineingetragen. Auf diesem zweiten Fresko hat der Papst ein sehr viel röteres Gesicht als auf dem ersten. Man nahm daran Anstoss. Der bei dem Gespräch anwesende Marcantonio Colonna erklärte, Raffael habe

ganz recht gehabt, da er Julius auf dem ersten Bild nüchtern, auf dem zweiten vom Essen kommend dargestellt habe.

Nach Tisch wurde eine lateinische Komödie und zwei italienische Liebeseklogen aufgeführt; niemand nahm daran Anstoss. Der Papst wohnte Theateraufführungen gern bei.

Damit waren die festlichen Veranstaltungen für die Familie des Papstes noch nicht erschöpft. Für den Montag war wieder eine grosse Gesellschaft zu einem Büffelwettrennen in den Vatikan eingeladen, dann wurde in einem der Salons der ehemaligen Wohnung des Papstes Innocenz getanzt. Der Ball war nicht vorgesehen, aber Julius II., neugierig, seine Kusinen tanzen zu sehen, liess Pifferari kommen und forderte die Damen auf, ihre Künste zu zeigen. Der jungen Herzogin von Urbino schenkte der Papst zur Erinnerung an ihren Aufenthalt in Rom eine lange goldne Kette im Wert von etwa 400 Dukaten, die sie nach französischer Art als Gürtel benützen konnte. Am Abend gab es einen Empfang beim Kardinal Sanseverino, wieder wurden eine italienische und eine lateinische Komödie aufgeführt. Die Aufführung der letzteren dauerte allein vier Stunden. Beide behandelten Liebesgeschichten „ambe amorose" waren aber so langweilig, dass der Herzog Francesco Maria mit seiner Gattin aufbrach. Nur die Duchessa Elisabetta hielt es mit ihren Donzellen bis zum Schluss der Aufführung aus.

Am letzten Dienstag fand man sich wieder im Belvedere zusammen, wo Stierkämpfe und Wettrennen orientalischer Pferde, der sogenannten Barbaresken, stattfanden. In den Pausen zwischen den Stierkämpfen traten Komiker, etwa in der Art heutiger Clowns, auf und fanden ausserordentlichen Beifall. Auch ein seltsam angezogener Schauspieler erschien mit einem Schwert in der Rechten, den linken Arm hatte er wie ein Espada mit dem Mantel umwickelt und begann den Kampf mit einem nicht vorhandenen Stier zu markieren. Er warf sich auf den unsichtbaren Feind und entfloh in wilden Sätzen; diese Vorführung löste nicht endenwollenden Beifall aus. Auch das Wettrennen erregte lebhaftestes Interesse, das Pferd der Markgräfin von Mantua hatte gesiegt und bekam den Preis, das Palio. Das gesamte Publikum rief unablässig „Mantua! Mantua! Turcho! Turcho!" namentlich als es merkte, dass diese Anerkennung die junge Herzogin freute. Auch der Papst war über diesen Sieg, den er prophezeit hatte, sehr froh.

Am Abend versammelte sich die Gesellschaft beim Bankier Chigi, vor Tisch wurde eine amüsante Liebeskomödie aufgeführt und zum Ab-

schied eine schöne Ekloge in klassischem Stil vorgetragen. Am Aschermittwoch blieben die Damen zu Haus, am Donnerstag gingen sie „a le stazione", die gewissermassen eine Fortsetzung des Karnevals waren.

Von Kirche zu Kirche wälzten sich Volksmengen, darunter die Damen der Gesellschaft, die gleichfalls an diesem „Gottesdienst" teilnahmen. Die männliche Jugend bildete vor den Kirchenportalen Posto, begutachtete die eintretenden Schönen und suchte nach einer Gelegenheit, um ein Verhältnis anzuknüpfen. Dieser Stationsweg hatte einen ziemlich zweideutigen Anstrich und dieser Missbrauch kirchlicher Sitten, dieses Verquicken von Religion und Abenteuer hat bei den nordischen Fremden viel böses Blut gemacht. Castiglione erzählt, als Messer Jeronimo Donato in Rom mit mehreren Gefährten den Stationsweg zurücklegte und sich plötzlich von schönen Frauen umgeben sah, wandte sich einer der Jünglinge an ihn und sprach in Hexameterform, Rom habe soviel Dirnen wie der Himmel Sterne:

Quod coelum stellas, tot habet tua Roma puellas.

Donato gab darauf ebenso schnell zur Antwort:

Pascua quotque haedos, tot habet tua Roma cinaedos.

Ebensoviel Schandbuben in deinem Rom, wie Böcke auf der Wiese.

Häufig erwähnen die zeitgenössischen Schriftsteller die „Stationen" und Predigten, die mehr dem Amüsement, als der Erbauung gedient haben. Aretino hielt die Stationen für eine Verlängerung des Karnevals und fand Rom nach der Belagerung von 1527 verödet, es gäbe nichts mehr, weder Karneval, noch Stationen, noch Ausflüge in die Weinberge, oder irgendein anderes Vergnügen. Als Filippo Strozzi 1514 in Rom war, hat er bitter geklagt, Alfonsina Strozzi zwinge ihn, jeden Morgen mit den Frauen den langweiligen Stationsweg zu gehen, und quäle ihn mit Predigt, Beichte und Ablass. Er bat Gott, ihn mit Geduld zu wappnen, damit er diesem Weib mit heiler Haut und gesunden Sinnen entgehe.

III.

Julius II. beschloss im Jahre 1506, drei Jahre, nachdem er den päpstlichen Thron bestiegen hatte, Perugia und Bologna für den Kirchenstaat zurückzugewinnen. Beide Städte hatten früher zur Kurie gehört und unterstanden jetzt dem tyrannischen Regiment der Baglioni und Bentivoglio. Das Unternehmen war tollkühn, der Papst hatte ein kleines

Heer und konnte nicht auf Bundesgenossen rechnen. Aber Julius, der die Phantasie des Südländers mit der Ausdauer des Nordländers vereinigte, glaubte an sich selbst und fürchtete nichts auf der Welt.

Am 26. August ging er vor Sonnenaufgang in die Nikolauskapelle und las nach dem Gebet leise aber inbrünstig das Antiphonium: „In viam pacis". Da er in den Krieg zog, musste das Wort „Pax" an jenem Tage einen seltsamen Klang in seinem Munde haben, aber da er das Ziel seiner Sehnsucht weit gespannt hatte, mag er an den Frieden der Zukunft gedacht haben.

Nach beendetem Gebet nahmen die Priester den Sakramentschrein vom Altar, zündeten sechs Fackeln an und brachten ihn dem Papst, Julius und die Kardinäle ritten zum Tor „Beatae Mariae del Popolo", dort trennten sie sich, einige Kardinäle kehrten in die Stadt zurück, neun, darunter Franciotto della Rovere und Grimani, zogen in den Krieg.

Der Anführer im päpstlichen Chorhemd hatte eine Armee von nur dreitausend Bewaffneten, dafür ein um so zahlreicheres Gefolge: vier Referendare, ein Auditor Rotae, ein ganzes Heer von Protonotaren, Abbreviatoren, Advokaten, Subdiakonen, Klerikern, zwei Zeremonienmeister, einige Ärzte, selbst die päpstliche Kapelle und der Sängerchor fehlten nicht. Natürlich zog auch der päpstliche Barbier mit; Maultiere trugen die gesamte kirchliche Garderobe des Papstes, nur die Trauergewänder hatte man in Rom vergessen, was man als gutes Zeichen auffasste. Die Kardinäle und die übrigen Kirchenfürsten hatten ein zahlreiches Gefolge; dieser Kriegszug hätte nie einem ihm auflauernden Feinde Widerstand zu leisten vermocht. Des Zeremonienmeisters Paris de Grassi harrte eine schwere Aufgabe; er musste ausserordentlich detaillierte Vorschriften für den Papst und die Geistlichkeit ausarbeiten, bestimmen, welche Zeremonien es beim Einzug in Städte, Kirchen und Schlösser zu befolgen galt. Später beklagte er sich, der Papst habe häufig seine durch vielhundertjährige Praxis geheiligten Anordnungen nicht eingehalten.

Die Armee zog über Nepi und Cività Castellana nach Viterbo, der Papst folgte der Gebirgskette, da er die Malaria in der Ebene fürchtete. Es gab allerlei Verzögerungen und Aufschub: Empfänge in den Städten, Schlüsselübergaben an den Papst, Gottesdienste in den Kirchen, Absingen von „Te Deum laudamus", das Segnen des Volkes, Ansprachen weissgekleideter Knaben und Mädchen mit Ölzweigen in den Händen. In Cività Castellana hatte der Papst einen zweitägigen Auf-

enthalt, es war der Feiertag decollationis sancti Joannis und der Festtag des hl. Augustin. Diese Verzögerungen sollten durch frühes Aufstehen und schnelles Fahren eingeholt werden, und da der Bischof, der das heilige Sakrament in Aufbewahrung hatte, den Papst nicht einholen konnte, schickte er ihn voraus, um den „Leib des Herrn“ nicht hinter sich zu lassen. Der Papst legte auf diesen Bergwegen eine solche Eile an den Tag, dass die Diener, die neben den Pferden schritten, ihm nicht zu folgen vermochten; mehrere starben unterwegs.

Vor Viterbo kamen gute Nachrichten: der Markgraf von Mantua meldete, er würde sich mit hundertundfünfzig Reitern an der Expedition beteiligen, und Florenz und der König von Frankreich versprachen Hilfstruppen. In Viterbo zog der Papst um zwei Uhr nachts bei Fackelschein ein, das Volk strömte ihm entgegen, um den Statthalter Christi zu sehen und seinen Segen zu empfangen. Über dem Papst trug man einen blauen, über dem Sakramentsschrein einen prächtigen weissen Baldachin, auf dem Marktplatz wurde eine künstliche Eiche, das Wappen der Rovere, aufgestellt, darauf sassen Knaben mit Engelsflügeln, an ihrer Spitze war Orpheus, sie sangen lateinische Lieder zu Ehren des berühmten Gastes.

Der Herzog von Urbino schloss sich dem Zuge in Viterbo an. Auf dem Wege nach Perugia machte Julius am Trasimenischen See halt, das auf der Insel gelegene Franziskanerkloster besuchte er im Kahn und bekam viel Fische geschenkt; die Gabe war sehr willkommen, da die Lebensmittel knapp wurden.

Julius begünstigte der Erfolg. Der Tyrann von Perugia, Gian Paolo Baglione, erschrak vor der päpstlichen Energie; das Volk, das er aufs grausamste gequält hatte, dachte nicht an Widerstand, er ergab sich dem Papst ohne Schwertstreich und bot ihm sogar an, ihm hundertundfünfzig Berittene zur Eroberung Bolognas zu stellen. Dieser Erfolg berauschte den alten Papst; mit seinem Adlerblick übersah er das umbrische Tal, den Trasimenischen See und träumte einen kühnen Traum: wenn er Frieden in Italien geschaffen und dem Kirchenstaat all jene Länder zurückerobert hätte, die ihm von Rechts wegen gebührten, würde er an der Spitze einer grossen Armee nach Konstantinopel ziehen, die Türken bekriegen und Jerusalem den Ungläubigen entreissen. Und da bei ihm dem Gedanken die Tat so schnell zu folgen pflegte, wie der Donner dem Blitz, befahl er dem berühmten Prediger Egidius aus Viterbo, einen neuen Kreuzzug von der Kanzel in Perugia zu predigen.

Julius' Geist wirkte zündend, ganz Perugia träumte von der Eroberung Jerusalems. Aber um seiner Zukunftspläne willen vergass der Papst das Nächstliegende nicht, nach achttägigem Aufenthalt in der neuereroberten Stadt ging er in beschleunigtem Tempo nach Bologna. Er nahm den Weg übers Gebirge, um den von den Venezianern okkupierten Gegenden zu entgehen. Es regnete ohne Unterlass und die Wege waren kaum gangbar. Der 64jährige Papst kletterte zu Fuss oder zu Pferde an Abhängen entlang, trotzdem körperliche Schmerzen ihm fast den Atem benahmen. Zehnmal mussten sie über den aus dem Ufer getretenen Fluss setzen, durchnässt, ausgehungert zitierte er den verzweifelten Kardinälen der Situation angemessene Verse aus Vergil und ging weiter. In der Ebene erwarteten ihn günstige Nachrichten; der König von Frankreich hatte Hilfstruppen geschickt und Bentivoglio, überzeugt, Bologna nicht halten zu können, war mit seiner Familie nach Mantua geflohen. Der Papst nahm Bologna ohne Schwertstreich ein, obgleich ihm die Astrologen und einige Mathematiker abgeraten hatten, in die Stadt einzuziehen, in der ihm Verrat drohe. Julius achtete die Warnungen der Gelehrten gering und sagte nur „in nomine Domini procedamus et ingrediamur". In der Stadt war alles ruhig, er bezog den Palast der Bentivoglio und führte eine gerechte Regierung ein. Damit das Volk des eisernen Papstes nicht vergesse, beschloss er, seine Statue über dem Portal von San Petronio anbringen zu lassen. Er liess zu diesem Zweck Michelangelo aus Florenz kommen; der grosse Künstler hatte im Unmut Rom verlassen, „das von seinem Schweiss lebt und seine Haut verhandelt" und wollte am liebsten in die Türkei gehen. Trotz der vorhergegangenen Missverständnisse kam Michelangelo zu Julius grosser Freude nach Bologna und ging sofort an die Arbeit.

Am 22. Februar 1507 ging Julius II. nach Rom zurück, nachdem er einen Legaten ernannt hatte, der Bologna fast als Vizekönig beherrschen sollte. Der Legat war Kardinal Antonio Ferreri, ein vollkommen unfähiger Mensch, der die Bevölkerung masslos reizte und dem Apostolischen Stuhle nur entfremdete. Die Zustände verschlimmerten sich, als der Kardinal Alidosi, der Günstling des Papstes, Ferreris Nachfolger wurde, er war grausam und habgierig und man fand ihn schlimmer als die Bentivoglio.

Alidosi, der Nachkomme eines Tyrannengeschlechtes aus Imola, war noch unter Sixtus IV. nach Rom gekommen; er war ein sehr schöner Mann mit frischen Farben und grossen körperlichen Vorzügen, wie

Giovio meldet; bei Julius II., der damals noch Kardinal war, war er so gut angeschrieben, dass man ihn den Ganymed des Kardinals nannte. Es hiess später, er habe sich von den Borgia nicht erkaufen lassen, als sie ihn bewegen wollten, Rovere zu vergiften; dies hat naturgemäss das Verhältnis zwischen ihm und dem Kardinal noch herzlicher gestaltet. Als Julius Papst wurde, nahm er sich Alidosis an wie eines Nepoten, ernannte ihn 1504 zum Bischof von Milet, das Jahr darauf zum Bischof von Pavia und einige Monate später zum Kardinal. 1506 anvertraute er ihm den wichtigen Posten eines Legaten des päpstlichen Patrimoniums, im nächsten Jahr ernannte er ihn zum Legaten der Romagna, 1510 zum Erzbischof von Bologna. Alidosi brachte es als Protektor von Dichtern und Künstlern zu einer gewissen Popularität in Rom, aber er war, wie Bembo betont, ein schamloser, sittenloser Mensch, dem nichts heilig war. In Bologna an der Spitze der Regierung verfolgte er die Bürger, die er verdächtigte, den Bentivoglio treu geblieben zu sein, aufs grausamste, sie mussten sich durch Unsummen freikaufen; vier Senatoren und mehrere Bürgerliche verurteilte er ohne weiteres zum Tode. Innerhalb kurzer Zeit hatte er sich den Ruf des blutgierigsten Kardinals der Renaissance erworben.

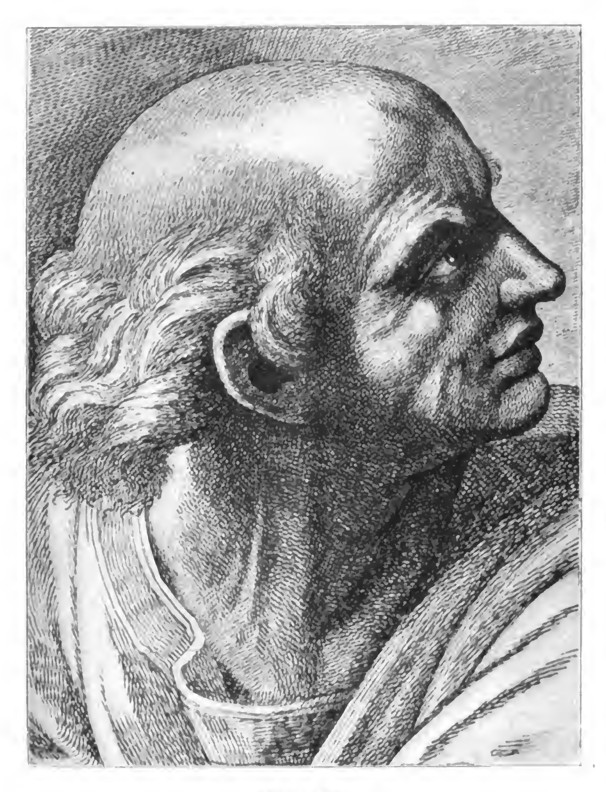
Die Ehren, mit denen Julius II. ihn überhäufte, genügten seinen Ansprüchen noch nicht; er wollte, dass der Papst ihm, dem Nachkommen der Tyrannen von Imola, diese Stadt als Lehen übertrage. Da Julius diesen Wunsch nicht erfüllt hat, scheint Alidosi im geheimen ein Bündnis mit den Bentivoglio und den Franzosen geschlossen zu haben, um mit ihrer Hilfe zu erreichen, was ihm der Papst versagte. Infolge der Grausamkeit des Legaten hatte sich die gesamte Bevölkerung von Bologna von der römischen Kurie abgewandt. Sie suchte Schutz bei ihren früheren Tyrannen, die der veränderliche Ludwig XII. jetzt unterstützte. Ludwig, der Julius II. hasste, hatte weitgreifende Pläne, er wollte mit seinem Heer Rom besetzen, Julius entthronen und einen ihm genehmen Papst wählen.

Julius beschloss, den Franzosen zuvorzukommen und Ferrara zu erobern, da ihm die Este, als Bundesgenossen Ludwigs, am gefährlichsten erschienen. Trotz seiner geschwächten Gesundheit brach er am 1. September 1510 an der Spitze eines kleinen Trupps über Viterbo, Orvieto, Assisi, Foligno nach Ancona auf. In Loreto zelebrierte er eine Messe, da er ein besonderes Anliegen an die dortige Madonna hatte. Zu Schiff ging er von Ancona nach Rimini und nahm den Landweg über Cesena

nach Bologna. Es regnete unablässig, der Himmel schien all seine Schleusen geöffnet zu haben, um die päpstliche Armee zu ersäufen, und den Bewohnern der kleinen Ortschaften, durch die der Papst und sein Heer zogen, lag es ganz fern, das Haupt der Kirche mit Freudenrufen zu begrüssen, sie brachen vielmehr beim Anblick der seltsamen, durchnässten, kotbespritzten Kavalkade, die einer kriegerischen Expedition so unähnlich sah, in lautes Gelächter aus. Der erschöpfte Papst machte in Bologna halt, an Stelle eines freudigen Empfanges fand er eine über das tyrannische Regiment des Kardinals Alidosi empörte Stadt.

Julius erwarteten unangenehme Überraschungen. Der Herzog von Urbino, der die kirchliche Armee befehligte, schickte dem Papst am 7. Oktober den Kardinal Alidosi in Ketten, unter der Eskorte von 150 Reitern. Alidosi war des Verbrechens überführt, mit dem König von Frankreich und dem Herzog von Ferrara gegen Rom konspiriert zu haben. Der Anführer der Eskorte brachte Briefe, die die Schuld des Gefangenen bewiesen; vor Bolognas Mauern schickte er die Soldaten ins Lager zurück, löste dem Gefangenen die Fesseln und brachte ihn, wohl um unnützes Aufsehen zu vermeiden, unter dem Schutz von nur zwölf Bogenschützen vor den Papst. Der Kardinal war gegen die Soldaten grossmütig und schenkte jedem von ihnen drei Dukaten, da sie ihn gut behandelt hatten.

Alidosi verstand sich so geschickt vor dem Papst zu rechtfertigen, dass sich Julius' Zorn gegen den Herzog von Urbino wandte, er erklärte, er wolle selbst herrschen und niemand als Herrn über sich erkennen wie Alexander VI., der sich Cesare Borgia gefügt hat. Er gab dem Kardinal seine Freiheit wieder; in der Stadt wusste man nicht, was man über diesen Zwischenfall denken sollte, unmittelbar nachdem sich die Nachricht von Alidosis Gefangennahme verbreitet hatte, sah man ihn als Herrscher, von Höflingen umgeben, den päpstlichen Palast verlassen. Ja noch mehr, der Papst ernannte ihn, um jeden Verdacht zu zerstreuen, am nächsten Tag zum Erzbischof von Bologna. Aber schon die nächsten Tage mussten den Papst in seinem Glauben an Alidosi wankend machen; bei der Nachricht, dass die französische Armee sich Bologna nähere, anvertraute er ihm die Verteidigung der Stadt nicht, sondern ernannte den Erzbischof von Reggio und den jungen Kardinal Lodovico d'Aragona, Ferdinand I. Neffen, zu Befehlshabern. Die Bevölkerung nahm die Nachricht von Alidosis Sturz mit Jubel auf, sie rüstete mit Eifer zum Kampf, und nach einigen Tagen hatte Bologna eine Armee von 15000



BRAMANTE
Abgebildet in Collezione de' ritratti raccolti da G. M. Cassini
Roma 1808

Fusssoldaten und 1000 Reitern. Die Menge zog am päpstlichen Palast vorüber und rief den Namen Rovere.

In diesen kritischen Augenblicken erkrankte Julius schwer am Fieber, und die Astrologen prophezeiten seinen Tod. Die in Bologna versammelten Kardinäle begannen schon zu beraten, wen sie als Kandidaten für die päpstliche Tiara aufstellen sollten. Besonders in der Nacht vom 9. auf den 10. Oktober verschlimmerte sich der Zustand des Papstes; er lag im Fieber, konnte nicht schlafen, wälzte sich im Bette hin und her, schrie, er müsse sterben, wenn er aber am Leben bliebe, würde er sich vergiften, um den Franzosen nicht lebendig in die Hände zu fallen. So schnell wie die Krankheit gekommen war, verschwand sie auch, am Morgen des 20. Oktober war das Fieber gewichen und sofort hatte Julius die ihm eigene Energie wiedergefunden. Als er erfuhr, dass sein Name in aller Munde sei, liess er sich auf den Balkon hinaustragen und segnete die Menge, dann kreuzte er die Arme über der Brust, als wenn er alle liebevoll an sein Herz drücken wolle; um wenigstens für den Augenblick den fatalen Eindruck zu verwischen, den die Regierung der Legaten gemacht hatte, machte er der Stadt einige günstige Zugeständnisse.

Infolge der Unfähigkeit und Langsamkeit des französischen Anführers Chaumont gelang es, die venezianische Armee mit der päpstlichen zu vereinigen, und Julius, der über ein stattliches Heer verfügte, sprach von nichts anderem als von der Eroberung Ferraras. Der strategische Schlüssel zum Reich der Este war Mirandola, das der Herzog Francesco Maria belagerte, aber er war dem ungeduldigen Papst zu langsam, Julius schäumte vor Wut, dass „dieser Taugenichts mit 20000 Mann dieses stinkende Nest nicht erobern könne, während er an ihrer Spitze nicht nur Mirandola, sondern auch Ferrara einnehmen würde". Julius beschloss, die Belagerung selbst zu übernehmen und an der Spitze von 50 Berittenen nach Mirandola zu gehen. Die Kardinäle und die gesamte Umgebung des Papstes versuchten diese Expedition zu hintertreiben, da der Papst leidend war und ein harter Winter drohte. Aber er liess sich nicht zurückhalten, „mit unerhörter Furie" rückte er am 2. Januar 1511, von drei Kardinälen und dem Baumeister Bramante begleitet, aus. Da die Wege sehr schlecht waren, liess Julius einem gewöhnlichen zweirädrigen Karren vier Ochsen vorspannen und verliess in diesem Aufzug Bologna zur grossen Freude der Passanten. Er sah wie ein Bär aus, seit seiner letzten Krankheit hatte er seinen Bart stehen lassen, da er

keinen Barbier an sich herankommen lassen wollte, ehe er die Franzosen aus Italien verjagt hätte. Er trug einen hochgeschlossenen Mantel mit dicker Kapuze und eine seltsame wollene Mütze, die auch den Hals vor Kälte schützte, wie einen Helm auf dem Kopf. Am 5. Januar war er in Mirandola. Bei furchtbarem Schneegestöber sanken die Pferde ein, aber Julius achtete weder der Kälte noch der Schneeverwehungen; „natura terribile", fügt Sanuto hinzu. „Eine übermenschliche Natur," heisst es bei einem andern Venezianer. „Der Papst scheint trotz des Frostes und der Schneeverwehungen gesund zu sein und nicht zu leiden."

Julius II. wohnte in der Küche des Klosters S. Giustino, die Kardinäle Cornaro und Aragona in dem nicht ganz fertig gewordenen Stallgebäude. Am 7. Januar drang eine feindliche Kugel durch das Dach in die päpstliche Wohnung, verwundete zwei Soldaten und weckte Julius auf. Nach dem Kriege liess der Papst diese Kugel in Santa Casa zu Loreto niederlegen, sie wird dort bis auf den heutigen Tag gezeigt. Die Umgebung überredete den Papst, aus diesem gefährlichen Kloster in das Haus des Kardinals Isvalies überzusiedeln, das weniger exponiert war, aber der eigensinnige Julius bezog seine Küche wieder nach wenigen Tagen und wütete gegen die Anführer, da die Belagerung sich in die Länge zog. Am 20. Januar ergab sich Mirandola endlich; den Papst verzehrte eine solche Ungeduld, in die Stadt einzuziehen, dass er es nicht abwarten konnte, bis das verbarrikadierte Tor S. Antonio geöffnet wurde, sondern mit Not und Mühe mittels einer Leiter Mirandola betrat.

Am 24. Januar hielt Julius eine Truppenrevue ab; er ging von Pferd zu Pferd, schalt alle Soldaten aus, deren Equipierung er nicht ganz in Ordnung fand und wollte ausrücken, um Ferrara zu erobern. Zu diesem Zweck begab er sich nach Ravenna, um von Süden her in das Reich der Este einzudringen; aber die Franzosen, die einen neuen Anführer, den berühmten Trivulzio hatten, marschierten direkt auf Bologna und zwangen den Papst, den Feldzug nach Ferrara aufzugeben. Julius blieb aus Angst, in die Hände der Feinde zu fallen, in Ravenna, unterdessen hatte sich Bolognas Schicksal entschieden, da die Armee des Herzogs von Urbino unter Hinterlassung des gesamten Lagers geflüchtet war. Trivulzio setzte am 25. Mai die Bentivoglio wieder als Herren der Stadt ein und das Volk zertrümmerte Michelangelos kürzlich aufgestellte Statue von Julius II., um für Alidosis Regiment Rache zu nehmen. Alfonso von Ferrara hat das Metall erworben, um daraus

eine Kanone zu giessen. Der Papst geriet in masslosen Zorn, als er dies erfuhr, besonders da die Trümmer des Standbildes am Tage aus Bologna entfernt wurden und der Pöbel, den zerschlagenen Papst verspottend, dem Wagen folgte. Alfonso versuchte sich zu rechtfertigen, die Markgräfin Isabella, seine Schwester, und ihr Gatte sollten vermitteln, um den Papst zu besänftigen. Der Markgraf suchte den Kardinal Medici auf und bat ihn, dem Papst den tatsächlichen Hergang zu erzählen. Alfonso hatte altes Metall aufgekauft und es auf einen von acht Ochsen gezogenen Wagen aufladen lassen; als die Strassenjugend von Bologna die zertrümmerte Statue und die Ochsen sah, verfolgte sie, ihrer Gewohnheit gemäss, den Wagen schreiend; der Herzog liess den Mob mit dem Stock verjagen und das Metall im Kastell zu Ferrara deponieren, nicht aber umschmelzen.

Bolognas Verlust war ein schwerer Schlag für den Papst, die schönste Frucht seiner Kämpfe und Mühen war dahin; die Hauptschuld mass er dem Herzog Francesco Maria und seiner unfähigen Kriegsführung bei. Er drohte ihn dem Henker zu übergeben.

Julius' Wutausbrüche verrauchten schnell; als der Herzog unvermutet nach Ravenna kam, um sich zu rechtfertigen, empfing der Papst den Nepoten mit den schwersten Vorwürfen, aber von Gefängnis war keine Rede. Francesco Maria erfuhr, dass Alidosis Freunde schon beim Papst gewesen waren, um den Kardinal rein zu waschen und dem Herzog die ganze Schuld an der Niederlage beizumessen.

Unglücklicherweise begegnete der Herzog dem Kardinal Alidosi im Augenblick, da er, empört über den Intriganten, der ihn stets bei Julius II. angeschwärzt hatte, den Palast verliess. Der falsche Prälat zog den Hut und begrüsste den Herzog mit liebenswürdigem Lächeln. Rovere sprang ausser sich vor Wut vom Pferd, packte das Maultier des Kardinals am Zügel, zog sein Schwert und versetzte dem Kardinal mit dem Ruf, „da hab' ich dich endlich, Verräter", acht Wunden. Der Kardinal erlag den Wunden und soll noch vor seinem Tode gesagt haben: „Ein gerechter Lohn für meine Sünden." Niemand aus der Umgebung des Kardinals versuchte ihn zu schützen; als man später Guido Vaini, der mit Alidosi verwandt und der Anführer der Bogenschützen war, fragte, weshalb er dem Kardinal nicht zu Hilfe geeilt sei, gab er zur Antwort, er hätte Angst gehabt, sich dem Papst zu widersetzen, da er der Annahme war, der Herzog habe Alidosi in Julius' Auftrag getötet.

Paris de Grassi, der damals in Bologna war, berichtet, bei der Nach-

richt von der Ermordung des Kardinals sei die Freude so gross gewesen, dass laut gerufen wurde: „Gott segne den Herzog!“ Auch die Kardinäle und Prälaten machten aus ihrer Freude kein Hehl, nur der Papst war in Verzweiflung und verliess Ravenna zwei Stunden nach dem Mord. Die Sänftenträger, die ihn nach Rimini brachten, erzählten, er habe unterwegs geweint und die nächste Station zum Nachtquartier gewählt, damit man seine Tränen nicht sehe. Grassi beschliesst seinen Bericht über den Mord mit der Bemerkung, alle seien voll Dankbarkeit gegen Gott, dass Alidosi nicht mehr am Leben sei. Paolo Giovio pries in einem Gedicht die Tapferkeit des Herzogs Francesco Maria.

Nach dem Mord flüchtete der Herzog nach Urbino, der Papst liess ihm in Rom einen Prozess machen. Aber aus den Nachforschungen ergab sich, schuldig sei der Ermordete und nicht der Mörder gewesen. Der Prokurator bewies, Alidosi habe noch zu Julius II. Lebzeiten nach der Tiara gestrebt, mit Hilfe der Feinde des Papstes versucht, sich Imolas zu bemächtigen, bedeutende Summen veruntreut, während des Krieges mit Ferrara und der Einnahme Bolognas durch die Bentivoglio Verrat gesponnen und ein Attentat auf Francesco Marias Leben versucht. Ausserdem entwarf der Prokurator ein ausserordentlich schwarzes Bild von Alidosis Sitten, warf ihm Hinterlist und Ungläubigkeit vor und hob viele hässliche Einzelzüge heraus. Der Prozess klang in eine Verherrlichung des Herzogs von Urbino aus, er wurde freigesprochen und der Papst schenkte ihm auch noch 12000 Skudi.

Trotzdem übertrug der Papst Francesco Maria das Kommando über das päpstliche Heer im Kampf gegen die Franzosen und Ferrara nicht wieder, da er ihn, und wie es scheint, nicht mit Unrecht, französischer Sympathien bezichtigte. Der Herzog hasste die Spanier, die danach trachteten, ihm Urbino zu nehmen.

In der Schlacht bei Ravenna focht der Herzog nicht mit; die Franzosen und der Herzog von Ferrara hatten gesiegt, aber dieser Sieg glich einer Niederlage, da Gaston de Foix, von dem man gesagt hat, er habe wie ein Blitz in Italien eingeschlagen, auf dem Schlachtfelde geblieben war. Das Heer, das er angeführt hatte, geriet in die grösste Verwirrung.

Als sich in Rom die Nachricht verbreitete, die heilige Liga sei geschlagen, entstand eine unbeschreibliche Verzweiflung; man sah die Franzozen schon in Rom, aber als man erfuhr, dass ihr Sieg infolge von Gastons Tod einer Niederlage glich, beruhigte man sich, besonders da der Papst zu einem neuen Zug gegen die Franzosen rüstete und Unter-

handlungen mit dem Kaiser, mit England und der Schweiz angeknüpft hatte. Der erste Überbringer der Unglücksbotschaft kam am 14. April nach Rom; der Papst dachte im ersten Augenblick an Flucht und hielt zwei Galeeren an der Tibermündung bereit, um nach Neapel zu fliehen. Am nächsten Tag erschien Giuliano de' Medici, er berichtete, Gaston sei gefallen und an seiner Stelle de la Palice, ein unfähiger Mensch, gewählt, auch sei ein Einfall der Franzosen in Rom ausgeschlossen, da sie in diesem Fall einen Überfall der Schweizer im Mailändischen befürchteten.

Der Papst suchte überall Geld zusammenzutreiben, er schickte Silber in die Münze und nahm seiner Tochter 12000 Dukaten wieder ab, die er ihr vor sechs Monaten geschenkt hatte.

Die Schweizer wurden die Hauptstütze des Papstes, sie schickten ein Eliteheer von 18000 Mann, mit dessen Hilfe der Papst sein Ideal erreichte und die Franzosen aus Italien vertrieb. Der Herzog von Urbino nahm im Namen der Kurie Bologna ein, das unter päpstlicher Herrschaft blieb, Ferrara musste Modena und Reggio abtreten, und aus dem mailändischen Herzogtum löste Julius Parma und Piacenza, da der Kirchenstaat auf diese Städte Ansprüche aus dem Nachlass der Markgräfin Matilde erhob, selbst Genua wurde vom französischen Joch befreit.

Am 22. Juni 1512 erfuhr Julius, dass die Franzosen Italien verlassen hatten. Der Kardinal Matthias Schinner, das Haupt der Schweizer, berichtete ihm ausführlich über den Rückzug der Feinde. Der Papst erhielt den Brief in Gegenwart von Paris de Grassi. Julius las die Freudenbotschaft erst für sich und rief dann mit strahlendem Antlitz: „Wir haben gesiegt, Paris, wir haben gesiegt!" Paris sank in die Knie, um Gott und dem Papst, die Italien vom Joch der Fremdherrschaft befreit hatten, zu danken, dann las Julius den Brief laut vor. Am nächsten Tage liess er sich trotz seiner Krankheit nach S. Pietro in Vincoli tragen, und betete lange und inbrünstig vor dem Hauptaltar, Gott für das Glück dankend, das er ihm geschenkt hatte. Am 24. Juni ging er noch einmal in seine Titularkirche und verbrachte im dortigen Kloster vier Tage in Betrachtung und Gebet. Er ordnete Dankprozessionen in der ganzen Stadt an, die mit einer grossen Illumination abschliessen sollten. Als er, vom Hofstaat umgeben, in seiner Sänfte am 27. Juni aus S. Pietro in Vincoli in den Vatikan zurückkehrte, strahlte ganz Rom in hellstem Glanz. Die Strassen durchwogte die Menge mit Fackeln, jeder Kardinal

war von 40 bis 50 Menschen umgeben, die Kienspäne trugen, vor den Kirchen leuchteten Lichtgarben, in allen Fenstern strahlten Fackeln, Lampen oder Lichter, die Engelsbrücke und das Schloss wirkten wie ein ungeheures Flammenmeer. Im Schloss wurden Freudenschüsse abgefeuert, und das Volk jubelte dem Papst zu: „Giulio! Giulio!" Am gleichen Tage schickte der Papst ein Breve an sämtliche Länder der Christenheit, nach Deutschland, Spanien, England, Polen, Ungarn, selbst nach Zypern und Griechenland und ordnete Prozessionen und Dankgottesdienste an, um den Sieg der Kirche über ihre Feinde zu feiern. Julius liess Geld an Klöster und Arme verteilen und übertrug dem Kardinal Schinner die Grafschaft Vigevano zum Dank für seinen Brief. Die Peterskirche erhielt reiche Paramente und ein goldenes Pallium „zu Ehren Gottes als Dank für die Befreiung Italiens" von der feindlichen Übermacht. Den Schweizern übertrug der Papst den Titel „auxiliatores sanctae Sedis apostolicae" und schickte stolze Standarten in jene Ortschaften, die Truppen zum Krieg gestellt hatten. Einige dieser Fahnen haben sich bis auf den heutigen Tag in den Kantonalmuseen von Zürich und Bern erhalten. Den Schweizern war es aber mehr um Gold als um Ehrenzeichen zu tun. Sie waren auf hohen Sold und regelmässige Bezahlung sehr bedacht. Als sich einst der päpstliche Kassierer mit den fälligen Beträgen etwas verspätet hatte, empfing ihn Kardinal Schinner, der Verteidiger der Kirche, zornig mit der Drohung: „Wäret Ihr nicht Bischof, ich gäbe Befehl, Euch aufzuhängen."

Während Rom von Freudenrufen widerhallte, herrschte in Ferrara tiefe Trauer. Julius II. hatte den Este Modena und Reggio genommen, man fürchtete, er würde daran nicht genug haben. Herzog Alfonso beschloss nach Rom zu gehen und an die Gnade des Papstes zu appellieren, er rechnete auf die Vermittlung seines Schwagers, des Markgrafen von Mantua, auf die Unterstützung des spanischen Gesandten und die Hilfe der Colonna. Alfonso glaubte namentlich am spanischen Gesandten einen wirksamen Fürsprecher zu haben, da er wusste, dass Spanien Bedenken gegen die grosse Ausdehnung des Kirchenstaates hatte. Die Colonna hatte er für sich gewonnen, als er Fabrizio Colonna, der bei Ravenna in seine Hände fiel, nicht wie einen Gefangenen, sondern wie einen Freund behandelte; die Colonna haben aus Dankbarkeit für sein ritterliches Verhalten versucht, ihm einen eisernen Geleitbrief für Rom zu verschaffen. Der Papst erlaubte Alfonso in die Hauptstadt zu kommen und gestand ihm jede Sicherheit zu. Demütig erschien der Herzog am 4. Juli 1512

vor Julius, sein Zug bestand aus fünfundvierzig Berittenen, darunter war auch Ariost.

Alfonso durfte sich in Rom nach Herzenslust umtun, die antiken Ruinen betrachten und selbst an einem Feste teilnehmen, das der junge Federigo Gonzaga, der damals als Geisel in Rom weilte, seinem Oheim zu Ehren gab. Das Fest verlief grossartig; Musikanten und Hofnarren, die der Papst selbst geliehen zu haben scheint, verkürzten dem Markgrafen die Zeit. Selbst der Bankier Chigi, der nichts ohne Julius' Willen tat, gab ein Bankett zu Ehren des berühmten Gastes; aber als er zu den Verträgen kam, war der Papst unerbittlich, er hob das Interdikt zwar auf, verlangte jedoch, dass die Este Ferrara an den Kirchenstaat abträten, und bot ihnen grossmütig als Gegengabe das kleine Asti oder Rimini an. Darauf konnte Alfonso nicht eingehen; die Colonna suchten zu vermitteln, aber der Papst wollte nicht nachgeben; der Herzog begann sich in Rom trotz des eisernen Briefes unsicher zu fühlen und fürchtete, der Papst würde ihn in die Engelsburg einsperren lassen. Der Papst erklärte dem venezianischen Gesandten, er habe dem Herzog „einen Geleitbrief für seine Person, aber nicht für sein Reich gegeben", wenn sich der Herzog weigere, Ferrara herauszugeben, so sei auch der Brief ungültig.

Es blieb Alfonso nichts anderes übrig als zu fliehen, die Colonna halfen ihm dabei und versteckten ihn im Schloss Marino; es war auch ihnen darum zu tun, dass der Papst nicht Herr von Ferrara wurde, um die Macht des Kirchenstaates nicht noch mehr zu erweitern.

Ende September hiess es in Rom, Prosper Colonna wolle an der Spitze von 600 Berittenen Alfonso aus Marino und dem Kirchenstaat geleiten. Als der Papst dies erfuhr, liess er Späher aufstellen, um den Flüchtling zu fangen. Aber dem Herzog und dem ihn begleitenden Ariost war es nach grossen Gefahren gelungen, verkleidet nach Florenz zu flüchten. Ariost hat die Flucht sehr anschaulich in einem an Lodovico Gonzaga, den Herzog von Sabbioneta, gerichteten Brief beschrieben, er berichtet, der furchtbare Julius habe sie wie wilde Tiere gejagt.

Nachdem die Franzosen die Halbinsel verlassen hatten, traten die Vertreter der heiligen Liga im August 1512 in Mantua zusammen, das erbeutete Gut sollte unter die Sieger verteilt werden. Vor allen Dingen war man darauf bedacht, Florenz zu bestrafen, weil es dem Bund nicht beigetreten, sondern Frankreich treu geblieben war, und die Medici wieder in ihre Rechte einzusetzen. Das spanisch-päpstliche Heer wurde

mit dieser Aufgabe betraut. In grausamster Weise wurden die Beschlüsse von Mantua durchgeführt: die Spanier eroberten Prato und bewiesen dort, dass sie Europas grösste Mordbuben seien. Florenz ergab sich. Die Mediceer kamen zurück, mit ihnen nahm der spanische Einfluss überhand und der Papst erkannte bald, dass er an Stelle der französischen „Barbaren" viel schlimmere, die spanischen grossgezogen habe.

IV.

Zu Julius II. intimster Umgebung gehörte auch der Zeremonienmeister Paris de Grassi, er war seiner Würde entsprechend ein grosser Pedant, hat sich aber dadurch Verdienste erworben, dass er alles aufgeschrieben hat, was ihm im Leben des Papstes des Aufzeichnens wert erschien. Unglücklicherweise hatte Paris einen sehr engen Gesichtskreis, am meisten interessierte ihn, was in den Bereich seiner Tätigkeit fiel: wie der Papst bei der einen oder andern Zeremonie angezogen, ob er mit einer Stola bekleidet war, ob ein grosses oder kleines Kreuz vor ihm getragen wurde, wieviel Kardinäle ihn umgaben, in welcher Reihenfolge die geistlichen Würdenträger in den Kirchenbänken sassen, welche Farbe das Baldachin über dem Papst hatte und hundert ähnliche Details. Julius II. war ein ruheloser Geist, der von Ort zu Ort zog und mit Hunderten von Menschen zu tun hatte, unwillkürlich musste Paris viele Dinge eintragen, die die Nachwelt mehr interessieren als die Anzahl der Kardinäle, die den Papst bei der Prozession begleiteten. Obgleich Grassi nur zufällig ein charakteristisches Detail mitteilt und die Vorgänge nicht unter einem grössern Gesichtspunkt betrachtet, ist sein Diarium eine der wichtigsten Quellen für die Sittengeschichte unter Julius II. und Leo X., da der Zeremonienmeister sein Amt auch unter dem Mediceer behalten und der römischen Kurie fast dreissig Jahre gedient hat.

Er stammte aus Bologna und war auf seinen Adel sehr stolz; wenn er auf seinem Zug mit Julius nach Bologna an irgendeinem Schloss sein Familienwappen erkannte, freute er sich, wie beim Anblick eines alten Freundes. Grassi war um 1450 geboren und kam 1473 zum erstenmal nach Rom. Sein Bruder Achilles war Kardinal. Die Familie scheint mit der Antike kokettiert zu haben, die üblichen Namen der Grassi sind Paris, Achilles und Agamemnon. Paris widmete sich in Rom dem geist-

lichen Stand und begann seine Tätigkeit unter schwierigen Bedingungen, da er in Cesare Borgias Dienst stand, der ihn 1494 zum Gouverneur von Orvieto ernannte. Er muss ein brauchbarer Mensch gewesen sein, wurde schon unter Alexander VI. Kanonikus von S. Lorenzo in Damaso, später „Ceremoniere" des päpstlichen Gottesdienstes, dies Amt bekleidete er bei Julius II. Wahl. Grosszeremonienmeister war damals auch Burkhard, ein alter Deutscher, ein leidenschaftlicher, missgünstiger, neidischer Mensch, der gleichfalls ein Diarium hinterlassen hat, das eine ebenso wichtige Quelle für die Geschichte der Renaissance ist. Da Burkhard in Grassi seinen Nachfolger sah, konnte er ihn nicht ausstehen; er schob ihm alle Amtspflichten zu, ohne ihn in die Geheimnisse der Amtierung einweihen zu wollen. Grassi atmete beruhigt auf, als Burkhard am 17. Mai 1506 starb, er hasste diesen Menschen, der ihm „als der grösste unter allen Ochsen" erschien. Nach dem Tode seines Vorgesetzten hatte Grassi keine geringen Schwierigkeiten, um sich unter den unzähligen Formen und Formeln, aus denen das päpstliche Zeremonial bestand, zurechtzufinden. Burkhard hatte eifersüchtig darüber gewacht, dass niemand nach ihm in die Geheimnisse dieser durch Jahrhunderte geweihten Bräuche eindringe und seine Eintragungen in seltsamen Zeichen abgefasst, „so dass weder der Teufel noch die Sibylle imstande gewesen wären, sich in diesem Chaos zurechtzufinden". Allmählich mit Hilfe älterer Bücher wurde Grassi Autorität in kirchlichen Bräuchen; gelegentlich zürnte er Julius II., der sich seinen Vorschriften nicht immer fügen wollte. Wenn der eigenmächtige Papst vom Zeremonial irgendwie abwich, rechtfertigte sich Grassi vor der Nachwelt, indem er in sein Tagebuch notierte „sed Papa sic voluit". So wollte Julius z. B. im Triumph am Palmsonntag nach der Einnahme Bolognas in Rom einziehen, Grassi stellte ihm vergeblich vor, es schicke sich nicht, dass der Statthalter Christi an jenem Tage triumphiere, an dem der Erlöser gelitten; der Papst hiess den allzu pedantischen Zeremonienmeister schweigen, und der Einzug fand allerhöchstem Wunsch gemäss statt.

Trotz derartiger Zwischenfälle hatte Julius II. eine gewisse Vorliebe für seinen Zeremonienmeister und übertrug ihm einige fette Pfründen. Grassi hatte einen gesunden Magen, ihm waren der Schenkungen nie genug, und er benützte jede Gelegenheit, um seine Einkünfte zu vermehren. Doch konnte er nicht immer in Frieden leben; unter Leo X. erkühnte sich ein Bischof Christoforo Marcello aus Korfu, in Venedig

ein Buch „Römisches Zeremonial" herauszugeben und es sogar in Rom zu verkaufen. Die Geheimnisse, die Burkhard eifersüchtig gewahrt und die Grassi sich mühsam durch eigene Studien erworben hatte, waren plötzlich Allgemeingut. Der Reiz, der Paris' Wissen umgab, war zerstört. Der Bischof veröffentlichte eine Handschrift des Zeremonienmeisters Agostino Patrizi, der unter Innocenz VIII. tätig gewesen war und hatte die Frechheit, das Buch Leo X. zu widmen. Paris war ausser sich vor Empörung; er betrachtete die ganze Angelegenheit als Verrat der höchsten Geheimnisse der römischen Kurie, als strafbares Plagiat; mit Hilfe einiger Kardinäle wollte er den Papst überreden, den Verkauf des Buches zu verbieten. Aber weder der Papst noch die Kardinäle fanden Religion und Kirche durch dieses Buch bedroht, die Klage des Zeremonienmeisters führte nicht zum erhofften Ergebnis. Der verzweifelte Grassi begann für sein eigenes Geld so viel Exemplare des Buches als möglich aufzukaufen und das verhasste Werk zu verbrennen. Auf diese Weise hat er wenigstens erreicht, dass die erste Ausgabe des „Römischen Zeremonials" ausserordentlich selten geworden ist.

Grassi war ein sehr energischer Mensch, wenn er seinen Willen durchsetzen wollte, war er in den Mitteln nicht eben wählerisch. Dies bewies er beim Trauergottesdienst am Jahrestag von Pius III. Tod (am 20. Oktober 1508). Alter Sitte gemäss raubte das Volk nach der Feier Kerzen und andere Gegenstände, die zum Schmuck des Katafalkes gedient hatten, besonders die im Kirchenraub erfahrenen Mönche haben darin Erkleckliches geleistet. Diesmal war das Leinen, das den Katafalk bedeckte, schön bemalt, und der Priester, der die Trauerrede hielt, wollte es für sich behalten. Als Grassi sah, wie einer der Mönche es mitnehmen wollte, packte er ihn an der Soutane und stiess ihn zurück, die übrigen ergriffen die Partei ihres Gefährten und drohten Paris, ihm den Schädel einzuschlagen. Der tapfere Zeremonienmeister liess sich nicht irremachen, er zauste den frechen Mönch nur um so stärker an Ohren und Haar, die übrigen liefen entsetzt davon und das Volk lachte und klatschte dem tapfern Kanonikus Beifall. Grassi war auf diese Tat sehr stolz und hat sie der Nachwelt überliefert.

Am 9. Dezember 1521 hat Paris sein Tagebuch mit der Beschreibung der Exequien Leos X. abgeschlossen. Von diesem Zeitpunkt an fehlen uns nähere Nachrichten über ihn, wir wissen nur, dass er am 10. Juni 1528 in Rom gestorben und in S. Peter begraben ist.

Julius II. treu zugetan, fast Hausgenosse im Vatikan und die rechte

Hand des Papstes in öffentlichen Angelegenheiten war Sigismondo de Conti, der humanistische Chronist, der auch gelegentlich lateinische Verse gemacht hat, „artefice di versi latini". Er stammte aus Foligno, wo er unter Paul II. 1466 „cancelliere e custode della città" gewesen war, er hielt also das Gesetzbuch in der einen, das Schwert in der anderen Hand. Der Kardinal Pietro Rovere, der bekannte Nepote Sixtus IV., hatte, als er Legat in Umbrien war, Sigismondos Begabung erkannt und ihn nach Rom mitgenommen. Der Humanist wurde dort sehr bald zum Skriptor und nachher zum Sekretär der Kurie ernannt. Er war den Rovere ein treuer Diener. In Rom verkehrte Conti in humanistischen Kreisen, war Mitglied von Pomponius Laetus' Akademie und gehörte zu ihren Berühmtheiten. Als nach dem Tode des Meisters seine Schüler die „parentalia", eine Art Trauerfeierlichkeit begingen und im Garten des Verstorbenen ihm zu Ehren verfasste Gedichte deklamierten, trat auch Sigismondo mit einer Trauerelegie auf.

Conti war ein berühmter Schriftsteller und hätte es als Kalligraph mit jedem mittelalterlichen Mönch aufnehmen können. Er hatte tadellose Sitten, lebte in vorbildlicher Ehe mit seiner Frau, die er aus Foligno mitgebracht hatte und verstand zu schweigen, kein geringer Vorzug in vatikanischen Diensten. Sixtus IV. bediente sich seiner bei selbständigen diplomatischen Missionen und Julius II. ernannte ihn unmittelbar nach seiner Wahl zum geheimen Sekretär. Seitdem blieb Conti Julius bis zu seinem Tode treu, er starb 1512 kurz vor dem Papst. Täglich besprach er die wichtigsten Angelegenheiten mit Julius und übernachtete häufig im Vatikan, obgleich er ein eigenes Haus auf dem Janikulus hatte, wo seine Frau lebte. Der Papst vertraute ihm vollständig und war ihm sehr zugetan; er wollte ihn sogar zum Kardinal ernennen, aber in diesem Falle hätte die Signora Conti ins Kloster gehen müssen, wozu sie sich nicht entschliessen konnte. Der Papst anvertraute ihm auch die Leitung des wichtigsten Unternehmens, das er zu Ende führen wollte: des Baues von S. Peter und ernannte ihn zum Präfekten „della reverenda fabbrica di San Pietro". In dieser Stellung hatte Conti Gelegenheit, Raffael näherzutreten. In seinem Auftrag entstand Raffaels Madonna di Foligno, er kniet als Stifter mit roter Mütze, dem Abzeichen des päpstlichen Sekretärs, vor der Mutter Gottes. Zu den Füssen der Maria steht auch der hl. Hieronymus im Kardinalsgewand, da nach der Tradition dieser Heilige der erste päpstliche Sekretär gewesen ist. Das berühmte Bild befand sich als sein Eigentum im

Aracoeli. Sigismondos Neffe nahm es 1565 nach Foligno mit und brachte es bei den Nonnen des Annenklosters unter. Napoleon entführte es nach Paris; als die Franzosen das Bild wiedergaben, blieb es im Vatikan.

In seinen freien Augenblicken hat Conti die Geschichte seiner Zeit geschrieben und darin ein Lebensbild Julius II. entworfen. Das Werk wurde im XVI. Jahrhundert so geschätzt, das Sigismondo als der bedeutendste damalige Historiker galt. Bembo nennt ihn „nostri temporis istoriographo". Aber das war ein vergänglicher Augenblicksruhm, seine Chronik ist matt und charakterlos, dem Verfasser war es hauptsächlich um die Glätte des lateinischen Stils zu tun, er wollte ein zweiter Cicero werden. Die Päpste, die er schildert, überschüttet er mit Lobeserhebungen, Persönlichkeiten kann er nicht darstellen, kleine Züge, die sie scharf beleuchten, führt er fast nirgends an. In einer Beziehung ist er für uns interessant: von den Borgia, deren Verbrechen er miterlebt hat, von Alexander VI. spricht er wie von einem Menschen, der die Grenzen der damaligen Moral nicht überschritten hat. Er muss angesichts der damaligen Verbrechen so stumpf geworden sein, dass sich ihm auch die Borgia ohne weiteres in sein Weltbild eingeordnet haben.

Julius II. war nicht darauf bedacht, sich Freunde zu erwerben; er war eine verschlossene und nach eigenem Gutdünken handelnde Natur, die der Ratgeber nicht bedurfte. Am meisten verkehrte er mit Diplomaten und Gesandten fremder Monarchien, mit denen er alles Geschäftliche besprechen konnte. Neben den Diplomaten hatten Bankiers Zutritt bei ihm, die ihm Geld für seine kriegerischen Unternehmungen borgten, unter ihnen nahm der Sienese Chigi eine Ausnahmestellung ein. Von ihm wird noch die Rede sein.

Vielleicht hat Julius unter allen Diplomaten Alberto Pio da Carpi am höchsten geschätzt, er war längere Zeit französischer, dann kaiserlicher Gesandter bei der römischen Kurie. Alberto kannte der Papst schon seit seiner Jugend.

Die kleinen norditalienischen Staaten haben lange Zeit den Päpsten, Kaisern und Königen von Frankreich und Spanien Diplomaten gestellt. Die Söhne der lombardischen Geschlechter, die von Jugend auf mit den mächtigen Nachbarn um ihr kleines Erbe zu kämpfen hatten, im Führen von Intrigen erfahren, nüchtern und bedächtig sich nur selten durch den Schein haben täuschen lassen, Welt und Menschen kannten, geschickt und belesen waren, alle Formen beherrsch-

ten, waren für den diplomatischen Dienst besonders geeignet. Alberto Pio war der hervorragendste Typus dieser Art, er war ein gebildeter, redegewandter, schöner, starker Mann und besass in hohem Grade das Talent, die Menschen, die er für sich einnehmen wollte, zu überzeugen; er war ein treuer Freund und ein gefährlicher Gegner. Das Unglück seines Lebens bestand darin, dass er Carpis Besitz mit dem Herzog von Ferrara zu teilen hatte. Da Alfonso Alleinherrscher auf Carpi sein wollte, galt es einen ungleichen Kampf mit dem mächtigen Fürsten, Alberto musste stets Unterstützung bei den Feinden des Herzogs von Ferrara suchen. So ergaben sich naturgemäss Beziehungen zu Julius II., der ihn bereits während seiner Kampagne nach Bologna zu Unterhandlungen mit Giovanni Bentivoglio benützt hatte. Pio hatte soviel Geschicklichkeit entfaltet, dass Julius, um ihn für seine Dienste zu entlohnen, ihm im Breve vom 26. Februar 1507 versprach, Carpi in seinen besonderen Schutz zu nehmen. Dann schickte ihn der Papst als Gesandten nach Frankreich, er gefiel Ludwig XII. so gut, dass der König ihn zu seinem Vertreter beim römischen Stuhl ernannte. Pio nahm als 33jähriger schon eine der bedeutendsten diplomatischen Stellungen ein und hat hauptsächlich zum Zustandekommen der Liga von Cambrai beigetragen. Er lernte bei dieser Gelegenheit auch Kaiser Maximilian kennen, der ihm die Investitur über ganz Carpi übertrug und ihn mit dem Grafentitel auszeichnete, indem er Alfonsos Ansprüche auf dieses kleine Reich annullierte. Dieser Schenkungsakt bestand nur in der Theorie, der Kaiser war fern und der Herzog von Ferrara mit seinen Geschossen nahe. Aber in anderer Beziehung war die kaiserliche Gunst für Alberto nützlich; als es zum Krieg zwischen dem Papst und Frankreich kam und Alberto als Julius II. Anhänger nicht länger Ludwigs Gesandter bleiben konnte, betraute ihn Maximilian 1512 mit der Wahrung seiner Interessen bei der römischen Kurie. Bei diesen wichtigen diplomatischen Missionen erwies sich Alberto stets loyal gegen Julius II., er war fast Hausgenosse im Vatikan, obgleich es einmal zwischen ihm und Julius zu einem stürmischen Zusammenstoss kam. Als Pio im Namen seines Königs dem Papst Vorstellungen machte, weil er die Franzosen aus Genua verjagen wollte, was Ludwig XII. nicht um ihn verdient habe, gab Julius zornig zur Antwort, er betrachte den König als seinen persönlichen Feind und wolle nichts mehr von ihm hören. Dem Gesandten wies er die Tür, indem er ihm verbot, noch einmal auf diese Angelegenheit zurückzukommen. Pio wohnte damals längere Zeit im

Vatikan, was sich als sehr nützlich erwies. Als Julius starb und die römische Bevölkerung diesen Umstand benützen und ihrer Gewohnheit gemäss im Vatikan plündern wollte, vermochte Alberto allein durch seine Würde und seine Stellung Ordnung im Palast zu erhalten.

Dieser mit dem Leben aufs engste verknüpfte Diplomat hatte Zeit genug, um sich mit Wissenschaften zu beschäftigen und nahm an der literarischen Bewegung in Rom den lebhaftesten Anteil. Der Schüler des Skeptikers und Philosophen Pomponazzi in Bologna, der Freund und Protektor Aldo Manuzios,*) der in seiner Jugend nach neuen Wegen auf naturhistorischer Grundlage gesucht hatte, widmete sich später einem ausserordentlich gründlichen Studium der Theologie und Scholastik, das sich von der kritischen Richtung der Schule von Bologna deutlich unterschied. Zu diesem Wechsel in seiner Auffasssung scheint ihn die beginnende Reformation gedrängt zu haben, er glaubte im Studium der Theologie eine Waffe gegen die antikatholischen Strömungen zu finden, die er früher als die meisten seiner Zeitgenossen für schädlich und gefährlich hielt. Alberto war jedoch zu sehr Renaissancemensch, um nicht ausserhalb der Theologie und Scholastik seine Befriedigung in antiker Literatur und Kunst zu suchen; in Rom verkehrte er mit Gelehrten und Künstlern und nahm selbst an den Versammlungen der römischen Akademie teil, die unter Julius II. zu neuer Blüte gelangt war.

Einige Kunsthistoriker haben angenommen, Alberto habe Raffael das Thema für den ersten Raum im Vatikan, die Stanza della segnatura, gegeben, er weilte 1509 als französischer Gesandter in Rom, während Raffaels übrige gelehrte Freunde Bembo, Bibbiena und Castiglione erst später hinkamen. Die Themen zu den Fresken in den Stanzen sind jedoch nicht auf den flüchtigen Rat des einen oder andern von Raffaels Freunden gewählt worden. Ohne gründliche Studien, ohne Erlaubnis des Papstes wurde damals nichts unternommen und am wenigsten ein Raum geschmückt, der Julius' „Studio" werden sollte. Julius II. wollte Alexanders VI. Räume, wo ihn alles an die Borgia erinnerte, nicht bewohnen, er wollte seine eignen Gemächer haben und Paolo Giovio versichert, Raffael habe den ersten Raum nach den Vorschriften des Papstes gemalt. Dies unterliegt keinem Zweifel, aber ebenso sicher ist es, dass der Papst, der nicht übermässig belesen und selbst in der Theologie nicht sehr erfahren war, Gelehrte zusammenberufen hat, um mit ihnen und dem Künstler die Themen zu besprechen, um so mehr als so

*) Vgl. Chledowski: Hof von Ferrara S. 137—140.

schwierige abstrakte Gegenstände wie Theologie, Philosophie, Poesie und Jurisprudenz in Frage kamen. Julius II. wird also den Rat von Gelehrten eingeholt haben, und unter ihnen war sicher auch Alberto Pio. Das ausschlaggebende Wort wird aber doch der Papst selbst gesprochen haben, denn er war eine viel zu selbständige Natur, um sich selbst in untergeordneten Dingen einem andern zu fügen.

Dass Alberto im Verkehr mit Künstlern wie Bramante, Raffael, Peruzzi und Michelangelo seinen Geschmack in künstlerischen Dingen sehr gebildet hat, beweist Carpi bis auf den heutigen Tag. Ein elendes kleines Nest hat er in eine der interessantesten Kunststätten der Renaissance verwandelt. Aber Carpi war, wie erwähnt, der Ursprung von Albertos Unglück. Er war mit einer Gonzaga aus Mantua verlobt; das Bündnis war geschlossen worden, als man noch annahm, dass er sein Reich würde halten können. Als später Alfonso von Ferrara seine Hand nach Carpi ausstreckte, brach der Markgraf von Mantua die früheren Beziehungen ab. Alberto hat in Rom Cecilia Orsini geheiratet und einen Sohn und zwei Töchter mit ihr gehabt. Um jene Zeit war er unter Leo X. kaiserlicher Gesandter bei der römischen Kurie. Zu Ceciliens Mitgift gehörten einige Städtchen im Bereich des Kirchenstaates, und einer seiner Verehrer, Gianfrancesco Ciarlini, hat diese Verbindung mit der Römerin durch lateinische Hexameter gefeiert.

Nach Maximilians Tod verlor Alberto seine Stellung als deutscher Gesandter in Rom, da der Kaiser seine alleinige Stütze gewesen war. Bei den Deutschen war er unbeliebt, sie glaubten, dass er ihre Interessen nicht genügend wahre, und nannten ihn sogar einen Teufel. Vielleicht mögen sie nicht ganz unrecht gehabt haben, jedenfalls hat Alberto sie wie die Spanier ehrlich gehasst; der apostolischen Hauptstadt blieb er treu und harrte in Rom während der Belagerung von 1527 aus, er war zusammen mit Klemens VII. in der Engelsburg gefangen und trat dort diesem unglücklichen Papst näher. Klemens ernannte ihn später zu seinem Gesandten an Franz I. Hof in Paris, aber das waren schon Jahre seelischer und physischer Qual für Alberto. Er hatte seine Frau und seinen einzigen Sohn verloren und Carpi, dem er die Arbeit seines ganzen Lebens gewidmet hatte, war infolge der politischen Unglücksfälle in den Besitz der Herzöge von Ferrara übergegangen. Dazu litt er an so schweren gichtischen Anfällen, dass er sein Bett oft Monate hindurch nicht verlassen konnte. Er war jedoch auch angesichts des Todes rastlos tätig, und aus jener Zeit stammt seine ge-

lehrte politische Abhandlung, die ihm in der Geschichte der Reformationsbewegung eine bedeutende Stelle sichert. Schon in Rom soll sich Alberto vor einigen Kardinälen sehr ungünstig über Erasmus von Rotterdamus geäussert haben, indem er behauptete, Erasmus habe kein Recht, sich einen Theologen oder Philosophen zu nennen, da er ein oberflächlicher Mensch ohne jedes tiefere Wissen sei und der eigentlich böse Geist, von dem Luthers Lehre stamme. Erasmus, der es zwar im Herzen mit der Reformation hielt, aber aus praktischen Gründen nicht mit Rom hrechen wollte und die Nachstellungen der Inquisition fürchtete, richtete an Alberto einen offenen Brief, in dem er seinen Behauptungen widersprach und sich in eine scharfe Polemik mit ihm einliess. „Bei der grossen allgemeinen Reizbarkeit", sagt er unter anderem, „tritt man stets auf heisse Asche, unter der das Feuer glimmt; alles was wir berühren, scheint ein schmerzendes Geschwür zu sein, unter jedem Stein ruht eine giftige Schlange." Diesen Brief beantwortete Alberto mit einer langen Abhandlung, die er, schwerkrank, seinem Sekretär in Paris diktierte, in sehr ruhigem Tone versuchte er die Behauptungen der Reformatoren und besonders die von Erasmus niederzuschlagen und die Prinzipien des Glaubens und des damaligen Wissens zu verteidigen. Die Abhandlung ist so ernst gehalten, dass sie sich in Inhalt und Form streng von den leidenschaftlichen Schriften unterscheidet, die damals ganz Europa in Aufruhr versetzt haben. Sie erschien nach Albertos Tode und hatte eine gehässige Antwort von Erasmus zur Folge voll vergifteter Spitzen gegen den Toten. Alberto konnte nicht mehr antworten, ihn verteidigte sein gelehrter Freund, Johannes Sepulveda; seine Schrift wurde eine wahre Apologie des sehr verdienstvollen Mannes.

Er steht neben Baldassare Castiglione als eine der schönsten Gestalten der italienischen Renaissance. Castiglione war seit 1505 häufig in Rom und hat, wie wir noch sehen werden, in der dortigen Künstler- und Literatenwelt eine bedeutende Rolle gespielt.

V.

Die Humanisten sprachen und schrieben viel, das war für sie Gewohnheit und Lebensbedürfnis. Akademiegründungen, Zusammenkünfte bei Freunden und Protektoren waren das Ergebnis eines leidenschaftlichen Verlangens zu streiten, zu disputieren, selbst mit boshaften Worten und Beleidigungen zu kämpfen. Sie machten sich die Freiheit zu-

nutze, die unter Julius II. herrschte, und führten ein ausserordentlich bewegtes und geselliges Leben. Jeder etwas vermögendere Kardinal, Prälat oder weltliche Gelehrte, der irgendwie eine Rolle in der Gesellschaft spielen wollte, versammelte von Zeit zu Zeit Literaten bei sich. Der Papst war mit öffentlichen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt, um auf die geistige Strömung einwirken zu können; er tat was seinem Bereich unterstand, bezog Professoren für das römische Studio, unterstützte verdiente Gelehrte, lebte aber nicht in ihrem Kreise. Dazu hatte er keine Zeit und war auch selbst nicht gelehrt genug. Michelangelo fragte den Papst, als er seine Statue in Bologna modellierte, was er in der linken Hand halten wolle? ein Buch etwa? Und bekam zur Antwort: „Gib mir ein Schwert, ich bin kein Gelehrter!" Unterredungen, besonders humanistische, ins Detail gehende, interessierten ihn wenig, er war kein guter Redner und suchte diese Schwäche möglichst zu verbergen. In Zeiten, wo Beredsamkeit das selbstverständliche Erfordernis guter Erziehung war, war die Schwerfälligkeit in dieser Beziehung ein grosser Fehler. Julius hatte keine Furcht vor feindlichen Kugeln, er besann sich nicht, den französischen Gesandten aus dem Zimmer hinauszuwerfen, aber wenn es dazu kam, im Beisein von Gelehrten zu verhandeln, wurde er blass und verlegen, obgleich er seine Rede schon drei Tage vorher auswendig gelernt hatte. Grassi berichtet, Julius II. schien, wenn er im Konsistorium eine Ansprache zu halten hatte, gewissermassen erstarrt und der diensthabende Zeremonienmeister musste ihm vieles soufflieren.

Wenn sich die Literaten auch nicht im Vatikan versammelten, so gab es ausserhalb des päpstlichen Palastes Möglichkeiten genug, um zusammenzukommen. Selbst bei einer Frau der guten Gesellschaft, bei Felice della Rovere, gab es zuweilen grosse Empfänge für Gelehrte, es war dies im damaligen Rom, wenn man von den Zusammenkünften bei den berühmten Kurtisanen absieht, eine auffallende Ausnahme. Felice hatte Beziehungen zu den gelehrten Griechen; u. a. verkehrte Scipione Carteromaco bei ihr, der eine Zeit hindurch am Hofe des Kardinals Galeotto Franciotto della Rovere lebte, und Aldo Manuzio war ihr Freund. Die Türen der Kardinäle Giovanni de' Medici, Oliviere Caraffa, Galeotto della Rovere, Riario standen für die Gelehrten stets offen, auch der Bischof von Pavia, Francesco Alidosi, war gegen Künstler und Gelehrte besonders gastfrei.

Intimeren Charakter trugen die Zusammenkünfte bei den Gelehrten

selbst, bei Conti auf dem Janikulus und beim Bibliothekar Inghirami. Da die Häuser der Humanisten meist sehr klein waren, geschah es, dass, wenn es dem Gast zu spät war, um nach Hause zu gehen, er nach dem bescheidenen Abendbrot das Bett des Wirtes teilte, um das Gespräch über Xenophon oder Cicero weiterzuführen. Als Erasmus Rotterdamus in Rom war, kam Carteromaco häufig am Nachmittag zu ihm, ihre Gespräche währten zumeist so lange, dass der Hellenist über Nacht bei ihm blieb und beide schliefen auf derselben Matratze. Ähnliche Unbequemlichkeiten haben die Gelehrten wenig geschreckt, Erasmus war von Rom so begeistert, dass er beim Abschied „die schönen Spaziergänge unter Ruinen, die dem Studium so gemässe Ruhe, die Bibliotheken, die Gelehrten, die Leuchten der Gesellschaft, dies Zentrum, wo Wissen Ruhm bringt, weder vergessen noch verschmerzen konnte".

Besonders die grossen Bibliotheken, die in dieser Anzahl und Auswahl in keiner andern Stadt vorhanden waren, waren das Entzücken der Gelehrten. Ausser dem Vatikan gab es die grosse, etwa 8000 Bände umfassende Bibliothek des Kardinals Grimani, die der Besitzer später seiner Vaterstadt Venedig vermacht hat, ferner durften die Humanisten in den Bibliotheken der verschiedenen Kardinäle und Klöster arbeiten, die stets für sie offen standen.

Fast jeder gelehrte Fremde traf studierende Landsleute in Rom, so dass er gleich Anschluss fand. Es gab englische, flämische, französische, spanische Gesellschaften, und die Deutschen hatten einen allgemein bekannten Vertreter in Rom, Goritz von Luxemburg, der allgemein Coricio genannt wurde. Obgleich Coricio weder sehr vermögend, noch sehr begabt war, wusste er durch Liebenswürdigkeit, Güte und Gastfreundschaft die Gelehrten so sehr für sich einzunehmen, dass sich die bedeutendsten Persönlichkeiten Roms bei ihm trafen. Erasmus nennt ihn eine reine Seele „vir candidissimi pectoris". Er hatte eine Villa und einen Garten auf den Abhängen des kapitolinischen Hügels, die Bosco di Coricio genannt wurde. In der warmen Jahreszeit liess der Luxemburger unter Lorbeer- und Zitronenbäumen Tische mit einem bescheidenen Frühstück aufstellen, und man diskutierte lebhaft über die Antike und unerreichbare klassische Bücher. Diese Gespräche waren der Umgebung angemessen: Coricio sammelte antike Statuen, Sarkophage und Inschrifttafeln, er besass auch eine schöne Zisterne, auf der er den Spruch hatte anbringen lassen: „Nimphae loci. Bibe, lava, tace. Coricius." Das Wort „tace", schweig, hatte bei ihm eine besondere Bedeutung, da nie ein

böses Wort oder eine boshafte Bemerkung über Bekannte über seine Lippen gekommen ist. Blosio Palladio hat ihm 1524 ein Buch gewidmet, das Verse von hundertdreissig Dichtern enthält, darunter waren einige sehr gelungene. Als Bourbons Heer 1527 Rom verwüstet hat, haben Coricios Landsleute, deutsche Landsknechte, den ganzen Besitz des ehrlichen Alten zerstört und ihn so verängstigt, dass er in Verzweiflung mit zerrissenem Herzen aus dem geliebten Rom entfloh, um in sein Vaterland zurückzukehren; seine Kraft langte nicht, um die Alpen zu überschreiten, er starb unterwegs in Mantua.

Charakteristisch für die gesellschaftlichen Zustände unter Julius II. ist die Beschreibung, die Erasmus Rotterdamus von seinem Besuch beim Kardinal Domenico Grimani entwirft. Der Kardinal hat den heutigen Palazzo di Venezia, neben dem Kloster S. Marco, bewohnt und hat Erasmus wiederholt zu sich eingeladen. Der nordische Gelehrte ging jedoch nicht gern zu Kardinälen oder zu Leuten, die eine hohe soziale Stellung einnahmen, da er einen etwas gönnerhaften Empfang fürchtete. Schliesslich, ehe er Rom verliess, machte er sich mehr „aus Höflichkeit denn um des Vergnügens willen“ an einem Nachmittag in den Palazzo Grimani auf. Er kam zu Pferde, der Sitte gemäss schritt ein Diener neben ihm; als er im Hof abstieg, sah er sich um, um sich beim Kardinal melden zu lassen, aber niemand war zu sehen, die Diener schliefen in den Ecken. Da machte er sich selbst auf die Suche. Im ersten Stockwerk sah er in drei leere Zimmer hinein, nirgends ein Mensch zu entdecken. Vor der letzten Tür stand ein kleiner Mensch mit kahlgeschorenem Kopf, der die offene Tür zum Kardinal bewachte. Es war Grimanis Arzt, ein Grieche. Erasmus frägt nach dem Kardinal und erfährt, dass er zwar anwesend sei, aber im Gespräch mit einem römischen Herrn. „Und was wünscht Messer,“ fragt der Grieche, und „soll ich den Kardinal benachrichtigen?“ Erasmus, froh, dass Grimani keine Zeit habe, will wieder gehen, aber der Grieche vertritt ihm den Weg und bittet um seinen Namen. Als er erfährt, dass der Fremde ein berühmter Humanist ist, verschwindet er schnell, kommt aber noch schneller zurück und führt ihn zum Kardinal. Grimani empfängt Erasmus mit der Höflichkeit italienischer Magnaten, nicht wie einen Menschen von geringer Bedeutung, sondern wie einen guten Bekannten und berühmten Prälaten. Er rückt ihm einen Stuhl heran und zwingt ihn, den Hut aufzubehalten, sie kommen sofort in ein sehr interessantes Gespräch, das über zwei Stunden dauert. Schliesslich entlässt der liebenswürdige

Kardinal Erasmus, aber er fordert ihn auf, in Rom zu bleiben, das auf grosse Geister befruchtend wirkt und bietet ihm Gastfreundschaft in seinem Hause an. Grimani versichert, das römische Klima würde Erasmus' schwacher Gesundheit sehr zuträglich sein, namentlich im Stadtteil, den er bewohne; Paul II. habe den Palast hier mit Rücksicht auf die gesunde Lage des Viertels erbaut. Ehe Erasmus ging, liess der Kardinal seinen Neffen, einen jungen Menschen von noch nicht zwanzig Jahren, der aber schon Erzbischof war, holen. Als der junge Kirchenfürst ins Zimmer trat, gestattete Grimani Erasmus, nicht aufzustehen, da, wie er höflich hinzufügte, es sich nicht schicke, dass sich der Lehrer vor dem Schüler erhebe. Nach einem kurzen Gespräch mit dem Jüngling führte Grimani Erasmus in seine berühmte Bibliothek; beim Abschied stand der Humanist ganz unter dem Zauber des Kardinals.

„Hätte ich diesen Mann eher kennen gelernt," so schliesst Erasmus seinen Bericht, „ich wäre in Rom geblieben, da ich hier einen über meine Verdienste hinausgehenden Empfang gefunden habe. Aber meine Abreise war beschlossen, ich konnte nicht länger bleiben. Der Kardinal versuchte nicht länger, mich umzustimmen, aber er bat wiederholt, an der Aufrichtigkeit seiner Einladung nicht zu zweifeln und ihn nicht mit Durchschnittshöflingen zu vergleichen."

Erasmus ging nach England, da sein Schüler, Heinrich VIII., den Thron bestiegen hatte und er hoffte, eine hohe Stellung zu erlangen. Nachdem er die ewige Stadt verlassen hatte, dachte er etwas nüchterner über die römischen Erlebnisse, mit seinem kritischen Sinn begann er die dortigen Eindrücke zu verarbeiten und schrieb noch auf dem Wege nach London das „Lob der Torheit".

In Rom hatte es ihn sehr verletzt, dass der Glaube erschüttert war; er hatte freilich noch manchen Strenggläubigen gefunden, aber die Gebildeten waren von einer rückhaltlosen Ehrfurcht vor dem alten Heidentum erfüllt. Diese „sodalitas pagana", der es viel mehr um Literatur als um Religion zu tun war, erschien ihm schädlich. Es wurde ihm gesagt, am Karfreitag würde ein berühmter Kanzelredner im Beisein des Papstes predigen, den er unbedingt hören müsse. Erasmus begab sich in die Kirche, die Versammlung war zahlreich. Julius II., von Kardinälen umgeben, sass dem Redner gegenüber. Der Prediger begann mit Schmeicheleien zu Ehren des Papstes und seiner Kriegstaten, er nannte ihn „Jupiter optimus maximus", der Blitze von seinem Thron schleudert und die Welt beherrscht; als er zu seinem eigentlichen Thema über-

ging, erwähnte er Christus und seinen Opfertod kaum, aber dafür berichtete er ausführlich von den Deciern, von Curtius, von Iphigenie und hielt einen Vortrag über antike Geschichte. Da die Rede sich an Cicero anlehnte, machte sie im Kreise der Humanisten grossen Eindruck.

VI.

In Julius II. unmittelbarster Nähe lebte während seiner zweiten Regierungshälfte ein Jüngling, der an dem ernsten, bisweilen finstern römischen Hof eine sympathische Rolle spielt. Es war Federigo Gonzaga, der Sohn der Markgräfin Isabella aus Mantua.

Der Kaiser, der den Markgrafen von Mantua als Bundesgenossen behalten wollte und den mit ihm geschlossenen Verträgen nicht ganz vertraute, verlangte seinen zehnjährigen Sohn Federigo als Geisel. Die Markgräfin brachte dieser Wunsch zur Verzweiflung, da der kaiserliche Hof nicht gerade als Muster guter Sitten galt; die Mutter fürchtete den Einfluss schlechter Gesellschaft auf den Knaben. Isabella liess durch ihren Agenten, Donato di Preti, dem Kaiser vorstellen, wie furchtbar es für sie wäre, sich von ihrem Lieblingssohn zu trennen und ihn fremden Leuten anzuvertrauen. Der Kaiser trat von seiner Forderung, die Isabella als „impia domanda" empfand, zurück, aber damit war die Sache nicht beigelegt. Julius II. ernannte im Sommer des Jahres 1510 den Markgrafen von Mantua zum Gonfaloniere der Kirche an Stelle des Herzogs von Ferrara, der in Ungnade gefallen war, aber ebensowenig wie der Kaiser vertraute er Gonzaga absolut. Jetzt verlangte der Papst, der Markgraf möge Federigo nach Rom schicken, zum Bürgen, dass er die Interessen der Kirche treu wahren würde. Gegen diesen Beschluss hatte Isabella nichts einzuwenden, sie hoffte, der Aufenthalt in Rom würde günstig auf die Entwicklung des Knaben einwirken, da er dort Gelegenheit hätte, bedeutenden Menschen näher zu treten. Der Papst vertraute Isabella noch weniger als ihrem Gatten, er hielt die Markgräfin, die ihren Bruder mit allen Mitteln unterstützen würde, für eine gefährliche Gegnerin. Isabella d'Este unterscheidet sich sehr von der Idealgestalt, die man zu preisen pflegt. Sie war intrigant und nach dem Ausdruck ihres Mannes „una donna di sua opinione", die immer ihren Kopf durchsetzen wollte; ihre Ehe war nicht harmonisch, die Schuld lag wohl an beiden Gatten. Gonzaga liebelte mit den Damigellen und war in seinen Verhältnissen nicht wählerisch. Das

kränkte Isabella und es kam zu sehr stürmischen Szenen zwischen dem Ehepaar. Isabella verdächtigte einst das Hoffräulein Isabetta Tosabezzi, ein Verhältnis mit dem Markgrafen zu haben, sie riss sie an den Haaren, schlug sie und schrie: „va mo', fa la nimpha al Signore." Glücklicherweise erschien im kritischsten Augenblick der Kardinal Giovanni de' Medici, unmittelbar darauf kam Ariost, und die häusliche Szene in Mantua nahm ein friedliches Ende.

Auch der Markgraf hatte seiner Gattin so manches vorzuwerfen. Er verdächtigte sie einer allzu grossen Sympathie für Lodovico Moro; in Mailand so gut wie in Venedig hatte man über dies Verhältnis geklatscht.

Julius II. hatte schon so unrecht nicht, wenn er Federigo Gonzaga als Geisel verlangte.

Isabella schenkte dem geliebten Sohn bei seiner Abreise ein Armband mit Reliquien; sein Gefolge bestand aus den vertrauten Höflingen Stazio Gadio, Matteo Ippoliti, dem Leibarzt Lucca dei Coffani und dem üblichen Hofgesinde; unterwegs in Bologna liess sie ihn malen.

Der Papst empfing Federigo als Verwandten der Rovere sehr herzlich, liess ihm eine prachtvolle Wohnung im Belvedere anweisen und sorgte dafür, dass sich der Knabe nicht nach der Mutter sehne, indem er ihm jeden Tag zur Zerstreuung Musikanten, Gaukler oder Dichter schickte, die ihm Verse rezitierten.

Übrigens setzte Federigo alle durch seine guten Manieren in Erstaunen, und Bibbiena, der Freund der Markgräfin, schrieb ihr, der Marchesino sei über sein Alter verständig, ernst und sehr liebenswürdig im Verkehr, schmeichelnd fügte er hinzu: „Oh madama V. ha il raro figliolo!" Der Knabe war bald der Liebling der römischen Bevölkerung; wenn er jung und schlank auf seinem schöngezäumten Pferde ausritt, erregte er allgemeine Aufmerksamkeit. Er trug ein Barett aus weissem Samt, auf der Agraffe befanden sich die Diamantbuchstaben; A. C. R. V. Diese Devise, die allgemein Neugierde erregte, bedeutete: Amor caro ritorna vivo. Unico Aretino, ein Freund der Markgräfin, von dem noch die Rede sein wird, zeigte dem Knaben die römischen Ruinen, führte ihn aufs Kapitol und aufs Kolosseum. Zu Hause lernte Federigo fleissig Vergil auswendig und rezitierte die Äneis vor Ausonius, dem Lehrer der Söhne von Bartolommeo della Rovere, der täglich zu ihm zum Unterricht kam. Der Knabe scheint jedoch das, was er gelernt hat, nicht ganz begriffen zu haben, ein Jahr später schreibt einer der Korrespondenten der Markgräfin, Federigo beginne Vergil zu verstehen. Mit sei-

nen Altersgenossen, den jungen Rovere, war der Marchesino sehr befreundet, zusammen nahmen sie Tanzstunden a la francesca und Reitstunden a la spagnola. Gelegentlich machten sie zusammen Ausflüge, einmal nahm Federigo den einen auf sein Pferd „in croppa", erst spät am Abend kamen sie von diesem Spaziergang zurück.

Auch die kleinsten Details aus Federigos Leben berichtete Stazio Gadio der Markgräfin; wir können die Beziehungen des Papstes zu Federigo daraus klar erkennen. Julius II. wollte den Knaben, den er in sein Herz geschlossen hatte, stets um sich haben, Federigo verstand es, auf den Papst einzugehen und kannte seine Schwächen so genau, dass er ihn stets in guter Laune erhielt und selbst gelegentliche Zornesausbrüche milderte. Als der Papst 1510 nach Bologna ging, nahm er den jungen Gonzaga mit. Die dortige Bevölkerung hatte ebenso wie die römische eine gewisse Vorliebe für den Marchesino; als sein Pferd im Wettrennen siegte und der junge Besitzer 18 Ellen goldgewebten Brokat als Palio bekam, schrien die Popolani aus Leibeskräften: „Turco! Turco! Mantua! Mantua!"

Federigo muss ein sehr gut veranlagter Knabe gewesen sein, sonst hätte ihn das römische Milieu gründlichst verdorben. Als Julius II. Bologna verliess, um Mirandola zu belagern, blieb der Marchesino mit Wüstlingen wie Bibbiena und Molza zurück, glücklicherweise gestattete ihm der Papst, den Karneval in Urbino zu verbringen, wo er sich in anständigerer Gesellschaft bewegte. Aber dort erwarteten ihn Gefahren anderer Art; die höfischen Damigellen versuchten ihn in ihre Netze zu locken. Daran nahm niemand Anstoss, selbst die Mutter hat den mantuanischen Damigellen ihre Liebesbriefe an den 15jährigen Federigo nicht verargt. Ausser diesen Liebesabenteuern gab es in Urbino auch ernsthaftere Beschäftigung; Federigo nahm Gesang- und Klavierunterricht und musste seinen Vergil wiederholen.

Im April 1511 kam der Papst mit Federigo nach Rom zurück; er wollte den Knaben stets an seinem Tische haben und freute sich, wenn er feierlich empfangen wurde. Es kam so weit, dass Senatoren und Konservatoren Federigo zu Ehren ein Essen auf dem Kapitol gaben, auf dem Plautus' Menächmen gespielt wurden.

Julius' Umgebung hatte bald erkannt, wie sehr den Papst jedes Lob, das man Federigo zuteil werden liess, freute; bei einem Festessen im Vatikan rezitierte ein Dichter Verse zu Ehren des Knaben. Der Papst wünschte auch, dass Raffael ein Bildnis des Jünglings in der Stanza del-

la Segnatura anbringe; der Jünglingskopf mit dem welligen blonden Haar in der „Schule von Athen" soll nach dem Marchesino gemalt sein.

Julius II. ging gern aufs Land oder an die See, sooft sich Gelegenheit dazu bot, verliess er den Vatikan, um andere Luft zu atmen und sich am Anblick der Natur zu erfreuen. Er nahm Federigo stets mit. Im August 1511 fuhr der Papst für einige Tage nach Ostia zur Jagd, er erlegte einen Fasan und war so froh und glücklich darüber, als wenn er einen besonderen Triumph davongetragen hätte. Er hob den Vogel auf, rühmte sich, ein sicherer Schütze zu sein und zeigte jedem seine Beute.

Ostia war im Sommer der Malaria wegen sehr gefährlich; Julius erkrankte dort am Fieber und musste nach Rom zurück. Der jüdische Leibarzt, der Rabbi Samuele Zarfati, wurde gerufen, ausserdem mehrere andere Ärzte, aber der Papst warf sich ruhelos im Bett umher, fluchte in seinem Zorn und befahl Federigo, diese spanischen Juden und Maranen zum Fenster hinauszuwerfen. Er beschimpfte die ganze Umgebung und niemand wagte sich ihm zu nähern, allein dem jungen Gonzaga gelang es, ihn zu beruhigen und ihn zu überreden, die vorgeschriebenen Arzeneien zu gebrauchen und sich zu stärken, da er sich zu essen weigerte. Gonzaga brachte dem Kranken eine Tasse Bouillon mit Eidottern und bat ihn, auszutrinken, wenn er ihn und die Madonna von Loreto liebe. Der Papst trank aus, aber am nächsten Tage war's noch schwerer mit ihm umzugehen; man brachte ihm zwei Eier, doch Julius presste die Zähne zusammen und wollte nicht essen. Sobald er einen Fremden im Zimmer sah, befahl er, ihn zum Fenster hinauszuwerfen. Einer der anwesenden Prälaten, der Bischof von Ivrea, behauptete, der Papst wolle verhungern, er war darüber so empört, dass die französischen Kardinäle im Einverständnis mit dem König ein Konzil nach Pisa beriefen, um Julius abzusetzen.

Der Papst beruhigte sich nach dem ersten Fieberanfall; am 24. August morgens liess er seinen Beichtvater kommen, nahm das Abendmahl und machte sein Testament; seine Verwandten empfahl er der Obhut des Kardinals Riario und liess 34000 Dukaten unter sie verteilen. Nach dieser scheinbaren Besserung trat eine Verschlimmerung ein, der Papst verweigerte alle Nahrung während voller vier Tage, die Ärzte gaben ihn auf. Das Kardinalkollegium trat zusammen, man traf Vorbereitungen zum Begräbnis, zu den Exequien und dem kommenden Konklave. Julius' Verwandten glaubten jedoch im Einverständnis mit dem Kammerdiener,

dass der Papst verhungere und nicht am Fieber sterbe, sie liessen einen andern Arzt, Scipione Lancelot, holen, er erlaubte dem Kranken alles zu essen, wozu er Lust habe. Der Papst wollte Früchte haben, man brachte ihm Pfirsiche, Pflaumen, Nüsse, da er namentlich kleine Zwiebeln und Erdbeeren verlangte, wurde auch daran nicht gespart. Der Papst war neu belebt, er verzehrte einige Früchte, trank darauf Malvasier und schlief ein. Zwei Tage dauerte der Todeskampf, aber seine starke Natur hat gesiegt, schon wenige Tage später, am 30. August, ass und trank der Papst wie gewöhnlich, plauderte, lachte und war ganz wiederhergestellt. Und es war schon allerhöchste Zeit, dass man in Rom erfuhr, Julius „il terribile“ lebe.

VII.

Einer der Korrespondenten der Markgräfin Isabella berichtet ihr während der Krankheit des Papstes, in Rom herrsche eine unglaubliche Verwirrung; die Menschen prügeln sich, rauben und morden in den Strassen, der Pöbel, der niemand fürchtet, versage jeden Gehorsam. In diesem Chaos regte sich der römische Adel, die Colonna erhoben ihr Haupt. Marcantonios Heirat mit Julius' Nichte hatte sie nicht im geringsten beruhigt; sie waren überzeugt, der Papst täte den Colonna unrecht, da er keinen ihres Geschlechtes ins heilige Kolleg berufen hatte. Sie betrachteten es als ihr seit Jahrhunderten geheiligtes Recht, einen eigenen Kardinal in Rom zu haben, Julius dagegen, der darauf bedacht war, die Macht des Adels, der der Kirche soviel Schaden zugefügt hatte, zu brechen, verweigerte ihnen den Purpur. Unter den Colonna gab es einen sehr begabten, ehrgeizigen, hochmütigen, ungestümen Menschen, den die Familie zum Kardinal bestimmt hatte, es war Pompeo, Girolamos Sohn, der 1482 während der römischen Revolution gefallen war. Sein Onkel, Prospero und der Kardinal Giovanni hatten ihm eine geistliche Erziehung gegeben, aber der junge Pompeo war während des neapolitanischen Krieges in Gonsalvas Armee eingetreten und hatte in der Schlacht bei Liris 1503 tapfer mitgekämpft. Prospero zwang ihn beinahe geistlich zu werden, um die ungeheuren Pfründen des Kardinals Giovanni nicht einzubüssen. Als Giovanni 1508 starb, ernannte Julius Pompeo zum Bischof von Rieti und Abt von Subiaco und Grottaferrata. Trotzdem fühlte sich Pompeo benachteiligt, da er nicht Kardinal geworden war, er empfand es um so schmerzlicher, als keine

der grossen römischen Familien damals einen Vertreter im heiligen Kollegium hatte. Ihre bisherigen Repräsentanten: Colonna, Orsini, Savelli und Cesarini waren ausgestorben. Bei der Nachricht von Julius' Erkrankung begab sich Pompeo sofort nach Rom, setzte sich mit den Führern der übrigen Adelsfamilien ins Einvernehmen, mit Roberto Orsini, dem Sohn des von den Borgia ermordeten Paolo, mit Giorgio Cesarini und Savelli, fuhr aufs Kapitol und gab dort in einer grossen Versammlung das Signal zur Revolution gegen die Herrschaft der Geistlichkeit, die Volk und Adel aussaugten.

Pompeo hatte die Leidenschaft des Colonna und Ghibellinen, er predigte die Proklamierung der Republik, empfand es als Schmach, dass das Leben und der Besitz der Bürger in der Hand des Klerus sei, der den Römern alle von ihren Vorfahren geerbten Rechte genommen, das Volk zu Sklaven und die Senatoren zu lächerlichen Gliederpuppen in Brokatgewändern gemacht habe. Dem päpstlichen Regiment sei nur die Herrschaft des Sultans in Ägypten zu vergleichen. Aber in Ägypten stehen wenigstens waffentragende Männer an der Spitze, in Rom herrscht die weibische, müssige Priesterkaste. Pompeo forderte die Bevölkerung auf, aus ihrer Lethargie zu erwachen und dessen eingedenk zu sein, dass sie Römer wären.

Pompeos Rede machte grossen Eindruck, die Konservatoren Marcantonio Altieri, Pomponius Laetus' Schüler, und Giulio Stefanuccio stellten den Antrag, das Volk zu bewaffnen und die Kardinäle zu zwingen, die alten Freiheiten wiederzugeben. Es wurde beschlossen, die Engelsburg mit Volksmiliz zu besetzen und zu verlangen, dass ein aus dem römischen Adel gewählter Kardinal dem heiligen Kollegium angehöre. In der Stadt hiess es, die Colonna und Orsini hätten ein Bündnis geschlossen, um die Engelsburg zu berauben, die Julius II. Schätze barg, und das Konklave zu zwingen, einen Römer zum Papst zu wählen. Das Volk wartete übrigens die im Kapitol gefassten Beschlüsse nicht ab, es begann im Vatikan zu plündern und die päpstliche Dienerschaft trug im Einverständnis mit ihren Freunden in der Stadt, alles aus dem Palast heraus, was nicht niet- und nagelfest war, selbst Kirchengeräte wurden nicht verschont. Erst am 30. August liessen die Kardinäle sämtliche Tore des Vatikans zumauern, bis auf das eine, vor dem sechs Kanonen aufgepflanzt wurden, und vor dem eine Abteilung der Schweizer Garde Posto fasste.

Als sich am 28. August die Nachricht verbreitete, es gehe dem Papst

wieder besser, ergriff ein panischer Schrecken die Kardinäle und die Anführer des römischen Adels, die mit Julius' II. Tod gerechnet hatten. Sanuto berichtet, einige Kardinäle seien leichenblass und wie gelähmt vor Angst. Der Hass vieler Prälaten gegen den Papst war so gross, dass der Bischof Lodovico Canossa in seinem Brief vom 7. September 1511 an die Markgräfin von Mantua den Tod eines Hundes beklagt, den sie ihm geschenkt hat und hinzufügt: „Perotinos Tod beklage ich sehr, wäre es nicht besser gewesen, ein anderes Tier, uno altro animale, das dem Jahrhundert nichts nützt, hätte diese Welt verlassen?" Wenn der Bischof gewagt hat, derartiges an die Markgräfin zu schreiben, so wusste er jedenfalls, dass diese Worte einen freudigen Widerhall in Mantua fänden.

Pompeo Colonna und die übrigen Barone, die ihre revolutionären Absichten schnell aufgaben, versuchten die Versammlung, die das päpstliche Regiment stürzen wollte, zu einem Friedensfest umzugestalten. Schon vor längerer Zeit war der Plan aufgetaucht, Frieden zwischen den Colonna, Orsini und dem gesamten Adel zu schliessen, mit Rücksicht auf das lateranensische Konzil, das binnen kurzem zusammentreten sollte, und auf die Fremden, die aus diesem Grunde in Rom zusammenkommen würden. Altieri versammelte Adel und Patriziat auf dem Kapitol und wies in einer warmen Ansprache auf das Unglück hin, das aus dem Unfrieden zwischen den römischen Geschlechtern der Stadt und der Gesellschaft erwachsen sei. Er ergriff sogar Julius II. Partei, der hauptsächlich aus diesem Grunde die höheren Würden den Mitgliedern der bekannten Familien nicht übertragen habe aus Furcht, dass sich daraus Unzuträglichkeiten für die Stadt ergeben würden, er forderte die Anwesenden auf, ein für allemal diesen Streit beizulegen, der bereits erblich geworden sei, infolge der unglücklichen Spaltung der Gesellschaft in Guelfen und Ghibellinen. Zu Ehren des jetzigen Papstes bat Altieri sie, Frieden zu schliessen.

Die Häupter der Adelsparteien Fabrizio Colonna, Giulio Orsini, Antimo Savelli, Giovan Conte, Fabio Anguillara, der Vertreter der Cesarini und viele andere beschworen am 28. August einen Vertrag auf dem Kapitol, in dem sie sich verpflichteten, untereinander Frieden zu halten, bewaffnete Zusammenstösse zu vermeiden und das Wohl der Stadt im Auge zu behalten. Dieser Friedensschluss wurde Pax romana genannt, und wenn auch jene, die ihn unterschrieben, nicht mit dem Herzen dabei waren, so ergab sich aus ihrer Unter-

schrift doch, dass sich der Adel bereits zu schwach fühlte, um das Papsttum offen zu bekämpfen. Nur Pompeo Colonna hat den Kontrakt nicht unterschrieben, nach Giovios Aussagen infolge der Intrigen der Herzogin Elisabetta Rovere, die fürchtete, die Colonna würden, wenn sie ihren Frieden mit dem Apostolischen Stuhl geschlossen hätten, Ansprüche auf das Herzogtum von Urbino machen. Fabrizio Colonna war mit Guidobaldo di Montefeltros Schwester verheiratet und hatte Söhne, die unter einem andern Papst als rechtliche Erben Guidobaldos auftreten könnten.

VIII.

Am Sonnabend in albis des Jahres 1506 trat eine feierliche Prozession aus der Petersbasilika heraus, an ihrer Spitze schritt der Papst mit fünfunddreissig Kardinälen. Wo sich heute die Kuppel der Peterskirche erhebt, machte die Prozession halt, dort war nach Paris de Grassis Bericht der Grundstein für die neue Apostelkirche gelegt. Julius II. ging behend wie ein Jüngling die Stufen herunter; wenn die Kardinäle dem Rand zu nahe kamen, rief er ihnen zu, zurückzutreten, da sie hineinfallen könnten. Der Papst sah zu, wie Urkunden und Geld eingemauert wurden, segnete das Fundament und stieg wieder nach oben, zur Freude der Zuschauer, die die elastischen Bewegungen des Greises bewunderten.

Unter den Anwesenden befand sich auch ein kahler Sechzigjähriger, mit hoher Stirn und lebhaften Augen, er war heiter, jovial, zufrieden, hatte er doch über beinahe ganz Rom triumphiert und den Papst bewogen, die Petersbasilika, die durch Überlieferung und ein fast tausendjähriges Bestehen geheiligt war, niederzureissen und das Fundament für eine neue Kirche zu legen, die der Ruhm der Renaissance werden sollte. Es war Donato Bramante aus Urbino, der lange in Mailand gearbeitet hatte, nach Lodovico Moros Sturz im September 1499 ein anderes Betätigungsfeld suchen musste und 1500 nach Rom gekommen war. Beim Anblick der antiken Trümmer, die er eifrigst studierte, wurde er ein anderer, Dinge wurden in ihm lebendig, die seiner ganzen Vergangenheit widersprachen. Dieser Künstler, der in der Lombardei Backstein als Material verwendet und Ornamente aus Terrakotta ersonnen hatte, dem es in seinen mailändischen Kirchen in S. Ambrogio, S. Satiro und an der Fassade von Abbiate

Grasso auf Leichtigkeit und Reiz ankam, der Meister, der im Norden bereits Schule gemacht hatte, stand in Rom den gewaltigen Marmortrümmern antiker Architektur gegenüber. Er war trotz seiner sechzig Jahre elastisch und geistig regsam genug, um ein anderer zu werden, um die Einfachheit der antiken Bauweise auf sich wirken zu lassen und sie den neuen Ideen der Renaissance und den neuen Bedürfnissen anzupassen. Er baute erst, gewissermassen versuchsweise, das Tempietto, ein architektonisches Kleinod, im Hofe von S. Pietro in Montorio, dann den Klosterhof von S. Maria della Pace, etwa das Ei des Kolumbus in der Architektur. Beim Anblick des bescheidenen, schmucklosen Peristyls wundert man sich unwillkürlich, dass es eines Bramante bedurfte, um einen architektonischen Stil zu schaffen, den jeder Steinmetz hätte erfinden können. Und doch, ohne jenen Peristyl gäbe es weder die vatikanischen Loggien, noch den Hof von S. Damaso.

Aus diesen Werken erkannte der Papst Bramante, er ahnte in ihm den Baumeister, dessen er bedurfte. Er begann Giuliano da San Gallo, seinen bisherigen Lieblingsarchitekten, der ihm in seiner Kardinalszeit die wehrhaften Mauern in Ostia und Grottaferrata und den Palast in Savona erbaut hatte, zu vernachlässigen. San Gallo hatte den Kardinal während seines Exils nach Frankreich begleitet; als Rovere Papst wurde und grosse architektonische Pläne formte, stand ihm der bauende Freund zur Seite. Der Papst wies ihm eine Wohnung im Vatikan an, auf seine Veranlassung sind Michelangelo und Andrea Sansovino nach Rom gekommen. Die Berührung zweier Geister von der Grösse eines Julius und eines Michelangelo musste irgendein gewaltiges Werk gebären; und in der Tat ist die Idee entstanden, für den Papst ein grossartiges Mausoleum aufzurichten. Das Grabmal sollte in so ungeheueren Dimensionen geschaffen werden, dass keine Kirche in Rom es aufnehmen konnte. Ursprünglich sollte ein besonderer Anbau dafür an der Peterskirche angebracht werden, aber auch hier zeigten sich unüberwindliche Schwierigkeiten. Da berief der Papst Bramante. Unter den Künstlern entbrannte ein Kampf um den Einfluss beim Papst; auf der einen Seite San Gallo und der von ihm protegierte Michelangelo, auf der anderen der neue Stern: Donato Bramante. Bald musste San Gallo das Feld räumen, er zog sich verletzt nach Florenz zurück, Michelangelo blieb zwar fürs erste in Rom, aber auch er fühlte sich gekränkt.

Bramante trug sich mit ungeheueren Plänen; um sie zu verwirklichen, musste er alles vernichten, was bisher bestand. Namentlich die Peters-

basilika, ein Trümmerhaufen, der ihm und dem Papst im Wege war. Sie umbauen, erweitern, wie die anderen Architekten rieten, erschien ihm zu wenig. Bramante träumte von etwas Gewaltigem, von einem Heiligtum, würdig der Vergangenheit Roms und der Grösse des Christentums. Er entwarf einen Plan, der den Papst sofort gewann. Als Michelangelo dies erfuhr, soll er gesagt haben, es sei keine Kunst, Millionen Ziegel aufeinanderzuhäufen, aber Bramante möge eine jener Säulen schaffen, die er rücksichtslos zerstören wolle. In seinem Projekt wusste Donato die Grösse der antiken Architektur mit den Ideen der Renaissance in Einklang zu bringen. Das Heiligtum sollte die Form eines griechischen Kreuzes bekommen und die Kuppel von vier Türmen flankiert werden. Kreuzgänge mit wundervollen Säulen, eine Überfülle von Kolonnaden sollten das Gebäude durchsichtig, leicht, heiter und sonnig gestalten. Es war das Ergebnis südlicher Architektenphantasie, das Gegenstück der mystischen Gotik. Es ist nicht genug zu beklagen, dass die Kirche nicht nach den ursprünglichen Plänen gebaut wurde, sondern nach Entwürfen, die der Einfachheit und Genialität entbehren. Bramantes S. Peter hätte sich als architektonischer Entwurf den römischen Bauwerken vergleichen lassen und wäre doch das sichtbare Zeichen christlicher Kultur geworden; während heute das Pantheon, der Moles Hadriani und das Kolosseum alles weit überragen, was spätere Zeiten in Rom gebaut haben.

Als fast die Hälfte der alten Petersbasilika zerstört und durch eine Mauer abgegrenzt war, um in dem der Stadt nächstliegenden Teil den Gottesdienst abzuhalten, kam Luther als junger Augustinermönch nach Rom. Er glaubte damals noch, dass, wenn man auf den Knien rutschend die Stufen besteigt, die zur Vorhalle des Heiligtums führen, man für siebenmal soviel Jahre Ablass erhält, als es Stufen gibt; er glaubte, Engel würden seine Seele in den Himmel tragen, wenn er als Pilger in Rom stürbe. Ihn verlangte das Schweisstuch der Veronika zu sehen, „auf dem die Züge unseres geliebten Herrn Jesus Christus sichtbar sind“, und den Strick, mit dem Judas sich aufgeknüpft hat. Der nordische Mönch staunte über den Reichtum der päpstlichen Ornate und die Tiara, die so kostbar war, „dass ganz Deutschland mit all seinen Fürsten sie nicht hätte bezahlen können“.

Zwischen dem demütigen Mönch und der grossartigen zu errichtenden Kirche bestand ein tragischer Zusammenhang. S. Peter sollte in der Hauptsache aus dem Gelde der nordischen Völker errichtet wer-

den, und Luther, der dort Verzeihung für seine Sünden zu finden hoffte, sollte den Abfall der germanischen Völker von der Kirche bewirken.

Die Zerstörung der Petersbasilika hatte eine grosse Empörung nicht in Rom allein, sondern in fast allen christlichen Ländern erweckt. Bramante wurde Maestro Rovinante, Maestro Guastante genannt, aber der Architekt hatte Julius II. hinter sich, der die Kritik geringachtete und dem Künstler so gewogen war, dass er ihn sogar nach Mirandola mitnahm, damit er dort die Arbeiten für die Belagerung leite. Der Papst übertrug ihm auch die Pflicht, die Bullen mit dem päpstlichen Siegel zu versehen, die den Künstler kaum Zeit kostete und ihm dafür eine Einnahme von 800 Dukaten jährlich sicherte. Als ein Freund Bramante fragte, wie es ihm auf dieser neuen Stelle erginge, bekam er zur Antwort, ausgezeichnet „poichè la mia ignoranza mi fa le spese". Bramantes Feinde behaupteten, es gäbe wenig so unwissende Menschen, denn er könne nicht einmal schreiben und lesen; das kann sich höchstens auf seine Jugend beziehen, wo er als Maurergehilfe schwerlich Zeit hatte, sich der Kunst des Schreibens zu widmen. Wie dem auch sei, jedenfalls war er der grösste der Analphabeten.

Neben S. Peter entstanden noch andere gewaltige Bauwerke unter Bramantes Leitung. Der Vatikan bestand aus einem Komplex von Palästen, die in verschiedenen Epochen ohne einheitlichen Plan errichtet waren, zwischen diesen Palästen und dem Belvedere gab es unbebaute Strecken, die nicht einmal in Gärten verwandelt waren. Julius II. beschloss das ganze Gelände zu einer grossen Einheit zusammenzufassen und das Belvedere mit den päpstlichen Palästen zu vereinigen. Bramante hat ein seiner würdiges Projekt ausgearbeitet. An der Fassade des Belvedere, die sich dem Tal und den päpstlichen Palästen zukehrt, beschloss er jenes Nicchione zu errichten, das heute hinter der Bibliothek und dem Braccio nuovo verschwindend, seinen monumentalen Charakter verloren hat. Aus dem Belvedere sollte man in den mit einer prächtigen Fontäne geschmückten Garten hinabsteigen, von dort aus in den Zirkus, der für Turniere, Stierkämpfe und Wettrennen eingerichtet war. Dieser offene Zirkus sollte von Logen in drei Stockwerken eingefasst werden, die auf leichten Pilastern ruhten, Bramantes Vorbild waren die Theater der Alten.

Der Papst und Bramante wollten diese Bauwerke so schnell als möglich fertiggestellt wissen, beide standen schon an der Grenze menschlichen Lebens; die Arbeiten wurden mit ungewöhnlicher Eile gefördert,

am Tage und nachts bei Fackeln wurde ununterbrochen gearbeitet, gewöhnlich waren 2500 Arbeiter am Bau beschäftigt. „Uno esercito" hat der Papst einst gesagt und vielleicht bedauert, dieses kleine Heer nicht gegen Ferrara ins Feld führen zu können. Infolge der ungeheueren Anspannung konnte Bramante die Details nicht ausarbeiten, er entwarf nur die Pläne und überliess die Ausführung in der Hauptsache seinem Gehilfen, Giuliano Leno. Die Arbeit litt darunter, die Mauern bekamen Sprünge, schon unter Klemens VII. waren verschiedene eingestürzt und mussten durch neue ersetzt werden. Trotz dieser Hast wurde das Gesamtwerk unter Julius II. nicht fertiggestellt, nur eine Theatergalerie und das Nicchione waren fertig. Der Zirkus war so weit fertiggestellt, dass 1565 unter Pius IV. ein berühmtes Turnier dort stattfand; aber unter Sixtus V. wurde Bramantes Anlage zerstört, indem der Braccio nuovo hinzugefügt wurde und die lange Galerie, die künstlerisch bedeutungslos ist. Von Bramantes Werk ist nur das Nicchione übriggeblieben, das dem Publikum nicht zugängig ist, seitdem die vatikanischen Gärten geschlossen wurden.

Im Vatikan selbst gehen nur die Loggien im Hof von S. Damaso auf Bramante zurück, sie geben eine Vorstellung der wundervollen Leichtigkeit, die auch seinen umfangreichsten Bauwerken zu eigen war.

Um dieselbe Zeit hat Bramante noch ein anderes gewaltiges Gebäude errichtet: San Biagio an der Via Giulia; der Papst wollte dort die römischen Gerichtsgebäude und Staatsämter unterbringen. Es sollte ein auf grossen Blöcken ruhender Bau werden, wie der Palazzo Pitti in Florenz, während die oberen Stockwerke in eine leichtere Konstruktion übergingen. Dieses Gebäude kam kaum über die Fundamente hinaus und ist nie ausgeführt worden, heute ist keine Spur mehr davon vorhanden. Der Palazzo Farnese ist nur zum Teil eine Kopie danach.

In ganz Rom wurde damals viel gebaut, die Stadt bekam ein neues Gesicht; mitten in die antike Trümmerwelt, in die Befestigungstürme und zerschossenen Mauern des Mittelalters, in dunkle, gewundene Strassen, die sich bescheiden der Vergangenheit anpassten, führte die Renaissance Heiterkeit und schäumende Lebenslust ein. Mitleidslos wurden alte Mauern niedergerissen und neue Gebäude errichtet. Es entstanden die Paläste der Borgia, Massimi, Caffarelli, die Villa Chigi und San Marco, der Wohnsitz Pauls II. Der heutige Corso begrenzte die Stadt bereits nach Osten hin, hinter dieser Strasse lagen kleinere Paläste und Villen, in der Gegend der Thermen, da die Stadt sich neu

auszubauen begann. Jenseits des Tibers fanden die grössten Veränderungen statt, ausser San Biagio liess Julius die Lungara anlegen, wo später stolze Paläste erbaut wurden.

Die Bevölkerung hatte sich vermehrt, die Strassen waren voller Leben, der Fremde empfand Rom als die internationale Hauptstadt der Welt, als wahre Kosmopolis. Vielfarbige Trachten belebten das Strassenbild, die verschiedensten Sprachen drangen ans Ohr, es gab kein Volk in Europa, dessen Vertreter nicht nach Rom gekommen wären. Geistliche auf der Jagd nach Pfründen, Literaten, die sich durch ein geschicktes Sonett ihre Zukunft sichern wollten, Kaufleute aus England, Frankreich und Spanien, die ihre Waren anpriesen, Glücksritter, die sich an die Rockschösse der Kardinäle hingen, drängten sich durch die engen Strassen. Ein besonders grosses Kontingent stellten Juden, Deutsche und Frauen von lockerem Lebenswandel. Die ersten trieben Handel, schleppten die Fremden gewaltsam in ihre Läden, und machten Wechselgeschäfte, die Deutschen unterhielten Wirtschaften, Restaurationen, waren Bäcker, Schuster oder Tischler. Kurtisanen gewöhnlichen Schlages, Italienerinnen, Spanierinnen, Deutsche lauerten auf der Strasse auf Menschen, die ihre Sprache sprachen. Unter ihnen gab es auch Polinnen, nach dem Bericht Monsignore Delicados, des Verfassers der Erzählung „Lozana Andalusa". Er war ein Spanier, der in Rom lebte und statistischen Studien dieser Art mit besonderer Vorliebe nachging. Durch die Strassen zogen Kardinäle auf schön gezäumten Maultieren, in Begleitung von Fussgängern und Reitern; Adelige kamen, die in einzelnen Stadtvierteln besonders bekannt waren. In Monte Giordano waren die Orsini besonders gern gesehen, bei del Ponte die Maffei, Nardi, Quatracci und Pontani.

Auf Schritt und Tritt fand man Barbierstuben und Apotheken, die zum Teil als Cafés dienten; die Männer des Mittelstandes trafen sich dort, um zu plaudern, zu klatschen, den Papst, die Kardinäle und die gesamte Regierung zu kritisieren. Unter Julius II. war die Redefreiheit in Rom unbeschränkt, man sagte und schrieb dort Dinge, für die man im Norden oder in Spanien auf dem Scheiterhaufen verbrannt wurde. Erasmus Rotterdamus debattierte dort mit einem Humanisten, der, sich auf Plinius' Grundsätze stützend, die Unsterblichkeit der Seele leugnete. Einige der Geistlichen, die zum päpstlichen Hofstaat gehörten, sagten so ketzerische Dinge, „abominandae blasphemiae in Christum et in illius Apostolos", dass der nordische Gelehrte sich entsetzt abwandte. Eras-

mus hielt die päpstliche Toleranz für zu weitgehend und schädlich. Allnächtlich bedeckten unbekannte Versemacher die Mauern mit Epigrammen, in denen sie niemand verschonten, weder den Papst noch die Kardinäle. Julius II., von der Grösse der Kirche überzeugt, liess sich durch das Fliegengeschmeiss nicht stören. Es gab in der Stadt keine berühmtere Persönlichkeit als den Pamphletisten Stunica; wenn diese giftgeschwollene Kröte auf dem Campo Florae mitten im Strassengewühl erschien, war sie sofort von Verehrern umgeben, die ihr die Hand schüttelten, und die Leute wiesen auf den Verseschmied wie auf ein Wundertier. Stunica hatte Erasmus dermassen gereizt, dass der nordische Gelehrte behauptete, man nenne Rom wohl deshalb Alma Urbs, weil es Ungeheuer verschiedenster Art nähre (alit), darunter auch diesen Pasquillenschreiber.

Auf dem Campo di Fiori gab es allerhand zu sehen; Taschenspieler führten ihre Kunststücke vor, schöpften z. B. Wein aus ihrer Stirn und boten ihn den Anwesenden an; Gelegenheitsdichter verkauften Liebesgedichte und Schmähschriften; Wahrsager prophezeiten die Zukunft und zu kaufen gab es alles, was das Herz begehrte: Obst, Zuckerwerk, Kuchen, selbst hartgekochte Eier.

Die Jahrmärkte, die früher auf dem Kapitol stattgefunden hatten, wurden seit dem Ende des XV. Jahrhunderts auf der Piazza Navona abgehalten. Dieser Platz wurde unter Julius II. der Brennpunkt städtischen Lebens und öffentlicher Vergnügungen, und hat bis ins XIX. Jahrhundert hinein dies bewegliche Gepräge behalten.

IX.

Am 3. Mai des Jahres 1512 hatte der Zeremonienmeister Paris de Grassi viel zu tun. An diesem Tag trat ein grosses Konzil in Rom zusammen, das seine Sitzungen in der lateranensischen Basilika abhalten sollte. Es galt, die Kirche in einen Sitzungssaal zu verwandeln, den Prälaten ihre Plätze anzuweisen, unter Berücksichtigung der streng einzuhaltenden Rangordnung, und die grosse Prozession anzuordnen, die sich aus dem Vatikan nach S. Giovanni begeben sollte.

Der Akt, der vorbereitet wurde, war in der Geschichte des Papsttums von ausschlaggebender Bedeutung. Seit dem grossen westlichen Schisma, seit den Tagen von Avignon, hatte man sich in der christlichen Welt noch nicht über den Grundsatz geeinigt, wer die

höchste kirchliche Gewalt repräsentiere: der Papst, als der Statthalter Christi, oder die Versammlungen der Bischöfe und Kardinäle, das Konzil. Die Gegner glaubten, die Reform der Kirche sei nur möglich, wenn sie bei der römischen Kurie einsetze; solange der Papst unbeschränkt, nach eigenem Gutdünken handeln könne, würden die Missbräuche nicht aufhören; die grösste Macht in der Kirche müsse man den Konzilen übertragen. Ein grosser Teil des Klerus, besonders des römischen, suchte dagegen zu beweisen, der Papst sei Herr in der Kirche, die Beschlüsse der Konzile seien ungültig, wenn sie nicht von ihm bestätigt werden, und die Macht der Bischöfe resultiere nur aus der absoluten Macht des Papstes.

Das lateranensische Konzil war hauptsächlich gegen Ludwig XII. und das von ihm einberufene Konzil in Pisa gerichtet, dem ausser den französischen Prälaten auch einige Kardinäle beigetreten waren. Diese Versammlung hatte sich die Aufgabe gestellt, Julius II. zu stürzen. Der Papst entwand den kirchlichen Revolutionären ihre Waffen sehr geschickt, indem er ein allgemeines Konzil nach Rom berief. In der Bulle, die diesen Beschluss verkündete, erklärte Julius II. nachdrücklich, das Einberufen von Konzilen sei das ausschliessliche Recht des Papstes, auf andere Weise einberufene Konzile seien ungültig.

Die Eröffnung des Konzils ging sehr feierlich vonstatten und der Papst war so guter Dinge, dass er, als er Federigo Gonzaga eisengepanzert sah, lachte, den Stock aufhob, sich in Positur stellte und fragte: „Na, willst du dich schlagen?“ Der Zug in den Lateran verlief in militärischer Ordnung, wie es sich in der Hauptstadt des kriegerischen Papstes gehörte. Fünfzehn Kardinäle, vierzehn Patriarchen, zehn Erzbischöfe, siebenundfünfzig Bischöfe, einige Äbte und Ordensvorsitzende kamen zu Pferde oder auf Maultieren in pontifikalen Gewändern. Einige auswärtige Gesandte und mehrere Mitglieder des römischen Adels befanden sich im Zuge. Nur verschwindend wenig ausseritalienische Geistliche waren gekommen und kein regierender Fürst. Der römische Adel sorgte für die Aufrechterhaltung der Ordnung, am Ende der feierlichen Prozession folgten etwa hundert Reiter der schweren päpstlichen Kavallerie, eine Abteilung der Artillerie mit zehn Kanonen und ein Trupp Bogenschützen. Hinter den Soldaten drängte sich eine ungeheure Menschenmenge.

Der berühmteste römische Kanzelredner, der Augustinergeneral Egidius aus Viterbo eröffnete im Namen des Papstes die erste Sitzung mit

einer Ansprache. Da die Schlacht bei Ravenna noch in frischem Andenken war, begann Egidius mit einer Bemerkung, die in der Ära des kriegerischen Papstes seltsam klang: die Niederlage des päpstlichen Heeres sei vielleicht ein von Gott gegebenes Zeichen, dass die Kirche, die dort besiegt wird, wo sie sich auf ihr ungemässe Waffen stütze, ihren Sieg in Religion und Wahrheit zu suchen habe, ihre Waffe sei das Gebet, da sie der Panzer des Glaubens und das Schwert des Lichtes sei. Durch Taten der Liebe, nicht durch Blut und Eisen hat der christliche Glaube die Welt unterjocht, so möge auch diese Versammlung der Kirche wieder Frieden und Einkehr bringen.

Diese Rede machte tiefen Eindruck, niemand hatte derartiges im Beisein des kriegerischen Papstes erwartet. Man bewunderte den kühnen Redner aufrichtig.

Dieser Egidius aus Viterbo, oder richtiger Egidius Canisius, war einer der berühmtesten Gelehrten in der Umgebung des Papstes. Er war 1470 in Viterbo geboren, sehr früh in den Augustinerorden eingetreten, hatte sich später als Kanzelredner im ciceronischen Stil ausgezeichnet, war infolgedessen nach Rom berufen und schliesslich zum General des Ordens gewählt worden. Er beherrschte die lateinische und griechische Sprache vollkommen und hatte für seine Bibelstudien auch Chaldäisch, Hebräisch, Türkisch, Persisch und Arabisch getrieben. Er hatte eine hebräische Grammatik, einen Kommentar zum Talmud, einen Traktat über die Sitten der Türken geschrieben und in seinem Gesamtwerk fehlten Abhandlungen über Plato und Aristoteles, Madrigale und Sonette, von denen das eine sogar an Vittoria Colonna gerichtet war, nicht. Aber sein Lebenswerk sollte eine Weltgeschichte werden, „Historia viginti saeculorum", die nicht im Druck erschien und ein Konglomerat ungeordneter historischer Notizen ist. Diese Geschichte ist deshalb wichtig, weil sie viel ungeschminkte Beobachtungen über die Renaissance-Päpste enthält und besonders Alexander VI. sehr streng beurteilt.

Erasmus Rotterdamus hat sich während seines römischen Aufenthaltes an Egidius sehr angeschlossen und ihn hochgeschätzt, da er zu den wenigen damaligen Humanisten in Rom gehörte, die treu zur christlichen Kirche standen, ohne mit dem Heidentum zu kokettieren. Auch mit Reuchlin war Egidius befreundet, beide Gelehrte hatten eine grosse Vorliebe für das Studium des Hebräischen und der mystischen Partien der Kabbala. Reuchlin hatte sich um 1498 fast ein volles Jahr in Rom aufgehalten und der Jude Obadja Sforno aus Cesena unterwies ihn im Hebräischen.

Wichtiger als die erste und zweite Sitzung des lateranensischen Konzils waren drei Beratungen in der ersten Dezemberhälfte des Jahres 1512. Der Papst, der im November ein Bündnis mit dem Kaiser geschlossen hatte, fühlte sich stark genug, um mit Hilfe der Kirchenversammlung die schismatischen französischen Tendenzen, die im Pisaner Konzil ihren Ausdruck gefunden hatten, zu vernichten. Die prominenteste Persönlichkeit war damals Matthias Lang, der Bischof von Gurk, in Italien Gurgensis genannt, der einflussreichste Ratgeber des Kaisers Maximilian. Von Lang hiess es, der Kaiser sei zwar der Erste im Reich, aber erst nach dem Bischof von Gurk, der sich alle Macht angeeignet habe. Er war damals etwas über vierzig Jahre alt, und obgleich er ein gut aussehender, blonder Hüne war, stiess er durch seine flegelhaften Manieren ab und blähte sich bei jedem Anlass wie ein Pfau. Der umgängliche Zeremonienmeister Paris de Grassi konnte ihn nicht leiden, dieser kaiserliche Gesandte war in Italien überhaupt wenig beliebt. Der Papst erwartete ihn jedoch 1512 mit Ungeduld in Rom, es lag ihm daran, dass der Kaiser die lateranensische Synode anerkenne, ausserdem hoffte er, Maximilian würde ihm bei der Eroberung Ferraras helfen. Julius nahm Lang in Rom wie einen regierenden Fürsten auf, und Grassi war in nicht geringer Sorge, da er wusste, dass man den Bischof vorsichtiger behandeln müsse als irgendeinen Monarchen. Grassi tat das Menschenmöglichste, um den nordischen Rüpel zufriedenzustellen, er berichtet, Langs Einzug in Rom könne sich mit den grossartigsten Triumphzügen messen, und obgleich er schon viel im Leben gesehen habe, erinnere er sich solcher Herrlichkeiten nicht. Bis nach Monte Mario fuhren zwei Kardinäle Lang entgegen; bei der Porta del Popolo erwarteten ihn der Gouverneur der Stadt und alle auswärtigen Gesandten, die damals in Rom waren, in der Engelsburg wurde zum Empfang so stark geschossen, dass die Stadt in ihren Grundfesten zu zittern schien. Nach dem Lang zu Ehren gegebenen Mittagsmahl im Vatikan wurde ein Theaterstück aufgeführt, in dem Apoll und die Musen auftreten, Lobeshymnen zu Ehren des Papstes, des Kaisers und seines Gesandten anstimmen, und das zwischen der Kurie und Maximilian geschlossene Bündnis feiern. Dann krönten der Papst und Lang einen Dichter aus Parma und einen zweiten aus Rom. Zuletzt sang ein Barde, der sich selbst auf der Lyra begleitete, lateinische Verse und pries den Papst und den Bischof.

Der Papst erreichte sein Ziel; Lang verlas bei der vierten Sitzung die

Erklärung des Kaisers, dass er das Konzil zu Pisa nicht anerkenne und den lateranensischen Verhandlungen beitrete. Julius glaubte sogar seine Hand auf Ferrara legen zu können, da Lang damit einverstanden war und Ferdinand der Katholische, der König von Spanien, dessen Soldaten noch in Mailand standen, dem Papst Hilfstruppen versprochen hatte. Als Lang nach Mailand ging, konnte Julius die Nachricht kaum abwarten, dass die Spanier nach Ferrara aufgebrochen seien.

Aber den neuen Bundesgenossen war es gar nicht darum zu tun, Julius zu unterstützen, weder Ferdinand der Katholische noch der Kaiser wünschten, die Macht des Papstes zu stärken. Auch die spanischen Anführer hatten keine Lust, Mailand zu verlassen, um für eine fremde Sache zu kämpfen, sie folgten Langs Beispiel, der gar nicht daran dachte, die dem Papst gegebenen Versprechungen einzulösen, da es ihm in Mailand sehr gut gefiel. Isabella von Mantua war mit dreissig schönen Hoffräulein gekommen und führte Politik auf eigene Faust, um ihren Bruder Alfonso vor Julius' Habgier zu retten. Die neue Kirke verstand es, mit ihrem Mädchenflor die Spanier und den Bischof von der geplanten Expedition nach Ferrara zurückzuhalten, verwickelte den spanischen Vizekönig, Rajmund aus Cardona, den Anführer des Heeres, Prospero Colonna, und den Bischof von Gurk in romantische Liebesabenteuer, so dass sie, wie der Chronist berichtet, „in kurzer Zeit für kriegerische Expeditionen unbrauchbar waren". Der Papst zürnte, schrieb, drängte, schickte Boten, aber die Markgräfin lachte ihn aus, denn ihre schöne Donzella Brognina hatte verstanden, den Vizekönig und den Bischof in sich verliebt zu machen*).

X.

Am Donnerstag vor Fastnacht im Jahre 1513 veranstalteten die Römer grossartige Karnevalsfestlichkeiten zur Feier von Julius' Siegen und politischen Erfolgen. Aber der Papst war krank, seit Weihnachten 1512 war er bettlägerig, schlief nicht und ass nur zwei Eier täglich. Kummer hatte diesen 70jährigen gebrochen, der bis dahin aus Stahl und Eisen schien. Sein Traum, Italien von den Fremden zu befreien, hatte sich nicht erfüllt; zweimal waren die Franzosen durch seine Schuld ins Land gekommen, einmal unter den Borgia, dann unter seiner eig-

*) Für die weiteren Details vgl. man Chledowski: Der Hof von Ferrara S. 425 bis 428.

nen Herrschaft, um ihm gegen die Venezianer beizustehen, die den päpstlichen Landbesitz in der Romagna verwüsteten. Zwischen dem Papst und der Republik von San Marco herrschte unerbittlicher Hass; der Papst hatte im Zorn gedroht, die Venezianer wieder zu demütigen Fischern wie einst zu machen, aber Pisani, der venezianische Gesandte, hatte geantwortet, der Heilige Vater möge etwas vorsichtiger in seinen Ausdrücken sein, damit die Venezianer ihn nicht in ein kleines Kirchspiel verbannten.

Pisanis Drohungen waren eitel; der Papst war der Liga zu Cambrai beigetreten, die von Ludwig XII. und Maximilian gegen Venedig geschlossen worden war, die stolze Republik hatte nach der Schlacht bei Agnadello am 14. Mai 1509 mit einem Schlage ihren ganzen Besitz auf dem Festlande eingebüsst und musste dem Papst auch sein Reich in der Romagna wieder abtreten. Aber Julius erkannte bald, dass er ohne das mächtige Venedig Italien nicht gegen die Fremden schützen könne und schloss ein Bündnis mit dem gedemütigten Feind. Jetzt war sein ganzes Bestreben darauf gerichtet, die Franzosen aus Italien zu vertreiben, sie bedrohten das Land nicht nur durch ihre Konzile, sondern suchten auch Julius' Macht zu beschränken. Ludwig XII. wollte einen französischen Kardinal zum Papst machen, Maximilian träumte von der Vereinigung der Tiara und der Kaiserkrone. Da Julius keinen andern Ausweg in dieser Gefahr hatte, schloss er ein Bündnis mit Spanien und beging wieder einen grossen Fehler, indem er die Spanier ins Land zog. Der spanische Einfluss wurde übermächtig in Italien und war viel schlimmer als der französische Vorstoss je gewesen war. Der Papst ging am spanischen Kummer zugrunde, er fühlte, diese Maranenrasse würde Italiens grösster Feind werden. Das römische Volk ahnte noch nicht, welche Gefahren ihm von Spanien her drohten und feierte die momentanen Erfolge des Papstes.

Der Karneval wurde gefeiert, als wenn die Stadt keinerlei Sorgen hätte, der Papst selbst hatte gewünscht, dass das Volk sich amüsiere. Julius II. bestätigte das Festprogramm für den Karneval und traf am nächsten Tage Verfügungen für sein Begräbnis. Den Papst verlangte es nicht nach Prunk, er hielt sich für einen grossen Sünder, aber er empfand es als der römischen Kurie unwürdig, so beigesetzt zu werden wie Alexander VI. und mehrere andere seiner Vorgänger. Er fragte Paris, in Gewänder welcher Farbe man bis jetzt die verstorbenen Päpste gekleidet habe. Der Zeremonienmeister erwiderte, in den ersten Jahrhunderten der

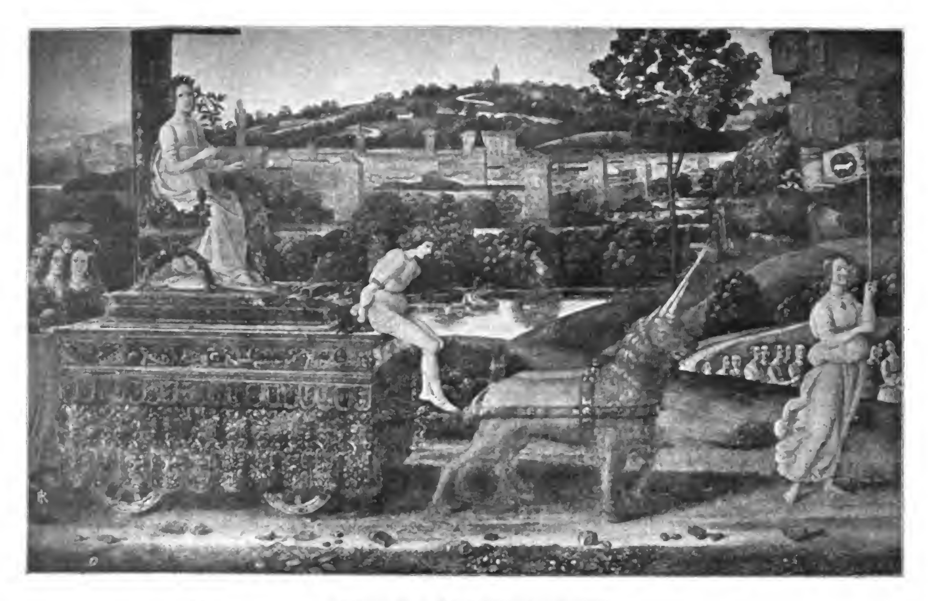
christlichen Ära in rote, zur Erinnerung daran, dass viele unter ihnen Märtyrer waren, später in weisse oder rote. Julius II. wollte in einem weissen Gewand begraben werden.

Am 3. Februar gab es auf dem Kapitol einen glänzenden Festzug; die Ausschmückung der allegorischen Wagen lag in Künstlerhänden. Zwei ausführliche Beschreibungen dieses Festes sind auf uns gekommen, die eine in Stabellinis Brief an Isabella d'Este, die andere im Gedicht des florentinischen Arztes Jacopo Penni, der sich damals in Rom aufhielt. Penni machte Gelegenheitsgedichte, und die römischen Feste haben ihn so begeistert, dass er der Nachwelt eine gereimte Beschreibung hinterlassen hat. Nichts Ähnliches habe die Welt bis jetzt gesehen:

Forse non mai più visse all età nostra
A Roma festa di tel gentilezza.

Die Vertreter sämtlicher Stadtteile, „Caporioni del populo di Roma", zogen mit ihren Fahnen vom Kapitol aus durch die Via Florida nach der Engelsbrücke. Von der Brücke aus wandte sich der Zug nach der Piazza Navona, dem Mittelpunkt des Festes. An der Spitze des Zuges schritten Pagen mit karmoisinfarbnen Buchstaben auf der Brust: S.P.Q.R., ihnen folgten die „marescalchi" benannten Beamten, bewaffnet, und der höchste Richter mit dem Schwert in der Hand. Neben Monsignore de la justitia ging eine nicht gerade karnevalsmässig wirkende Gestalt: der Henker von Knechten mit Marterwerkzeugen und dem Galgen begleitet, es folgten Soldaten und Korporationen auf prachtvollen Wagen, zur Verherrlichung der Siege des Papstes. Auf dem einen Wagen hat die symbolische Eiche der Rovere ihre Zweige ausgebreitet, eine erschrockene Frau, das von den Franzosen bedrängte Italien, findet dort Schutz. Auf dem nächsten Wagen das befreite Italien: das schöne italienische Land von einer Palme beschattet. Das waren gewissermassen die alles beherrschenden Zeichen von Julius' Herrschaft, die übrigen Wagen schilderten Einzelheiten seiner Regierung. Allgemeine Aufmerksamkeit erregte ein Wagen, auf dem Bologna dargestellt war, auf dem Tor war die unheilkündende Inschrift zu lesen: „causa mali tanti". In Bologna hatte Julius II. seine kühnsten Pläne geschmiedet, aber um dieser Stadt willen auch die grössten Enttäuschungen erlitten.

Auf den folgenden drei Wagen waren drei Städte dargestellt, die Julius dem Kirchenstaat wiedergewonnen hat: Reggio, Parma und Piacenza. Auf dem Wagen von Parma sass eine schöne Frau, „Aurea Parma", die auf den Schild „Julio secondo" schrieb. Piacenza wurde



SCHULE DES SANDRO BOTTICELLI
Triumph der Keuschheit
Turin, Galerie

von zwei Frauen dargestellt, Rom, auf dem Thron sitzend, vor ihr kniend: „Piacentia, fida colonia del Popul Romano“.

Savona, Julius' Geburtsstadt, fehlte nicht; sie wurde von Genua bekränzt, weil sie das Geschlecht der Rovere erzeugt. Es folgten mehrere symbolische Wagen, von denen zwei das lateranensische Konzil repräsentierten, das kürzlich seine Beratungen begonnen hatte. Auf dem einen kniete, von Priestern umgeben, der biblische Aaron vor dem Hochaltar mit der Räucherpfanne in der Hand, auf dem andern sass der gesamte europäische Aeropag: der Papst, der Kaiser und der König von Spanien auf Thronen, um sie scharten sich die Könige von England und Ungarn und die berühmtesten Kardinäle und Kirchenfürsten. Schauspieler in kostbaren Gewändern hatten die Rollen dieser geistlichen und weltlichen Persönlichkeiten übernommen.

E passò il bel Concilio Laterano
Sopra un carro, dove si vedeva
Il papa in sedia e lo Imperio Romano
Che accanto a quello a seder si poneva
E quel rè detto Cattolico Ispano
Che come gli altri ancora lui sedeva:
L'Unghera, lo Inglese, e cardinali
Ed altri Ecclesiastici principali.

Natürlich fehlte es nicht an Wagen, auf denen die Antike zu sehen war; aber diesmal hatten die olympischen Götter kein Glück in Rom, der Wagen mit Apolls Heiligtum stürzte an der Biegung der Engelsbrücke um und brachte den ganzen Zug für einen Augenblick in Verwirrung. Am Schluss der Wagenreihe war wieder der Eichbaum der Rovere, der mit seinen Zweigen das Porträt des Papstes einfasste, ihm folgten Vertreter von Kunst und Gewerbe. Das Patriziat und der Adel nahmen in antikem Kostüm auf stolzen, ungezäumten Pferden, die mit Samt und Brokat bedeckt waren, am Zuge teil, die Jünglinge trugen ihre Namen auf den Helmen oder Ärmeln. Unter diesen verkleideten römischen Republikanern befanden sich die Horatier, Kuriatier und Scipionen, viele trugen zu Ehren des Papstes einen Eichenzweig in der Hand. Männer und Frauen hatten ihren kostbaren Schmuck angesteckt und unser florentinischer Arzt glaubte alle Schätze Ägyptens an diesem Tage zu sehen:

Credo che tutte le gioie del Nilo
Si volson ritrovare a questo ludo.

Als diese Gruppe vorbeizog, freute sich ganz Rom seiner Jugend, Väter und Mütter, die vor den Fenstern standen, jubelten laut vor Glück.

Die Senatoren und Konservatoren der Stadt beschlossen den Zug mit ihrer Dienerschaft, ihnen folgte eine unübersehbare Menge Volks zu Fuss und zu Pferde.

Der Papst hat all diese Herrlichkeiten nicht mehr gesehen. Trotz seiner Krankheit berief er die Gesandten, verhandelte über alle wichtigen Angelegenheiten, gelegentlich schwoll seine Stimme und seine Augen sprühten Blitze, als wenn er noch ein langes Leben vor sich hätte. Viele Ärzte wurden gerufen, er aber vertraute nur dem Rabbi, den er gewohnt war. Madonna Felice wollte die letzten Augenblicke des Papstes benützen, um die Ernennung ihres Halbbruders, des Sohnes der Madonna Lucrezia und Bernardino da Montefalcos zum Kardinal zu erbitten. Persönlicher Vorteil war dabei im Spiel, Montefalco hatte versprochen, zu ihren Gunsten auf das väterliche Erbteil, das 30000 Dukaten betrug, zu verzichten, falls er den Purpur erhielte. Der Papst kannte Montefalco jedoch als einen Menschen, der einer hohen Stellung unwürdig sei und lehnte energisch ab.

Am 14. Februar hatte sich Julius' Zustand etwas gebessert, aber der Unmässige liess sich zu seiner Stärkung acht verschiedene Weinsorten geben. Diese Elixiere nützten nichts, am 20. Februar fühlte er, dass es mit ihm zu Ende gehe. Er liess die Kardinäle an sein Bett rufen, segnete sie und nahm tränenden Auges von ihnen Abschied, dann küssten ihm alle die Hand. Er starb bei vollem Bewusstsein. Selbst in seinen letzten Augenblicken sah, hörte und verstand er alles, was um ihn geschah, und traf Verfügungen, als wenn er noch auf der Höhe seiner Kraft und seines Lebens stünde. Alberto da Carpi und Madonna Felice, die Tag und Nacht um den Sterbenden waren, gaben ihm noch am Abend aufgelöstes Gold zu trinken, das nach Ansicht der Ärzte den Tod beschleunigen oder zwei bis drei Tage aufhalten würde. Auch dies Mittel war unwirksam, der Papst starb in der Nacht vom 20. auf den 21. Februar. Der Körper wurde in Gewänder gehüllt, die man auf 2000 Dukaten schätzte. Die beiden Ringe allein waren 1200 Dukaten wert. Bis zu jenem Tage hatte man die toten Päpste nicht einbalsamiert, Julius II. war der erste, dessen Körper vor dem Verfall bewahrt wurde.



EMANUEL FILIBERT VON SAVOYEN
Der kleine Kardinal
Turin, Galerie

SECHSTES KAPITEL

LEOS X. UMGEBUNG

I.

Lorenzo de' Medici hatte drei Söhne: Piero, Giovanni und Giuliano. Er pflegte zu sagen, der erste sei dumm, der zweite klug, der dritte gut. Der zweite war am 11. Dezember 1475 geboren, der Magnifico hatte ihn in der Wiege zum Kardinal und, falls ihm die Umstände günstig sein sollten, zum Papst bestimmt. Der kaum Siebenjährige erhielt bereits die Tonsur; Lorenzo wandte sich damals schon an Ludwig XI. von Frankreich und bat um eine dem Range der Medici entsprechende Pfründe für diesen Lieblingssohn. Dem König war es um Lorenzos Freundschaft zu tun, er übertrug dem 8jährigen Giovanni die Abtei in Font Douce, auch Sixtus IV., froh, dem milden Despoten von Florenz einen Dienst zu erweisen, bestimmte dem künftigen Kardinal die Einkünfte des reichen Klosters in Passignano. Seitdem nannte man den Kleinen Messire.

Rasch stieg Giovanni die Stufenleiter der kirchlichen Hierarchie empor. Ludwig XI. übertrug ihm schon 1483 das Erzbistum Aix in der Provence, aber Sixtus IV. bestätigte trotz Lorenzos Drängen die Ernennung des Knaben nicht. Der Papst starb ein Jahr darauf und sein Nachfolger, Innocenz VIII., der Freund der Medici, war nicht nur mit Giovannis Ernennung zum Erzbischof einverstanden, sondern überschüttete ihn noch mit einer Fülle von Pfründen und Ehrungen. Die reiche Abtei in Monte Cassino fiel dem Mediceer zu, fast gleichzeitig wurde er Kanonikus dreier Kapitel, Rektor von sechs Klöstern, Prior in Monte Varchi, Propst in Prato und Abt von sechzehn Klöstern in Italien und Frankreich. Dann fiel dem Glückspilz noch das Erzbistum von Amalfi zu, so dass selbst Fabroni, dem Verfasser des Lebenslaufes Leos X., diese An-

häufung kirchlicher Einkünfte in einer Hand zuviel wurde, und er mit einem gewissen Ärger ausruft: Quot in uno iuvene cumulata sacerdotia!

Ein derartiges Häufen von Pfründen war übrigens seit Jahrhunderten Sitte; Petrarca galt als einer der geschicktesten Erbeuter von Kircheneinkommen, und sein Aufenthalt in Avignon galt wohl mehr reichen Kanonikaten als den schönen Augen der Madonna Laura. Er war ein so grosser Meister in diesem Fach, dass er selbst seinem 15jährigen illegitimen Sohn Giovanni, einem Tunichtgut, der nicht lernen wollte und ein ausgelassenes Leben führte, ein Kanonikat in Verona verschafft hat.

So braucht man sich auch des Mediceers nicht zu wundern. Der alte Lorenzo wollte den Sohn noch vor seinem Tode zum Kardinal ernannt wissen, es galt also sich zu beeilen. Alles verlief günstig. Innocenz VIII. hatte einige Kinder gehabt, ehe er Priester wurde. Sein ältester Sohn, Francesco Cybò, wurde 1487 mit Lorenzos Tochter, Maddalena, verheiratet; infolge dieser Annäherung beider Geschlechter war Giovannis Avancement um so gesicherter. Mit Rücksicht auf die Jugend des Kandidaten zögerte der Papst mit der Ernennung noch zwei Jahre, endlich traf die Nachricht aus Rom ein, Giovanni sei am 9. März 1489 zum Kardinal von S. Maria in Domenica ernannt worden. Innocenz hatte jedoch die Bedingung gestellt, dass der Jüngling erst in drei Jahren die Kardinalsgewänder und Abzeichen anlege und seinen Platz im heiligen Kollegium einnehme.

Als die Nachricht der Verleihung der Kardinalswürde an Giovanni nach Florenz kam, wusste Lorenzo noch nichts von der Bedingung des Papstes; er fragte sofort bei seinem Gesandten in Rom an, wie Giovanni sich zu verhalten und zu kleiden habe und welcher Art sein Gefolge sein müsse. Der glückliche Vater gibt im Brief das Mass für die Kleider des Kardinals an, die der Gesandte in Rom bestellen sollte und fügte scherzend hinzu, Giovanni sei „seit gestern gewachsen".

Die Schneidersorgen waren verfrüht. Der Papst erklärte, er könne von der Bedingung einer dreijährigen Probezeit nicht abgehen und empfahl dem jungen Kardinal, in der Zwischenzeit Theologie und kanonisches Recht zu studieren. Innocenz hatte so unrecht nicht, der Knabe, der vom berühmten Humanisten Polizian erzogen worden war, war mit Platos und Aristoteles' Philosophie vertraut; der Philologe Demetrius Chalkondylas hatte ihn ins Griechische eingeweiht, und von Hu-

manisten und Künstlern umgeben, wusste er mehr von Vergil, Bildern, Medaillen und Skulpturen, als von Bibelkommentaren.

Polizian kann trotz seines Wissens und seiner poetischen Begabung kein guter Erzieher gewesen sein. Dazu war er ein viel zu grosser Schmeichler, und Lorenzo muss viel Widerstandsfähigkeit gehabt haben, um den Weihrauch zu ertragen, den der berühmte Humanist stets für ihn abgebrannt hat. Einmal schreibt Polizian, vor Lorenzos Herrschaft sei Florenz nur ein unbehauener Holzklotz gewesen, ein andermal beweist er, im Mediceer spüre man „nichts Irdisches", alles in ihm bezöge sich auf den Himmel. Als Giovanni Kardinal wurde, schrieb Polizian auch in seinem eignen Namen einen Dankesbrief an den Papst, in dem dem Knaben ein solches Loblied gesungen wurde, dass selbst der Gesandte der Medici am römischen Hofe diese Schmeicheleien als Lächerlichkeit empfand und dem Papst den Brief nicht übergab.

Amüsanter als Polizian war Bernardo Dovizi, der spätere Kardinal Bibbiena, ein lustiger, witziger, ausserordentlich geschickter Knabe, der nichts als tolle Streiche im Kopfe hatte. Seit seinem neunten Jahre lebte er, der nur um fünf Jahre älter als Giovanni war, an Lorenzos Hof. Da der Papst theologisches Wissen vom jungen Kardinal forderte, schickte ihn der Vater nach Pisa; dort wurde die Universität gerade umgestaltet. Giovannis Kasse führte Bibbiena; einen bequemeren Kassierer hätte sich der junge Mediceer nicht wünschen können.

Auf der Universität machte Giovanni lateinische und italienische Verse und beschäftigte sich kaum mit dem Kirchenrecht, das er nie beherrscht hat. Dies hinderte Polizian nicht, nach Rom zu melden, der künftige Kardinal bereite sich sehr gewissenhaft auf seinen Beruf vor, und der gerührte Papst gestattete Giovanni schon im März 1492 aktives Mitglied des heiligen Kollegs zu werden.

Die Ernennung dieses berühmten Laien zum Kardinal fand am 9. März 1492 im Kloster zu Fiesole statt; einige Tage später begab sich der junge Medici mit grossem Gefolge nach Rom und zog durch die Porta del Popolo ein. Der kranke Lorenzo, der damals schon bettlägerig war, konnte dem feierlichen Einzug seines „klugen" Sohnes nicht beiwohnen, er hatte einen prachtvollen Palast in Rom für ihn herrichten lassen. Giovanni ritt, nachdem er sich von den Strapazen des Weges erholt hatte, mit seinem Gefolge direkt in den Vatikan, um dem Papst den Fuss zu küssen; auf dem Rückweg überraschte ihn ein furchtbarer Regenguss, der das neue Kardinalsgewand total verdarb.

Giovanni machte auch auf die ältesten Kardinäle den besten Eindruck. Man rühmte seine Bescheidenheit, seine Gewandtheit und seine klugen Antworten. Er wirkte ernst und gesetzt, vielleicht auch, weil er sich den brieflichen Vorschriften seines sterbenden Vaters fügte. Lorenzo ermahnte Giovanni, ein tugendhaftes Leben zu führen, es sei dies in „Rom, dem Pfuhl aller Übel", notwendiger, als anderswo. Wie die Szylla und die Charybdis möge er böse Menschen vermeiden, stets besonnen in seiner Rede und höflich im Verkehr mit den Kardinälen sein. „Wären die Kardinäle anders," urteilte Lorenzo, „so wäre es besser um die Welt bestellt, und sie würden einen würdigen Papst wählen." Diese allgemeinen Anmerkungen beschloss er mit der Ermahnung: „Ich habe dich Gott und der Kirche geweiht, werde ein vorbildlicher Priester." Der praktische Mediceer ging dann in seinem Brief zu präziseren Ratschlägen über, er riet seinem Sohne, sich bei den Konsistoriumssitzungen mit Rücksicht auf seine Jugend stets dem Urteil des Heiligen Vaters unterzuordnen, zu Beginn so wenig als möglich von ihm zu fordern, und empfahl ihm, eingedenk seiner Stellung, auf schöne Pferde, eine gewählte Dienerschaft und auf absolute Ordnung in seinem Haus zu halten. „Seidne Gewänder und Kleinodien entsprechen deiner Würde nicht," schreibt Lorenzo, „wohl aber schöne Bücher, antike Kunstwerke. Gelehrte müssen der Schmuck deines Palastes werden. Anstatt glänzende Feste zu geben, wird es angemessener sein, Freunde und Literaten einzuladen." Der Brief enthält sogar hygienische Vorschriften, der Vater empfiehlt dem jungen Kardinal, im Essen mässig zu sein, sich von einfachen Gerichten zu nähren und viel Bewegung zu machen. Er müsse früh aufstehen, dann würde er Zeit für alles haben, namentlich wenn er sich am Abend überlege, was er am nächsten Tag tun wolle.

Giovanni fiel es nicht schwer, sich diesen Vorschriften anzupassen, er war eine ziemlich temperamentlose, kühl erwägende, wenig enthusiastische Natur, der eine gewisse physische und moralische Trägheit eignete. Von Frauen hielt er sich fern und unterschied sich in dieser Beziehung sehr vom Vater und den Brüdern, körperliche Überanstrengungen vermied er mit Rücksicht auf seine schwache Gesundheit und war im Essen mässig.

In Rom blieb der Kardinal nur einige Wochen, da er infolge des Todes seines Vaters schon im April nach Florenz zurückgehen musste. Aber auch dort blieb er nur kurze Zeit. Innocenz VIII. war gestorben und das Konklave wurde im Juli 1492 zusammenberufen. Rodrigo Borgia

war als Alexander VI. gewählt worden; da der Mediceer sich der Wahl des Spaniers widersetzt hatte, fürchtete er seine Rache und ging wieder nach Florenz zurück, wo er sich sicherer fühlte. 1494 brach die Revolution in Florenz aus, die die Medici der Herrschaft entsetzte. Giovanni musste als Franziskaner verkleidet flüchten, er trieb sich in Italien herum, war längere Zeit am gastlichen Hof von Urbino, bereiste Deutschland, Holland und Frankreich, bis er zur Überzeugung kam, dass ihm von Alexander VI. keine Gefahr mehr drohe, 1500 ging er nach Rom zurück.

Als gereifter und durch den Wechsel des Schicksals geprüfter Kardinal bezog er seinen Palast bei S. Eustachio (dem heutigen Palazzo Madama), sammelte Bilder, antike Plastik und Medaillen, vergrösserte seine Bibliothek, empfing Dichter und Literaten. Zu einem glanzvolleren Leben genügten seine Mittel nicht, da er zu den ärmeren Kardinälen gehörte; seine Einkünfte betrugen jährlich kaum 6000 Dukaten, während Ascanio Sforza 30000 und Caraffa, Cybò, Juan Borgia und Orsini etwa 10000 Dukaten jährlich verausgaben konnten. Giovanni verstand nicht zu sparen, er machte Schulden und musste, als er einst ein Fest geben wollte, einen Teil seines Silbers versetzen. Die Warnungen des alten Lorenzo waren längst vergessen.

Das Jahr 1503 brachte Giovanni neue Sorgen; Alexander VI. war gestorben, der Mediceer war Julius II. Gegner und hatte den Kardinal d'Amboise unterstützt. Zwischen dem neuen Papst und Giovanni bestand ein etwas gespanntes Verhältnis, die glücklichen Zeiten unter Innocenz VIII., wo sich das Füllhorn päpstlicher Gnaden über ihn ergossen hatte, waren unwiederbringlich vorbei. Gegen Ende seiner Regierung brauchte Julius für seine politischen Zwecke Florenz und die Medici, er hielt sich deshalb an Giovanni und ernannte ihn zum päpstlichen Legaten in Bologna und in der Romagna. Aber der zögernde, langsame Kardinal füllte seine Stellung nicht aus; unglücklicherweise geriet er noch in der berühmten Schlacht bei Ravenna (am 11. April 1512) in französische Gefangenschaft. Die Zahl Elf, die er als glückbringend betrachtete, da er am 11. Dezember geboren war, hatte ihn diesmal getäuscht, trotzdem sollte das Glück ihn nicht ganz verlassen. Auf dem Wege nach Frankreich gelang es ihm bei Mortara zu entfliehen, von dort aus rettete er sich, als Soldat verkleidet, an Francesco Gonzagas Hof, und wurde dort sehr herzlich aufgenommen.

Julius II. beschloss sich an Florenz, das der päpstlich-spanischen

Liga nicht beigetreten war, zu rächen und die Medici dort wieder einzusetzen. Rajmund da Cardona, dem spanischen Anführer bei Ravenna, war die Aufgabe zugefallen, Florenz zu erobern und Giuliano Medici als Herrscher einzusetzen, da Piero, der ältere, gestorben war. Diesen Feldzug machte Giovanni als päpstlicher Legat mit und war Zeuge von Pratos furchtbarer Zerstörung. Giovanni versuchte vergebens die Grausamkeiten und Zügellosigkeiten des Heeres einzudämmen, für die spanische Horde gab es kein Halten. Der 30. August 1512 ist einer der traurigsten Tage in der italienischen Geschichte und ein deutlicher Beweis für die wilden Instinkte der iberischen Rasse.

Nach Pratos Fall gab es keine Rettung mehr für Florenz, die Republik musste sich ergeben. Cardona diktierte die Bedingungen: die Rückkehr der Medici wäre eine der wesentlichsten. Am 11. September zogen die Spanier in die Stadt. Giuliano übernahm die Regierung. Soderini, der Gonfaloniere der Republik, floh mit seiner Familie nach Ragusa.

Die Medici, die Florenz kannten, begannen mit Volksbelustigungen; Feste und Karnevalsumzüge jagten einander, und die ernste Stadt war wieder von Musik und Gesang erfüllt. Der Neffe des Kardinals, Lorenzo, Piero de' Medicis und Alfonsina Orsinis Sohn, war die Seele dieser Feste, auch der Kardinal trat einer der lustigsten Gesellschaften bei, der die Patrizierjugend angehörte. Als Devise wählte Giovanni ein Joch mit der Aufschrift: „Jugum meum suave est et onus meum leve", mein Joch ist süss und meine Last leicht. Bald zeigte sich jedoch, dass die Last weniger leicht war, als sie ihm erschien, die ernsten Republikaner liessen sich nicht durch Feste ködern, unter ihnen entstand eine Verschwörung gegen die Medici, zu der auch Machiavell gehörte. Die Medici erhielten früh genug Kunde von allen gegen sie geschmiedeten Plänen, Machiavell und mehrere andere wurden gefangengenommen, und damit war die Gefahr beseitigt.

In diesen schweren Augenblicken kam die Nachricht von Julius II. Tod nach Florenz. Der Kardinal Giovanni war krank, er litt schon seit längerer Zeit an einer Fistel im Fuss; es gab jedoch keine Zeit zu verlieren, da er hoffte Papst zu werden. Er liess sich in einer Sänfte nach Rom tragen und nahm einen Chirurgen mit, der die Wunde unterwegs verband. Trotz aller Eile kam Medici als letzter Kardinal zum Konklave.



LEO X.
Aquarell. Wien, Hofmuseum

II.

In Rom meldeten sich täglich neue Kandidaten. Der Bankier Filippo Strozzi schrieb seinem Bruder, man erinnere sich nicht, dass es bei einem Konklave je soviel Kandidaten und eine so grosse Zersplitterung gegeben habe; der Kardinal S. Giorgio habe 18, Medici und Fiesco je 16, andere 13 bis herunter zu 6 Stimmen. In den Banken hatte man für den Mediceer erst 25, dann nur 16 vom Hundert gegeben.

Die wenigsten glaubten, dass Giovanni, der noch so jung war, zum Papst gewählt werden würde. Er war erst 37 Jahre alt, und die Kardinäle stimmen ungern für einen jungen Kandidaten, der ihnen für lange Zeit die Möglichkeit nimmt, auf den päpstlichen Thron zu gelangen. Aber der Mediceer hatte gesiegt, „contra ogni credere del mondo fù fatto papa" schreibt Benvenuto Cellini. Die jungen Kardinäle, namentlich Alfonso Petrucci aus Siena, waren für Giovanni, sie liebten seine angenehmen Umgangsformen, seine Höflichkeit und die guten Mahlzeiten und glänzenden Feste, die er zu arrangieren pflegte. Ausserdem verlangte es die Prälaten nach einem ruhigen Menschen auf dem päpstlichen Stuhl. Alexander VI. war zu habgierig gewesen und zu sehr darauf bedacht, seine Familie zu bereichern; Julius II. hatte stets Krieg geführt, seiner ganzen Umgebung seinen Willen aufgezwungen, „wie ein Heide geflucht", und auch den Stock als wirksamstes Mittel nicht verschmäht; ganz Rom sehnte sich nach einem sanftern Regiment. Schliesslich liessen sich auch einige ältere Kardinäle zu Medicis Gunsten beeinflussen, sie wussten, Giovanni war kränklich, und niemand prophezeite ihm ein langes Leben. Er war trotz seiner Jugend sehr fett, hatte einen kurzen Hals, war stets abgespannt und konnte jeden Augenblick einen Schlaganfall bekommen. Die „Papabili" verloren die Hoffnung nicht, ihn zu überleben, so erhielt er die meisten Stimmen bei der Wahl.

Medici war nur Diakon, er musste erst zum Priester geweiht und zum Bischof konsekriert werden, ehe er als Papst gekrönt werden konnte. Diese Formalitäten wurden infolge des bevorstehenden Osterfestes rasch erledigt; am 15. März 1513 erhielt Leo X. — diesen Namen hatte der neue Papst gewählt — die gewöhnliche und am 17. die bischöfliche Weihe. Die letztere erteilte ihm der Kardinal Riario. Am 19. März zelebrierte der Papst die erste Messe in der Peterskirche vor

dem Hauptaltar, der Ara maxima, wo die Reliquien der Apostel Petrus und Paulus bestattet sind. Vor ihm schritt der Zeremonienmeister, der in jeder Hand ein Schilfrohr trug. An dem einen war ein brennendes Licht angebunden, an dem andern ein Bündel Hanf. Am Altar kniete Paris de Grassi vor dem Papst nieder, steckte den Hanf am Lichte an und sagte: „Pater Sancte, sic transit gloria mundi.“ Es war eine alte Sitte, den neuen Papst vor der Krönung an die Vergänglichkeit alles Irdischen zu mahnen. Nach der Messe fand die Krönung statt. Die ausserordentlich kostbare, mit Perlen und teuren Steinen besetzte Tiara, Regno di tre corone, setzten ihm die Kardinäle Farnese und d' Aragona auf, darauf wurden zur Freude des versammelten Volkes die Trommeln gerührt und auf verschiedenen Instrumenten gespielt.

Der Hauptakt beim Regierungsantritt des neuen Papstes war das sogenannte „Possesso“, das Besitzergreifen der lateranensischen Basilika, diese Zeremonie wurde stets bei der Ankunft des Papstes mit sehr viel Pomp begangen. Leo X. wollte in dieser Hinsicht all seine Vorgänger überbieten, es war ihm nicht zuviel 100000 Gulden zu opfern, um das römische Volk durch den Glanz der Mediceer zu blenden. Den 11. April, den Jahrestag der Schlacht bei Ravenna, bestimmte der Papst für die Prozession aus dem Vatikan in die lateranensische Basilika, um damit gewissermassen das Unheil aufzuheben, das ihn im Krieg mit Frankreich betroffen hatte, und der Elf ihre glückverheissende Bedeutung in seinem Leben wiederzugeben.

Das ganze Programm war im Einverständnis mit dem Papst von Grassi entworfen, selbst die kleinsten Details waren verabredet. Der Papst wollte auf dem türkischen Pferde reiten, das ihn in der Schlacht bei Ravenna getragen hatte; die Kardinäle schwankten, ob sie Pferde oder Maulesel wählen sollten. Die Ansichten waren geteilt, man berief sich auf die alte Sitte, nach der weisse Maultiere bei solchen Zeremonien benützt wurden und einigte sich dahin, dass einige Kardinäle zu Pferde, andere auf Mauleseln am Zuge teilnahmen. Die Kardinäle zu Pferde waren später mit ihrer Wahl unzufrieden; als während der Prozession die Geschütze der Engelsburg donnerten und das Volk aus Leibeskräften „Palle! Palle!“, das Losungswort der Mediceer, rief, begannen ihre Pferde zu scheuen, während sich die Maultiere durch nichts beirren liessen. Der Herzog von Ferrara ritt zuerst das päpstliche Ross, um es an das Geschrei des Volkes zu gewöhnen, aber das Pferd, das die Schlacht bei Ravenna miterlebt hatte, war gegen den Strassenlärm ganz unempfindlich.

Die Prozession war unerhört grossartig, es hiess, Rom habe seit der Kaiserzeit nichts Ähnliches gesehen. An der Spitze schritten vier Hofnarren, von Musikanten umgeben, die florentinische Melodien spielten, ihnen folgte ein Trupp leichter Kavallerie in den Farben der Orsini, den gewohnten Bundesgenossen des Papstes, die jetzt dem Vatikan um so enger verbunden waren, als Clarissa, Leos X. Mutter, eine Tochter dieses unruhigen Geschlechts war. Diese Kavalkade sah mit ihren Lanzen und weiss-roten Fahnen prachtvoll aus, aber sie wurde durch die Blüte des römischen Adels, die ihr unmittelbar auf stolzen Rossen folgte, in den Schatten gestellt. Es waren mehr als hundert Ritter, die Orsini, die Colonna, die Savelli, die Conti in goldgewebten Brokat- und leuchtenden Samtgewändern. Dem Adel folgten die Senatoren in den päpstlichen Farben weiss-rot-grün und der Gonfaloniere des römischen Volkes, Giovanni Giorgio Cesarini, der eine grosse rote Fahne trug mit den gestickten Buchstaben S. P. Q. R. Dann folgten die Vertreter der Länder, die dem apostolischen Stuhl tributpflichtig waren: Der Herzog von Urbino in Trauer um den verstorbenen Papst, neben ihm in kostbarsten Gewändern Giovan Maria da Varano, Herr zu Camerino, die Baglioni aus Perugia und mehrere andere. Der Herzog von Ferrara schritt, als der grösste päpstliche Vasall, neben den Kardinälen, unter seinem karmoisinroten Fürstenmantel schimmerten goldgewebte Brokatkleider. Von den auswärtigen Gästen machten die Florentiner, die in Scharen gekommen waren, den grössten Eindruck. Man ahnte in Rom, sie würden die Lieblinge des Papstes werden und die einträglichsten Ämter ihnen zufallen. Später werden wir sie näher kennen lernen; unter ihnen waren die Medici, Salviati, Tornabuoni, Soderini, Strozzi, Ricasoli und viele andere.

Ungefähr in der Mitte der Prozession schritt ein Schimmel, der das Heiligste Sakrament trug; der Baldachin darüber wurde von acht römischen Patriziern getragen; diesem Symbol des Glaubens folgten zu Pferde und auf Maultieren etwa zweihundertfünfzig Erzbischöfe, Bischöfe, Äbte, Patriarchen, alle in Festgewändern mit Infulen und Mitren. Hinter dem Klerus kam der Papst zu Pferde, umgeben von der Schweizer Garde in ihren farbigen Kostümen. Dem Papst folgten die Kardinäle, hinter jedem schritten acht Jünglinge aus seinem Geschlecht.

Vierhundert Bogenschützen beschlossen den Zug, an ihrer Spitze der Kontrolleur der apostolischen Kammer, der Geld verteilte. Dieser „proiector pecuniae" trug zwei Taschen am Sattel mit neugeprägten

Gold- und Silbermünzen und warf sie unter das Volk. Aber das kostbare Metall langte kaum bis zum Lateran; dort wartete ein päpstlicher Kassierer, der die geleerten Taschen aufs neue füllte.

Zu den besonderen Wunderdingen der Prozession gehörten neun weisse Pferde aus dem päpstlichen Gestüt, die man Achinee nannte, und drei weisse Maulesel, die Kappen aus rotem Samt trugen. Jedes Tier wurde von einem besonderen Stallmeister geführt.

Diese grosse Menschen- und Tiermenge versammelte sich auf dem Petersplatze und bewegte sich nach der Richtung der Engelsburg, während das Volk schrie: „Es lebe Leo X., Palle, Palle!“ Es gab nicht wenig Hindernisse unterwegs, in den engen Strassen konnte man sich nur langsam fortbewegen, ausserdem waren in geringen Abständen Altäre aufgestellt, dort sang der niedere Klerus Kirchenlieder und hüllte den vorbeiziehenden Papst in Ambradüfte ein. Alle Häuser waren mit Blumen, Teppichen und Seidenstoffen geschmückt, über die Strassen waren Girlandenaus Eichenlaub und Lorbeer gezogen, in den Fenstern waren die grössten Kostbarkeiten aufgestellt: silberne Gefässe, Bilder, Statuen, und alle Frauen hatten dort Posto gefasst. Neben den Standbildern der Heiligen Cosmas und Damian, den Patronen der Medici, standen die olympischen Götter, neben biblischen Inschriften konnte man Epigramme lesen, die Venus und Mars zum päpstlichen Fest einluden.

Schon bei der Engelsbrücke musste der Zug haltmachen: die Juden aus dem römischen Ghetto hatten eine mit kostbaren Stoffen bekleidete Estrade errichtet, dort erwarteten die Rabbiner, mit weissen Wachskerzen in den Händen, den Papst. Als Leo X. an ihnen vorbeizog, überreichte ihm der älteste Rabbiner ein sehr kostbares Exemplar des Pentateuch, das der Papst mit den Worten annahm: „Confirmamus, sed non consentimus“, wir bestätigen, aber sind nicht einverstanden. Nicht alle Päpste haben die feierliche Begrüssung der Juden mit einer so kurzen Formel beantwortet, viele entnahmen dem Rabbiner Moses' Gesetzbuch mit der Erklärung, dass sie zwar die heiligen Vorschriften verehren, die Moses in Gottes Namen offenbart, aber die Auslegungen der Juden verdammen; der Messias, den sie vergebens erwarten, sei nach christlichem Glauben bereits gekommen, es sei niemand anders als Jesus Christus, der mit dem Vater und dem heiligen Geist die Welt in alle Ewigkeit beherrscht.

Mehrere Triumphpforten waren unterwegs aufgestellt, eine der schönsten hatte Rafael Petrucci, der Bischof von Grosseto und Kastellan

der Engelsburg errichtet. Sie wurde von einer Apollostatue bekrönt, aber auch für eine christliche Szene, die Schlüsselübergabe an Petrus, hatte man Platz gefunden. Auch Agostino Chigis Triumphbogen vor seinem Hause in der Via del Banco erregte allgemeine Aufmerksamkeit, da er mit lebenden Figuren geschmückt war; mit Apoll, Mercur, Pallas Athene und verschiedenen symbolischen Gestalten. Der Bankier, der die Neigung des Papstes kannte, sich mit Künstlern zu umgeben und ein ruhiges Leben zu führen, hatte auf dem Fries des Bogens in goldenen Lettern den Vers anbringen lassen:

Olim habuit Cypris sua tempora, tempora Mavors
Olim habuit: sua nunc tempora Pallas habet.

Ein Nachbar Agostinos, der Goldschmied Antonio da San Marino, las die Inschrift, flugs stellte er eine Venusstatue in seinem Fenster auf mit der schlagfertigen Antwort: „Mars hat wohl geherrscht, ihm folgte Minerva, aber dein Zepter, Venus, ist unvergänglich."

Auf den meisten Triumphbögen waren mythologische Gestalten angebracht, einer der römischen Patrizier, Evangelista Rossi, liess sogar die ganze Fassade seines Hauses mit antiken Statuen schmücken. Als sich Leo X. dem Triumphbogen näherte, den die genuesischen Bankiers Sauli errichtet hatten, trat ein Knabe auf eine zu diesem Zwecke dort angebrachte Galerie und sprach Begrüssungsverse zu Ehren des Papstes. Am Schluss erwartete Leo X. noch eine Überraschung. Auf dem Tore des Vorstehers der Münze konnte er einen Vers lesen, in dem die Elf, seine fatalistische Zahl, gepriesen wurde.

Einer der Augenzeugen der Prozession bemerkt, der ganze Zug sei durch Madonna Laura Farnese verschönt worden, sie sei ihm nie so reizvoll erschienen wie damals. Sie habe vor dem Fenster in der Nähe des Triumphbogens der Cancelleria gesessen und mit ihren strahlenden Augen der ganzen Gegend einen neuen Glanz verliehen.

Die erschöpften Teilnehmer der Prozession erwartete ein Essen im Lateran; da die Chronisten nichts von diesem Bankett berichten, wird es wohl nicht sehr grossartig ausgefallen sein. Es dauerte jedoch bis zum Abend, so dass der Papst durch beleuchtete Strassen in den Vatikan zurückkehrte. Aus den Häusern und Apotheken trug man Tausende von Kerzen aus weissem und gelbem Wachs. Rom war in ein Meer von Licht getaucht.

III.

Leo X. war nicht nur physisch, sondern auch moralisch träge, seine Schwerfälligkeit trat in seiner Gestalt so gut wie in seinem Temperament zutage. Die Lebenskraft der Medici hatte sich in den beiden letzten Generationen verausgabt; nach Cosimo und Lorenzo hatte das Geschlecht seine Energie eingebüsst. De Grassi klagt, der Papst wolle nicht aufstehen, komme nicht rechtzeitig zu Tisch, man könne nicht auf ihn rechnen, da er die verabredete Stunde nie einhalte.

Der Papst war der hässlichste in seiner Familie; der Kopf war unverhältnismässig gross, das blasse Gesicht aufgedunsen, die vorstehenden runden Augen verrieten nie einen edlen Impuls. Da er kurzsichtig war, bediente er sich stets eines Augenglases; seine schwachen Füsse konnten den fetten Körper kaum tragen, beim Gehen stützte er sich gewöhnlich auf die Arme zweier Diener und seine allzu weissen, blutleeren Hände verstärkten den kränklichen Eindruck, den er machte. Raffael hat ihn auf seinem Florentiner Bild idealisiert, die Wiener Galerie besitzt ein treueres Porträt des Papstes. Diesem Porträt ist das hässliche Standbild ähnlich, das heute in Ara Coeli steht, und das die Verehrer Leos X. am liebsten vernichten würden. Bei diesem wenig gelungenen Werk muss der Künstler ein authentisches Bildnis des Papstes vor sich gehabt haben. Der bekannte venezianische Chronist, Marino Sanuto, hat Leo X. noch als Kardinal in Venedig gesehen, er beschreibt ihn als einen grossen, hässlichen, kurzsichtigen, schweigsamen Mann, „huomo grande, ma brutta effigie e pocha vista, huomo grossolan, tamen disse alcune parole, e sempre si cavava la barete".

Nach der Wahl des Papstes zirkulierte ein Spottvers auf Leo X. Der unbekannte Dichter findet ihn bösartig und von schwachem Gesicht, aber die Kardinäle, die ihn gewählt haben, müssen blind gewesen sein.

Mostro natura per molti segnali
Ch'era mala, ante pessima electione
Far papa quel che si chiamò Leone,
Na piu che lui fur ciechi i cardinali.

Der Blick des Papstes entsetzt den Dichter, er findet die Augen, die selbst dem Mutigen Angst einjagen können, furchtbar.



MADDALENA CYBÒ
Leos X. Schwester
Rom, Galerie Torlonia

Viso hebbe horrendo et monstruoso aspetto
Da spaventare ogni anima sicura.

Nur die Tradition, in der Leo aufgewachsen war, hatte ein gewisses Interesse für Kunst und den Wunsch, sich mit Literaten zu umgeben, erzeugt. Dies und seine grosse Höflichkeit im Verkehr, seine Freigebigkeit, die alle vernünftigen Grenzen überschritt, unterschieden ihn vom ersten besten Prälaten, der einem egoistischen, bequemen Dasein frönt. Man kann Leo X. nicht einmal eines wahren Epikureertums verdächtigen, dazu war er weder gesund, noch leidenschaftlich genug, seine Vergnügungen beschränkten sich auf lustige Gesellschaft, Musik, Gesang, amüsante Theaterstücke, grobschlächtige Scherze und die Witze der Hofnarren, die er über alles liebte. Leos X. Worte zu seinem Bruder Giuliano „Godiamoci il papato poichè Dio ce l'ha dato" sind weniger materiell und epikureisch gemeint, als sie klingen.

Musik allein hat dem Papst wahre Freude gemacht, er hatte eine hübsche Stimme und ein ausserordentlich gutes Gehör. In seinem Schlafzimmer hing eine Laute, damit er Melodien, die ihm durch den Sinn gingen, stets spielen könne. Während der musikalischen Vorführungen im Vatikan sass er mit geschlossenen Augen da, ganz in die Freude versunken, die Spiel oder Gesang in ihm auslöste, zuweilen stimmte er leise ein.

Der träge Papst wollte sich eines behaglichen, abwechslungsreichen Friedens freuen, am meisten scheute er Kriege und fürchtete die Türken, die der italienischen Halbinsel immer näher kamen. Frieden verlangten übrigens alle, und dieses Ideal erschien Leo um so begehrenswerter, als er, der von Natur schwankend war, alle schnellen Entschlüsse hasste. In politischer Geschicklichkeit war ihm der Vater unendlich überlegen; während der Magnifico die schwierigsten Situationen, finanzielle und politische Nöte stets so zu nutzen wusste, dass er, wenn nicht mit Glanz, so doch zum mindesten ohne grosse Verluste daraus hervorging, kam Leo X. in seiner schwankenden Art, mit seinen wenig Vertrauen erweckenden Manipulationen nie zum Ziel. Fast immer hoben seine Taten seine Worte auf, diese Zwiespältigkeit war so eng mit ihm verknüpft, dass er, ob es nottat oder nicht, sich stets widersprach. Wie die meisten unentschlossenen Charaktere wusste er bis zum letzten Augenblick nicht, was er tun würde, und wenn ihn die Umstände zur Tat zwangen, liess er sich von zufälligen Eindrücken leiten. Schwankende Menschen wagen es kaum,

sich selbst ihre Pläne einzugestehen, da sie nicht recht glauben, dass sie den eingeschlagenen Weg zu Ende gehen werden. Die Energielosigkeit des Papstes verdross seine ganze Umgebung; hatte man sich früher über Julius II. hinreissend-stürmische Art beklagt, so gedachte man jetzt seiner eisernen Gestalt, und selbst von Alexander VI. hies es „Quello era un papa".

Allmächtig im Vatikan war selbstverständlicherweise Leos X. Familie. Der Papst hielt es am meisten mit seinem Bruder Giuliano, der auch das Wesen eines Menschen hatte, der einem untergehenden Geschlecht angehört. Er hatte durchaus nicht den Ehrgeiz zu befehlen oder zu herrschen, Liebesabenteuer in Venedig, Rom, Urbino und Ferrara füllten ihn aus, seine physischen Kräfte und seine sittliche Energie waren dermassen erschöpft, dass er sich von Zauberern beherrschen liess, Mystiker wurde, und Trost in übertriebenen religiösen Praktiken suchte, zuletzt erfüllte ihn ein solcher Ekel, dass er sich das Leben nehmen wollte. Er war ein grosser, blonder Mensch mit blauen Augen, langem Hals, schmalen Händen, gemessenen Bewegungen und einer ruhigen Sprechweise; sehr liebenswürdig, höflich, mildtätig, gütig, überraschte er gelegentlich durch höheren Geistesflug, aber dem praktischen Leben war er nicht gewachsen. Jede grössere moralische Anstrengung, jede längere Unterhaltung erschöpfte ihn in dem Masse, dass er sich für kurze Zeit hinlegen musste. In diesem Zustand machte er Liebessonette, die einen gewissen Reiz haben. Der kühnblickende römische Feldherr, den Michelangelo auf Giulianos Grab gesetzt hat, hat mit diesem entnervten Sprössling eines untergehenden Geschlechts nichts zu tun.

Nach der Vertreibung der Medici aus Florenz war Giuliano längere Zeit in Urbino, selbst ein Teil des Palastes wurde nach ihm Appartamento del Magnifico genannt. Dort ist er Bembo und Castiglione näher getreten, der letztere führt ihn in den „Cortegiano" als Frauenfreund ein und legt ihm das Lob der Hofdamen in den Mund. Da Giuliano in Urbino nichts zu tun hatte, erlebte er Liebesgeschichten und machte Gedichte. Dort wurde sein Sohn Ippolito geboren, der unter Klemens VII. Kardinal wurde; der Name der Mutter ist nicht auf uns gekommen. Giuliano hat Elisabetta Gonzaga aus Urbino ein dankbares Gedächtnis bewahrt.

Gesünder und kräftiger als Giuliano war Lorenzo, der Neffe des Papstes, der Sohn Piero de' Medicis und Alfonsina Orsinis. Im Essen



ALESSANDRO ALLORI
Giuliano de' Medici
Florenz, Uffizien

und Trinken ausserordentlich mässig, ein vorzüglicher Reiter und Jäger, lebte er ziemlich für sich, gab sich nicht mit Frauen ab, da es ihm darum zu tun war, den guten Ruf seines Geschlechts wiederherzustellen. Er umgab sich nur mit ernsten Menschen, rührte öffentliche Gelder nicht an, „per dare esempio a ciascuno, che si ha le mani nette", wie er selbst sagte. Er war ruhig, überlegen, wenig begabt und ganz frei von Ehrgeiz. Zu kühnen Taten, zum Erobern eines Reiches in Art eines Cesare Borgia fehlte es ihm an Kraft; sein Ziel war nur darauf gerichtet, sich günstig mit einer vermögenden Frau zu verheiraten und sich in einem eignen, ruhigen kleinen Reich niederzulassen. An die Zukunft seines Geschlechts glaubte er nicht, er nahm an, Florenz würde die Medici nach dem Tode des Papstes wieder verbannen, und deshalb hätte er gern ein Fürstentum und Vermögen besessen. „Altro non penso, ne altro desidero", schrieb er dem Kardinal Giulio. Die Vergangenheit hatte ihn gelehrt, wie schwankend das Glück der päpstlichen Brüder und Nepoten ist. Michelangelo hat im florentinischen Mausoleum Lorenzo zu Ehren eine seiner schönsten Gestalten geschaffen, jenen in Gedanken versunkenen Medici. Wer würde annehmen, dass der „Pensieroso" an eine reiche Heirat denkt! Machiavells patriotische Phantasie versuchte Lorenzo zur Grösse des „Principe" zu erheben.

Weder Giuliano noch Lorenzo konnten oder wollten einen entscheidenden Einfluss auf den Papst ausüben. Unmittelbar nachdem Leo X. Papst geworden war, war sein Vetter Giulio nach Rom gekommen, man hatte gehofft, dass er den schwachen Papst beherrschen würde. Giulio war der natürliche Sohn Giuliano de' Medicis, der in Santa Maria del Fiore von den Pazzi ermordet worden war. Infolge des Drängens von Lorenzo Medicis Mutter, einer geborenen Tornabuoni, wurde das erst wenige Tage alte Kind der Fioretta, der Geliebten des Ermordeten, in den Palast aufgenommen und dort zusammen mit den Söhnen des Magnifico erzogen. Leo X. ernannte diesen Lieblingsvetter zum Kardinal; aber auch dieser Medici war kein Charakter, der den Papst hätte beherrschen können, der ganzen Generation fehlte es an Kraft und Energie. Energisch waren nur zwei Frauen der päpstlichen Familie: Alfonsina, Lorenzos Mutter und ihre Tochter Clarissa Strozzi. Alfonsina war die Enkelin Carlos, des Begründers der Linie Orsini in Bracciano; sie hatte die Vorzüge und die Fehler der Orsini. Despotisch, herrschsüchtig, hochmütig, eigenwillig aber konsequent, konnte sie sich weder an den schwachen Piero Medici gewöhnen, noch in das re-

publikanische Florenz einleben, da dieses reich gewordene Bürgertum ihre aristokratische Art reizte. Viel ähnlicher als Lorenzo war der Mutter Clarissa, die Tochter. Man hatte die Absicht, Clarissa mit Baldassare Castiglione zu verheiraten, da aber der Verfasser des „Cortegiano" nicht vermögend genug war, gab man ihr den reichen Filippo Strozzi, den Sohn Filippo Strozzis des Älteren zum Mann.

Die Strozzi war eine vermögende, alte Florentiner Familie, aber erst Filippo d. Ä. hatte ihr einflussreiches Bankhaus begründet. Er machte seine Geschäfte hauptsächlich in Neapel; im XV. Jahrhundert aus der Heimat vertrieben, hatte er sich dort niedergelassen und das Vertrauen des Königs Ferrante gewonnen, dessen Bankier er wurde. Strozzis Bank war für ihre ehrliche Geschäftsführung bekannt, verschiedene reiche Leute in Süd- und Mittelitalien haben ihm ihr Kapital anvertraut und ihre Kostbarkeiten bei ihm deponiert. Das Institut der Strozzi war in der vollen Bedeutung dieses Wortes eine Familienbank, Filippo übertrug die wichtigsten Posten in seinen Kontoren nur Familienangehörigen, achtzehn Strozzi pflegten an seinem Tisch zu essen. Nachdem er ein ungeheueres Vermögen erworben, benützte Filippo die veränderten politischen Verhältnisse in Florenz, um in vorgerücktem Alter in seine Vaterstadt zurückzugehen, er baute dort den schönen Palazzo Strozzi, eines der grossartigsten Renaissance-Denkmäler. Die Strozzi hatten auch ihre Bank in Rom, und Filippo d. J., der Gatte der Clarissa Medici, übersiedelte sofort nach Leos X. Wahl in die Hauptstadt, um sich die verwandtschaftlichen Beziehungen seiner Frau mit dem Papst zunutze zu machen.

In Leos X. engster Familie befand sich noch ein zweiter Bankier. Lucrezia, eine Schwester des Papstes, war mit Jacopo Salviati, einem einflussreichen florentinischen Handelsherrn verheiratet; damit war der alte Hass zwischen den Medici und Salviati, die zur Verschwörung der Pazzi gehört hatten, beigelegt. Salviati hatte eine Bankfiliale in Rom, er kam fortwährend an den päpstlichen Hof, und wurde als erfahrener Geschäftsmann sehr bald einer der Hauptratgeber Leos X. in Finanzangelegenheiten. Man hat Salviati den Vorwurf gemacht, dass er den Papst zu sehr ausgebeutet habe, Leo X. hat aber seinen Kredit derart missbraucht, dass dem allzu diensteifrigen Bankier eine Zeitlang der finanzielle Ruin gedroht hat. Erst unter Klemens VII., der ihm gleichfalls sein Vertrauen geschenkt hat, konnte Salviati die unter Leo X. erlittenen Verluste ausgleichen.



RAFFAEL
Kardinal Bibbiena
Madrid, Prado

Diese beiden Bankiers, Filippo Strozzi und Jacopo Salviati, unterstützt von der alten Alfonsina und der geschickten Clarissa, bildeten Leos X. Kamarilla, die die schädliche Familienpolitik des Papstes verschuldet hat. Auf Alfonsinas Drängen hat der Papst Lorenzo das Kapitanat von Florenz übertragen und Francesco Maria della Rovere und seine ganze Familie aus Urbino vertrieben; mit dem Raub dieses Herzogtums zugunsten seines Nepoten hat er seiner Politik das hässlichste Schandmal aufgedrückt. Auch auf die Politik des Kirchenstaates hat Alfonsina einen grossen Einfluss gehabt, sie war stets gegen den antifranzösischen Kurs. Nach Franz I. Sieg bei Marignano und der Einnahme Mailands durch die Franzosen, wollte der Papst auf Bibbienas Rat der Liga gegen Frankreich treu bleiben, Alfonsina behauptete, der unerfahrene Bibbiena zerstöre durch seine Machinationen die Macht der Medici, und setzte eine Annäherung zwischen dem Papst und Franz I. durch. In Florenz wollte Alfonsina ein despotisches Regiment einführen; als der Papst 1515 nach Florenz kam, kursierten dort eine Menge boshafter Verse, darunter das Epigramm:

Perdita libertas post hoc, Florentia nam te
Femina ab Ursino sanguine sola regit.

Ungefähr ganz Florenz übersiedelte nach Rom, um die Grossmut des Papstes auszunützen; die vorteilhaftesten Ämter fielen den Florentinern zu, aber sie waren immer noch nicht zufrieden und strebten nach jeder freiwerdenden Pfründe. Der Generalverwalter des päpstlichen Schatzes war Filippo Strozzi, ausserdem haben noch etwa dreissig Florentiner Bankiers ihre Kontore in Rom eröffnet. In päpstlichen Diensten standen die Tornabuoni, Capponi, Albizzi, Ricasoli und eine ganze Reihe anderer Mitglieder der bekanntesten Florentiner Familien. Infolge dieses Protektionsunwesens vergrösserte sich die Zahl der höheren und niederen Höflinge zu einer bis dahin ungewohnten Höhe. Etwa siebenhundert Würdenträger, Beamte und Diener hatte der Papst zu erhalten, und die Ausgaben für die Hofhaltung verschlangen den grössten Teil der Einnahmen. Selbst Hutten, der in der Reformation eine so bedeutende Rolle gespielt hat, nimmt an dieser florentinischen Invasion Anstoss und klagt, ganz Rom sei den hinterlistigen Toskanern zur Beute ausgeliefert:

Thuscus opum vacua mercator regnat in Urbe,
Tota Florentino est tradita Roma dolo.
(Epistola Italica.)

Die wichtigste Rolle in der Umgebung des Papstes spielte ausser seiner Familie Serapica, der Kammerdiener und zugleich Verwalter von Leos Privatschatulle war. Der boshafte Aretino behauptet, Serapica habe erst „Hunde gekoppelt, dann sei er Papst geworden und habe die Welt regiert", diese Worte standen der Wahrheit nicht ganz fern. Der Liebling des Papstes war in seiner Jugend Hundejunge beim Kardinal Sanseverino gewesen, einem der enragiertesten Jäger der römischen Kurie. Er hiess Giovanni Lazzaro de Magistris, stammte aus Anagni, und hatte den Spitznamen Serapica (Mücke) erhalten, da er klein, hässlich und zappelig war und eine unangenehme, summende Stimme hatte. Serapica war für seine Magerkeit bekannt, er hatte nur einen Rivalen in dieser Beziehung: Golpino, einen Diener des Magnifico, von dem Giuliano erzählt, er sei beim Feueranmachen vom Rauch bis auf das Dach des Palastes getragen worden. Seitdem habe man seine Stiefel mit Blei beschwert. Serapica hat dem Papst schon in seiner Kardinalszeit gedient, schon damals erwirkte der Padrone seinem geschickten Diener eine Pfründe in Aquila, in den Abruzzen. Als Medici Papst wurde, schenkte er Serapica 600 Dukaten, die er als Kardinal von der Abtei in Monte Cassino bezogen hatte. Der päpstliche Diener „camerier segreto" brachte es bald zu einer gewissen Bedeutung, er hiess „clericus Aquilanus et cubicularius secretus" und bezog ein Jahresgehalt von 100 Dukaten. Wer sich auf gewöhnlichem Wege den Zugang zum Palast nicht verschaffen konnte, wandte sich an Serapica, und er hat für einige Dukaten den Bittsteller selbst bis in Leos Privatgemächer gebracht. Der Humanist Marco Musuro wollte Abt in Gaeta werden, da er auf verschiedene Hindernisse stiess, begab er sich zu Serapica. Der Cameriere hatte strikten Befehl, seinem Herrn nur amüsante Menschen, Hofnarren und Schwankdichter zuzuführen, kurz entschlossen stellte er seinem Herrn den Griechen als Hofnarren vor. Der Papst lachte über die List und ernannte den Humanisten zum Abt.

Serapica verstand seine „Stellung" so geschickt auszunützen, dass seine jährlichen Einnahmen etwa zehntausend Dukaten betragen haben sollen, ausserdem beneidete ihn der ganze Hof um seinen Einfluss auf den Papst. Er erwarb ein Haus in rione Ponte, und der Papst hat häufig bei ihm Geld geborgt. Der Dichter Guido Postumo spricht in einem seiner Epigramme vom „Neid", der sich grämt und kränkt, weil Serapica allein beim irdischen Jupiter, Leo X., in Gunst und Ansehen stehe: „quod unus terreno fuerat proxima cura Jovi!" Der Cameriere hat über



TIZIAN
Filippo Strozzi (?)
Wien, Hofmuseum

die persönlichen Ausgaben des Papstes Buch geführt, die gleichen Posten sind gelegentlich doppelt eingetragen. Der Papst war viel zu bequem, um die Eintragungen seines Sekretärs zu kontrollieren, Serapica konnte nach Gutdünken aufschreiben, was er für richtig befand. Aus diesen Ausgaben sind die Schwächen des Papstes ersichtlich: Musikanten, Instrumente, Goldschmiede, komische Dichter, Hofnarren, lustige Aufführungen und Jagden kamen Leo am teuersten zu stehen.

Auch für Serapica kamen traurige Tage. Leo X. war ihm bei seinem Tode 18000 Dukaten schuldig geblieben, der Cameriere stand vor dem Ruin. In den Strassen wurde ein Holzschnitt verkauft, worauf man den Cameriere neben Acursio, dem Diener „von Papst Julius II. seligen Angedenkens" sah, beide sassen trauernd auf einem mageren Klepper. Darunter die Aufschrift: sic transit gloria mundi. Aber Serapica wusste sich zu helfen: er raffte nach dem Tode des Papstes silberne Gefässe, Edelsteine und kostbare Gewänder zusammen und verliess Rom. Die apostolische Kammer hat einen Prozess gegen ihn angestrengt, er wurde gefangengenommen oder muss sich selbst gestellt haben, im Juni 1523 wurde er ins Gefängnis geworfen. Über sein weiteres Schicksal sind wir nicht unterrichtet.

IV.

Leo X. äusserte gleich nach seiner Wahl den Wunsch, dass sein Bruder Giuliano und sein Neffe Lorenzo de' Medici zu römischen Bürgern ernannt würden. Der Titel Civis romanus hatte immer noch seinen Reiz, besonders seitdem Pomponius Laetus ganz Rom paganisiert hatte. Der Senat zögerte keinen Augenblick, den Wunsch des Papstes, von dem man viel erwartete, zu erfüllen. Man beschloss auf dem Kapitol, diesen Akt zu einem besonders feierlichen zu gestalten.

Der Senatsbaumeister, Messer Pier Possello, wurde beauftragt, auf dem Platz zwischen Kapitol und Konservatorenpalast eine grosse, hölzerne Halle zu zimmern, die als Theater und als Speisesaal dienen konnte. Das Gebäude fiel beser aus, als man von solch einem Gelegenheitsbau erwarten durfte. An der Front befanden sich sechs Säulen, dazwischen Bilder mit Szenen aus der legendarischen Vergangenheit Roms: Romulus Jupiter Waffen opfernd, die er dem König von Fidenä bei Arrunt abgenommen, Saturns Einzug in Rom u. a. m. Auch im Saal, der dreitausend Menschen fassen konnte, waren Episoden aus der

Geschichte der Stadt gemalt, auf einer Estrade war eine Bühne errichtet, zu der fünf grosse Türen führten, die mit golddurchwirkten Portieren verhangen waren.

Der Festvorsitzende war der Gonfaloniere Gian Giorgio Cesarini; das gesamte Kardinalskollegium, mehrere Prälaten, die Barone der Campagna und die vornehmsten Repräsentanten des römischen Adels waren zum Fest geladen. Lorenzo de' Medici war bereits nach Florenz zurückgegangen, daher war nur Giuliano bei der Feier anwesend.

Fünfzig Adelige auf auserlesenen Pferden, von ihren Dienern, Trommlern und Pifferari begleitet, kamen in den Vatikan, um den Ehrengast abzuholen. Als der Zug das Kapitol erreichte, zelebrierte der Bischof von Aquila den Gottesdienst vor einem dort eigens errichteten Altar, und ein junger Römer, Lorenzo Vallati, hielt eine Ansprache an den Mediceer. Dann wurde der Altar entfernt, das Publikum ging auseinander, und nur vierunddreissig Personen, Giuliano an der Spitze, setzten sich zu Tisch.

Die Grossartigkeit dieses Festmahles übertraf alles, was die Phantasie der Renaissancemenschen ersinnen konnte. Der Tisch war so reich gedeckt, dass man die darauf befindlichen silbernen und goldenen Gefässe auf 17000 Dukaten schätzte, ausserdem standen die erlesensten Becher, Schüsseln und Krüge auf den Seiten-Kredenztischen. Zwischen den Schüsseln standen Fahnen mit römischen und päpstlichen Wappen, in den Tischtuchfalten waren die verschiedensten lebendigen Vögel so angebracht, dass sie, als die Gäste sich die Hände in Rosenwasser gewaschen und sich zu Tisch gesetzt hatten, aus ihrem Versteck aufflogen und den Saal durch ihr buntes Gefieder belebten. Einige besonders zahme hüpften zur grossen Freude der Gäste auf dem Tisch herum.

Es wurden soviel Speisen und Getränke aufgetragen, dass der eine der Festteilnehmer, der das Bankett seiner Verlobten in einem Briefe schildert, sie bittet, nicht nach den Namen der Weine zu fragen, es gäbe kein Getränk, das man nicht vorgesetzt bekommen hätte, und die Speisen hätten für ganz Rom gelangt. Da die Gäste nur einen Teil dieser Leckerbissen vertilgen konnten, warf man dem Volke, das auf dem Kapitolsplatz versammelt war, gebratene Zicklein, Ferkel, Kapaune, Fasane und Tauben zu. Die Menge jubelte und liess den Medici und den Gonfaloniere hoch leben.

Dem Bankett folgte eine Theateraufführung. Zuerst erschienen drei

als Nymphen verkleidete Knaben, der eine hielt eine Ansprache an den Magnifico, pries seinen Ruhm, die beiden anderen brachten ihm Blumenkörbe. Dann traten zwei Bauern auf und berichteten dem Medici „le miserie d'Italia", die Richter liessen sich erkaufen, aber jetzt, da ein neuer, gerechter Papst herrsche, hoffte die Bevölkerung auf bessere Zeiten.

Diese wenig erbauenden Klagen währten nur kurz; die Contadini verschwanden, der tarpejische Felsen wurde auf der Bühne sichtbar, wieder trat ein junger Mensch, als Römer gekleidet, hervor und hielt eine Ansprache. Der Knabe wurde von einem vierspännigen Wagen abgelöst, in dem eine Frau, die Roma darstellte, sass. Den Wagen umgaben Nymphen, die der Situation angemessene Lieder sangen. Die Aufführung währte bis zum späten Abend, dann ging der Magnifico in den S. Peterspalast zurück, wie der Vatikan damals allgemein hiess. Ihn begleiteten die Konservatoren, die Vertreter fremder Staaten und der gesamte Adel, hundert Fackeln erhellten ihren Weg.

Der Bericht über diese Feier machte den Papst so neugierig, dass er die Aufführung auf dem Kapitol wiederholen liess, um sich ihres Anblickes zu erfreuen.

V.

Als Giovanni Medici Papst wurde, ernannte er seinen Jugendgefährten Bernardo Bibbiena zum Schatzmeister der römischen Kurie, bald darauf, am 23. September 1513, zum Kardinal von S. Maria in Porticu. Bibbiena und der Papst waren früher unzertrennlich gewesen, sie waren zusammen nach Frankreich und Deutschland gegangen, Bernardo hatte längere Zeit in Rom das Haus des Kardinals verwaltet, bis Julius II., der seine Fähigkeiten erkannte, ihm ein ziemlich hohes Amt bei der Kurie übertrug. Nach Julius' Tod hatte Bibbiena nicht wenig zu Leos Wahl beigetragen, in seiner geschickten Art verstand er viele Kardinäle für den Mediceer einzunehmen. Er war gross und hager, ein feines Lächeln und ein durchdringender Blick belebten seine Physiognomie. Er gehörte zu den charakteristischsten Prälatentypen im XVI. Jahrhundert, ein Diplomat der römischen Kurie, der viel weiss, nichts Überflüssiges sagt, die Skala der menschlichen Leidenschaften durchlaufen hat, und alles mit dem Kardinalspurpur deckt. Im Scherz rühmte sich Bibbiena gern seiner Schönheit und seines Erfolges bei den Frauen. Castiglione

benützt diese Schwäche und zitiert ihn als Autorität im „Cortegiano". Der Kardinal war der Ansicht, ein günstiges Äussere sei für den Hofmann unbedingt notwendig, er würde, wenn es nur aufs Gesicht ankäme, diesem Ideal ganz entsprechen. Er sei schön und danke seine Erfolge bei den Frauen seinem liebenswürdigen Äusseren, unglücklicherweise entspräche seine Gestalt seinen Wünschen nicht, besonders wäre er mit seinen Beinen unzufrieden. Der Graf Canossa, der im „Hofmann" nach Bibbiena zu Worte kommt, will ihm selbst die Schönheit, auf die Bernardo so stolz ist, nicht ohne weiteres zugestehen. Canossa findet Bibbienas Züge nicht distinguiert genug, nur der männliche Ausdruck ersetze diesen Mangel. Unter seinen Bekannten galt Bernardo als ansehnlicher Mann, 1513 trägt er Castiglione brieflich Grüsse an Bekannte auf und fügt scherzend hinzu: „Io sono quel medesimo bel Bernardo, che voi sapete." Fregoso erzählt im „Cortegiano", Bibbiena habe eine so sympathische Stimme, dass man, wenn er spricht, an einen schattenspendenden Baum und einen lieblich rauschenden Quell denken müsse.

Bibbiena war ein gesuchter Gesellschafter, er verstand gleich gut diplomatische Intrigen zu leiten und glänzende Feste zu arrangieren, zu denen die schönsten Kurtisanen kamen. Bei guter Laune wusste er die bekanntesten römischen Persönlichkeiten glänzend zu kopieren. Giovio berichtet, der Kardinal habe gelegentlich den Papst damit amüsiert, dass er ernste Menschen so toll gemacht hat, dass sie sich wie Hofnarren betrugen. Wenn er sich ein Opfer erwählt hatte, versprach er ihm die grössten Schätze, erzählte unmögliche Sachen und machte aus schlichten Menschen die albernsten Narren. Isabella Gonzaga nennt ihn mit Recht „Moccicone", Schwindler. Er stand dem Hofe von Mantua sehr nahe und war wiederholt längere Zeit dort. Einige seiner Briefe an Isabella sind auf uns gekommen, sie werfen ein seltsames Licht auf damalige Moralbegriffe. Mantua war überhaupt das Capua der Prälaten. Monsignor Gurgense, der kaiserliche Gesandte, hat Brognina, die Hofdame der Markgräfin, geliebt; Bibbiena hatte sich 1512, vor seiner Kardinalszeit, um Alda Bojardo, später um Isabella Lavagnoli beworben, die gleichfalls zum mantuanischen Damenflor gehörten. Seinem Brief vom 3. Mai 1516 an die Markgräfin fügt Bibbiena nachstehendes Postskriptum an die Lavagnoli bei: „Isabella mia chara, chara, chara, te baso con tucta l'anima mia sin de qua et prego che ti ricordi di me come merita il grandissimo amore che ti porto."

Der Markgräfin lag es ganz fern, solche Bekenntnisse übelzunehmen; sie scheinen nicht eben selten gewesen zu sein, in einem anderen Briefe bittet Bibbiena, ihn der Lavagnoli, die er liebt und lieben wird, und der er mit Seele und Leib ganz ergeben sei, zu empfehlen. Die Lavagnoli scheint die Schwester des berühmten Ballettmeisters Lorenzo Lavagnoli gewesen zu sein; es ist häufig von ihr als einer mantuanischen Schönheit die Rede.

Zu der Markgräfin stand Bibbiena auf freundschaftlichem Fuss, wie schon aus den Geschenken ersichtlich, die sie sich gegenseitig gemacht haben. Isabella schenkt ihm einmal ein Federbett, da Mantua, damals wie heute, für seine Gänse und seine guten Federn bekannt war. Der Kardinal machte seiner Freundin mit einem schönen, türkischen Pferd ein kostbares Gegengeschenk. Seine Briefe an die Markgräfin unterschreibt Bibbiena stets mit dem ihm von ihr gegebenen Beinamen, Moccicone. In Mantua hatte man gehofft, durch Bibbiena Leo X. beeinflussen zu können.

Moccicone war seinen Freunden ein treuer Freund. Giuliano Medici war er sehr zugetan und zog ihn dem Papst bedeutend vor. Er war mit Giuliano zusammen gereist, sie waren in Mantua und Urbino gewesen und hatten viel gemeinsame Jugenderinnerungen. Auch mit Raffael und Castiglione war er sehr befreundet, und der Verfasser des „Cortegiano" hat ihm in seinem Buch die dankbare Aufgabe zuerteilt, das Wesen des Witzes und des Komischen zu charakterisieren. Dieser Abschnitt gehört zu den glücklichsten im „Cortegiano". Bibbiena wollte seine Schwester mit Raffael verheiraten, aber der Künstler konnte sich nicht zur Ehe entschliessen. Das hat ihre Beziehungen in keiner Weise getrübt. Raffael hat für Bibbiena vier Kartons für sein Badezimmer im Vatikan entworfen: die Geburt der Venus, Venus und Amor auf dem Meere, die verwundete Venus und Venus sich einen Dorn ausziehend.

Der Kardinal hatte ziemlich viel dramatisches Talent, wie seine berühmte Komödie „Calandria" beweist, die zum erstenmal in Urbino im Karneval 1513 aufgeführt wurde. „Calandria" ist eines der ersten italienischen Lustspiele, das eine gewisse Ursprünglichkeit hat. Bis dahin hatte man sklavisch Plautus und Terenz nachgeahmt, erst Ariost hatte sich in seiner „Cassaria", die 1508 in Ferrara aufgeführt worden war, von den Fesseln der Antike befreit. Bibbiena hat zwar in seinem Stück auch ein Motiv aus Plautus' Menächmen verwendet: die Ähnlichkeit von Zwillingsgeschwistern und die sich daraus erge-

benden komischen Verwicklungen, aber er hat das Thema farbiger gestaltet, indem er an Stelle von Plautus' Knaben Bruder und Schwester setzt. Das Stück, das mit den Anforderungen der Bühne rechnet, hat einen sehr lebendigen Dialog; die vielen Zoten muss man der im Anfang des XVI. Jahrhunderts herrschenden Geschmacksrichtung zugute halten. Es trägt den Titel „Calandria“, nach den dummen Streichen eines törichten Ehemannes, den alle, seine Frau an der Spitze, betrügen.

Bibbiena hatte zuerst in politischen Dingen grossen Einfluss auf den Papst, besonders da er wie Leo X. ein Anhänger Spaniens war und mit den Idealen des Papstes übereinstimmte. Nach Franz I. Siegen ging der Kardinal, im Interesse der Medici, zur französischen Partei über und blieb dieser Richtung treu, selbst als der Papst es weiter mit Spanien hielt. Während der Papst zögerte, ob er mit Frankreich oder Spanien gehen solle, starb Bibbiena am 9. November 1520. Man hat Leo X. verdächtigt, sich seiner durch Gift entledigt zu haben, da der Kardinal mit französischer Hilfe Papst werden wollte. Es hiess, man habe ein Gift benützt, das allgemein „la volpe“ genannt wurde: einer Eierspeise wurde ein langsam wirkendes Gift beigemischt. Dieser Verdacht entbehrt jeglicher Grundlage. Bibbiena war seit längerer Zeit krank und ist wahrscheinlich eines natürlichen Todes gestorben. Der Einfluss des Kardinals auf Leo X. war in den letzten Jahren zurückgegangen, der Hauptberater des Papstes war Giulio de' Medici geworden, der namentlich den politischen Kurs bestimmt hat. Bibbiena bleibt trotz all seiner Fehler und Schwächen eine der sympathischsten und interessantesten Persönlichkeiten an Leos X. Hof.

VI.

Die Herrschaft der Kamarilla, das rücksichtslose Bevorzugen der Florentiner, die die vorteilhaftesten Ämter ergatterten, musste die Kardinäle empören und zu einer Katastrophe führen. Besonders der junge Kardinal Alfonso Petrucci sann auf Rache; er hatte am meisten zu Leos X. Wahl beigetragen und glaubte ein Anrecht auf die Dankbarkeit des Papstes und die vielen Gnaden zu haben, mit denen der Papst die Seinen so reichlich bedachte. Alfonsos Vater, Pandolfo Petrucci, war der Tyrann von Siena, und sein Bruder Borghese nahm nach dem Vater die wichtigste Stellung in der Republik ein. Da er sich jedoch nicht in allem den Medici fügen wollte, die die Absicht hatten,

sich Sienas zu bemächtigen und die Stadt dem florentinischen Staat anzugliedern, entzog Leo X. ihm seine Gunst. Der Papst unterstützte die den Petrucci feindliche Partei und förderte damit die Revolution, die zu Borgheses Vertreibung führte. Die Republik berief unter Leos Einfluss eine dem Papst genehme Persönlichkeit an die Spitze der Regierung, den bisherigen Kastellan der Engelsburg, den grausamen, wilden Rafael Petrucci.

Da beschloss Alfonso den Papst zu vergiften und die Verwirrung in Rom zu benützen, um mittels einer in Siena bereits bestehenden Verschwörung seinen Bruder wieder als Herrscher einzusetzen. Der berühmte Florentiner Arzt, Battista da Vercelli, sollte den Papst aus dem Wege räumen. Da der Papst immer noch an der Fistel im Fuss litt, versuchte Petrucci durch verschiedene Hofleute Leo X. zu überreden, Battista kommen zu lassen. Der Arzt sollte eine Blutvergiftung herbeiführen. Der misstrauische Medici wollte sich jedoch einem fremden Arzt nicht anvertrauen und Petruccis Plan blieb unausgeführt.

Es hiess, Alfonso sei einigemal mit einem Dolch ins Konsistorium gekommen, um den Papst zu ermorden, oder er habe ihn auf der Jagd erschiessen wollen, aber im entscheidenden Augenblick habe es ihm an Mut gefehlt. Petrucci war, von seinem Hass verblendet, unvorsichtig genug, eine Verschwörung unter den Kardinälen anzustiften, um die allvermögende Kamarilla zu stürzen und einen der ältesten Kardinäle als Kandidaten aufzustellen. Zwei seiner Freunde, die Kardinäle Sauli und Soderini, weihte er in seine geheimsten Pläne ein, und selbst der ernst wägende Riario, der die päpstliche Tiara bereits auf seinem Haupte sah, liess sich von dieser Hoffnung blenden und trat dem Bündnis bei. Im Vatikan entstand der Verdacht, dass etwas Böses im Anzug sei; der junge Kardinal floh in Angst zu den Colonna, die stets bereit waren, den Feinden des Papsttums Schutz zu bieten. Petrucci hatte seinen Plan, den Papst von Battista Vercelli behandeln zu lassen, immer noch nicht aufgegeben. Sein vertrauter Sekretär, Marcantonio Nino, sollte sich mit Vercelli ins Einvernehmen setzen. So geschah es auch. Nino überredete den Arzt, einem Ruf nach Rom zu folgen, da er hoffte, den Papst mit Serapicas Hilfe zu veranlassen, sich von Battista behandeln zu lassen. Der Chiffrebrief, den Nino seinem Herrn schickte, fiel in die Hände der Polizei, die den Sekretär sofort gefangennahm und foltern liess. Das Geheimnis wurde im Vatikan so streng gewahrt, dass Petrucci nicht einmal ahnte, die Verschwörung sei entdeckt. Es galt jetzt, den

Kardinal selbst gefangenzunehmen; Leo X. ging wahrhaft machiavellisch vor. Er liess dem Kardinal melden, dass er sich entschlossen habe, seinen Bruder wieder in Siena als Herrn einzusetzen, dazu bedürfe es aber einer Verständigung mit ihm, dem Kardinal. Petrucci weigerte sich erst, nach Rom zu kommen, aber Leo X. stellte ihm einen eisernen Geleitsbrief aus und gab auch dem spanischen Gesandten die formelle Versicherung, dem Kardinal würde nichts geschehen. Petrucci kam nach Rom und begab sich mit Kardinal Sauli zum Papst. Die beiden Kirchenfürsten wurden, als sie den Palast kaum betreten hatten, überwältigt und ins dunkelste Loch der Engelsburg, das Marocchio, geworfen. Der Papst berief sofort das Konsistorium, benachrichtigte die Versammlung von dem was geschehen war und setzte eine besondere Kommission aus drei Kardinälen, Remolino, Accolti und Farnese, ein, um den Schuldigen den Prozess zu machen. Der Prokurator des Fiskus, Maria de Perusco, die bestgehasste Persönlichkeit in Rom, wurde mit der Untersuchung betraut, und der ganze Vatikan von Soldaten umgeben, aus Furcht, dass die Verschworenen auch in der Stadt ihre Anhänger hätten.

Der spanische Gesandte, Pedro Urrea, protestierte gegen Petruccis Gefangennahme, da der Papst ihm sein Ehrenwort gegeben hatte, dass dem Kardinal nichts geschehen würde. Leo X. erklärte, ein eiserner Brief könne niemand schützen, der das Leben seines Monarchen bedroht habe, es sei denn, dass dieses furchtbare Verbrechen ausdrücklich erwähnt sei. Gleichzeitig erliess der Papst den Befehl, Battista da Vercelli in Florenz gefangenzunehmen und nach Rom zu bringen.

Noch Wichtigeres sollte geschehen. Eine Sitzung des Konsistoriums war für den 29. Mai angesetzt. Als sich die Kirchenfürsten im Vatikan versammelten, liess der Papst den Kardinal Accolti rufen und sprach mit ihm, zu Paris de Grassis grosser Verwunderung, über eine Stunde ohne Zeugen. Der neugierige Zeremonienmeister, der den Sinn dieser langen Unterredung nicht begriff, sah durchs Schlüsselloch hinein, zu seinem Entsetzen erblickte er einen Trupp der Leibgarde. Böses ahnend schwieg er.

Unmittelbar darauf liess der Papst die Kardinäle Riario und Farnese rufen; Paris glaubte, es handle sich um die Ernennung neuer Kardinäle, aber als Riario eintrat, lief Leo X. zur Tür, schlug sie hinter sich zu und liess Riario allein mit der Garde. Blass und erregt verliess der Papst den Saal und auf Paris' Frage, ob er ihm die Stola bringen

solle, schickte er ihn zu den Kardinälen mit der Meldung, die Sitzung würde heute ausfallen.

Riario wurde gefangengenommen; zuerst liess Leo X. ihn unter Bewachung im Vatikan, einige Tage später, am 4. Juni, wurde er in die Engelsburg abgeführt. Als der Kardinal erfuhr, dass er in die Unglücksburg eingesperrt werden solle, verlor er das Bewusstsein und musste auf einem Stuhl hingetragen werden.

Am 8. Juni berief der Papst abermals das Konsistorium. Er teilte den versammelten Kardinälen mit, unter ihnen befänden sich noch zwei Schuldige, er wolle ihnen aber nach Christi Beispiel, den er auf Erden vertrete, verzeihen, falls sie ihre Schuld bekennen würden. Da sich keiner der Anwesenden meldete, beschloss die Versammlung, jedes Mitglied des heiligen Kollegiums möge allein vor den Papst treten und seine Aussage machen. Einige Kardinäle, die an den Thron kamen, beachtete der Papst kaum; als Soderini kam, sagte ihm der Papst zornig, er wäre einer der Schuldigen. Der Kardinal begann zu leugnen, aber als ihm der Papst drohte, ihn dem Gericht zu übergeben, wenn er sich nicht zu seiner Schuld bekenne, fiel Soderini zu Leos Füssen und bat um Verzeihung. Ein Gleiches tat Adriano Castellesi. Der Papst liess sie auf freiem Fuss, auferlegte aber einem jeden eine Geldstrafe von 12500 Dukaten.

Das Schicksal der Gefangenen versetzte ganz Rom in Aufregung; die auswärtigen Gesandten versuchten ein Wort für sie beim Papst einzulegen, es wurde ihnen mitgeteilt, den weniger Schuldigen würde verziehen und Petrucci, Sauli und Riario der weltlichen Gerechtigkeit übergeben werden.

Die Untersuchung zog sich wochenlang hin; unterdessen fand der Papst, er habe den reichen Kardinälen Soderini und Adriano eine zu niedrige Geldstrafe auferlegt, infolgedessen erhöhte er die von ihnen zu bezahlende Summe auf 25000 Dukaten. Soderini bezahlte und blieb in Rom; Adriano fürchtete, ihn könne nach der Bezahlung das gleiche Schicksal treffen wie Riario, und floh in der Nacht vom 20. Juni, von einem Mönch und seinem Stallmeister begleitet, nach Tivoli. Der Papst liess ihn von Häschern verfolgen, aber der Kardinal hatte sich auf ein Schiff gerettet und Zara erreicht, von dort aus floh er nach Venedig unter den Schutz des Dogen Loredano. In Venedig hielt er sich längere Zeit auf; nach dem Tode des Papstes begab er sich nach Rom zum Konklave und verschwand unterwegs, ohne dass

irgend etwas über seinen Verbleib bekannt wurde. Man glaubt, dass sein eigener Diener ihn ermordet hat.

Mitte Juni hiess es in Rom, der Papst würde die drei gefangenen Kardinäle begnadigen; aber als am 16. Juni im Gefängnis Tor di Nona Petruccis Diener erhängt worden war, begann man sich wieder über das Schicksal der Gefangenen zu beunruhigen. Zwei Tage später erschien Lorenzo de' Medici in Rom, um den Papst zu veranlassen, die Schuldigen aufs härteste zu bestrafen.

Leo X. berief das Konsistorium abermals am 22. Juni. In einer längeren Ansprache teilte er den Kardinälen das Resultat der Untersuchung mit; es war für die Gefangenen so ungünstig wie nur möglich. Es galt dem Papst als erwiesen, dass Petrucci und Sauli Battista da Vercelli gewonnen hatten, um ihn zu vergiften und dass der Kardinal Riario von diesen Machinationen gewusst habe, dass ferner Petrucci und Sauli im Einverständnis mit Francesco Maria della Rovere den Herzog in Urbino wieder einsetzen wollten. Während der Verlesung der Akten, die 13 Stunden währte, kam es zu heftigen Auftritten zwischen einzelnen Kardinälen und dem Papst, besonders Grimani verurteilte in scharfen Worten das Vorgehen der Richter, die parteiisch gegen die Angeklagten vorgegangen seien. Aus Furcht vor der Grausamkeit des Papstes beantworteten sämtliche Kardinäle bis auf Grimani, dem die venezianische Republik Rückhalt gab, die Frage, ob die Gefangenen des Verbrechens überführt seien und ihr Leben verwirkt hätten, in Leos Sinn. Sie hatten sich nur dazu aufgerafft, die Schuldigen der Gnade des Papstes zu empfehlen.

Pietro Bembo verlas das Urteil. Die drei Kirchenfürsten waren zum Verlust der Kardinalswürde, der Pfründen und zur Güterkonfiskation verurteilt und sollten der weltlichen Gerechtigkeit übergeben werden. Der Papst legte gewissermassen als theatralisch-dramatischen Abschluss des Konsistoriums Petruccis Barett auf den Tisch und sagte, der Angeklagte habe selbst diese Würde aufs Spiel gesetzt.

Das grausame Urteil machte in Rom ungeheueren Eindruck; die Angst der Bevölkerung stieg, als man Battista da Vercelli und Marcantonio Nino am 27. Juni aus dem Gefängnis zum Galgen führte. Unterwegs wurden sie auf das grausamste geschlagen und gefoltert. In der Nähe der Engelsbrücke wurden sie erhängt und ihre Körper gevierteilt.

Mit unterdrücktem Grimm erwartete das Volk das Schicksal der ge-

fangenen Kardinäle. Leo X. war wohl selbst über seine Grausamkeit erschrocken, er lies Petrucci nicht mehr öffentlich hinrichten, sondern nach dem Muster der Borgia heimlich im Gefängnis ermorden. Der Henker war der Neger Roland, ein ausserordentlich starker Diener der Medici, er erwürgte den Kardinal in den unterirdischen Gewölben der Engelsburg. Petrucci war siebenundzwanzig Jahre alt; seine Jugend und sein Leichtsinn hatten den Papst nicht zu rühren vermocht.

Auch die auswärtigen Gesandten waren empört und wollten zum mindesten Soderini, Adriano Castellesi, Sauli und Riario retten, um so mehr als es hiess, die Schuld dieser Kardinäle bestände nur darin, dass sie vom Verrat gewusst und den Papst nicht gewarnt hätten. Dass sie alle gewünscht haben, der Anschlag möge gelingen, unterliegt keinem Zweifel. Riario wollte das Herrentum der Florentiner im Vatikan nicht länger ertragen und hat sicher auch nach der Tiara gestrebt, Sauli hat es dem Papst nicht verziehen, dass er das Bistum in Marseille, das bedeutende Einnahmen abwarf, Giulio de' Medici und nicht ihm übertragen hatte — die Kardinäle empfanden den Nepotismus des Papstes immer wieder als scharfen Stachel. Soderini und Castellesi waren fast unschuldig.

Ganz Europa hat sich für die Begnadigung der Gefangenen verwandt. Der König von Frankreich und Genua traten für Sauli ein, der kaiserliche Gesandte, die Republik Venedig und Heinrich VIII. von England für Riario. Leo X. musste dem allgemeinen Drängen nachgeben, aber er beschloss, ein glänzendes Geschäft zu machen. Riario war einer der reichsten Kardinäle, ihm konnte man eine für damalige Zeiten unerhörte Kontribution auferlegen. Der Papst forderte eine Bezahlung von 150000 Dukaten in dreimonatlichen Raten. Da der Kardinal nicht soviel Bargeld hatte, lieh der ihm befreundete Bankier Chigi ihm unverzüglich 50 000 Dukaten für die erste Rate. Mit der Geldbusse war es noch nicht getan; der Papst verlangte, dass die Gesandten des Kaisers, Frankreichs, Spaniens, Portugals, Englands, Venedigs und zwölf Kardinäle sich für Riarios demütiges Verhalten ihm gegenüber verbürgten. Der Kardinal gehörte dem Kollegium seit 40 Jahren an und war infolge seiner Wohltätigkeit eine der beliebtesten Persönlichkeiten Roms; mit Rücksicht darauf und aus Furcht, das Volk gegen sich einzunehmen, beschloss der Papst, Gnade zu üben. Leo X. hatte infolge seines unerhörten Vorgehens gegen die Kardinäle eine solche Angst vor dem Volke, dass er den Vatikan nicht nur von Soldaten umstellen liess, sondern sich sogar wäh-

rend des Gottesdienstes in S. Peter durch eine Wache vom Publikum absonderte.

Trotz aller Bürgschaften und geübten Vorsichtsmassregeln musste Riario im grossen Saal der Engelsburg vor dem Prokurator und dem Kardinal Trivulzio schwören, alle ihm auferlegten Bedingungen zu erfüllen und Rom nicht ohne Erlaubnis des Papstes zu verlassen. Die Verwandten des Kardinals mussten sich verpflichten, der päpstlichen Kasse 75 000 Dukaten zu bezahlen, falls Riario Rom gegen Leos Wunsch verlassen sollte.

Leo X., der Bankierssohn, verstand mit grossen Summen zu rechnen.

Nachdem alle Formalitäten erledigt waren, begab sich Paris de Grassi ins Gefängnis, um Riario abzuholen. Er brachte ihn vor den Papst und die versammelten Kardinäle, und da Leo die Dukaten bereits verwahrt hatte, bot er dem Feind die Hand und umarmte ihn. Da in der Renaissance kein feindlicher Akt ohne Rede verlaufen konnte, beichtete Riario in einer kurzen Ansprache seine Schuld, bekannte, den Tod verdient zu haben und pries die Gnade des Papstes.

Trotz der Versicherung, dass alles vergeben sei, traute der erfahrene Kardinal Leo nicht ganz; erschöpft durch die Haft, bat er um die Erlaubnis, sich nach Neapel zurückziehen zu dürfen, da er diesen Aufenthalt für sicherer hielt. Der Papst erfüllte seinen Wunsch, der Kardinal siedelte sich am Posilip an und starb 1521 in Neapel.

Auch Sauli musste sich loskaufen; da er weniger vermögend als Riario war, hat ihm der Papst eine Geldstrafe von nur 25 000 Dukaten auferlegt. Der Kardinal begab sich zu den Orsini nach Monterotondo und zog sich, gebrochen durch die jüngsten Vorkommnisse, von allen öffentlichen Angelegenheiten zurück. Für Soderini hatte sich Franz I. verwandt, der Papst gab ihn frei und gestattete ihm in Fondi zu wohnen.

Das eine Finanzgeschäft war abgewickelt, das nächste begann. Der Papst brauchte Geld, darum nützte er die Gelegenheit, um einige neue Kardinäle zu ernennen. Sein Kardinalsstab sollte grösser sein als irgendeiner, von dem das Papsttum bisher gehört hatte, er wollte 31 Kardinalshüte vergeben. Das Kardinalskollegium widersetzte sich erst dieser Massenernennung, verstummte aber, als es sah, dass es nicht durchdringen würde.

Die meisten der Neuernannten mussten ihre Würde teuer bezahlen, der eine, Ponzetti, erlegte 30 000 Dukaten in die päpstliche Kasse. Nur die Verwandten des Papstes oder Persönlichkeiten, die aus Rücksicht

auf auswärtige Höfe ernannt werden mussten, brauchten das Geschäft nicht zu bezahlen. Die Zahl jener, die ihre Ernennung ihren eignen Verdiensten verdankten, war die geringste. Unter ihnen war der berüchtigte Francesco Armellini, ein Leuteschinder, der dem Papst stets neue Einnahmequellen erschloss. Pasquino hat seinen Witz an ihm ausgelassen. Es hiess, die treibende Kraft dieser Ernennungen sei Giulio de' Medici, der ein Kardinalskollegium nach seinem Willen haben wollte, da er von der päpstlichen Tiara träumte. Aber einer der Neuernannten sollte Leos Ratgeber gründlich enttäuschen: er hatte Pompeo Colonna zur Kardinalswürde verholfen, der später sein hartnäckigster Gegner wurde.

Das Drama von Petrucci und Genossen bekam einen heiteren Abschluss: Der Papst hatte Geld verdient, und viele Prälaten, die auch in ihren kühnsten Träumen nicht an die Kardinalswürde gedacht hatten, hatten Sitz und Stimme im heiligen Kollegium. Ein feierliches Bankett für die Kardinäle sollte die Spuren des unliebsamen Ereignisses verwischen.

VII.

Mit hochgespannter Erwartung waren Gelehrte, Literaten und Künstler zu Beginn von Leos Regierung nach Rom gekommen, kleinlaut kehrten sie heim oder suchten Stellen in anderen Städten oder an anderen Höfen. Bis zum Schluss haben nur die päpstliche Familie, die Florentiner und die Hofnarren ausgehalten. Sie allein hatten Erfolg.

Der Papst war kein tieferer Literaturkenner, er hatte eine gewisse Vorliebe für lateinische Verse oder für die rauschenden Phrasen einer hochtrabenden Prosa, an die ihn Polizian gewöhnt hatte. Der Empfindungs- und Gedankengehalt von Vers und Prosa war ihm ziemlich gleichgültig, wenn nur sein musikalisches Ohr zu seinem Rechte kam. Gelegentlich konnte er auch Stunden hindurch die leeren Deklamationen pseudociceronischer Redner anhören und achtete sie kaum mehr, als das Summen von Insekten. Am meisten amüsierte ihn ein plattes, leicht fassbares, grobes Konzept, auf das seine in Fett begrabenen Nerven sofort reagierten. Der Papst sprach sehr wenig, weil er zu bequem war, um sich in der Unterhaltung anzustrengen; für gewöhnlich schwieg er; wenn ihm ein Witz gefiel, lachte er aus vollem Halse;

er lachte so viel, dass Paris de Grassi es immer wieder in seinem Tagebuche erwähnt. In seiner Umgebung waren kluge Menschen, aber er hat sich in ihrer Gesellschaft unbarmherzig gelangweilt.

Zu Beginn seiner Regierung hatte er Sadoleto und Bembo als Sekretäre berufen. Jacopo Sadoleto (1472 geboren), ein gelehrter Prälat, Philosoph, Dichter, Diplomat, berühmter Redner und sehr tugendhafter, rechtlicher, frommer und geduldiger Mann, vermochte sich am Hof zu erhalten, aber solche Persönlichkeiten gab es nur wenig. In den für Staat und Kirche wichtigsten Augenblicken trat er in den Vordergrund: als der Papst im März 1518 eine Prozession in Rom anordnete, um Gott um Hilfe in der türkischen Gefahr zu bitten, hielt Sadoleto in der Kirche S. Maria sopra Minerva eine berühmt gewordene Rede, in fast ciceronischem Latein, in der er zum Türkenkriege anfeuerte. Die Prozession zog von S. Peter bis in die genannte Kirche, der Papst hat den Weg, wie die Zeitgenossen berichten, barfuss zurückgelegt — vermutlich trug er Mönchssandalen an den Füssen, Sadoleto war ein Mann von strengen Grundsätzen; als der Papst zugunsten des Baus der Peterskirche Ablasshandel zu treiben begann, hat sich Sadoleto sehr scharf dagegen ausgesprochen; die Zukunft sollte ihm recht geben, dieser Handel mit göttlichen Gnaden war einer der Gründe für Luthers Auftreten.

Sadoleto machte lateinische Gedichte, in dem vielleicht besten schildert er seine Empfindungen beim Auffinden der Laokoon-Gruppe:

Ecco, e da monti di ruine immense,
Dopo si lungo volgere di tempo,
Torna di nuovo a rividere il sole
Laocoonte, che un di ne le regali
Aule ebbe sede, a ch' adornava, o Tito
La tua magione. Ei torna, monumento
D'arte divina; nè giammai la saggia
Vetusta età più nobil opra vide
Di questo che, alle tenebre sottratta
Della Roma novella risaluta
L'eccelse mura.

(Aus dem Lateinischen von L. Grilli übersetzt.)

Ein Mensch anderen Schlages war Bembo, ein venezianischer Patrizier, der einen Teil seiner Jugend in Ferrara verlebt und dort Lucrezia Borgia geliebt hat, ein gewandter, sehr gebildeter Mann und bekannter

Stilist, im Sinne der Verehrer Ciceros. Leo X. hatte ihn zum Notar der römischen Kurie ernannt, ihm den Grafentitel verliehen und ihm gestattet, ausser seinem Namen Bembo den Namen Medici zu tragen. Aber der venezianische Patrizier hielt sich für nicht weniger „wohlgeboren" als die Florentiner und liess sich mit blossen Titeln nicht abspeisen. Sein Ehrgeiz ging höher, er wollte Kardinal werden und hatte infolge seiner Fähigkeiten und seiner ungewöhnlichen Arbeitskraft ein gewisses Anrecht darauf. Er verfasste die schönsten Schriftstücke, die die päpstliche Kanzlei je verlassen haben, und hat sogar die Privatkorrespondenz des Papstes übernommen. Leo X. wollte seine Wünsche nicht erfüllen, für seine Verdienste überwies er ihm zuweilen Pfründen, aber nur solche, die entweder nichts oder nur wenig einbrachten, die besseren fielen sämtlich den Florentinern zu. Der Venezianer war unzufrieden, besonders als Kardinäle ernannt wurden, die an Fähigkeiten und Verdiensten weit hinter ihm zurückstanden. Er litt immer mehr unter dem Mangel eines grösseren Einkommens, um so mehr als er ein Verhältnis mit einer schönen Römerin hatte, die ihm drei Kinder geboren hat. Bembo verstand so wenig wie die meisten Literaten der Renaissance mit seinen Einnahmen auszukommen, er lebte, wie er selbst in einem seiner Briefe erwähnt, von der Hand in den Mund, machte Schulden und musste, als er Rom verliess, bei Sadoleto einige Dukaten borgen, die er längere Zeit trotz besten Willens nicht wiedergeben konnte. Viel Arbeit, einige Kinder und ein schmales Einkommen — das war dem Humanisten zu viel; Rom und der Papst waren ihm verleidet, und als er sah, dass er keine Hoffnung hatte, unter Leo Kardinal zu werden, meldete er sich krank und ging im Frühjahr 1519 für längere Zeit nach Venedig. Ein Jahr später bezog er sein kleines Landgut in der Gegend von Padua. Er bedauerte die in Rom verlorene Zeit und sehnte sich nach Ruhe und Freiheit.

Sein Aufenthalt in der päpstlichen Hauptstadt war jedoch nicht so fruchtlos, wie er geglaubt hatte. Bembo hat in der dortigen literarischen und künstlerischen Bewegung keine geringe Rolle gespielt und hatte ähnlich wie Baldassare Castiglione Einfluss auf Raffael, mit dem er sehr befreundet war.

Dieser Einfluss war vielleicht nicht immer glücklich, der Maler hat die Glätte des Humanisten in Vers und Prosa übernommen. Bembo galt in Rom als Schriftsteller ersten Ranges, alle haben seinen Stil bewundert; auch Raffael empfand seinen Zauber und hat in seiner

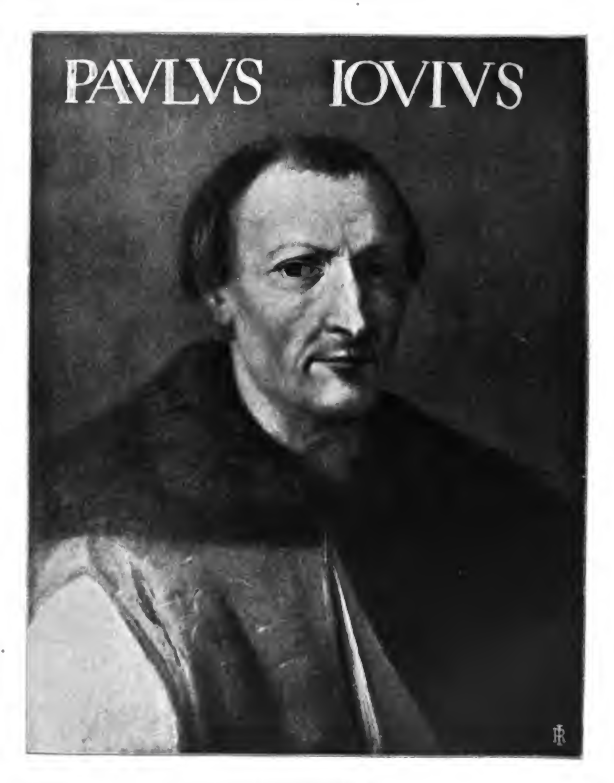
Kunst das auszudrücken versucht, was in der Literatur allgemein bewundert wurde: den Fluss, die Harmonie der Komposition auf Kosten der Kraft. Der Humanist ist häufig Raffaels Führer in den römischen Ruinen gewesen, da er grösseres Wissen hatte, erschloss er dem Maler die antike Welt. Raffael hat ihn zum Dank porträtiert; der Gelehrte war ein sehr interessierter Sammler und konnte dieser Liebhaberei in Rom leicht frönen, da er unter Künstlern lebte. Er besass ein von Sebastiano del Piombo gemaltes Bildnis Sannazaros und ein sehr hoch gewertetes Diptychon von Memling. Als Bembo sein Haus in Padua bezog, hat er seine Bilder und „Anticaglie" mitgenommen und allmählich sein Haus in ein Museum verwandelt, das bei Kunstfreunden in hohem Ansehen stand. Seine Bibliothek hat zu den kostbarsten im beginnenden XVI. Jahrhundert gehört.

Etwa zehn Jahre lebte Bembo teils in Padua, teils auf seinem Landgut und schrieb im Auftrag der venezianischen Signoria die Geschichte der Republik. Das zweibändige Werk enthält eine Reihe interessanter Tatsachen, die in blumenreiche Phrasen eingeschachtelt sind.

Endlich unter Paul III. erreichte Bembo in bereits vorgeschrittenem Alter sein Ziel und wurde Kardinal. Er scheint auch von der Tiara geträumt zu haben, aber eine gottesfürchtige Nonne, die Schwester Franceschina da Zara, hat ihm geweissagt, er sei der Tiara so fern wie die Erde der Sonne. Die Prophezeiungen der Schwester Franceschina waren vielleicht zu kühn, wenn Bembo länger gelebt hätte, so wäre er höchstwahrscheinlich Pauls III. Nachfolger geworden.

Zu den Geistlichen, die Leo X. näher standen, gehört auch Gian Matteo Giberti, der Sekretär des Kardinals Giulio de' Medici, der später eine sehr einflussreiche Stellung in der Kurie eingenommen und zu den ersten kirchlichen Würdenträgern gehört hat, die an der Reform der Geistlichkeit gearbeitet haben. Giberti, der jung und gewandt war, musste dem Papst jeden Morgen über die laufenden politischen Angelegenheiten berichten und seine Befehle entgegennehmen. Trotz seiner beruflichen Tätigkeit blieb ihm Zeit genug übrig, um sich dem Studium zu widmen und Beziehungen mit Gelehrten zu unterhalten.

Paolo Giovio stand dem Papst weniger nahe. Er war aber eine der charakteristischsten Persönlichkeiten im damaligen Rom und nach Guicciardini und Machiavell der bedeutendste italienische Historiker in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts. Giovio war 1483 in Como geboren, und das dortige Museum enthält viel Erinnerungen an ihn. Da er



PAOLO GIOVIO

Florenz, Uffizien

den Vater früh verloren hatte, nahm sich der ältere Bruder Benedikt, der Historiker und Humanist war, seiner Erziehung an, schickte ihn zur Ausbildung nach Padua, Mailand und Pavia, wo Paolo Doktor der Medizin wurde. Er hatte sich von frühester Jugend an mit Geschichte und Philosophie beschäftigt, strebte danach, seinen Gesichtskreis zu erweitern und ging nach Rom, um sein Glück zu versuchen, als der Mediceer Papst geworden war. Er begann als Arzt zu praktizieren, bewegte sich aber in der Hauptsache in Gelehrten- und Literatenkreisen. Er hatte viel Beobachtungstalent und interessierte sich für Menschen, Politik, Intrigen und Klatsch; schliesslich kam er auf den Einfall, eine Geschichte von Europa zu schreiben, vom Einzug Karls VIII. nach Italien an, als dem wichtigsten Ereignis der letzten Jahre. Er hat sein Werk lateinisch geschrieben und einige Abschnitte daraus dem Papst im Jahre 1514 vorgelesen, der sich geäussert haben soll, niemand habe seit Livius so Geschichte geschrieben. Leo hat ihn zum Professor am römischen Studio ernannt, unbegreiflicherweise zum Professor der Rhetorik, wozu Paolo gar kein Talent hatte. Im folgenden Jahre nahm er ihn nach Bologna zur berühmten Zusammenkunft mit Franz I. mit.

Giovio hat an den wichtigsten politischen Ereignissen seiner Zeit tätigen Anteil genommen, er hatte Gelegenheit, viel zu sehen und zu hören, und seine Geschichte ist trotz viel falscher und ungerechter Urteile eines der bedeutendsten Quellenwerke für das beginnende 16. Jahrhundert. Wie die meisten seiner humanistischen Vorgänger schrieb er, um gut dafür bezahlt zu werden. Wer in vorteilhaftem Licht auf die Nachwelt kommen wollte, musste ihn dafür mit klingender Münze bezahlen. Er machte gar kein Hehl daraus und bekannte seinen Freunden offen, dass er jene, die sich ihm dankbar erwiesen hätten, in leuchtenden Farben geschildert habe, während sich andere, vielleicht ebenso verdiente, mit stumpfem Grau begnügen mussten. Er glaubte, Fälschungen in der Geschichte schaden niemandem; nach dem Tode derer, über die geschrieben worden war, würde doch allein das geschriebene Wort als Wahrheit gelten. Wie Filelfo oder Valla bedrohte er jeden, der Händel mit ihm suchte, mit schwerem Geschütz. Es hiess von ihm, er habe zwei Federn, eine eiserne und eine goldene. Einmal schrieb er selbst an Heinrich II.: „Io ho già temperata la penna d'oro col finissimo inchiostro"; Pasquino nennt ihn deshalb den Gott der Schande der römischen Kurie, „il dio del vituperio della sede apostolica".

Das Manuskript seiner Geschichte hat seltsame Schicksale erfahren.

1527 während der Plünderung Roms hat Giovio sein Manuskript zusammen mit seinem Silber den Dominikanern von S. Maria sopra Minerva zum Aufheben gegeben, im Glauben, die fremden Söldner würden seine Schätze dort nicht aufstöbern. Zwei spanische Offiziere haben seine Kiste gefunden, der eine, Herrera, der wohl ein Bücherkenner war, nahm das Manuskript an sich, der andere gab sich mit dem Silber zufrieden. Als Herrera erfuhr, Giovio sei der Verfasser der Handschrift, hat er sie ihm grossmütig gegen entsprechende Bezahlung angeboten. Der Historiker hatte kein Geld, da die Spanier ihm alles geraubt hatten, er bat den Papst um Hilfe, und Klemens VII. hat die Handschrift gegen eine Pfründe, die er Herrera in Cordoba versprochen hat, eingelöst.

Giovio war ein produktiver Schriftsteller, sein bekanntestes und gelesenstes Werk ist eine Biographie Leos X. In diesem Buch hat der geschickte Autor die Wahrheit seiner These bewiesen, dass man der Nachwelt alles vormachen könne. Jahrhunderte hindurch, bis in die jüngste Zeit hinein, hat man Leo X. so aufgefasst, wie er ihn geschildert hat, als Idealgestalt, als Repräsentanten der goldenen Epoche der Renaissance. Sein Leo hatte keinen einzigen unsympathischen Zug, alles schloss sich zu einer grossartigen Persönlichkeit zusammen, die sich auf dem gewaltigen historischen Hintergrunde um so glänzender abhob, als auf seine und Hadrians kurze Herrschaft die traurigen Zeiten Klemens VII. mit der Plünderung Roms kamen. Giovio beschliesst die Geschichte des von ihm verherrlichten Papstes mit der Klage, infolge des Einfalls der Barbaren, der Spanier und Deutschen, schwerer Seuchen und Hungersnöte, sei alles was gross war, selbst die Kunst mit Leo X. ins Grab gesunken. Im Anschluss an Giovio haben die späteren Historiker das Zeitalter der Renaissance das Jahrhundert Leos X. genannt „Saecula Leonis"; auch der bekannteste der späteren Biographen des Papstes, der Engländer Roscoe, hat diese Auffassung geteilt. Erst der Archäologe Carlo Fea hat in der ersten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts die Bausteine nachgeprüft, aus denen Leos Monument errichtet war und die Jahrhunderte überdauert hat. Aber die Glorie um das Haupt des Mediceers strahlte so hell, dass selbst Historiker wie Ranke und Gregorovius ihn an die Spitze „der glänzendsten Epoche des Fortschritts der Menschheit" gestellt haben; Giovio hat das Schlachtfeld lange behauptet.

Am päpstlichen Hof wurde Giovio auch als Gastronom und kulina-

rische Autorität gefeiert, es war dies in einer Stadt, in der so viele Kardinäle und Prälaten leben, von nicht geringer Bedeutung. Zu jedem guten Essen wurden Giovio und der Dichter Blosio Palladio selbstverständlich eingeladen. Unser Historiker war ein so vorzüglicher Kenner leckerer Fischgerichte, dass er 1524 ein Buch über Fische herausgab „De romanis piscibus". Er fügte viele Anekdoten hinzu, die er bei Tische von den Kardinälen aufgeschnappt hat und eine Menge gelehrter Zitate aus Plinius, Galena und Platina. Der Bibliothekar des Vatikans war nicht nur ein berühmter Humanist, sondern auch ein ausgezeichneter Koch; in der kulinarischen Renaissance-Literatur nimmt er eine hohe Stelle ein, dank seinem hygienischen Küchenbuch „De honesta voluptate et valetudine tuenda", das er dem Kardinal Roverelli gewidmet hat.

Giovio hat seinen Fischtraktat dem reichen Feinschmecker, dem Kardinal Bourbon gewidmet, in der Hoffnung, dafür eine bedeutende Summe oder eine Pfründe zu bekommen. Seiner wartete jedoch eine schwere Enttäuschung, der Kardinal hat den Verfasser nach Giovios eignen Worten „mit einer mythischen Pfründe auf der Insel Thule" beglückt.

Zwischen den beiden Gastronomen Giovio und Blosio Palladio kam es einst zu einem literarischen Zusammenstoss. Etwas Unerhörtes, absolut Unkollegiales war geschehen. Blosio bekam einen ausgezeichneten Fasan und hat ihn allein verzehrt, ohne einen der Freunde einzuladen. Die Literaten und Feinschmecker waren empört, und der Vielfrass Blosio gab, aus Furcht vor Satiren und um die Sache ungeschehen zu machen, ein glänzendes Essen, zu dem auch Giovio geladen war. Aber der Historiker liess sich durch das Bankett nicht erkaufen, er nährte wegen des entgangenen Fasans einen heftigen Groll gegen den Dichter. Es galt eine Satire für die Gefährten des runden Tisches zu schreiben. „Täuscht euch nicht," sagt Giovio, „das Fest hat er nicht aus gutem Willen gegeben und nicht mit heiterm Antlitz, Furcht und Schrecken haben es ihm abgepresst. Da aber der Tisch prächtig gedeckt und er auf dem Wege der Besserung ist, gilt es Milde walten zu lassen. Bei Tisch höre die Strenge auf."

Giovio untersucht den Grund von Blosios Egoismus. „Welcher Wahnsinn, armer Blosio, hat dich zu einem so masslosen Verbrechen getrieben? Welcher feindliche Gott hat dir einen so schwarzen Gedanken eingegeben? Allein, in aller Stille hast du den Fasan vertilgt, des alten Genossen Giovio und aller übrigen Freunde vergessend!

Ein solches Verbrechen können weder Entschuldigungen noch Demut sühnen, du musst dich mit Wucherzinsen loskaufen. Sonst musst du vor Gericht, die Götter werden die Rächer sein, dein ganzes Hab und Gut wird auf dem Markt zugrunde gehen. Wenn du uns nicht ein Festmahl gibst, wie es die Welt noch nicht gesehen hat, werde ich dich so zeichnen, dass auch das Wasser des Nils deine Flecken nicht reinwaschen kann, auf der ganzen Welt werden sie mit Fingern auf dich weisen, weil du den Fasan allein vertilgt hast."

Trotz seines Witzes hatte auch Giovio Unannehmlickeiten zu erdulden. Während des Karnevals hat ihn der ernste Giberti zum besten gehabt. Als der Historiker sich dazu rüstete, auf der Strasse, von der Maske geschützt, seinem Übermut freien Lauf zu lassen und boshafte Scherze zu treiben, liess ihm Giberti heimlich einen Zettel auf den Rücken kleben „Io sono maestro Paolo Jovio". Giovio hat Giberti diesen Schabernack nicht verziehen.

Giovio war ein leidenschaftlicher Sammler, er hat namentlich Bildnisse bekannter Persönlichkeiten vom Fall des römischen Reiches bis ins XVI. Jahrhundert hinein gesammelt. Sie sind natürlich längst in alle Winde zerstreut.

Nach Leos Tod verstand der geschickte Historiker sich auch bei Hadrian VI. einzuschmeicheln, ebenso beim Nachfolger dieses fremden Papstes, bei Klemens VII. Der zweite Medici auf dem pästlichen Thron ernannte Giovio 1528 zum Bischof von Nocera de' Pagani, was man ihm sehr verargt hat. Trotzdem hat sich Giovio ungünstig über Klemens in seinen Schriften geäussert. Aber auch an Giovio hat sich die Nachwelt gerächt. Aretino, Lasca und viele andere haben eine Reihe hässlicher Epitaphe nach seinem Tode veröffentlicht. Eines der harmlosesten folgt:

Qui giace il Giovio pescator maturo,
Istorico mendace, adulatore,
Prelato indegno e grande affrontatore:
Viator, non temer, passa sicuro.

Einer der interessantesten Literaten an Leos X. Hof war Marco Girolamo Vida aus Cremona (geb. 1480). Schon Julius II. hatte ihn nach Rom berufen, aber bei Leo war er besonders gut angeschrieben. Vida begann seine Tätigkeit als Dichter und besang das Schachspiel in Versen, die er Isabella von Mantua gewidmet hat. Der Verfasser hat diesem jugendlichen Werk, das er „adolescentiae suae lusum" genannt

hat, wenig Gewicht beigemessen; Leo X. dagegen war von der „Neuheit" des Einfalls begeistert. Durch eine ebensolche Originalität des Themas hat sich seine zweite Dichtung „Bombyx" ausgezeichnet, eine poetisierte Beschreibung der Seidenraupen; niemand hätte nach dieser versifizierten Prosa angenommen, dass Vida ein grosses lateinisches Epos „Christias" schreiben würde. Der Dichter stützt sich darin auf die Berichte des Evangeliums und erhebt sich gelegentlich, namentlich in der Schilderung der Passion, zur Höhe seines gewaltigen Themas. Tasso hat für sein „Befreites Jerusalem" eine Reihe von Abschnitten aus der Christiade in freier Übersetzung entnommen, namentlich die grossartige Beschreibung des Teufelskonzils im vierten Buch seines Epos. Die Christiade war auch Miltons und Klopstocks Vorbild für ein christliches Epos.

Es heisst, Leo X. habe Neapel um seine berühmten neulateinischen Dichter, Pontana und Sannazaro, beneidet und gewünscht, dass sich auch Rom durch ein grosses Epos auszeichne. Namentlich habe es den Papst geschmerzt, dass Sannazaros religiöse Dichtung „De Partu Virginis" nicht in der päpstlichen Hauptstadt entstanden war. Leo X. soll auch Vida den Gedanken zu seinem grossen christlichen Epos gegeben haben; wohl um dem Dichter die Möglichkeit zu geben, dies Werk in aller Stille ausreifen zu lassen, ernannte er ihn zum Prior des Klosters S. Silvestro in Frascati. Der Papst hat jedoch den Schluss dieses Gedichtes nicht erlebt, da es erst 1535 unter Klemens VII. Regierung erschienen ist.

Zu Leos Lieblingen, ja man kann sagen zu den Lieblingen von ganz Italien, hat Bernardo Accolti aus Arezzo gehört, ein lyrischer Dichter und sentimentaler Narr, der seine Gedichte zumeist zur Laute vorgetragen hat. Er war eine Art Renaissance-Troubadour, der überall enthusiastisch empfangen wurde. Man nannte ihn „l'unico Aretino", selbst Ariost hat ihn für einen in seiner Art grossen Dichter gehalten und ihn „il gran lume Aretin, l'unico Aretino" genannt.

Bernardo stammte aus der Gegend von Arezzo; sein Geschlecht hatte bereits zwei Dichter aufzuweisen: Benedetto und Francesco, sein älterer Bruder war Kardinal und Verfasser der bekannten gegen Luther gerichteten Bulle „Exsurge". Aus der Jugend des „Unico" wissen wir wenig; wir begegnen ihm 1490 als 30jährigem in Rom, wo Pietro Accolti bereits Auditor Rotae war. Bernardos Sonette aus dem dramatischen Werk „Virginia" hatten schon eine gewisse Berühmtheit erlangt. Das Drama, wenn man diesen schwachen dramatischen Versuch

so nennen darf, war bei der Hochzeit des Bankiers Antonio Spanocchi in Siena aufgeführt worden. Sein Inhalt war aus Boccaccios Novelle „Giletta di Narbone" aufgebaut, die Accolti Virginia getauft hatte.

Mehr als von Bernardos Dichtungen war von seinen Liebesabenteuern die Rede, und da an Alexanders VI. Hof trotz Verbrechen furchtbarster Art Lyrik hoch im Kurse stand und Accoltis Bruder Auditor war, darf man sich nicht wundern, ihn selbst unter den Abbreviatoren der Kurie zu finden. Zu Cesare Borgias Lieblingen hatte Serafino d'Aquila, Bernardos Vorgänger, der auch eine Art Troubadour war, gehört, Bernardo hatte Serafino viel zu verdanken, von ihm hatte er die Komposition der „strambotti" übernommen, kurzer, damals viel gesungener Lieder. Diese Strambotti machten Accolti bekannt, er improvisierte sie häufig und trotzdem sie nicht sehr bedeutend waren, machten sie, von Musik begleitet, stets Eindruck auf das Publikum. Einer der Zeitgenossen rühmt Unicos glückliche Einfälle, seine fliessenden Redewendungen und seine Fähigkeit, das Publikum mitzureissen. Um eine Vorstellung davon zu haben, was man für einen „glücklichen Einfall" hielt, genügt es, sich sein Artischockensonett in Erinnerung zu rufen. Es war ein Liebessonett, an eine Frau gerichtet, für die er in heissem Gefühl entbrannt war. Er erklärt seiner Geliebten das Wesen der Artischocke: die spitzen Blätter seien die Leiden des liebenden Herzens, das Grün die Hoffnung und der bittersüsse Geschmack die herben und weichen Seiten der Liebe.

Diese Sonette scheinen aber doch den richtigen Ton getroffen zu haben, überall, wo der Dichter auftauchte; in Mantua, Ferrara, Urbino hat er die Frauen für sich gewonnen; es hiess, Elisabetta Gonzaga sei nicht gleichgültig gegen ihn geblieben, auch Lucrezia Borgia, Ferraras Herzogin, wurde lebhafter Sympathien für den Unico verdächtigt.

Unter Leo X. war Accolti bereits fünfzig Jahre alt, er schonte sich, und auf seine Grösse pochend, sang er nur selten öffentlich. Er war ein häufiger Gast im Vatikan und der Liebling des Papstes, den er durch seine lebhafte Art und seinen Witz amüsierte. Gelegentlich gab Unico auch der Menge Gelegenheit, ihn zu bewundern. Pietro Aretino erzählt, wenn es sich in Rom herumgesprochen hatte, Accolti würde im Vatikan improvisieren und Laute spielen, wurden alle Läden wie an Festtagen geschlossen, aber auch die höchstgestellten Persönlichkeiten kamen in den Vatikan, um dem grossen Künstler zu lauschen. Einmal hat der Papst sogar den damals noch jungen Pietro Aretino

zum Unico geschickt, um ihn an sein Versprechen, im Palast zu singen, zu mahnen. Als Accolti kam, hatte sich schon soviel Publikum versammelt, dass der Papst alle Türen öffnen liess, um auch den einfachen Leuten diesen musikalischen Genuss zu gönnen. Unico stimmte eine Hymne an die Mutter Gottes an, die einen solchen Enthusiasmus auslöste, dass man von allen Seiten hörte: „Es lebe der göttliche Dichter, der unvergleichliche Accolti!" Heute kann man kaum begreifen, dass dieses banale Gedicht so zündend gewirkt hat, Gesang und Laute müssen wohl das ihre dazu beigetragen haben. Besonders drei Verse, in denen der Dichter die Madonna apostrophiert, waren von grosser Wirkung:

Quel generasti di cui concepisti;
Portasti quel di cui fosti fattura;
E di te nacque quel di cui nascesti.

Accolti muss durch den Vortrag seiner Strambotti ein grosses Vermögen verdient haben, er führte ein luxuriöses Leben, hatte einen schönen Garten, und sein Haus stiess an das Raffaels. Diese Nachbarschaft war ihm wenig willkommen, da der Wind den Rauch aus dem Kamin des Urbinaten in seinen Garten getragen hat. Nach dem Tode des jungen Künstlers hat Unico seinen Landbesitz erworben, um dort seinen Palast zu errichten. Auch dieser Palast hat seiner Eitelkeit noch nicht genügt, obgleich er in einem der schönsten Stadtteile lag, in der Nähe der Paläste einiger Kardinäle und des stolzen Hauses Braconis, des päpstlichen Chirurgen. Unico wollte Fürst werden, er machte sich Leos Finanznöte zunutze und erwarb das Fürstentum Nepi von der römischen Kurie für 5000 Dukaten. Das Städtchen wollte jedoch nichts von einem dichtenden Herrscher wissen, und der Papst musste dreihundert Schweizer schicken, damit er sich mit ihrer Hilfe des Schlosses bemächtige. Nach vieler Mühe bezog er das Schloss und liess über der alten Tür die Worte anbringen: „Unicus custos: procul hinc timores". Er war sehr von sich eingenommen, und hatte sogar Gelegenheit, zu beweisen, dass diese Aufschrift mehr war als blosses Lob. Als 1527 ein kleiner deutsch-spanischer Trupp, der nach Rom zog, Nepi bedrohte, gelang es Unico, das Städtchen zu beschützen und die fremden Söldner zu zerstreuen.

Dieser „Sieg" hat ihm jedoch die Herzen seiner Untertanen nicht gesichert; als der Sturm, der Rom zerstört hat, vorüber war, haben die Einwohner von Nepi Mut gefasst und den Sänger verjagt, den sie nie als ihren Herrn betrachtet haben.

Unico war nicht der einzige Improvisator an Leos Hof, ausser ihm haben sich dort auch der Ferrarese Tebaldeo, Rafael Brandolini aus Florenz und Andrea Marone ausgezeichnet. Brandolini hat im Vatikan gewohnt und zu den gebildetsten Männern aus der Umgebung des Papstes gehört; da er auf alle möglichen Themen mit Leichtigkeit lateinische Gedichte gemacht hat, war er bei Leo X. sehr in Gunsten. Zuweilen bestimmte ihm der Papst irgendein Thema bei Tisch und Brandolini hatte schon nach kurzem Besinnen wenn auch keine poetischen Einfälle, so doch zum mindesten einige gutklingende Verse in Bereitschaft. Dieser auf jeden Wink bereite Dichter war fast blind; in seltsamem Widerspruch mit diesem Gebrechen stand der Beiname, den die Höflinge ihm gegeben hatten: „oculus Pontificis".

Aus Dankbarkeit für den Papst, der ihn mit Gunstbezeugungen überhäufte, verfasste Brandolini einen Dialog „Leo", der viele Anekdoten aus Leos X. Leben berichtet und damalige Zustände scharf beleuchtet.

Auch Andrea Marone aus Brescia hat zu den Lieblingen des Papstes gehört und Brandolini in der Leichtigkeit, lateinische Verse zu machen, noch überboten. Während eines Festessens im Vatikan, an dem verschiedene berühmte Gäste teilnahmen, forderte der Papst ihn auf, ein Gedicht auf die europäische Liga gegen die Türken zu machen. Marone hat, ohne lange zu überlegen, seine Aufgabe so glänzend gelöst, dass er den Beifall sämtlicher Teilnehmer gewann: der Papst gab ihm für diese glänzende Leistung eine Pfründe im Erzbistum Capua. Ein andermal arrangierte der Papst am Tage der h. Cosmas und Damian eine Art Turnier für die Dichter des päpstlichen Hofes. Da stand Marone auf, stimmte seine Laute und begann sein Lied: „Infelix Europa, diu quassata tumultu bellorum" .... die Lieder aller anderen verblassten vor dieser Improvisation von ungewöhnlicher Stärke. Valeriano erzählt in seiner Satire „Simia", Dichter niederen Ranges hätten um den Papst herumgetanzt wie Affen um den Löwen, nirgends sei er vor ihnen sicher gewesen, unter den Portiken, in Privaträumen, im Belvedere, in Orangenhainen, ja selbst morgens im Bett hätten sie ihn überfallen. Aber aus Valeriano spricht der Neid: Colocci hat für vierzig Verse zu Ehren des Papstes 400 Skudi erhalten, Tebaldeo für eine ähnliche Leistung sogar 500 Dukaten und Guido Postumo, Querno Filomuso und andere wurden nicht weniger grossmütig behandelt. Der Papst liebte es, sich von literarischen Mücken umsummen zu lassen und hat sie reichlich bezahlt.

Nicht mehr zu den Dichtern, sondern zu den Hofnarren gehört der

Improvisator Camillo Querno, der sogenannte Archipoeta, der den Papst häufig zerstreut hat. Es war ein aufgeblasener neapolitanischer Wichtigtuer. Er war unter Leo X. mit einem Rittergedicht „Alexias", das 20000 Verse zählte, nach Rom gekommen und wollte sich bei der literarischen Welt Gehör verschaffen. Die römischen Dichter waren bald dahinter gekommen, dass der Neapolitaner die Verse zwar mit viel Leichtigkeit aus dem Ärmel schüttle, aber noch mehr Wein brauche, um seine Phantasie zu befruchten, infolgedessen luden sie ihn in eine Wirtschaft auf einer Tiberinsel ein, damit er dort etwas zum besten gebe. Der südliche Barde tat Wunder, unermüdlich sang und trank er, bis ihn die Versammelten zum Dichterkönig krönten und ihm einen Kranz aus Weinlaub, Krautblättern und Lorbeer aufsetzten. Der beglückte Querno nahm diese Huldigung ernst, vergoss Freudentränen und hielt sein Glück in Rom für gesichert. Der Papst lachte, als man ihm von dieser Krönung des Neapolitaners erzählte, lud ihn häufig zu Tisch ein und amüsierte sich über seine Gefrässigkeit. Er liess ihm eine Schüssel nach der andern reichen, Wein bekam er aber nur vorgesetzt, wenn er eine von vornherein festgesetzte Anzahl von Versen improvisiert hatte. Waren ihrer weniger oder waren sie im Rhythmus nicht ganz rein, so musste sich Querno mit Wasser zufrieden geben. Querno beklagte sich einst bei Tische, er müsste Verse für tausend Dichter machen:

Archipoeta facit versus pro mille poetis,

worauf ihm der Papst gleichfalls in gebundener Rede antwortete, er brauche sich nicht zu beschweren, da er auch für tausend trinke:

Et pro mille aliis archipoeta bibit.

Um das Amüsement der Gäste zu steigern, musste Querno gelegentlich verkleidet zu Tische kommen, einmal trat er sogar als Venus, von zwei Cupidos begleitet, auf und rezitierte seine Gedichte im lichten Schleiergewande der Göttin. Für all diese Narrenstreiche erhielt er monatlich neun Dukaten aus der päpstlichen Kasse und wurde später Professor im römischen Studio. Sein Appetit wuchs mit den Gunstbeweisen des Papstes; es kam so weit, das ihn einst einer der Tafelgenossen, empört über seine ekelerregende Gefrässigkeit, so heftig ins Gesicht schlug, dass der arme Archipoet eine hässliche Narbe auf den Lippen behielt; seitdem wurde er weniger häufig zum päpstlichen Tisch zugezogen.

Es ist unmöglich, alle sich als Hofnarren gebärdenden Dichter und alle wirklichen Hofnarren aufzuzählen, die die „Zierde" von Leos X.

Hof waren, ihre Zahl war Legion. Zu den bekanntesten gehörte auch Brandino, „Il Cordiale" genannt, ein ehemaliger Schneider aus Venedig, ein bekannter Vielfrass und Kartenspieler. Er hat die Kurtisane Marietta Tressa mitgebracht und sich mit ihr auf einer Bronzemedaille verewigen lassen. Aretino hat ihn einen „Satrapen" in der Zubereitung der Speisen des päpstlichen Tisches genannt. Die Köche müssen also gelegentlich seinen Rat eingeholt haben und der Papst muss ihn gut befunden haben, da er ihm Kavaliersrang gegeben hat. Es gab noch einen zweiten Schneider in Leos lustigem Gefolge, er hiess Ceccotto und stammte aus Genua; nachdem er sich von Nadel und Schere getrennt hatte, war er Astrologe geworden, er las die Zukunft aus den Sternen und hatte ausgesprochene politische Überzeugungen, da er ein leidenschaftlicher Anhänger der Monarchie war; auch der Kaiser hat ihn begünstigt. Dieser „gemischten" Gesellschaft gehörte auch Romanello an, ein Antiquitätenhändler, dessen ursprünglicher Witz auch den Papst belustigte; Aretino hat ihn in seiner Komödie „Cortegiano" verewigt.

Auf einen etwas höheren Ton war Pier Giovanni Cinotto gestimmt, der den Beinamen „divino" bekommen hat. Er machte Verse in bolognesischer Mundart, konnte sie aber nicht selbst deklamieren, da er stotterte und eine halbe Stunde bedurfte, um das Wort „Pimpinella" auszusprechen. Die übrigen Dichter haben seinen „Genius" verspottet, der eine hat sogar ein sinnloses Sonett auf ihn gemacht, worin sein Stil verlacht wird. Es beginnt mit den Worten:

Lo stil de Pier Jovanni e di Cinotto
Fatto ha citar Cinotto e Pier Jovanni
Per saper se Cinotto è Pier Jovanni
O se messer Pier Jovanni è Cinotto . . .

Die Zeitgenossen nennen noch Giovanni Gazoldo, Girolamo Brittonia, den Bastard Andrea, den Kardinal Rafael Petrucci für den Papst in Siena im Armenhaus ausfindig gemacht hat, und Moro de' Nobili, einen armen, gichtkranken Teufel. Unter ihnen war auch einer der Söhne des berühmten Humanisten Poggio und ein Mönch, Frate Martino. Dem einen oder andern mag das Narrentum gar nicht gelegen haben, als sie aber erkannten, dass sich die Dummheit besser als der Verstand bezahlt mache, haben sie sich als Hofnarren geriert. Leo X. konnte so wenig wie die übrigen Herrscher auf Hofnarren verzichten; an dieser Vorliebe scheint seine Umgebung jedoch Anstoss genommen zu haben,

so schreibt Aretino an Manfredo Colalto, der Papst falle aus einem Extrem ins andere und niemand könne beurteilen, wass ihm mehr Spass mache, der Verstand der Gelehrten oder der Unsinn der Narren. Die letzten scheinen aber mehr in Gunst gewesen zu sein.

Berühmt unter Leos Narren war Fra Mariano, er war stets im Vatikan, und man kann sich Leos alltägliches Leben ohne diesen Dominikaner, den „capo di matti“, kaum vorstellen.

Fra Marianos Herkunft ist unbekannt, man weiss nur, dass er früher Fetti geheissen hat und in seiner Jugend Lorenzo Medicis Barbier gewesen ist, den er wohl durch seine Einfälle belustigt hat. Unter Savonarolas Einfluss wurde er Mönch uud trat bei den Dominikanern ein. Das Mönchshabit hat sein Temperament nur wenig beeinflusst, er hatte den Kopf voll drolliger Einfälle und Lorenzo hat ihn seinem Sohn Giovanni, dem Kardinal, nach Rom mitgegeben. Lorenzo scheint viel Sympathie für Fra Mariano gehabt zu haben und hat ihm absolut vertraut, obgleich er Mönche hasste und zu sagen pflegte, der Mensch müsse sich vor drei Dingen hüten: vor einem Ochsen von vorn, einem Maultier von hinten und einem Mönch von vorn und hinten. Fra Mariano hat die Erwartung des alten Medici nicht getäuscht, er war Leo X. und später Klemens VII. ein treuer Diener. Auch Bibbiena mochte ihn gern, rühmte seinen Witz und stellte ihn auf gleiche Stufe mit Fra Serafino, dem Franziskanernarren am Hofe zu Urbino. Fra Mariano seinerseits hat sich „sehr anerkennend“ über Bibbienas Humor geäussert und ihn in einem Briefe an Gonzaga in Mantua „seinen Schüler“ genannt.

Fra Mariano hat sich schon unter Julius II. ausgezeichnet und war der Held des Festes, das der Bischof von Neapel in seiner schönen Villa auf dem Monte Cavallo am 2. Juli 1512 gegeben hat. Unter den Gästen befand sich auch der junge Federigo Gonzaga; sein Gefährte Grossino hat nach Mantua berichtet, Federigo habe sich glänzend unterhalten, und Fra Mariano habe die Gäste unter Bibbienas eifriger Assistenz mit seinen „caprizi“ erheitert. Während des Essens sprang Fra Mariano plötzlich auf den Tisch, verspottete Kardinäle und Bischöfe und schonte niemand.

„Capo di matti“ konnte sich wie die meisten Hofnarren einer ungeheuren Gefrässigkeit rühmen. Tizio, der Chronist von Siena, berichtet, er habe auf einen Sitz zwanzig Kapaune, vierhundert Eier und eine ganze Anzahl anderer Gerichte vertilgt. Wenn auch Angaben dieser

Art chronikalische Übertreibungen sind, so gewinnen wir aus den authentischen Rechnungen des päpstlichen Hofes die Überzeugung, dass man über Leos X. Gäste kulinarische Epen schreiben könnte. Der Papst selbst war, wie erwähnt, im Essen sehr mässig, aber die Küche hat die Einnahmen von Spoleto, der Romagna und den Marken verschlungen. Fra Mariano hat nicht wenig zur Vergrösserung dieser Ausgaben beigetragen, da er sehr teuere Gerichte zu „komponieren" pflegte. Er galt als Erfinder von Wurst aus Pfauenfleisch, Koteletten aus Fasanen und Hack aus Kapaunbrust. Der Papst freute sich des ungewöhnlichen Appetits seiner Gäste, es machte ihm besonderen Spass, wenn Speisen aus Raben- oder Affenfleisch aufgetragen wurden und niemand merkte, welch seltsame Leckerbissen auf den Tisch kamen. Fra Mariano soll einmal einen Strick anstatt eines Aals und eine alte Weste in einer Pastete gegessen haben.

In Anerkennung dieser „Verdienste" ernannte ihn der Papst im April 1514 zum Piombator der römischen Kurie. Seine Pflicht bestand darin, den Bullen und Diplomen der päpstlichen Kanzlei ein Bleisiegel aufzudrücken. Da bis dahin dies Amt nur Zisterziensern übertragen worden war, gestattete der Papst Fra Mariano, von den Dominikanern zu den Zisterziensern im Kloster San Silvestro zu übersiedeln. Er war Bramantes Nachfolger in diesem Amt und wurde von Sebastiano del Piombo ersetzt — ein Hofnarr zwischen zwei grossen Künstlern! Fra Mariano bezog jetzt Innocenz VIII. Räume, die das officio del Piombo hiessen, er schreibt den Markgrafen von Mantua, an seiner Tür seien drei Ketten angebracht, wohl in der Voraussicht, dass ein verrückter Hofnarr diese Stanzen einst bewohnen würde. Er berichtet ferner, er sei auf seine alten Tage Alchimist geworden, gewinne Gold aus Blei und verdiene in seiner „Bottega" jährlich achthundert Dukaten. Dieses Einkommen zerfalle in drei Teile; den ersten opfere er Christus, von dem alles Heil kommt, den zweiten der „Kanaille", seinen Verwandten, deren er so viele habe, dass zur Befriedigung ihrer Wünsche nicht einmal der See von Mantua reichen würde, der dritte bliebe für ihn und seine Hausgenossen, damit sie nicht Hunger litten. Die Rechnung stimme so wenig, dass er jährlich 300 Dukaten dazu borgen müsse. Es scheint jedoch nicht so schlimm gewesen zu sein, der Frate hat einen sehr hübschen Garten auf dem Quirinal besessen, der selbst mit den Gärten des Bankiers Chigi verglichen wurde. Den ersten „für Christus" bestimmten Teil seiner Einkünfte gab Fra Mariano für eine

Kapelle in San Silvestro aus; die Ausschmückung hatten Künstler wie Baldassare Peruzzi und Polidoro da Caravaggio übernommen. Bis auf den heutigen Tag hat sich auf diese Weise das Andenken des lustigen Frate erhalten; übrigens haben sich die Zeitgenossen sehr günstig über ihn ausgesprochen.

Aretino lobt im „Ragionamento delle Corti" Fra Mariano, er sei höflich, zuverlässig, beliebt und habe sich vielen Menschen nützlich erwiesen. Auf den Papst hatte er grossen Einfluss, da er ihn seit seiner Kindheit kannte, ausserdem durfte er als „Hofnarr" alles sagen, was ihm durch den Kopf ging. Seine zu Leo gesprochenen Worte: „Viviamo babbo sante, che ogni altera cosa è burla" drücken nicht nur seine Anschauung aus, es ist die Lebensphilosophie von Leos gesamter Umgebung. Hat doch der Papst selbst seine Herrschaft im Zeichen der Worte übernommen: „Geniessen wir das Papsttum, da Gott es uns geschenkt hat." Die Renaissancemenschen waren sämtlich bewusst oder unbewusst Epikureer.

Fra Mariano ist, wie erwähnt, Leos X. treuer Diener gewesen. Man hat bis vor kurzem angenommen, der Mönch, der allein dem Papst in seiner Todesstunde beigestanden hat, habe ihn aufgefordert, zu beichten und das Abendmahl zu nehmen. Er soll dem Sterbenden gesagt haben: „Reccordatevi di Dio, Santo Padre!" Pastor beweist, dass diese Überlieferung jeder Grundlage entbehrt, da der Papst einige Tage krank war, wusste er, dass sein Ende bevorstehe und hatte Zeit, sich darauf vorzubereiten.

Nach Leos Tod amtierte Fra Mariano noch etwa zehn Jahre als Piombator; er war auch bei Klemens VII. sehr gut angeschrieben. 1531 starb er, der Bischof de Vaison hat seinen letzten Wunsch erfüllt und in einem Brief an Pietro Aretino bezeugt, dass er die Erde würdig verlassen habe, „morse da bono e santo omo". Leo X. hat ihn in einer witzigen Grabschrift, die ihm selbst zugeschrieben wurde, anders beurteilt, aber dieses Epitaph ist der Ausfluss guter Laune und nicht weiter ernst zu nehmen. Der Papst fordert den Vorübergehenden auf, Fra Marianos Grab nicht mit Weihwasser, sondern mit gutem Wein zu besprengen, dort läge jemand, der nichts geglaubt und sich nur aus Furcht zu einer gewissen Religiosität bekannt habe.

Non acqua benedetta, non saltero,
Pigliarai, viator, ma solamente,
Se vuoi far cosa grata a la sua mente,

Buon vin ci spargi e ragiona del zero
L'altro perso saria, che' ei credde poco,
Ben che già simulo religione;
Ma lo fe' per fuggir più tristo gioco.

VIII.

Dichter und Narren kamen aus allen Teilen Italiens in Rom zusammen; Musiker und Sänger hat Leo X. nicht nur aus Italien, sondern auch aus Frankreich und Spanien bezogen. Wenn der Papst erfuhr, dass sich ein Musiker ausgezeichnet hatte, schrieb er selbst an Franz I. oder an einen anderen Potentaten, um sich diese Berühmtheit zu sichern. Musiker hat er besser als Dichter bezahlt, und aus den päpstlichen Büchern geht, wie bereits erwähnt, hervor, dass die grössten Summen für Musikanten, Sänger und Goldschmiede verausgabt wurden. Der Papst hat sich nicht gescheut, Musikern hohe kirchliche Würden zu verleihen, um sie auf diese Weise zu gewinnen, und einem deutschen Juden, dem Lautenspieler Giammario, hat er sogar den Namen Medici zu tragen gestattet und ihn zum Kastellan und Grafen di Verrucchio ernannt. Den Spanier, Gabriel Merin, hat Leo wegen seines schönen Gesanges zum Erzbischof von Bari ernannt. Unter der Herrschaft des Medici hatte das Kirchenorchester von S. Peter Weltruhm, und der Ruhm des päpstlichen Chores datiert seit jener Epoche. Leo X. hat als erster Kastratensänger aus Frankreich bezogen, die man bis dahin in Italien nicht gekannt hatte. Einer der bekanntesten Sänger des vatikanischen Orchesters war Bidon da Asti, Canossa erzählt in Castigliones „Cortegiano" von ihm, er rühre und erhebe die Zuschauer so sehr, dass ihr Geist gewissermassen den Himmel erreicht. Folengo, ein unbedeutender Dichter, aber grosser Musikkenner, preist ihn und seine Gefährten:

O felix Bido, Carpentras, Silvaque, Broger
Vosque leoninae cantorum squadra capellae.

Das vatikanische Orchester war vollkommen kosmopolitisch; zum Kapellmeister hat der Papst einmal den berühmten Spanier Juan de la Encina, ein andermal den florentinischen Juden Pietro Aaron oder den Italiener Ganeti ernannt. Der letztere erhielt auch eine kirchliche Pfründe.

Die Maler kannten Leos Leidenschaft für sein Orchester; es wurde

auf der Krönung Karls des Grossen in den vatikanischen Stanzen dargestellt, und im Ornament der Loggien finden wir immer wieder Musikinstrumente, die der Papst mit grosser Liebe gesammelt und aus Neapel und selbst Nürnberg bezogen hat. In einem der unzähligen Spottverse, die in Rom nach Leos Tod erschienen sind, werden die Musiker aufgefordert, den toten Papst zu betrauern:

O musici, con vostre barzelette,
Piangete o sonator di violoni,
Piangi e piangete o fiorentin bajoni,
Battendo pratti, mescole e cassette.

Zu den Konzerten kamen Theateraufführungen, es wurden jedoch nur Komödien und ballettartige Moresken aufgeführt. All diese Farcen waren sehr unanständig, aber das allein machte Spass. Es gab keine Komik ohne zweideutige Witze und Zoten. Daran nahm niemand Anstoss; 1552, als die kirchliche Reaktion ihren Höhepunkt erreicht hatte, wurde in Rom das Lustspiel „Ruffiana" viermal aufgeführt, das von Zoten nur so strotzte. Der Verfasser war Ippolito Salviati, Pauls IV. Leibarzt. Am meisten mussten die Mönche unter Leo herhalten, aber auch daran nahm niemand Anstoss. Machiavells „Mandragola" wurde 1514 im Beisein des Papstes aufgeführt, Bibbienas „Calandria" zu Ehren von Isabella Gonzaga; von dieser Aufführung wird noch die Rede sein.

Ariosts „Suppositi" wurden am letzten Karnevalssonntag des Jahres 1519 glänzend aufgeführt. Die Aufführung fand in der Wohnung des Neffen des Papstes, des Kardinals Cybò, in der Engelsburg statt, aber Leo hatte ihm zu diesem Zwecke tausend Dukaten aus seiner eigenen Tasche geschenkt. Der Saal fasste zweitausend Menschen, die Dekorationen mit der Ansicht Ferraras, wo die Komödie spielte, sollen von Raffael gemacht worden sein. Paolucci, der ferraresische Gesandte, hat seinem Herzog die Aufführung ausführlich beschrieben. Folgen wir den Schilderungen dieses Augenzeugen. Auf der einen Seite des Saales war die Bühne, auf der anderen amphitheatralisch angeordnete Plätze, in der Mitte, im Halbkreis auf einem kleinen Podium, standen Stühle für den Papst, die Kardinäle und die Gesandten der Höfe. Die Bühne wurde durch Kandelaber beleuchtet, die so aufgestellt waren, dass jeder einen Buchstaben der Inschrift: „Leo X. Pontifex Maximus" bildete. Auf dem Vorhang sah man Fra Mariano im Fegefeuer, den kleine Teufelchen zausten, darunter standen die erklärenden Worte: „Questi sono li capreci de Fra Mariano."

Vor Beginn der Aufführung stand der Papst an der Tür und segnete jeden der Eintretenden mit den Worten „Dignus es intrare". Ein echter Renaissancesegen vor einer Bühne, auf der Zoten gespielt werden sollten! Beim ersten Zeichen der „pifferari" betraten der Papst und seine Begleiter den Saal; auf der Bühne erschien ein Herold, der eine kurze Ansprache ans Publikum hielt und den Titel der Komödie „Suppositi" erklärte. Der Prolog war so amüsant, dass Leo X. zum Ärger der Franzosen laut zu lachen begann. Der ferraresische Berichterstatter konnte den Grund dieses Ärgers nicht begreifen und erwähnt: „si scandalizorno poverini i Francesi". Die Aufführung war ausgezeichnet, in den Zwischenakten spielten Pifferari, zwei Zinkhörner, Violen und kleinere Orgeln. Das Vokalkonzert war weniger gelungen, dafür fand das letzte Intermezzo, eine Gorgonenfabel, wieder Beifall.

Nach der Aufführung erteilte der Papst den Gästen wieder seinen Segen, sie verliessen den Saal so hastig, dass unser Ferrarese an eine Bank gedrückt wurde und den Fuss beinahe gebrochen hat; damit wäre der päpstliche Segen, wie er selbst schreibt, zu teuer erkauft worden. Alles drängte zum Essen, die Tische waren in den anstossenden Zimmern aufgestellt; für den Papst, die Kardinäle und die Gesandten, im ganzen für sechsunddreissig Personen, war eine kostbare Tafel in einem besonderen Saal gedeckt, wo es auch Musik gab. Ariosts Komödie hatte sehr gut gefallen; allerdings nahmen einige ernste Menschen daran Anstoss, dass man solche Zoten in Gegenwart des Papstes aufführe. Leo X. war jedoch mit dem ferraresischen Dichter zufrieden und liess ihn um eine neue Komödie bitten. Ariost schickte 1510 „Il Negromante", aber da der Autor in der Vorrede den Ablasshandel verspottete „der teurer ist als Artischocken im Mai" und Rom „piena d'inganni e di malizie" nennt, konnte der Papst seine Einwilligung zur Aufführung nicht geben.

Am Faschingsmontag währte das Spiel fort: auf dem Petersplatz fand ein Stierkampf statt, drei Männer wurden tot, vier schwer verwundet aus der Arena getragen, zwei Pferde, darunter Serapicas Tier, waren gestürzt. Er selbst, der sich an diesem Tage als Stierkämpfer ausgezeichnet hatte, war in grosser Gefahr, da der wildgewordene Stier ihn auf den Boden warf, Serapica hatte nur dem raschen Eingreifen der übrigen Kämpfenden seine Rettung zu verdanken.

Das Volk hatte dieses Schauspiel, bei dem es nicht blutig genug zugegangen war, nicht befriedigt, es war auch nicht glänzend genug aus-

gefallen, da bis auf den Papst niemand Geld dafür hatte geben wollen. Mit Bedauern erinnerte man sich des armen Kardinals Petrucci, der an einem Tage viertausend Dukaten für Stierkämpfe geopfert hatte.

Dafür gab es zum Abschluss des Karnevals ein originelles Fest beim Bankier Lorenzo Strozzi, an dem die Kardinäle Rossi, Cybò, Salviati, die päpstlichen Nepoten und einige Hofnarren und Hofleute teilnahmen. Als die Gäste den Palast des Bankiers betraten, wurden sie über eine Nebentreppe durch eine schwarze Tür in einen verdunkelten, mit Trauerstoffen ausgeschlagenen Saal, der mit Schädeln „verziert" war, geleitet. In den Ecken standen vier Skelette, die von hinten beleuchtet waren, um noch grauenvoller zu wirken. Mitten im Saal stand ein mit einem schwarzen Tuch bedeckter Tisch, darauf ein grosses Holzbrett mit zwei Schädeln, vier Knochen und vier Holzgefässen, die mit Wein gefüllt waren. Die Kardinäle erstarrten beim Anblick dieses seltsamen Banketts, aber Strozzi bat seine Gäste mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit, als wenn er diese Leichenatmosphäre nicht empfände, hier einen kleinen Imbiss zu geniessen, ehe sie in den Speisesaal gingen. Die Diener hatten unterdessen die Totenschädel aufgehoben, darunter traten frischgebratene Fasanen zutage, zwischen den Knochen lagen Würste. Niemand versuchte zu essen, nur Fra Mariano hatte seinen Humor behalten, machte sich sofort über das Geflügel her und trank eifrig Wein dazu. Nachdem der Mönch seinen Hunger gestillt hatte, wurde die Tür in den Speisesaal geöffnet, es war eine bezaubernde Welt mit Sternenhimmel, in der Mitte ein für vierzehn Personen gedeckter Tisch. Und wieder gab es neue Überraschungen. Teller mit Speisen bedeckt und Weinflaschen sprangen einzeln für jeden der Gäste unter dem Tisch hervor, ohne dass man den Mechanismus begriffen hätte; plötzlich erloschen alle Lichter und zwei Hofnarren traten ein, glänzend als Fra Mariano und Brandino verkleidet. Die Doppelgänger wollten den wahren Fra Mariano und Brandino verjagen, aber der scherzhafte Kampf wurde unterbrochen, da einige Gäste vielleicht infolge der gehabten Eindrücke oder der schlecht zubereiteten Speisen vom Tisch aufstehen mussten. Einige fatale Katastrophen blieben nicht aus, nur Fra Mariano hat diesen Karnevalsscherz frisch und munter überstanden.

Am häufigsten wurden im Vatikan Farcen und Burlesken von Niccolo Campani, Strascino benannt, aufgeführt; Chigi hatte ihn aus Siena kommen lassen. Strascino schrieb bäuerische Farcen, mokierte sich über die Naivität, die Liebesabenteuer, die Kämpfe und Feste der Land-

bevölkerung, die Zote trat in diesen Szenen an die Stelle des Witzes. In der Burleske „Mezzuchio“ haben sich zwei Knechte in ein schönes Mädchen „Vika“ verliebt und beginnen sich auf offener Szene aus Eifersucht um sie zu prügeln. Ein dritter Gefährte will sie versöhnen und führt sie vor Vika, damit sie die Entscheidung zwischen den Rivalen treffe. Aber das Mädchen will auf keinen von beiden verzichten, sie erklärt, sie sei bereit, die Wünsche des einen und anderen zu erfüllen und bekennt, schon einen Geliebten zu haben. Natürlich ist damit alle Eifersucht beigelegt, und die Burleske schliesst mit Tanz und einem lustigen Lied zu Ehren der Vika und ihres vielseitigen Herzens.

Strascino hat ausser Burlesken und Farcen ein im XVI. Jahrhundert sehr verbreitetes „Lamento“ und mehrere Gedichte geschrieben.

Der Sienese war auch am Hofe von Mantua sehr beliebt. Im Januar 1521 lud ihn der Markgraf Federigo Gonzaga ein, den Karneval von Mantua durch seine Anwesenheit zu verschönen, und schickte ihm 25 Dukaten als Reisegeld. Der Papst gab die Erlaubnis zur Reise, der Markgraf schickte ihm Pferde und empfing ihn wie einen berühmten Künstler oder eine einflussreiche politische Persönlichkeit. Aus Mantua scheint Strascino nach Urbino gegangen zu sein, wo er die Gesellschaft durch die Aufführung seiner Farcen belustigte.

Nicht allen Lustspielschreibern ist es so gut ergangen wie dem Sienesen. Einmal liess der Papst Gazoldo, den Kaplan des römischen Studio, mit Ruten peitschen, da er seine Verse ungeschickt fand. Am Faschingsmontag 1519 wurde im Beisein des Papstes die Komödie eines Mönchs „Arboro de' matti“ aufgeführt, die absolut nicht gefiel. Da ersann Leo X., um den Verfasser für sein schlechtes Stück zu bestrafen, eine bis dahin unbekannte Moreske. Er hiess eine grosse Decke bringen und der arme Verfasser wurde darauf wie ein Ball in die Höhe geworfen; toll vor Schmerz, empört über das gefährliche Spiel, biss er, da er keine andere Waffe hatte, drei der Diener, zur Strafe befahl der Papst einem Fachino, ihn auf den Rücken zu nehmen und huckepack mit ihm über die Bühne zu reiten, dabei misshandelten ihn die Diener mit Faustschlägen, bis man den armen Teufel schwerkrank von der Bühne forttrug. Der mitleidige Papst schenkte ihm zum Trost zwei Dukaten.

Leo X. hat bei dieser Vorführung Tränen gelacht; ungefähr um die gleiche Zeit hielt Zwingli seine Predigten in Zürich, wonach Tausende von der katholischen Kirche abgefallen sind.

IX.

Zu Leos Leidenschaften hat auch die Jagd gehört, obgleich er infolge seiner Kurzsichtigkeit daran nicht aktiven Anteil nehmen konnte. Dort, wo man das meiste Wild zusammentreiben konnte, wurde eine Art Tribüne für ihn errichtet und er sah dem Morden von Hirschen, Rehen und Wildschweinen zu, wie seinerzeit die römischen Kaiser Aufführungen im antiken Zirkus genossen haben. Gelegentlich, wenn sich ein Tier im Netz verfangen hatte, kam der Mediceer würdevoll mit seinem Hirschfänger und gab ihm den Rest. Leo X. war übrigens der erste Papst, der regelmässig an Jagden teilnahm. Es geschah zwar, dass der Vatikan zur Belustigung fremder Fürsten Jagden arrangierte, aber die Päpste waren selten dabei zugegen gewesen. Dass sich die Jagd mit der Würde des Papsttums nicht vertrug und den kanonischen Vorschriften widersprach, kümmerte Leo nicht, obgleich er für den niederen Klerus diesbezügliche Verbote erlassen hatte. Unter den Kardinälen gab es seit jeher viele Jäger, besonders berühmt war Ascanio Sforza, Lodovico Moros Bruder, der der Nimrod im heiligen Kollegium hiess. Ascanio war unter Alexander VI. und Julius II. Kardinal gewesen. Seine Rückkehr von der Jagd war lange Zeit ein beliebtes Schauspiel für die römische Bevölkerung; alle Strassen waren voll, um den farbigen Zug von Prälaten und römischen Herren zu sehen, die, mit Lanzen, Wurfspeeren, Jagdspiessen, Hirschfängern und Äxten bewaffnet, heimkamen, ihnen folgten Maultiere, die die Netze trugen, Falkner, Treiber, Hundejungen mit grossen Koppeln von Jagd- und Spürhunden, Wagen, auf denen erlegte Wildschweine, Hirsche, Rehe und verschiedene Vögel lagen.

Ascanios Jagden wurden vom Kardinal Adrian da Corneto besungen, in seinem Jägerepos zitiert er Diana aus dem Olymp, damit sie Sforza begleite. Diana erlegt ein Wildschwein, Ascanio einen Hirsch, dann ruhen die Göttin und der Kardinal auf dem Rasen unter einer schattigen Platane aus. Diana war nicht wenig überrascht, als sie auf dieser Jagd zum erstenmal eine seltsame, furchtbare, gefährliche Maschine sah, die selbst für Jupiter in Plutos unterirdischer Schmiede noch nicht ersonnen worden war, eine Maschine, die Feuer und Blei spie. Nach der Jagd legen sich die Göttin und Ascanio, ermüdet von der Tagesarbeit, zusammen „nel letto al triclinio" und opfern ihre Beute dem Papst.

Das Beispiel Sforzas und anderer jagender Kardinäle, wie Lodovico d'Aragonas, Sigismondo Gonzagas, Ippolito d'Estes, Federigo Sanseverinos, hat auf Leos Phantasie gewirkt; aus der Handelsstadt Florenz hat er schwerlich die Liebe zur Jagd mitgebracht. Als Papst hatte er seine grosse Jagd und ging jedes Jahr regelmässig für längere Zeit in die Campagna. Ein passionierter Jäger unter Leo X. war der Kardinal Lodovico d'Aragona, 1517 trat Franciotto Orsini für ihn ein, ein ehemaliger Soldat, der mit grosser Liebe die Zucht wilder Vögel für die Jagd betrieb. Die Anordnung der Jagden und aller Dinge, die in diesen Bereich fielen, unterstand Domenico Boccamazo; er hat ein Buch über die Jagden in der Campagna geschrieben, das sich in der Bibliothek Chigi befindet. Es trägt den Titel „Il cacciator signorale". Das ganze System stammt aus Frankreich; aus Frankreich brachte man die besten Hunde und Netze, mit denen jener Teil des Waldes abgesperrt wurde, in dem die Jagd stattfand: aus Frankreich kamen fachmännisch gebildete Jäger und Hundewärter. Im Februar 1517 war der Gesandte des französischen Königs, Mons. de Bordigle, mit vielen Jägern nach Rom gekommen, er brachte dem Papst als Geschenk des Königs Netze und Hunde mit, die auf Wildschweinhetzen dressiert waren. Leo X. liess die Gäste in der Osteria Croce Bianca am Campo di Fiore unterbringen und hat ihre Rechnung in Höhe von 1096 Dukaten beglichen. Der Papst hatte 60 bis 70 Jagdhunde, deren Unterhalt vierteljährlich 50 bis 60 Dukaten kostete. Sie waren im Winter bei Santo Spirito, im Sommer in Viterbo untergebracht. An der Spitze des Hundestalles stand der Franzose Ughetto, die Aufsicht über die Netze hatte ein anderer Franzose, Morello.

Auf die Jagd ging Leo mit der Schweizer Garde, mit Bogenschützen und Treibern, die sich dort aufstellten, wo das Wild eventuell entschlüpfen konnte. Zum engeren Kreis, der zu den Jagden eingezogen wurde, gehörten junge Kardinäle, Höflinge, Literaten und Musiker, gewöhnlich waren es etwa 140 Personen. Unter den Literaten finden wir am häufigsten den unvermeidlichen Unico, Guido Posthumo, Vida, Tebaldeo, Molza und mehrere andere. Serapica spielte auch hier die erste Rolle, besonders da er kühn aufs Wild losging und es ausgezeichnet verstand, dem Papst einen Platz auszusuchen, von dem aus er die Hauptaktion übersehen konnte. Dichter und Kardinäle waren ärgerlich, dass er sich immer beim irdischen Jupiter in Gunst zu setzen verstand.

Wenn der farbige Zug ausrückte, stimmten das Heer und das gesamte Gefolge Jägerlieder an. In dem einen wurde der Refrain wiederholt:

Iamo a la caccia,
Iamo a la caccia,
Su, su, su, ognun si spaccia!

Der Papst war zu Pferde oder liess sich in der Sänfte tragen. Gewöhnlich trug er einen weissen Rock ohne Stola und Rocchetto und hohe Stiefel zu Paris de Grassis Verzweiflung, der fand, dass die „contadini" unterwegs dem Papst den Jägerstiefel nicht küssen könnten. Den Kardinälen sah es Grassi nach, dass sie sich nach Gutdünken anzogen: die einen hatten Mützen aufgesetzt, die anderen leicht verzierte Helme, sie trugen goldne Ketten auf der Brust und das Degengehenk war zumeist ein Meisterwerk der Goldschmiedekunst. Die Bevölkerung zog dem Papst unterwegs entgegen und errichtete Triumphbögen, sie kam dabei auf ihre Kosten, da Leo X. grossmütig war, arme Mädchen ausstattete oder Schulden von Familienvätern, die viel Kinder hatten, bezahlte. Der Papst hatte stets ein rotes Beutelchen bei sich, das Serapica mit Dukaten füllte.

Am Abend vor der Jagd durchstreiften die Förster die Campagna mit französischen Hunden, sogenannten Limieri, die einen feinen Geruchsinn hatten, um das Wild aufzuspüren. Netze wurden gespannt und die Tribüne für den Papst errichtet. Fra Mariano setzte sich gelegentlich an einen sichern Ort neben den Papst, einmal stieg er sogar auf eine Zypresse. Wahrscheinlich hatte er erprobt, dass Leos X. Jagdthron nicht immer ausser aller Gefahr war. Es geschah, dass ein verwundeter Wolf direkt auf den Papst losstürzte, die Kardinäle Salviati, Cybò, Cornaro und der Augustiner Egidio da Viterbo warfen sich mit ihren Jagdspiessen auf das wildgewordene Tier.

Wenn alles bereit war, gab der Papst das Zeichen zum Beginn der Jagd und nahm, das Auge mit einem Glas bewaffnet, sehr lebhaften Anteil an allen Vorgängen. Er, der sonst ruhig war, wurde jetzt lebendig, spornte die Jäger an, schrie, klatschte in die Hände, warnte vor Gefahr; wenn einer der Jagdgefährten gegen die üblichen Bräuche verstiess oder ein Tier verfehlte, wurde er zornig und fuhr den Betreffenden an, ohne Rücksicht darauf, ob der Schuldige ein Kardinal oder Nepote war.

Im Mai kam Leo X. zur Jagd nach Magliana, einem Örtchen an der heutigen Bahnlinie, die von Rom nach Cività Vecchia führt. Es gab

dort ein mit Mauern, Gräben und Zugbrücken versehenes Sommerschlösschen, es war vor längerer Zeit von den Päpsten erbaut und von Julius II. vergrössert worden. Magliana liegt in einer melancholischen Einöde und ist ein ungesunder, malariabehafteter Ort. Im Schloss, wo noch Spuren von Fresken sichtbar sind, bringen die Bauern jetzt ihr Heu unter. Leo kam im Frühling oder Herbst, selbst im Winter und ging nur ungern wieder nach Rom zurück, um seine päpstlichen Pflichten zu erfüllen. In Magliana wurden auf Wunsch des Papstes Tauben gezüchtet, Falken und Habichte wurden auf sie losgelassen und der Papst sah interessiert zu, wie sie die wehrlosen Vögel zerrissen. Zum gleichen Zwecke wurden dort auch Wiesel gehalten, die ganze Scharen von Kaninchen erwürgten, nachdem sie grausam, wie die Katze mit der Maus, mit ihren Opfern gespielt hatten. Diese Tiere hatten auch ihre geheimen Feinde, die Schlangen, die in die Hühnerhöfe und selbst in die Hundehütten eindrangen und dort grossen Schaden anrichteten. In den päpstlichen Rechenbüchern sind häufig Posten für Zauberer, die die Schlangen beschwören und ausrotten sollten, zu finden.

Nach Magliana kamen die Kardinäle, der Adel und beinahe alle römischen Jäger; viele gingen aus Furcht vor dem Fieber wieder fort, aber dem Papst schadete der Aufenthalt in dieser Sumpfgegend nicht, er war dort stets gesund und guter Laune. Am Abend wurde gesungen, Musik gemacht, Fra Mariano gab neue Capricci und die Hofnarren ihre Einfälle zum besten. Zu ihnen gehörte auch Brundino, ein Meister in seinem Fach, dem stets irgend etwas einfiel, das die ganze Gesellschaft zum Lachen brachte. Selbst über Unglücksfälle auf der Jagd wurden Witze gemacht. Lancetto, der Schildknappe des Kardinals Cornaro, hatte im Rausch an Stelle eines Wildschweins den Hund Argus getroffen, das Wildschwein hat sich auf den jungen Menschen gestürzt und ihn in furchtbarster Weise zerrissen. Die Jagdgesellschaft nahm die Nachricht von Lancettos Tode heiter genug auf und der Kardinal improvisierte eine Grabschrift: „Hier liegt Lancetto, den ein Wildschwein verwundet und der Wein getötet hat."

Das Abendbrot nahm der Papst mit dem Hofstaat zusammen ein, sie assen im „tinello", einem grossen Saal, dem Refektorium für die Dienerschaft, wo sich heute noch ein marmornes „Lavabo" befindet, in dem man sich vor Tisch die Hände wusch. Nach Tisch spielte Leo Karten, hatte er Glück, so verteilte er den Gewinn unter die Partner. Der Papst hatte eine Vorliebe für Karten, Würfel und Schach, und

besass auch sehr schöne vergoldete, mit Elfenbein ausgelegte Schachbretter. Isabella von Mantua, eine bekannt gute Schachspielerin, spielte stets, wenn sie in Rom war, eine Partie mit dem Papst. Beiden überlegen war nur Angelo dal Buffalo, der alle besiegte.

Während der Papst in Magliana Karten spielte, vergnügten sich die Hofleute und Dichter beim Wein, sie kopierten die Alten, indem sie „Namen" tranken. Wer diese Aufgabe übernahm, musste soviel Gläser leeren, als der Name des Freundes, dem diese Ehrung galt, Buchstaben hatte. Es wird erzählt, für Fra Mariano sei jeder Name zu kurz gewesen, er habe sich daher auf Vor- und Nachnamen eingestellt und gelegentlich auf diese Weise auch noch die Brüder und Verwandten des Gefeierten geehrt.

Zu Beginn von Leos Regierung haben auch die Kardinäle gelegentlich grossartige Jagden für ihn arrangiert. Am meisten Eindruck hat jene gemacht, zu der der Kardinal Alessandro Farnese, der spätere Paul III., den Mediceer im Januar 1514 nach Canino eingeladen hat. Baldassare Molosso di Casalmaggiore, der Hofdichter der Farnese, hat diese Jagd in lateinischen Hexametern besungen und die Gäste genannt, die daran teilgenommen haben. Unter anderen waren dort der Kardinal Ippolito d'Este, von dem Ariost gesagt hat, um ihm zu gefallen, genüge es, die Sporen gut befestigen und einen Kapaun tranchieren zu können und der junge, hübsche Kardinal Cornaro in purpurner Tunika, die ein Gürtel mit goldener Schnalle, auf der Adonis' Tod zu sehen war, zusammenhielt; an Kraft und Grösse war niemand dem Kardinal Sanseverino gleich, einem verschwenderischen, zügellosen Riesen, der einen goldgewirkten Mantel und ein Löwenfell über dem Rücken trug; durch seine Schönheit glänzte der Kardinal Petrucci, dem, wie der Dichter sagt, Cupido Pfeil und Bogen abgetreten habe, damit er um so sicherer treffe. Er ahnte damals nicht, dass derselbe Papst, zu dessen Wahl er beigetragen hatte, ihn in der Engelsburg würde erwürgen lassen. Dieser glänzenden Jagdgesellschaft gehörte auch der Kardinal Innocenzo Cybò an, der Sohn der Schwester des Papstes, Maddalena, und Enkel Innocenz VIII., der als Leos Nachfolger galt, und der Kardinal d'Aragona, ein unruhiger Phantast und Vater der Tullia d'Aragona, der berühmten Dichterin und Kurtisane.

Neben den Kirchenfürsten nahmen an der Jagd mehrere im Heer stehende italienische Nobili teil, so Ascanio, der Neffe des Kardinals Sforza und Schwiegersohn des Kardinals Farnese, dessen Tochter Costanza

er zur Frau hatte. Er trat, von römischer Jugend umgeben, sehr vornehm auf. In seiner Gesellschaft befanden sich zahlreiche Dichter, namentlich jene, die am Tisch der Farnese satt wurden, wie Francesco Maria Grapoldo, Dardano, Nardi und mehrere andere, deren Namen für uns bedeutungslos sind.

Die Jagd war glänzend gelungen, Ascanio raste auf seinem Berber mit der Lanze in der Hand, Serapica, der einem Hirsch nachsetzte, hatte sich ausgezeichnet: „Fortis equo sumptisque minax Serapitius armis"; der Kardinal Sanseverino hatte ein ungeheures Wildschwein erlegt und allgemeinen Beifall geerntet; selbst die Dichter durften sich rühmen, einige Hirsche getroffen zu haben. Einige besonders tüchtige Hunde brachte man im Triumph vor den Papst: Melampo aus Albanien, Jola aus Kreta, Frica aus der Gascogne und den Transalpiner Liciska. Einige Spürhunde trugen antike Namen: Hektor, Pluto, Diana, der Humanismus drang selbst bis in den Hundestall. Nur der arme Fra Mariano hatte Pech, während er lachend und lügend durch den Wald ritt, fiel er in den Graben und machte sich ganz schmutzig.

Nach beendeter Jagd kam man wie im Triumph nach Canino zurück, dort erwartete die Jäger ein grossartiges Abendbrot. Als die allgemeine Heiterkeit ihren Höhepunkt erreicht hatte, sang der Dichter Grapoldo da Parma ein Lied von Aktäon, den Diana in einen Hirsch verwandelt und auf den sie die Hunde gehetzt hatte, weil er sie bei der Quelle belauscht hatte.

Zuweilen ging der Papst, um Sumpfvögel zu jagen oder Fische zu fangen, an den See von Bolsena, der zum Teil dem Kardinal Farnese gehörte. Es machte dem Papst besondere Freude, sich an die kleinen Inseln Bisentina und Martana in der Nähe der Mündung des Flusses Marta rudern zu lassen, wo ein Kirchlein, nach San Gallos Plänen erbaut, stand. Dort wurden Bolsenas berühmte Aale, capitoni, gefangen, sie werden heute noch dort gefischt und cannari genannt. Die umwohnende Bevölkerung strömte in Scharen nach Bolsena, wenn der Papst dort weilte und Leo X. liebte es, Dukaten in den See zu werfen und die Fischer und halbwüchsigen Knaben anzufeuern, ihnen nachzuspringen und sie aufzufischen. Serapica pflegte in solchen Fällen einzutragen: „Sechs, acht, zehn Dukaten in den See geworfen." Fra Mariano konnte nicht um der Dukaten willen ins Wasser steigen und hat sich dort doch einmal ein hübsches Kleinod gefangen, der Papst hat ihm nämlich einen kostbaren alten Ring geschenkt, den die Fischer im See gefunden haben.

Auf dem zweiten Inselchen, auf Martana, liess der Papst Pfaue, Fasane, Fettammern und verschiedene andere Vogelarten züchten und gelegentlich dort Jagden arrangieren.

Jagden haben in Leos X. Leben eine wichtige Rolle gespielt und haben gleichzeitig nicht wenig zu dem Reiz beigetragen, den die römische Gesellschaft jener Zeit um sich verbreitet hat. Es fällt auf, dass man in Magliana Maler, Bildhauer und Architekten, die Zierde der Renaissance, niemals trifft. Für uns verkörpert sich die künstlerische Bedeutung dieser Epoche in den Werken eines Michelangelo, Raffael, Peruzzi, Sansovino und anderer, daneben verblassen die Dichtungen eines Guido Posthumo, Bembo, Tebaldeo und Vida, die Leos X. Umgebung gebildet haben. Es war dies zum Teil durch den Humanismus, die wiedererwachte Freude an der Antike bedingt. Die Sprache der höheren Gesellschaftsklassen, namentlich die am päpstlichen Hof gepflegte Sprache, war das Lateinische; wer dies Idiom nicht beherrschte, konnte nicht in dieser Gesellschaft verkehren. Der erste beste, heute längst vergessene Dichter sprach Lateinisch, das erleichterte ihm den Zugang zu den päpstlichen Gemächern oder nach Magliana; die bildenden Künstler verstanden zumeist keine alten Sprachen und fühlten sich fremd unter den Lateinern. Übrigens galten damals selbst die berühmtesten Künstler in der Hauptsache als Handwerker, die den Humanisten an Bildung und gesellschaftlichem Schliff nachstanden. Nur Raffael war es gelungen, sich eine gewisse gesellschaftliche Stellung zu erobern, die übrigen hielt man der Ehre nicht für würdig, am päpstlichen Tisch niederzusitzen. Sodoma hatte eine geringere gesellschaftliche Stellung als Fra Mariano. Dadurch erklärt es sich, dass wir in Magliana einem Grapoldo oder Nardi begegnen, während Raffael fehlt.

Leo hat seine glücklichsten Augenblicke in diesem malerischen Örtchen verlebt, sich aber dort auch den Tod geholt. Einige Tage vor seinem Tode, am 24. November 1521, war er noch in Magliana, am folgenden Tage ging er nach Rom zurück und war am 26. tot.

Die letzte Eintragung in Serapicas Ausgabenbuch ist für den Papst bezeichnend genug. Der allvermögende Cameriere segreto notiert am 20. November 30 Dukaten für den Ankauf von sechs Falken und 10 Dukaten für den Transport zweier für die Jagd geschulter Habichte.

X.

Die Auszeichnungen, die Hofnarren und Musikanten in Rom genossen, mussten verdienten Männern den Aufenthalt am Hofe des Papstes verleiden. Während sich zu Beginn von Leos Herrschaft ganze Scharen nach Rom gedrängt und sich goldne Berge vom Mediceer versprochen hatten, verliessen die meisten Gelehrten und Dichter Leos Hof nach einigen Jahren oder lebten unzufrieden oder enttäuscht in Rom. Diesen Empfindungen verleiht Ariost in einer seiner Satiren Ausdruck. Der Herzog von Ferrara wollte den Dichter nach Rom als seinen Gesandten zu Klemens VII. schicken, da gab Ariost zur Antwort, er zöge es vor, in Ferrara zu bleiben, da er unter Leo X. genügend unangenehme Erfahrungen gemacht habe und von den Mediceern nichts erwarte. Am Tage, an dem er Leo X. in Rom begegnet sei, habe er seine Träume begraben. Wenn er in Rom Bembo, Giovio, Cavallo, Molza, Vida, Sadoleto und Blosio träfe und mit einem von ihnen sich auf den sieben Hügeln ergehen und die Ruinen betrachten könnte, so käme er gerne, aber an die Versprechungen der Medici glaube er nicht mehr.

Dimmi ch'io potrò aver ozio talora.
Di riveder le muse e con lor sotto
Le sacre frondi ir poetando ancora.
Dimmi ch'al Bembo, al Sadoleto, al dotto,
Giovio, al Cavallo, al Blosio, al Molza, al Vida,
Potrò ogni giorno e al Tebaldeo far motto:
Tor d'essi or uno, e quando un altro guida
Pe' i sette colli, che col libro in mano
Roma in ogni sua parte mi divida.

Zu Beginn hatte Leo die besten Absichten, Gelehrte nach Rom zu berufen, er wollte namentlich das dortige Studio umgestalten, das zwar schon unter Alexander VI. und Julius II. bestanden hatte, aber neuer Lehrkräfte bedurfte. Er erteilte einigen Gelehrten Lehrauftrag, wie dem berühmten Professor Agostino Nifo, dem Mediziner Christoforo Aretino und beschloss ausserdem ein neues Lehrinstitut, ein Ginnasio medico, zu begründen, an der Spitze sollte ein venezianischer Humanist, Marco Musuro, stehen und der Hauptlehrer sollte Lascaris sein, der literarische Beirat und Günstling des Papstes. Neben diesem Gym-

nasium wurde eine Druckerei begründet, ihr Leiter war wieder Lascaris und ihr Zweck die Herausgabe griechischer Autoren. Aber Leos Eifer für diese Institute erkaltete schnell, die Kurie setzte für ihre Erhaltung zu geringe Summen aus und zwang die römische Gemeinde, für das Professorengehalt aufzukommen. Die Gemeinde war nicht imstande, diese Ausgaben zu tragen, um so weniger, als der Papst, ohne irgendwelche finanzielle Gesichtspunkte zu beachten, die Zahl der Professoren durch seine Günstlinge oder Dichter, die ihm gefielen, beliebig vermehrte. So ernannte er u. a. zum Lektor des Studio Giulio Simone Siculo, den Lehrer einer Schule im Trastevere-Viertel, der, als Giuliano de' Medici römischer Bürger geworden war, ein lateinisches Gedicht „Epulum Populi Romani" verfasst hatte, ein elendes Machwerk, in dem das Fest, das der Papst dem Volke gegeben hatte, in den Himmel gehoben wurde. Simone Siculo war eine lächerliche Figur, die in Rom allgemein verspottet wurde. Er war klein, buckelig, hässlich, hatte krumme Hände und Füsse, eine schiefe Nase, einen langen Ziegenbart, zerzaustes Haar und hielt sich für den schönsten Mann und bedeutendsten Gelehrten der Welt.

Die Ernennung dieses Schulmeisters aus Trastevere hat alle römischen Literaten empört. Zweiundsiebzig unter ihnen, darunter so berühmte Männer wie Bembo, Sadoleto, Vida und Giovio beschlossen das „Epulum Populi Romani" zu verhöhnen und einen Kommentar zu fast jedem Wort dieses Meisterwerkes zu schreiben. Verlesen wurde der Kommentar in einer Versammlung bei Savoja, der als der witzigste unter den Literaten galt „facetissimus Savoja", und ein Epos von Fedro rezitiert, in dem Siculo als Sohn Polyphems und einer Ziege verspottet wurde.

Dieser Spott hat Siculo wenig geschadet, er blieb beim Papst in Gunst, der ihn 1518 sogar die Ansprache bei der Eröffnung des Ginnasio medico halten liess. Siculo feierte in seiner Ansprache Leo X. als Apoll, der die Musen auf die Erde gebracht habe, aber das Ganze war so ungeschickt gemacht, dass es nicht gerade dazu beitrug, das Ansehen des neuen Instituts zu festigen. Der launische Papst war Siculos bald überdrüssig, schon im folgenden Jahre, 1519, hielt Camillo Querno di Menopoli, der päpstliche Hofnarr und „Archipoeta", den wir bereits kennen, die einleitende Ansprache zu Beginn des Schuljahres. Leo ernannte ihn zum Lektor im Studio mit einem Einkommen von 150 Gulden, während ein Historiker wie Giovio nur 130 Gulden jährlich erhielt. Ernennungen dieser Art verdrossen die ernsthaften Professoren, um so

mehr als sie ihre Bezahlung immer seltener erhielten. Allmählich verliessen sie das römische Studio. So übersiedelten Christoforo Aretino und Nifo nach Pisa, einige andere, darunter der berühmte Lascaris und Flaminio, suchten ihren Unterhalt in Bologna, Padua oder Frankreich. Das Studio ging sehr zurück, und vom Ginnasio und der griechischen Druckerei ist im letzten Jahre von Leos Regierung gar nicht mehr die Rede. Nach Leos Tod wandte sich einer der Professoren des Studio, Zaccaria da Rovigo, an Hadrian VI. mit der dringenden Bitte, Ordnung in der Anstalt zu schaffen, es wären eine Menge unfähiger Professoren vorhanden, denen alle Existenzmittel fehlten.

Im Jahre 1520 hat wohl irgendein Professor des römischen Studio eine lange gereimte Jeremiade in Hexametern verfasst, in der er sich im Namen der armen Jugend und der hungrigen Literaten an Pasquino wendet, damit er die armen Teufel Leos X. Gunst empfehle. Pasquino als Protektor beim Papst! Der Verfasser klagt, den Musen fehle es an Obdach, aus Rom seien sie vertrieben, auf dem Helikon gäbe es nur Dornen und kahle Felsen und überall in der literarischen Welt stosse man auf Elend. Der Papst wurde an seinen Vater Lorenzo erinnert, der den Literaten grossmütigen Schutz und Hilfe hat angedeihen lassen.

Nicht besser als den Professoren ist es den Beamten der vatikanischen Bibliothek ergangen. Der Papst hat sich zuerst sehr warm für die vatikanische Büchersammlung interessiert, um so mehr als der Bibliothekar der berühmte, noch unter Julius II. ernannte Tommaso Inghirami war. Leo liess seltene alte Handschriften aufkaufen, und schickte nach Nikolaus V. Muster Gelehrte bis nach Skandinavien und in den Osten, um literarische Schätze aufzustöbern. Da diese Bemühungen nicht durch entsprechende Geldmittel unterstützt wurden, waren die Resultate nicht übermässig günstig. Nach Inghiramis Tod hat der Papst den bolognesischen Humanisten, Filippo Beroaldo den Jüngeren, der in seiner Kardinalszeit sein Sekretär gewesen war und zu den berühmtesten Gelehrten und Dichtern Roms gehörte, zum Bibliothekar ernannt. Aber damals interessierte sich Leo X. für die Vaticana und ihren Bibliothekar nicht mehr, es fehlte an Geld und die Büchersammlung vergrösserte sich nur unbedeutend. Unter Sixtus IV. besass die Bibliothek 3650 Bücher, diese Zahl stieg unter Leo X. auf kaum 4070 Bände, dazu gehören schon die Bücher, die unter Paul II., Alexander VI. und Julius II. gekauft worden waren. Es heisst, Beroaldo soll aus Kummer gestorben sein, weil der Papst ihn und die Vaticana gänzlich vernachlässigte, der

berühmte Humanist musste in seinen letzten Lebensjahren von Freunden unterstützt werden, da die päpstliche Kasse für ihn stets leer war. In einem seiner Gedichte klagte Beroaldo, der Papst habe seiner zwanzigjährigen treuen Dienste vergessen, und bittet ihn, ihn endlich aus der Not zu erlösen. Auch der Kustos der Bibliothek, der Hellenist Guarino, hat sich bei Lorenzo Medici beklagt, dass der Papst „post tot labores et miserias" nichts für ihn tue. Nur Schmeichelei wurde stets reichlich belohnt. Ein junger mantuanischer Dichter, Muzio Arelio, bat Bembo um Rat, auf welche Weise er es zu einem bescheidenen Einkommen bringen könne; der erfahrene Hofmann empfahl ihm, in einer Elegie die Grösse des Papstes bis in den Himmel zu erheben. Der Rat war gut, Leo X. ernannte den Jüngling zum Gouverneur des Schlosses von Mondaino.

XI.

Zu den glänzendsten Ereignissen unter Leos Regierung gehört Isabella d'Estes Aufenthalt in Rom. Die Markgräfin kannte die päpstliche Hauptstadt noch nicht, und da solch eine Reise viel Geld kostete, galt es ohne Wissen des Gatten Vorbereitungen zu treffen, um sich keine Absage zu holen. Die energische Isabella trat ihre Reise an, ohne dass der Markgraf darum wusste. Als sie im Sommer 1514 in Mailand war, ging sie von dort aus nach Genua, unter dem Vorwand, eine neue Meerlaterne, wohl die erste in Italien, zu begutachten, und da sie von Mantua schon so weit entfernt war, fand sie es schade, nicht auch Rom zu sehen. Gonzaga erfuhr diesen Plan erst, als Isabella dem Traum ihrer Sehnsucht schon sehr nahe war.

Die Markgräfin war für Abwechslung; in Mantua langweilte sie sich und wünschte diese Reise schon lange. Vor ihrem Sohn Federigo rechtfertigte sie sich: „es sei doch eine Schande, dass ein so junger Mensch wie er Rom kenne, während sie, die Mutter, sich mit Schilderungen der ewigen Stadt zufrieden geben müsse". Abgesehen von ihrer Neugierde hatte Isabella auch noch andere Gründe, die sie aus dem Haus trieben. Ihr Mann litt an der französischen Krankheit und wurde vom Mönch Fra Serafino d'Ostuni behandelt; der Aufenthalt in Mantua war also für Isabella nicht angenehm, ausserdem hatte die Markgräfin stets politische Pläne, besonders jetzt, da ihr Freund und Gevatter Leo X. Papst war. Leo hatte 1507 in seinem Namen und in dem einiger Kardinäle den jüngsten Sohn der Gonzaga, Ferrante, zur Taufe gehalten.

Im Oktober kam Isabella nach Rom, sie wollte einige Zeit inkognito dort bleiben, um nicht mit zuviel Gepränge empfangen zu werden. Aber der päpstliche Gevatter wollte die Gelegenheit ergreifen, um sich für die Gastfreundschaft erkenntlich zu zeigen, die er einst in Mantua genossen hatte, auch die Kardinäle waren froh, dass sie einen Grund hatten, Feste für die schöne Frau zu geben. Die Markgräfin war zwar fast vierzig Jahre alt, aber sie wurde immer noch bewundert. Der Papst war auf der Jagd, versprach jedoch so schnell als möglich zurückzukommen und erliess sofort zwei Schriftstücke, um die Markgräfin schon von Bolsena aus zu begrüssen. Das Breve war ernsthaft gehalten und drückte Leos grosse Freude darüber aus, dass er sich durch Isabellens Aufenthalt in Rom für die Wohltaten erkenntlich zeigen könne, die sie ihm während seiner Verbannung erwiesen habe; der zweite humoristische Erlass ist nicht auf uns gekommen. Diesen letzteren brachte der Markgräfin l'Unico Aretino, der geeignete Vermittler für eine solche Gesandtschaft. Magnifico Giuliano, der Kardinal d'Aragona und Bibbiena fuhren Isabella entgegen. Leo X. wusste, dass die Markgräfin über sehr bescheidene Mittel verfüge, er liess ihr daher bei ihrer Ankunft ein Säckchen mit 500 Dukaten überreichen und sie bitten, sich bei ihm zu melden, wenn dies ausgegeben wäre. Der Kardinal d'Aragona überwies ihr einen Teil seines Palastes als Wohnung.

Am 18. Oktober kam Isabella nach Rom, von diesem Tage an bis zu ihrer Abreise im März 1515 gab es fortwährend Empfänge, Festbanketts, und Theatervorstellungen ihr zu Ehren. Ein nicht endenwollender Karneval. Wenn sie einen Ausflug unternahm, begleiteten sie stets über hundertfünfzig Höflinge und Ritter, sie wurde wie die Königin Roms gefeiert. Der Papst empfing die Markgräfin am 29. Oktober, er gestattete ihr nicht, vor ihm niederzuknien, sondern wies ihr einen Platz neben sich an und überschüttete sie mit Höflichkeiten. Dann besuchte die Markgräfin die Kardinäle, und jeder betrachtete es als eine Pflicht, ein Fest ihr zu Ehren zu geben. „Wir verbringen unsere Zeit", berichtet die Markgräfin, „mit dem Besehen antiker Ruinen und bei Festbanketts. Vor einigen Tagen hatte uns der Kardinal und Bruder Este zu einem ausgezeichneten Essen in den Thermen eingeladen, dann nahmen wir an einem grossartigen Empfang in seinem Palast teil, und trafen dort die Kardinäle d'Aragona, Cornaro und Cybò, so dass wir den ganzen Tag in glänzender Unterhaltung verbracht haben, ausser Musik und Gesang gab es auch ein Wettrennen von sechs oder sieben

Hirschen. Gestern haben wir beim Kardinal S. Giorgio zu Abend gegessen und sassen vier Stunden in angenehmstem Gespräch bei Tisch."

Am 12. und 13. November wurde Bibbienas „Calandria" im Vatikan aufgeführt, der Verfasser wollte selbst die Vorbereitungen dazu treffen. Aber er überzeugte sich bald, dass ihm alle Erfahrung als Theaterleiter fehle, er bat daher den Herzog Francesco Maria Rovere, die Leitung des Abends zu übernehmen. Der Herzog hatte in dieser Beziehung bereits Erfahrungen gesammelt, da er das Lustspiel in Urbino, wo es zum erstenmal aufgeführt worden war, inszeniert hatte. Dort war die Aufführung glänzend gelungen, namentlich hatte das vierte Intermezzo mit Juno auf einem prächtigen Wagen, der von künstlichen Pfauen gezogen war, sehr viel Beifall gefunden. Die Gesellschaft staunte, wie glänzend die Pfauen nachgemacht seien. Dem Triumphwagen der Göttin folgten Adler, Strausse und Papageien in buntem Federkleid, dann tanzten alle Vögel „Branda", eine Art Ballett; das Publikum war enthusiasmiert.

Diesmal galt es neue Einfälle zu ersinnen und sie der veränderten Situation anzupassen. Der Herzog hat sich Peruzzi zu Hilfe geholt, der sehr schöne Dekorationen mit weiten Perspektiven geschaffen hat; auf die Intermezzi wurde soviel Gewicht gelegt, dass sie das Lustspiel in den Schatten stellten. Während eines Zwischenaktes erschien Venus im Taubengespann, die Vögel schnäbelten sich nach dem Takt der Musik. Die Göttin hielt eine brennende Fackel als Zeichen des Liebesbrandes in der Hand, auch die sie umgebenden Amorine spielten mit Fackeln. Einer von ihnen deklamierte ein Gedicht zu Ehren der Göttin, die den Liebesbrand auf Erden, in der Luft und im Wasser entzünde, dann begannen die Amorine zu tanzen und hielten flammende Fackeln in den Händen, die wundervolle Düfte ausströmten. Im folgenden Intermezzo, das auf Erden spielte, erlegte Jason den Drachen, dann säte er die Zähne des Ungeheuers auf den Acker, und den Furchen entstiegen geharnischte Ritter. Im Intermezzo, in dem das Luftreich dargestellt wurde, füllte sich die Bühne mit geschickt nachgemachten Adlern, Falken, Papageien, die nach den Klängen der Musik flogen. Schliesslich trat Triton auf, von Meeresungeheuern umgeben; nach der Aufführung spielte die Kapelle, bis der letzte Gast den Saal verlassen hatte.

Bibbienas Komödie hatte Isabella keinen übermässig günstigen Ein-

druck gemacht; sie empfand es als eine grosse Ungehörigkeit, dass in ihrer Gegenwart am päpstlichen Hofe ein so unanständiges Stück aufgeführt worden war und warf dies auch dem Verfasser in scherzhafter Weise vor. Dagegen hat der Markgräfin die Komödie, die nach Tische um Mitternacht bei Giuliano de' Medici aufgeführt wurde, sehr gut gefallen.

All diese Vergnügungen hatten Isabellens Kasse erschöpft, ihr Gatte drängte, den Aufenthalt in Rom abzubrechen, aber der Papst wünschte, dass sie noch dabliebe und empfahl Bembo ein Breve an Francesco Gonzaga zu schreiben, dass er seiner Frau wenigstens bis Weihnachten Urlaub gebe, Rom sei eine Stadt voll kostbarer religiöser und weltlicher Denkmäler, deren Besichtigung viel Zeit erfordere; ausserdem seien die Wege nach dem Austritt des Tibers kaum passierbar. Der Markgraf musste sich fügen, und nach Weihnachten fand Isabella neue Ausflüchte, um ihren Mann hinzuhalten.

Unterdessen folgte Fest auf Fest, auch der 12jährige Graf de Claramonte gab ein Festessen, das fünf Stunden dauerte; der liebenswürdige junge Wirt schenkte der Markgräfin eine kostbare kleine Schatulle mit Parfüm im Wert von 70 bis 80 Dukaten. Nach Tisch wurde getanzt, dann wurden Farcen alla spagnuola aufgeführt, was wieder anderthalb Stunden dauerte. Diese Menschen hatten Zeit und Geduld genug!

Die Cortesia des jungen Claramonte machte der Markgräfin einen so starken Eindruck, dass sie ihn ihrem Sohne als Muster höfischer Erziehung und Galanterie hinstellte. Federigo war gelehrig, gab ein Souper für vier „damigelle“ und unterhielt sie bis zum Morgen durch die verschiedenartigsten Zerstreuungen.

Einmal in Rom wollte Isabella auch Neapel sehen, im Dezember brach sie auf und wurde am Posilippo wieder mit ausserordentlichem Luxus empfangen. Sie schmiedete dort die verschiedensten Eheprojekte, u. a. entstand damals der Einfall, Federigo Gonzaga mit Bona Sforza, der späteren Königin von Polen, zu verheiraten. Aber Federigo war 17 Jahre alt und die Sforza nach Aussage des mantuanischen Gesandten in Rom „una donna matura e brutta“, obgleich sie sich auf alle mögliche Weise zu verschönern suchte.

Am 23. Dezember war Isabella wieder in Rom; dem Brauch entsprechend ging sie am ersten Weihnachtstag in die Peterskirche zu Egidius da Viterbos Predigt, nach der Predigt gab es neues Amüsement. Den Damigellen der Markgräfin gefiel es in der päpstlichen

Hauptstadt sehr gut, wenn sie nichts andres zu tun hatten, schrieben sie Federigo nach Mantua scherzhafte Liebesbriefe, darin küsste ihn Delia auf die Unter-, Tortorina auf die Oberlippe, Livia auf die rechte, Lucia auf die linke Hand und Isabella wünschte sich noch andere Küsse.

Die Leere in Isabellens Kasse wurde immer grösser; die Markgräfin war in Verlegenheit und schrieb nach Mantua, dass man die Getreidevorräte in den Speichern verkaufen, und einen Käufer für das Getreide, das noch auf dem Felde stand, suchen solle. Um die notwendigsten Ausgaben zu decken, borgte sie sich 300 Dukaten beim Bankier Chigi, der liebenswürdig genug war, das Geld ohne Pfand zu leihen, auf das blosse Ehrenwort der Markgräfin. Chigi war einer ihrer Verehrer, er konnte also ein Pfand für die geliehene Summe nicht gut verlangen. Nicht bei Chigi allein, auch beim Fürsten Guglielmo da Sermoneta machte die Markgräfin Schulden, hier lieh sie sogor 700 Dukaten. Der Papst bekam Wind von Isabellens finanziellen Sorgen, und liess ihr für die Rückreise 1000 Dukaten anweisen. Die beglückte Markgräfin schrieb sofort nach Hause, es sei nicht mehr nötig, das Korn auf dem Felde zu verkaufen, sie konnte jetzt der Versuchung nicht mehr widerstehen, einige „anticaglie" zu kaufen und ein Bild bei Raffael zu bestellen, das sie freilich nie erhalten hat.

Vor ihrer Abreise aus Rom wollte sie noch verschiedene politische Pläne beim Papst durchsetzen.

Aber wenn das Gespräch auf Politik und besonders auf Ferrara kam, war Leo stets so schweigsam und in Versprechungen so sparsam, dass man seine Absichten nicht durchschauen konnte. Dafür war er sehr grossmütig, wenn geistliche Gnaden, Ablässe und Heiligsprechungen in Frage kamen. So gestattete er, einen Prozess zu beginnen, um Osanna Andreasi aus Mantua heiligzusprechen, eine sehr fromme Frau, die kürzlich gestorben war und sogar Wunder getan haben soll. Schwieriger war es, für Fra Serafino d'Ostuni, der den Markgrafen vom „mal francese" geheilt hatte, ein Bistum zu erwirken. Der Markgraf bat seine Frau, dem Mönch für seine Verdienste um die Dynastie von Mantua eine besondere Belohnung zu erbitten. Madonna Isabella hat sich um diese Gunst beim Papst so angelegentlich bemüht, dass sie für Fra Serafino nicht allein ein Bistum, sondern selbst einen Kardinalshut hätte erlangen müssen. Wir wissen nicht, wie es mit dem Bistum geworden ist, fürs erste erhielt Isabella ein päpstliches Breve, das den Wunderdoktor von der strengen Ordensregel lossprach, ihm gestattete.

als Arzt zu praktizieren und am Hofe zu Mantua die Pflichten eines Arztes und eines älteren Kaplans zu übernehmen.

Schweren Herzens und mit grossen Schulden verliess Isabella Rom am 27. Februar 1515, voll Sehnsucht nach der Hauptstadt, in der sie so glänzend empfangen worden war. Bald darauf schrieb sie an Bibbiena, ihr Körper sei in Mantua, aber ihre Seele in Rom. Dagegen wurde ihr geschrieben, Rom sei nach ihrer Abreise verödet, sie müsse jedes Jahr hinkommen; falls sie diesen Wunsch nicht erfüllen sollte, so würden alle Kardinäle und die ganze Stadt nach Mantua kommen. Die Markgräfin schickte ihren römischen Freunden ein Geschenk nach dem andern, um sich für den herzlichen Empfang zu bedanken. Dem Papst schickte sie Karpfen aus dem Gardasee und Musikinstrumente, andere Bekannte bekamen Decken, mit den berühmten mantuanischen Gänsefedern gestopft, und schmackhafte Würste, den Frauen schenkte sie Hauben, Mützen, Handschuhe, Parfüm, das sie trefflich zu bereiten verstand. Der Markgraf richtete Hunde, Pferde und Falken zur Jagd ab.

Wohl ohne Wissen des Gatten beglich Isabella die in Rom und Neapel gemachten Schulden, aber sie hat all ihre Verpflichtungen ehrlich in Raten bezahlt.

Isabellens Ansichten über den Papst und seinen Charakter haben sich in Rom sehr zu seinen Ungunsten verändert. Die Enttäuschung wuchs angesichts der von Leo befolgten Politik gegen Ferrara und Urbino. Die Markgräfin hatte sich überzeugt, dass der Mediceer trotz seiner liebenswürdigen Formen ein zur Grausamkeit neigender Egoist war.

XII.

Erasmus Ciolek, der Bischof von Plock, ein gewandter Mann, verstand es, sich in der römischen Kurie und in einflussreichen Kreisen eine bedeutende Stellung zu schaffen. Vitelius, wie er mit seinem lateinischen Namen hiess, war schon 1501 von Alexander, dem damaligen litauischen Grossfürsten, als Gesandter zu Papst Alexander VI. geschickt worden und war einige Monate in Rom geblieben. 1505 unter Julius II. kam er zum zweitenmal in die päpstliche Hauptstadt, um zu erwirken, dass der deutsche Ordensmeister seine Lehnspflicht gegen den König von Polen erfülle. Der Bischof hatte eine undankbare Aufgabe, Julius II. hielt es wie die übrigen Päpste mit dem Orden; er liess sich

zwar bewegen, den Grossmeister zu ermahnen, aber er tat es ohne jegliche Energie. Diesmal war Vitelius beinahe ein Jahr in Rom, knüpfte dort für die Zukunft nützliche Beziehungen an, wusste sich beim Kardinal Giovanni de' Medici einzuschmeicheln und als er den grossen Einfluss des Bankiers Chigi erkannte, war er ein häufiger Gast im Palazzo an der Via dei Blanchi. Vitelius hatte eine gewisse Vorliebe für Italien und als es später galt, eine Frau für König Sigmund zu finden, und der Kaiser für Eleonora von Burgund oder Bona Sforza, Gian Galeazzos Tochter war, sprach der Bischof von Plock sehr warm für die Italienerin, da er glaubte, sie würde dem König die grössere Mitgift mitbringen.

Zum drittenmal kam Vitelius am 26. November 1518 nach Rom und blieb bis zu seinem Tode in der päpstlichen Hauptstadt. Wieder hat es sich in der Hauptsache um „preussische Angelegenheiten" gehandelt, aber der Prälat, der die römische Kurie kannte, wollte auch einige Vorteile für sich ergattern. Er sicherte sich einige Pfründen, in Polen verdächtigte man ihn sogar, dass er sich um ein deutsches Bistum bewerbe, er aber hat von der Kardinalswürde geträumt. Er scheint seinem Ziel schon ziemlich nahe gewesen zu sein, da widersetzte sich der König seinen Plänen, indem er Erasmus strikte verbot, die Kardinalswürde anzunehmen, falls der Papst sie ihm anbieten sollte. Die Gründe für dies Verbot sind nicht genügend aufgeklärt, doch kann man sie sich leicht denken. Der König war über das Vorgehen der Kurie gegen Polen im höchsten Grade empört, da sie die Interessen der Kreuzritter zu einseitig vertreten hat. Die polnischen Könige hatten den Wunsch, mit dem Orden in Frieden zu leben, da es aber den Kaisern darum zu tun war, den polnischen Nachbar zu schwächen, haben sie dem stets entgegengewirkt. Anstatt Polens Partei zu ergreifen, haben die Päpste stets mit dem Kaiser, als dem Mächtigeren, gemeinsame Sache gemacht. Zur Zeit standen die Sachen schlimmer denn je: der Papst schwankend, und neben ihm der Kardinal Medici, der es unbedingt mit den Kreuzrittern hielt und den Papst von Polen abwandte. „Der Preusse lauert auf eine Gelegenheit zum Krieg," schreibt Tomicki an Jan Lubranski. „er sengt, raubt, mordet und bringt die Untertanen des Königs in Verzweiflung." Andererseits standen die Russen mit 50000 Mann vor Wilna und 40000 Tataren waren bis in die Woiwodschaft Lublin gedrungen.

In dieser gefährlichen Lage musste es dem König darum zu tun sein, einen Fürsprecher in Rom zu haben, Vitelius' Kardinalswürde lag ihm

weniger am Herzen. Er fürchtete vielmehr, man würde dies als eine Polen erwiesene Gunst und als genügende Abschlagszahlung betrachten.

Leo X. erwies seiner Gewohnheit gemäss dem polnischen Gesandten viel Aufmerksamkeiten, er lud ihn zu grossen Festen in den Vatikan ein, wies ihm einen Platz neben sich im Theater an, aber in politischen Dingen war er zugeknöpft wie immer und hat nichts für Polen getan. Der Bischof hatte nicht Geld genug, um die Interessen seines Landes in der römischen Kurie zu unterstützen, er musste die Sparsamkeit so weit treiben, dass er selbst die Briefe an den König nicht durch das Fuggersche Bankhaus schickte, das sie innerhalb 14 Tagen nach Krakau bestellte, da dieser Weg zu teuer war. In Rom war nichts ohne Geld zu machen, auch Sigmund klagt: „dort werden alle Dinge graeca fide behandelt, nichts geschieht umsonst, alles muss bezahlt werden; Ablass, Heiligsprechungen, Propsteien und Kanonikate sind käuflich".

Der Bischof hat wenig beim Papst erreicht und am wenigsten in den preussischen Angelegenheiten. Er starb am 22. September 1522 an einer in Rom herrschenden Seuche.

XIII.

Kürzlich konnte man auf dem Einband eines bekannten Werkes über die Kunst der italienischen Renaissance Leos X. Kopf und die Aufschrift sehen: „L'âge d'or". Wir zweifeln, dass dieser Kopf in der Tat das Symbol des goldnen Zeitalters der italienischen Kunst ist. Leo X. hat von seinem Vorgänger ungeheure künstlerische Aufgaben geerbt, aber diese Aufgaben hat er in der Hauptsache nicht erfüllt, Architektur und Plastik hat er fast ganz vernachlässigt, höchstens an der Malerei eine gewisse Freude gehabt. Leos Kunstinteresse galt Raffael und seinem Schülerkreis, der Papst, der sich während seines ganzen Lebens mehr von Sympathien und Antipathien als von irgendeiner Absicht hat bestimmen lassen, hatte eine besondere Vorliebe für den urbinatischen Meister. Selbst mit der Überwachung des Baus von S. Peter hat er Raffael betraut, einen jungen Menschen, der in architektonischen Fragen nicht gerade erfahren war; zur Rechtfertigung des Papstes muss erwähnt werden, dass der sterbende Bramante Raffael zu seinem Nachfolger bestimmt hat. Der Bau von S. Peter rückte unter Leo X. nicht von der Stelle, was allgemeines Ärgernis erregte, denn die Summen, die für den Ablass eingingen, waren dafür bestimmt. Der Papst

hatte übrigens auch hier zu Beginn seiner Regierung die besten Absichten; er beschloss, jedes Jahr mindestens 60000 Dukaten für diesen Bau zu opfern, aber bald erlosch der gute Wille und das Geld versiegte, da es für andere Zwecke verausgabt wurde. Unter Leo X. und Klemens VII. schritt die Arbeit an S. Peter kaum fort. Klemens musste um die Fortdauer des Papsttums kämpfen und hatte zum Bauen weder Zeit noch Geld, Leo X. dagegen hat es weder an Zeit, noch an Geld gefehlt. In einem der boshaften damals zirkulierenden Sonette fragt Julius II. seinen Nachfolger, was mit S. Peter und dem dafür bestimmten Geld geschehen sei?

Che è del mio San Pietro e del mio argento?

Leo sagt zu seiner Rechtfertigung, der Bau sei eine so ungeheure Aufgabe, dass er die Herrschaft von zweihundert Päpsten überdauern und kein Ende finden würde,

Per mia fè, credo passeran ducento
Papa, che quel finito non vedrai.

Mit Leos Namen ist in Rom nur ein grösseres Gebäude verknüpft, die Loggien im Vatikan, die Bramante 1510 begonnen und Raffael 1518 beendet hat. Ausserdem hat der Papst bescheidene kleine Schlösser in Magliana, Palo und Montefiascone bauen lassen, um während der Jagden ein Nachtquartier zu haben. In Rom liess Leo seine Titularkirche S. Maria in Domenica restaurieren und das lateranensische Battisterio umbauen. Diese Bauten rechtfertigen in keiner Weise die Ansicht, unter dem Mediceer sei das goldne Zeitalter der römischen Renaissancearchitektur erblüht.

Von Plastik kann in Rom unter Leos Herrschaft überhaupt nicht die Rede sein, man braucht nur die Altäre und Grabdenkmäler der dortigen Kirchen zu betrachten, um sich zu überzeugen, dass sie sämtlich der vorhergegangenen Epoche angehören. Die Zeiten, wo Mino da Fiesole, Paolo Romano, Andrea Sansovino in Rom gearbeitet hatten, waren vorbei: Sixtus IV., Alexanders VI. und Julius II. Kardinälen wurden grossartige Grabmonumente errichtet, Leos X. Kirchenfürsten mussten sich mit gemeiner Steinmetzarbeit zufrieden geben. Ein neuerer Schriftsteller bemerkt, die Plastik habe an Leo furchtbare Rache für ihre Vernachlässigung genommen. Domenico d'Amio hat im Auftrag der römischen Kurie das hässliche Denkmal des Papstes ausgeführt, das sich in Aracoeli befindet und wie ein Kinderschreck wirkt.

Der Papst hätte die beiden grössten Künstler der Renaissance, Leo-

nardo da Vinci und Michelangelo, an sich fesseln können, aber weder der eine noch der andere eignete sich für die Rolle eines Serapica oder Fra Mariano. Leonardo hat eine Zeit hindurch im Belvedere gewohnt; Leo X. hat jedoch geglaubt, dass er es zu nichts bringen könne, da er mehr Zeit brauche, um ein Werk zu beginnen, als andere Künstler, um es fertigzumachen. Leichten Herzens hat er Leonardo an den König von Frankreich abgetreten, der besser als der Mediceer den Genius erkannt hat.

Anders lag der Fall bei Michelangelo. Leo X. wusste, dass er einen grossen Künstler vor sich habe, das Deckengemälde in der Sistina existierte ja bereits, und Michelangelos Name war in ganz Italien berühmt. Aber dieser Meister hatte eine gewaltige Arbeit übernommen, um Julius II. Ruhm zu verherrlichen. Der kleinliche Leo konnte nicht dulden, dass dieses Werk, das Grabdenkmal des toten Papstes, fertig werde. Es galt, das Genie des Meisters für den Ruhm der Medici zu nützen, ihm soviel Hindernisse in der Ausführung der marmornen Apotheose Julius II. zu machen, bis ihm die Lust am Werk vergangen, dafür sollte er eine Arbeit zur Verherrlichung Leos X. übernehmen und die Fassade der S. Lorenzo-Kirche in Florenz ausgestalten. Michelangelo hatte nicht Raffaels Fähigkeit, mit Schülern zusammenzuarbeiten. Allen Dingen wollte der Florentiner den Stempel seiner Persönlichkeit aufprägen. Er liess das Juliusgrab ruhen und begann sich mit der Lorenzofassade zu beschäftigen. Hier ergaben sich neue Hindernisse, da der Papst glaubte, auf Florenz' Vorteile Rücksicht nehmen zu müssen. Michelangelo wollte den Marmor in Carrara brechen, Leo X. befahl ihm, die Brüche in Pietrasanta zu nützen, die Florenz kürzlich erworben hatte. Zwischen den Besitzern der Marmorbrüche gab es eine heftige Rivalität; die Carraresen suchten auf alle Weise den Transport der Marmorblöcke von Pietrasanta nach Florenz zu hindern, Michelangelo verlor Zeit und Lust und schreibt einem seiner Freunde (im Dezember 1518), er stürbe vor Ungeduld und Schmerz, denn das Schicksal hindere ihn, seine Pläne auszuführen. Es sollte noch schlimmer kommen: nach drei Jahren verwarf der Papst das ganze Projekt der Fassade und annullierte seine Bestellung.

Erst der zweite Mediceer auf dem päpstlichen Stuhl, Klemens VII., hat Michelangelo die Ausführung der Medicigräber in Florenz übertragen. Aber Michelangelo diente dem Papst damals gezwungenermassen.

Nur Raffel verstand es, sich Leo X. anzupassen, er übernahm alles, was der launische Papst verlangte: er malte Theaterdekorationen, half bei Festesvorbereitungen, und was er nicht selbst ausführen konnte oder wollte, übertrug er seinen Schülern. Leo X. hatte keine Ahnung von Ökonomie der Arbeit, er missbrauchte das Talent des jungen Meisters, indem er ihm die verschiedensten Pflichten auferlegte und seinem Beispiel folgten die Kardinäle, die ihn gleichfalls mit ihren Wünschen belästigten. Es galt namentlich die Stanzen zu Ende zu führen, die schönste, die Stanza della Segnatura und ein Teil der Heliodorstanza waren bereits unter Julius II. vollendet. In ihnen zeigt sich Raffaels Grösse; was unter Leo X. entstanden ist, ist mit ganz anderem Mass zu messen. Der überlastete Künstler hat das meiste seinen Schülern anvertraut, auch in den Loggien geht nur der Entwurf auf Raffael zurück, der damals schon im Bann der klassischen Antike stand. Die Ausführung lag ganz in den Händen der Schüler.

Eines der bedeutendsten Werke, das Raffael unter Leo X. ausgeführt hat, sind die Kartons zu den Arazzi, die während der grossen Kirchenfeste unterhalb der Fresken an den Wänden der Sistina angebracht werden sollten. Zehn Kartons in der Grösse der zu webenden Teppiche sind entstanden. Die wichtigsten Ereignisse aus dem Leben von Petrus und Paulus sind darauf dargestellt; sieben der Kartons hängen im South Kensington Museum in London, während die Teppiche nach mannigfachen Schicksalen sich heute zum grössten Teil wieder in den vatikanischen Sammlungen befinden. Obgleich einer der bedeutendsten Schüler Raffaels ihm bei der Ausführung der Kartons geholfen hat, zeigen sie doch in viel stärkerem Masse den unmittelbaren Anteil des Meisters an der Ausführung als die Fresken in den Stanzen. Namentlich der „Wunderbare Fischzug" und „Pauli predigt in Athen" gehören zu den grossartigsten Kompositionen der Renaissance. Der Einfluss dieser Kartons war ungeheuer, sie galten gewissermassen als Hochschule für die gesamte spätere Künstlerwelt.

Auch die Oberleitung des Baues von S. Peter hat, wie bereits erwähnt, auf Raffael geruht. Der Künstler erschrak vor der Verantwortlichkeit und schreibt an Castiglione, eine schwere Bürde lastet auf ihm, zwar hoffe er, ihr nicht zu erliegen, da sein Modell dem Papst und vielen massgebenden Persönlichkeiten gefalle, aber seinen eignen Ideen entspreche der Plan noch nicht ganz. Sein Ziel stehe höher, er möchte die schönen Formen der antiken Gebäude finden, aber er

fürchte, dieser Flug seiner Phantasie würde mit einem Ikarus-Sturz enden.

Damit war es nicht genug: der Papst hat Raffael auch die Oberleitung der Ausgrabungen und Restaurierungen im antiken Rom anvertraut. Es ist Raffaels eigne Schuld, dass ihm diese Last aufgebürdet wurde. Es war das Ergebnis seines berühmten Briefes an Leo X., in dem er ihn bittet, über die Ruinen zu wachen, „da aus diesen Mauern, die man noch in Rom sehen kann, die göttliche Seele der Antike spricht. Diese grandiosen Spuren des alten Italiens müssen erhalten bleiben als Zeugen der Kraft und Stärke jener grossen Geister im antiken Rom und um die Menschen der Jetztzeit zur Virtù anzufeuern". Baldassare Castiglione soll mit dazu beigetragen haben, dass dieser Brief geschrieben wurde.

Leos X. grosse Unternehmungen haben sämtlich daran gekrankt, dass sie im Plan steckengeblieben sind; wenn es zur Ausführung kam, hat es an Mitteln gefehlt. Als Architekt von S. Peter musste Raffael fünf Jahre auf seine Bezahlung warten, 1519 bekam er den ganzen Betrag auf einmal. Allgemein hiess es, der Papst habe die Absicht, den Künstler später zum Kardinal zu ernennen, um auf diese Weise seinen Verpflichtungen ihm gegenüber nachzukommen. Dieser Überzeugung war auch Vasari, der grösste Anhänger der Medici, es beweist dies, welch grosse Summen die päpstliche Kasse dem Künstler geschuldet hat. Überall trat das Gleiche zutage: Unordnung in den Ausgaben; Leos Handeln liegt nie eine logische Konsequenz zugrunde.

Julius II. hatte Schätze angehäuft, um Italien von den Fremden zu befreien, diese Schätze hat Leo X. zu Beginn seiner Regierung verausgabt, um die Schulden zu bezahlen, die er als Kardinal gemacht hat. Der 1516 unternommene Krieg, um dem Nepoten Lorenzo das Herzogtum von Urbino zu verschaffen, soll 100000 Dukaten verschlungen haben; die 1517 verkauften Kardinalswürden haben diesen Betrag nur zum Teil gedeckt. Fortwährend wurden die vatikanischen Teppiche, das Tischsilber, Kleinodien und die kostbaren Apostelstatuen aus der Sistina versetzt. Leo X. hatte die eigenartigsten Einfälle, um seine Kasse zu füllen: er wollte den Gaetani Terracina für 800000 Dukaten verkaufen, ein andermal suchte er einen Käufer für den See von Bolsena, oder veranlasste seine Verwandten, Anleihen auf die Pfründen aufzunehmen, die er ihnen geschenkt hatte, und missbrauchte den Kredit der florentinischen Bankiers, die mit ihm nach Rom gekommen waren. Der Gesandte der venezianischen Republik hat berechnet, Leo X. habe

vom Augenblick, wo er zum Papst gewählt worden war, bis zu seinem Tode die runde Summe von vier Millionen fünfmalhunderttausend Dukaten verausgabt, abgesehen von seinen Schulden, die sich auf mindestens 500000 Dukaten belaufen haben. Als der Papst plötzlich starb, trat eine finanzielle Katastrophe ein, wie sie die päpstliche Hauptstadt so noch nicht gesehen hat. Einige Banken mussten ihre Zahlungen einstellen, darunter war auch das Handelshaus Orsini, das Leo 200000 Dukaten geliehen hatte. Die Banken Strozzi, Gaddi, Ricasoli haben ungeheure Summen infolge der päpstlichen Verschwendung eingebüsst, die Kardinäle Salviati, Ridolfi, Rangoni, Pucci, Armelini sahen den finanziellen Ruin vor sich. Pucci hatte 150000 Dukaten verloren. Ein Witzbold hat die Bemerkung gemacht, Leo habe das Einkommen von drei Päpsten verschleudert: Julius II. Schatz, sein eigenes Einkommen und die Einkünfte seines Nachfolgers. Der Pasquino hat behauptet, wenn Leo X. länger gelebt hätte, er hätte Rom, Christus und zuletzt sich selbst verkauft.

E tengo certo e vero,
Che se 'l viver anchor li era concesso,
Venderà Roma, Christo e poi se stesso.

Allgemein hiess es vom Papst, so wenig wie ein Stein sich aus eigner Kraft in die Höhe zu erheben vermöge, so wenig könne Leo 1000 Dukaten in seiner Tasche behalten.

So beschloss jener Papst seine Herrschaft, der dem „goldenen Jahrhundert" der Renaissance seinen Namen gegeben hat. Diese Ehre gebührt ihm nicht, Leo X. hat weder Literatur noch Kunst gefördert und in keiner Weise in die grosse geistige Bewegung eingegriffen, die unter den humanistisch gebildeten Päpsten eingesetzt und sich unter Julius II. weiterentwickelt hat. Das sogenannte goldene Jahrhundert des Mediceers ist nur der letzte Akt der Entwicklung der humanistischen Kultur, ein Akt, in dem der Verfall der Renaissanceepoche beginnt. Die zeitgenössische Satire hat Leos X. Epoche das Jahrhundert des Serapica und Fra Mariano genannt; der Scherz ist boshaft, aber er kommt, soweit er sich auf den päpstlichen Hof bezieht, der Wahrheit nahe.

SIEBENTES KAPITEL

CHIGI IL MAGNIFICO

I.

Die italienische Renaissance hat Unsummen verschlungen, die grossen Taten hatten grosse Ausgaben im Gefolge.

Der Umschwung zeigt sich in jedem Bereich menschlicher Tätigkeit, im Staat, in der Organisation der Gesellschaft, in Religion, Sitte, Wissen, Kunst und in der Finanzwelt. Niemals hatten die regierenden Fürsten solche Unsummen verbraucht wie in der Renaissance. Im Mittelalter bot der Feudalstaat dem Herrscher die Möglichkeit, mit relativ geringen Geldmitteln Krieg zu führen; im Augenblick, wo die Condottiere mit ihrem Söldnerheer an die Stelle des alten Rittertums getreten sind, war Bargeld erforderlich, um Krieg führen zu können. Die Worte, zum Kriegführen seien drei Dinge erforderlich: Geld, Geld und abermals Geld, die den verschiedensten Kriegführern zugeschrieben werden, stammen aus jener Zeit; der berühmte Gian Giacomo Trivulzio soll sie gesagt haben, als ihn Ludwig XII. 1499 gefragt hat, wie man am besten gegen den Herzog von Mailand rüsten könne.

Bei der neuen Art der Kriegführung, dem stehenden Söldnerheer, war es dem, der Geld genug hatte, um die Condottiere zu entlohnen, leicht, den Nachbar zu überfallen; die Fürsten waren auch von einem solchen Verlangen, ihre Grenzen zu erweitern, von einer solchen Ländergier beherrscht, dass vom Papst bis zum Kaiser alle nur an Eroberungskriege dachten. Jeder glaubte in seiner Geldtasche eine Krone zu tragen, ob er nun Visconti oder Sforza hiess oder nur ein einfacher Bandenführer war wie Alfonso Piccolomini.

Aber den Fürsten war es schwer, Geld und Kredit zu erwerben. Es waren kaum einige Monarchen, die Geld und Kleinodien aufzuspeichern



AGOSTINO CHIGI
Original in Ariccia

begannen, um im Kriegsfalle einen Schatz zu haben, zu ihnen gehörte Heinrich VIII. von England, Kaiser Friedrich III., Alfonso I. von Ferrara, Galeazzo Maria Sforza aus Mailand und namentlich der erfahrene Papst Julius II.

Die Schuldverschreibung eines Cesare Borgia oder selbst eines Leo X. bedeutete für Kapitalisten nicht übermässig viel. Der Kaufmann und Bankier glaubte dem Bürger von Florenz oder Mailand, er traute der Gemeinde jeder gut organisierten Stadt, oder dem Abt eines grossen Klosters, aber den Fürsten oder Päpsten, die jeden Augenblick erklären konnten, dass sie ihre Anleihe nicht bezahlen würden, traute er nicht. Ausserdem lebte der Kapitalist in dauernder Furcht vor dem Grundsatz der Kirche, dass das Erheben von Prozenten verboten sei, ein Grundsatz, der in die weltliche Gesetzgebung übergegangen war. Nach Ansicht der Kirche war Wucher Diebstahl, und jeder, der gegen Prozente Geld verlieh, beging nach der Auffassung der Gläubigen eine Todsünde. Die ökonomische Notwendigkeit, Geld gegen Prozente zu verleihen, war grösser als alle anderen Rücksichten, und ebenso gab es mannigfache Möglichkeiten, um das entehrende Wort „Prozent“ oder „Wucher“ zu umgehen.

Wenn ein Bankier den Dienern der Kirche gegen Prozente Geld lieh, suchte er sein Vorgehen damit zu rechtfertigen, dass er das Wohl der Kirche oder das allgemeine Beste im Auge habe; lieh er an Weltliche, so schrieb er die Prozente sofort zum Kapital oder suchte sein Gewissen auf andere Weise zu beruhigen und sich vor den gerichtlichen Härten zu schützen. Selbst gegen Ende des XVI. Jahrhunderts unternahm Lazaro Doria kein einziges grösseres Finanzgeschäft, ohne sich mit seinem Beichtiger zu beraten, ob er nicht gegen die Vorschriften der Kirche verstosse.

Zu den beliebtesten Mitteln, um dem Odium des Prozentforderns zu entgehen, gehörte der Kauf einer Rente, oder der Kauf eines sicheren Einkommens. Auf diese Weise erhielt der Schuldner ein Kapital, das er nicht wiederzuerstatten hatte und bezahlte dem Gläubiger Prozente in Form einer Rente. Da es damals leicht war, Renten zu verkaufen, namentlich wenn es sich um bestimmte sichere Einkünfte handelte, konnte der Gläubiger sein Kapital häufig mit Nutzen zurücknehmen. Gegen dieses Geschäft hatte die Kirche nichts einzuwenden. Rentengeschäfte schlossen die Bankiers zumeist nur mit den städtischen Gemeinden ab, da von denen am sichersten erwartet wurde, dass sie die

Rente gewissenhaft bezahlen würden; wollten regierende Fürsten Bargeld haben, so verpachteten sie zumeist die öffentlichen Abgaben für Jahre hinaus. Noch häufiger wurde ihnen auf Pfänder geliehen, kaiserliche Kronen und päpstliche Tiaren wanderten immer wieder in die Bank. Julius II. hatte bei Agostino Chigi die Tiara von Paul II. für 40000 Dukaten versetzt; als er später eine unerhört kostbare Tiara für sich erwarb, für die man ein kleines Königreich hätte kaufen können, konnte er den Wunsch, den Glanz des Papsttums zu steigern, mit praktischem Nutzen verbinden. Die Tiara war ein Schatz im Fall der Not. Sie hat jedoch Luther als Argument gegen den Luxus des römischen Klerus gedient.

Die versetzbaren Gegenstände waren bald erschöpft, woher also sich Geld in einem plötzlichen Notfall verschaffen? Von regelmässigem Einkommen war nicht die Rede, am allerwenigsten im Kirchenstaat, wo eine Finanzadministration kaum bestand und es keinen schnell arbeitenden Beamtenstab gab. Der Verkauf von Ämtern und Würden, mit das grösste Unheil der Kirche, sicherte zwar bedeutende Einnahmen, aber man konnte nicht immer damit rechnen. Es blieb also nichts anderes übrig, als öffentliche Einkünfte an Menschen zu verpachten, die sie einzuziehen verstanden. Solche Pächter konnten damals nur grosse Bank- und Handelshäuser sein, die einen Stab erfahrener Beamter hatten. Der Pächter öffentlicher Einkünfte war dem Papst auch deshalb nützlich, weil er allein im Notfalle, wenigstens bis zu einem gewissen Grade, auf den persönlichen Kredit des Kirchenfürsten geborgt hat. Da die eingehenden Steuern oder das Exploitieren eines Bergwerks in seinen Händen lagen, konnte er sich, wenn ihm der Verlust der auf persönlichen Kredit geliehenen Summe drohte, doch irgendeine Sicherheit verschaffen, indem er sich an den ihm verpachteten Steuern, Zöllen oder anderen öffentlichen Einnahmen schadlos gehalten hat.

Im Interesse des Papstes und der übrigen Fürsten lag es, den Kredit des Bankiers zu unterstützen. Da es an eigenem Kredit gebrach, musste man sich darum bemühen, dass der Bankier sich des grössten finanziellen Zutrauens erfreue. Je grösser der Kredit des Bankiers war, desto mehr Kapital konnte man von ihm erpressen. Daraus ergab sich, dass der Bankier zwar ohne den regierenden Fürsten nicht auskommen konnte, der regierende Fürst aber noch mehr um das Wohl des Bankiers bedacht sein musste.

Der Geldhandel, das Verleihen von Kapitalien als besonderes Geschäft, begann in Italien im XIII. Jahrhundert aufzukommen, besonders in Siena, Pisa und Lucca. Florenz hat den Geldmarkt erst seit dem XIV. Jahrhundert beherrscht. An der Spitze der florentinischen Banken stand das Haus Bardi und Peruzzi. Die Juden hatten in Italien weder im Mittelalter noch in der Renaissance die finanzielle Bedeutung, die sie im Norden, in Frankreich und selbst in Spanien hatten. Die angesessenen Bankiers waren so geschickt, dass die Juden gar nicht an die grossen Geschäfte herankommen konnten.

Erst in der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts traten die Medici in Florenz als Finanzmacht auf. Fünf Generationen dieses Geschlechts mussten arbeiten, um ein grosses Vermögen zu erwerben und europäischen Kredit zu gewinnen. Giovanni Medici, Cosimos Vater, war Johannes XXIII. Bankier, Cosimo hat den Papst zum Konzil nach Konstanz begleitet, und als der Papst in deutsche Gefangenschaft geriet, hat Giovanni ihn für 38 500 Gulden freigekauft und in seinem Hause in Florenz aufgenommen. Nach dem Tode des Papstes hat er für ein grossartiges Begräbnis gesorgt. Johannes XXIII. Tiara war als Pfand bei den Medici geblieben, Martin V. hat ihre Wiedergabe verlangt und die Medici im Weigerungsfalle mit der Exkommunikation bedroht. Der florentinische Bankier hat mit dem ersten Papst, mit dem er in Berührung kam, nicht das allerbeste Geschäft gemacht, aber die Beziehungen zur römischen Kurie waren ein für allemal angeknüpft. Bis zum Jahre 1476 waren die Medici die Hauptbankiers der Päpste.

Giovanni Medici war bei seinem Tode einer der vermögendsten Männer in Florenz, nur Palla Strozzi war noch reicher. In der zweiten Hälfte des XV. Jahrhunderts stieg der Reichtum der Medici immer mehr; man schätzte ihr Vermögen damals auf eine halbe Million Gulden, sie waren die grösste Finanzmacht in Europa. Um sie gruppierten sich die kleineren Banken der Portinari, Tornabuoni, Sassetti und Guidetti, die die Medici zu grösseren Geschäften zuliessen. Unabhängig von ihnen waren nur zwei Bankhäuser am Platz: die Pazzi und die Strozzi, die gleichfalls eine Stellung von internationaler Bedeutung errungen haben.

Im Jahre 1470 hatte Florenz zweiunddreissig Bankhäuser, die wichtigsten waren Pier Francesco de' Medici e compagni und Jacopo de Pazzi e nipoti. Ihre Filialen hatten die Florentiner in Neapel, Venedig und Rom, gelegentlich haben sie den römischen Geldmarkt vollkommen

beherrscht. In der ewigen Stadt gab es damals die grossen florentinischen Banken „gran case" der Medici und Pazzi, ausserdem etwa zehn bedeutendere Institute „degne case" der Bardi, Baroncelli, Boni, Capponi, Cambini, Neroni, Spinelli, Vernacci und fast vierzig kleinere florentinische Banken. All diese Firmen hatten genügend zu tun, der Papst, die Kardinäle und die vielen Fremden, besonders im Jubeljahre, hielten sie im Atem.

Im Beginn des XV. Jahrhunderts hatten die Medici den grössten Einfluss auf den Papst und auf das Kardinalskollegium. Erst unter Sixtus IV. begannen sich die Beziehungen zu lockern. Zwischen dem Papst und Lorenzo Medici gab es Missverständnisse, infolgedessen brach der Papst seine Beziehungen mit den Medici ab und betraute Francesco Pazzi mit der weiteren Führung seiner Geschäfte. Dieser Umstand trug nicht wenig dazu bei, den Hass zu schüren, der zwischen den beiden Familien bestand. Zwei Jahre später stand Pazzi an der Spitze der bekannten Verschwörung gegen die Medici.

Die Verschwörung misslang, hat aber die finanzielle Position der Medici in Florenz geschwächt. Der folgende Papst, Innocenz VIII., hat Lorenzo wieder mit der Führung seiner Geldgeschäfte betraut, und da er den Medici den Schaden ersetzen wollte, den sie unter Sixtus IV. erlitten haben, hat er ihnen Alaunbergwerke in Tolfa für 100 000 Gulden verpachtet und ihnen ausserdem 30 000 Zentner Alaun zu einem sehr niedrigen Preise verkauft, so dass das gesamte Alaungeschäft von den Medici monopolisiert wurde. Der Papst nützte den Kredit der Medici sofort in grösstem Masse aus: 1490 löste Lorenzo für den Papst die kostbare Tiara ein, die bei den Centurioni in Genua versetzt war, ausserdem lieh er ihm im Verlauf eines Jahres 100 000 Gulden, die er dem Papst zu drei Vierteln in Woll- und Seidenwaren und nur zu einem Viertel in Bargeld auszahlte. Nach Innocenz' Tode lockerten sich die Beziehungen zwischen der Kurie und den Medici wieder, namentlich da der Kredit der Bank sehr gelitten hatte, weil Lorenzo verschwenderisch war und seine Finanzgeschäfte vernachlässigt hat.

Unterdessen erstanden in Rom neue Bankhäuser; den Platz der Medici nahmen in der Kurie Altoviti und Chigi ein. Der Florentiner Antonio Altoviti hatte bereits seit längerer Zeit eine Bank in Rom, ausserdem Filialen in Frankreich, England und Flandern. Grösseren Einfluss erhielten die Altoviti erst unter Innocenz VIII., als der eine von ihnen, Rinaldo, Clarencia Cybò, die Schwester des Papstes, heiratete, der zweite,

Antonio, verheiratete sich mit Dianora, Rinaldos Tochter, und erwarb mehrere Häuser in der Nähe der Engelsburg. Der berühmteste des Geschlechts war Bindo, Antonios und Dianoras Sohn, ein interessierter Sammler und Kunstmäzen, der in seiner Jugend von den Römerinnen verehrt worden war. Sein Porträt befindet sich in der Münchner Alten Pinakothek und galt früher als Selbstbildnis Raffaels. Es war zweihundertfünfzig Jahre im Besitz der Familie, 1808 hat es Metzger für 3500 Zechinen erworben, durch ihn gelangte es in den Besitz der Münchner Pinakothek. Für Bindo hat Raffael die „Impannata“ gemalt und Michelangelo hat ihm Kartons zu seinen Fresken in der Sistina geschenkt; Benvenuto Cellini hat eine Statue nach ihm gemacht. Bindo, der mit Fiametta Soderini verheiratet war, hat zu den bekanntesten Bankiers seiner Zeit gehört. Er hat ein grosses Haus in Rom geführt und 1514 den väterlichen Palast umbauen lassen. Ihm erwuchs ein Rivale in Geldgeschäften in Agostino Chigi, der ebenso geschickt, aber unternehmender und kühner war.

Die päpstliche Hauptstadt war das Eldorado der Bankiers. Rom gab viel Geld aus, aber es arbeitete nicht und machte Schulden. Sparsame Tätigkeit war in Florenz, Siena, Pisa, Venedig, Mailand, Genua zu Hause, aber nicht in Rom. Brauchte Rom Arbeit, so wurde auch dafür in anderen Städten eine Anleihe gemacht; selbst unter den Künstlern, die Roms Glanz geschaffen haben, gibt es kaum einen Römer. Raffael, Michelangelo, Sodoma, Peruzzi, Bramante, Pinturicchio, Giovanni da Udine, stammen sämtlich aus Umbrien, Toskana, Siena oder Norditalien. Nur Giulio Romano war Römer. Selbst Grabdenkmäler für ihre Päpste vermochten die Römer nicht zu errichten; Andrea Bregno, der lombardische Bildhauer, hat die römischen Mausoleen am stärksten beeinflusst.

II.

Die Chigi sind ein sienesisches Kaufmannsgeschlecht; in seiner Biographie Alexanders VII. leitet Sforza Pallavicini ihr Geschlecht von den Grafen Ardenghesca ab, von fränkischen Rittern, die als Eroberer nach Siena gekommen sind. Der Name „Chigi“ soll aus dem Rufnamen eines Mitglieds der Familie entstanden sein, einer damals sehr bekannten Persönlichkeit. Die Chigi haben im XV. Jahrhundert eine bedeutende Rolle gespielt; Agostino, Nannis Sohn hat 1445 wichtige

Reformen an der Universität von Siena eingeführt, Mariano, der mit Margherita Baldi verheiratet war, hat 1480 Sitz im Senat der Republik gehabt, 1492 war er als Gesandter bei Alexander VI. Krönung zugegen, ausserdem hatte er ein Bankhaus in Rom, das er noch unter Sixtus IV. begründet hatte. Es befand sich im Hause der Familie della Zecca, auf einem kleinen Platz, der später Cortile de' Chigi genannt wurde und an die Via del Banco stiess. Die Bank in Siena entwickelte sich so schnell, dass sie schon unter Alexander VI. das Hauptinstitut der Borgia wurde.

Mariano hatte vier Söhne: Lorenzo, Agostino, Sismondo und Francesco: der älteste war im Vatikan unter den Trümmern des Kamins begraben worden, der Alexander VI. bedroht hatte. Agostino (um 1465 geboren) war in Siena aufgewachsen. Zum Studium hatte er geringe Lust, das Leben lockte ihn mehr als die Bücher, er trat daher ins Bankhaus von Ambrogio Spanocchi in Rom ein, und seinem Beispiel folgten die beiden jüngeren Brüder. Auch die Spanocchi stammten aus Siena, sie hatten weitverzweigte finanzielle Beziehungen, hatten Bankfilialen in Mailand und Neapel begründet und protegierten als reiche Leute Künstler. Sie hatten Sodoma aus Mailand nach Siena kommen lassen, und sehr dazu beigetragen, Sienas künstlerisches Leben, das allmählich ganz zu erstarren drohte, zu heben. Die Bank der Spanocchi befand sich gleichfalls in der Via del Banco, die damals Canal di Ponte hiess, da der Tiber häufig aus seinem Bett austrat. In ihrem Hause wurde Agostino ins Bankgeschäft eingeweiht; bald genügte ihm die Tätigkeit in einem fremden Bankhaus nicht, er, der kühn und unternehmend war, wollte selbständig arbeiten. Er war kaum zwanzig Jahre alt, als er mit einem andern Sienesen, Stefano di Galgano Ghinucci, ein „negotio" in Rom gründete; das Geschäft nahm einen günstigen Verlauf, da Mariano Chigi seinem Sohn nach einer Probezeit von zwei Jahren 2000 Dukaten gab, um seinen Beziehungen zu Ghinucci festere Form zu geben. Am 31. März schlossen Agostino und Stefano einen notariell beglaubigten Kontrakt in Siena; die neue römische Firma Chigi-Ghinucci machte Salz- und Getreidegeschäfte und verlieh ausserdem Geld, wie alle grossen Handelshäuser.

Der Vater überzeugte sich immer mehr von Agostinos Befähigung für das Bankgeschäft, und setzte bald ein so grosses Vertrauen in ihn, dass er fünf Jahre später, am 30. Mai 1502, mit ihm und einem Tomasi „im Namen des allmächtigsten Gottes" eine Firma gründete „per





Medaille zu Ehren Agostino Chigis geprägt
Sammlung des Fürsten Chigi in Rom

trafficare in Corte di Roma". Die Gesellschaft wurde auf drei Jahre mit einem ziemlich bedeutenden Kapital begründet, den Grundstock „il corpo di compania" bildeten 8000 Dukaten, davon hatten Mariano und Agostino je 3250 und Tomasi 1500 Dukaten eingezahlt.

Die Seele des Unternehmens war Agostino; wenige Jahre später galt er als einer der reichsten Kaufleute Roms, obgleich er unter Innocenz VIII. nicht zu den grossen Bankiers der römischen Kurie, sondern zur grossen Zahl jener „mercatores Romanam Curiam sequentes" gehört hatte, denen die kleineren Geschäfte zufielen.

Erst seit 1492 unter Alexander VI. tritt Agostino als vielvermögender Bankier auf. Die spanischen Einflüsse begannen in Italien zu dominieren, die Spanier überschwemmten Rom und beherrschten den Vatikan. Ihre Sprache begann in den höchsten Gesellschaftskreisen das Italienische zu verdrängen; es bedurfte aussergewöhnlicher Überlegung und Ausdauer, um an diesen Zuständen nicht Anstoss zu nehmen, und grosser Geschicklichkeit, um sie zu benützen. Agostino sprach gut Spanisch und anstatt in passiver Opposition zu bleiben, verstand er die Verhältnisse zu seinem Vorteil und zum Vorteil Italiens auszubeuten. Er anerkannte den scharfen Verstand der Spanier und ihr klares Urteil. Es fiel ihm leichter als den übrigen italienischen Bankiers, den verhassten Eindringlingen gegenüber eine freundschaftliche Stellung einzunehmen, da sein Geschlecht zur Partei der Ghibellinen gehörte. Seiner Sympathie für Spanien lieh Agostino Ausdruck, indem er einer allgemein verbreiteten Mode folgte und ein spanisches Wappen wählte. Er hatte das kastilianische „Por un" mit dem Emblem der vier Pfeile „Dardos" gewählt.

Rom war wiederholt von einer Hungersnot bedroht; der Papst wandte sich an Agostino, um die Stadt mit Getreide zu versehen, er hat diese Aufgabe so ausgezeichnet gelöst, dass er sich Alexanders VI. Vertrauen erworben hat, der ihm die Zölle und Abgaben der Kurie verpachtete.

Die Päpste verlangten von ihren Bankiers nicht nur, ihnen im Notfalle Geld leihen, es galt auch die Bevölkerung rasch für einen nicht zu hohen Preis mit Lebensmitteln zu versehen. Die Römer waren noch aus der Kaiserzeit gewöhnt, dass die Regierung im Notfall einspringt. Für eine Hungersnot wurde der Papst verantwortlich gemacht. Schon Innocenz III. war 1202, als eine Hungersnot drohte, aus Anagni nach Rom gekommen, um die Verteilung der Lebensmittel in die Hand zu nehmen und 8000 Bettler täglich mit Brot zu versehen. Julius II. und Leo X. anvertrauten Chigi Roms hungrigen Magen.

Unter Alexander VI. wurde Chigi der Pächter der römischen und neapolitanischen Salinen; an diesem Geschäft wurde er schnell reich. Um 1494 galt er schon als einer der ersten römischen Bankiers; als Karl VIII. auf dem Wege nach Neapel über Rom kam, unterstützte Chigi seine Kriegskasse mit bedeutenden Summen. Auch Alexander VI. und Cesare Borgia haben grosse Anleihen bei ihm gemacht; als Cesare 1500 zu seinem zweiten Feldzug gegen die Romagna rüstete, nahm der Papst Geld, wo immer er es kriegen konnte. Er hatte damals zwölf Kardinalsposten für einen sehr hohen Preis verkauft, die Kirchenabgaben erhöht, die Güter, die er den Gaetani und anderen römischen Baronen geraubt, zu Geld gemacht, und schliesslich bei Chigi geborgt.

Den Borgia zu leihen, erforderte viel Mut, denn Cesare war in den Mitteln, um sich seiner Gläubiger und Feinde zu erwehren, nicht eben wählerisch; Chigi muss sehr gute Geschäfte mit Alexander und Cesare gemacht haben, wenn er sich mit so gefährlichen Klienten eingelassen hat.

Infolge der Beziehungen zu den Borgia und zum König von Frankreich hat sich Chigis Tätigkeit gleichzeitig auf Spanien, Frankreich, Belgien, Deutschland, England, ja selbst auf Kleinasien erstreckt. Am Hofe des Sultans war der römische Bankier als „magnus mercator Christianus" bekannt; der Sultan hat ihm ein schönes Pferd und einige besonders gute Jagdhunde zum Geschenk gemacht.

Unter Julius II. beginnt Agostinos Glanzzeit; der Papst hatte schon als Kardinal Chigis Finanzgenie erkannt und übertrug ihm die Verwaltung des päpstlichen Schatzes fast ausschliesslich. Fabio Chigi, Agostinos Urenkel, der nachherige Papst Alexander VII., berichtet in seinen „commentari della Casa Chigi", dass Julius Agostino zu seinem „tresoriere, notaro, familiare ed abbreviatore apostolico" ernannt habe. Agostino hatte bei den Borgia eine gute Schule durchgemacht und verstand sich bei den Monarchen einzuschmeicheln. Er war tätig, umsichtig, klug und nie müssig; der Morgen gehörte der Arbeit, der Nachmittag der Pflege gesellschaftlicher Beziehungen. In seiner freien Zeit beschäftigte er sich mit Geschichte und hat sich wohl am meisten für griechische Literatur interessiert. Das erste griechische, in Rom gedruckte Buch, Pindars Gedichte, ist in seiner Druckerei auf seine Kosten erschienen. Agostino hatte ein sympathisches Äussere, er war von mittlerer Grösse, hatte helle Augen und eine etwas zu lange, gebogene Nase, die nach Alexanders VI. Ansicht Verstand verriet.

Er war Julius II. Freund und Berater und kam fast täglich, von seinem Hofstaat, seiner „Familia“ begleitet, in den Vatikan. Sein Anzug war bescheiden, aber er hatte stets ein auserlesenes Pferd.

Ohne Chigis Hilfe hätte Julius nicht fortwährend Krieg führen können, Agostino hatte stets die für den Papst erforderlichen Summen zur Verfügung nnd war in seinen Geschäften niemals pedantisch und kleinlich. Einmal lieh er Julius 400000 Dukaten zinsfrei und nahm Pauls II. Tiara als Pfand, die einen viel geringeren Wert repräsentierte, ein andermal borgte er den Venezianern zinsfrei 100000 Dukaten in Gold. Er begriff den gewaltigen, stürmischen Charakter des Papstes, denn auch in ihm war eine verwandte Ader. Agostino bedachte die Dinge nicht lange so wenig wie Julius, sondern griff handelnd ein, er wurde auch bald der Freund des Papstes, der die wichtigsten Angelegenheiten mit ihm besprach. Als guter Finanzier wusste er seine einflussreiche Stellung zu nützen, er bemühte sich namentlich um die Verlängerung des Pachtkontraktes für die Alaunbergwerke in Tolfa, und monopolisierte den Handel in diesem Artikel nicht allein in Europa, sondern auch in Asien. Zusammen mit dem Fugger pachtete er die päpstliche Münze und erhielt von Julius auch die Salinen von Cervi in Pacht, die seine grösste Einnahmequelle bildeten. All diese Unternehmungen hat Agostino glänzend geleitet, er hat den Papst ehrlich behandelt und ihm häufig Vorschüsse gegeben, obgleich es auch in dieser Beziehung nicht leicht war, mit Julius auszukommen. Der Autokrat Rovere hat das Verhältnis zwischen Schuldner und Gläubiger nie ganz begriffen, so hat er z. B. 1512 Chigi eine kostbare Tiara als Pfand geschickt und 40000 Dukaten darauf geliehen; der Bankier gab das Geld, und der Papst liess das Pfand am nächsten Tag wieder abholen, ohne den Betrag zurückzugeben. Agostino war zu klug und geschickt, um deswegen auch nur mit den Wimpern zu zucken, er wusste, dass der Papst im Grunde genommen sein eigenes Vorgehen nicht für richtig hielt und bei nächster Gelegenheit seine Eigenmächtigkeit wieder gutmachen würde. Der Papst gab die Tiara nicht zurück, Chigi erhielt sie erst nach Julius' II. Tod vom Kardinalskollegium.

Mit Siena unterhielt Chigi sehr enge Beziehungen, die Regierung der Republik fand in ihm stets ihren Sachwalter bei Julius II., dazu mag seine Freundschaft mit Pandolfo Petrucci, Sienas sanftem Tyrann, und dessen Hauptberater, Antonio Venafro, beigetragen haben. Siena, das stets von den Mediceern und Spaniern bedroht war, bemühte sich um Julius'

Gunst, um im mächtigen Papst einen Bundesgenossen gegen die Anektionsgelüste der Gegner zu haben. Den klugen Sienesen war es rechtzeitig eingefallen, dass Francesco Rovere, der spätere Papst Sixtus IV., längere Zeit Lektor der Theologie im sienensischen Studio gewesen war, sie versuchten zu beweisen, dass die Familie Rovere aus Siena stamme und Sugara im Sienensischen ihr gehört habe, ja der Historiker Tizio lieferte sofort „Beweise" dafür, dass die Ahnen des Papstes Sienesen gewesen waren. Die ganze Abstammung war nichts als ein Erzeugnis der für ihre üppige Phantasie bekannten Republikaner. Sie gaben sich grosse Mühe, Julius den Beweis seiner sienensischen Abstammung zu erbringen, um ihn für die Interessen der Stadt zu erwärmen. Zu diesem Zwecke beschlossen sie, dem Papst Sugara zu schenken, das zum Teil den Sarocini, zum Teil den Chigi gehörte. Unter diesen Umständen war Julius gern bereit, an Tizios Stammbaum zu glauben und anektierte Sugara mit grosser Bereitwilligkeit. Die Regierung hatte die Güter von den genannten beiden Familien erworben, und ward von den Chigi darin unterstützt, da sie für ihren Anteil nur einen sehr mässigen Preis forderten. Der Schenkungsakt von Sugara stammt aus dem Jahre 1508; Julius II. war von dem Geschenk und der Bereitwilligkeit, mit der die Chigi ihren Teil abgetreten hatten, so begeistert, dass er aus Dankbarkeit Agostino und Sismondo in seine Familie aufnahm „in signum specialis dilectionis et benevolentiae". Agostinos Siegel lautete seitdem: „Augustinus Chisius Senensis de Rovere." Dazu verlieh der Papst beiden Brüdern die höchste wissenschaftliche Auszeichnung, indem er sie zu Doktoren der Rechte, der Theologie und Medizin ernannte, er übertrug ihnen „la licenza e la laura in theologia, decretis, legibus ac medicina".

Siena, das Chigi für seine Bemühungen in Rom gleichfalls dankbar war, ernannte ihn zum Senator und gab ihm als besondere Auszeichnung den Titel „Magnifico", den bis dahin nur Pandolfo Petrucci hatte führen dürfen. Als die Republik 1507 in grosser Geldverlegenheit war, schoss ihr Agostino 8000 Dukaten vor, als Gegenleistung überwies ihm Siena das Schloss und den Hafen von Portercole für vierzig Jahre; für den Fall, dass die Stadt ihm innerhalb dieses Termines die Summe nicht zurückzuerstatten imstande sein sollte, würde Portercole für immer der Familie Chigi zufallen. Um diese Abtretung war es Chigi sehr zu tun, da er für seine grosse Handelsflotte und seine Alaun-, Getreide- und Salzlager eines Hafens bedurfte. Der Hafen blieb im Besitz der Chigi bis zum Jahre 1526; Andrea Doria, der Anführer der mit den

Florentinern und Klemens VII. verbundenen Flotte, nahm ihn Lorenzo Chigi wieder ab und exportierte von dort aus ungeheure Alaunvorräte.

Agostino hat den Hafen in Portercole auf eigne Kosten ausgebaut, das Schloss befestigt, es mit Geschützen, die sein Wappen trugen, versehen und dort eine kleine Besatzung, mit dem Kastellan an der Spitze, unterhalten. In Portercole wurden Chigis Reichtümer niedergelegt; in die Schlossmauern, die auf die See gingen, liess der Bankier sechs eiserne Kasten einmauern, in denen Gold, Silber und Kleinodien aufbewahrt wurden.

Pandolfo Petruccis Freundschaft war für Chigi sehr wertvoll, aber Sienas Tyrann wusste die Stütze, die er am mächtigen Bankier hatte, auch zu schätzen. Petruccis Feinde liessen kein Mittel unversucht, um dies Verhältnis zu zerstören oder zum mindesten zu erschüttern. Am bekanntesten unter den Intrigen, die aus diesem Grunde gespielt haben, ist der Brief, den Agostino vom Geistlichen Lucas, einem alten Bekannten aus Siena, bekommen hat. Lucas warnt Chigi vor seinem Diener Tiphernato, der von Pandolfo bestochen, einen Mordanschlag auf ihn plane. Chigi hielt dem Diener das Verbrechen vor, dessen man ihn bezichtigte, überzeugte sich aber, dass er unschuldig sei. Tiphernato fuhr nach Siena, um den Dingen auf den Grund zu gehen; als Lucas dies erfuhr, floh er aus Furcht vor Pandolfo auf florentinisches Gebiet.

Agostinos Handelsbeziehungen dehnten sich immer mehr aus, dank glücklicher finanzieller Unternehmungen stieg der Reichtum schnell, wie es in gut geleiteten Bankgeschäften häufig der Fall ist. Chigi war für damalige Begriffe ungeheuer reich; als ihn Leo X. fragte, wie gross sein Vermögen sei, gab der Bankier klug zur Antwort, es fiele ihm schwer, die Höhe der Summe zu bestimmen infolge seiner vielen Geschäfte und der entlegenen Plätze, mit denen er Beziehungen unterhalte. Nur so viel könne er sagen: er unterhalte drei grosse Handelshäuser in Rom, Portercole und Neapel, habe etwa hundert Filialen, denen seine Agenten vorständen, darunter grosse Bureaus in Byzanz, Alexandrien, Memphis, Lyon und London. Über hundert Schiffe, die ihm gehören, durchkreuzen alle Meere und er beschäftige in seinem Geschäft über 20000 Menschen. Chigi hatte auch grosse Ländereien, auf denen dreihundert Pferde, ebensoviel Ochsen und zwölfhundert Schafe grasten. Seine kostbarsten Besitzungen waren Portercole, Castel Vacone und ein Teil des Sees von Fucino. Ungeheure Mengen von Gold, Silber und Kleinodien waren in Kassen und Kellern aufgehäuft, es hiess,

das Vermögen sämtlicher römischer Magnaten überschreite das seine nicht. Einen Teil seiner Reichtümer hatte Agostino der sienensischen Republik zum Aufbewahren anvertraut. Sein Einkommen soll über 70000 Dukaten jährlich betragen haben. Die Dichter besangen Chigis Reichtümer und seine Freigebigkeit, so preist ihn Lilio Gregorio Giraldi:

Chisia divitias superat quascunque fluentes
Vel quae praecipiti, vel quae nascente seruntur,
Sole, vel obliqui spectant altaria templi,
Et quae suspiciunt ignaros aequoris Arctos.
Tanta adeo unius surgunt opulenta per orbem
Dona Augustini, rerum pulcherrima Roma
Obstupet, ut nullum vectigal maius agatur.*)

Chigis einflussreiche Stellung beim Papst erweckte besonders in Bankierskreisen viel Neid; man nahm es Chigi sehr übel, dass er ungefähr alle einträglichen Geschäfte der römischen Kurie monopolisiere. Da man ausserdem glaubte, der geschickte Bankier habe nicht die entsprechenden Barmitel zur Verfügung, um seine ungeheuren Finanzgeschäfte zu leiten, und sein Kredit sei infolgedessen über Gebühr angespannt, arrangierten die römischen Bankhäuser eines Tages einen „Run", um seine Bank zu stürzen. Agostino war Angriffen dieser Art gewachsen, er liess alle Forderungen bar begleichen und schickte seinen Gegnern, um sie zu verhöhnen, seine Agenten mit der Anfrage, ob sie noch Bargeld benötigten. Um dem leichtgläubigen Publikum einen Begriff von seinen Schätzen zu geben, liess er sehr ostentativ Silber aus Portercole in sein Haus nach Rom schaffen. Man staunte über Chigis ungeheuren Reichtum, hörte auf in seinen Kontoren Wechsel zur Honorierung zu präsentieren und wusste freilich nicht, dass die abgeladenen Säcke nicht Silber, sondern Getreide enthielten.

III.

Julius II. Tod war ein grosses Unglück für Chigi, noch mehr beunruhigte ihn die Unsicherheit, wer jetzt Papst werden würde; er wünschte die Wahl des Medici.

*) Das Geschlecht der Chigi übertrifft an Reichtum die Schätze der ganzen Welt. Die ganze Welt bewundert die ungeheuren Güter, die Augustin allein verschwendet, selbst Rom ist durch diese Freigebigkeit geblendet. Der Reichtum kann keinen grösseren Tribut entrichten. (Freie Übersetzung.)

Unter den jungen Kardinälen wirkte für den Mediceer Alfonso Petrucci am meisten, hinter ihm stand unser Bankier. Alfonsos Ernennung zum Kardinal war Chigis Werk, der sie bei Julius erwirkt hatte, um einen Sienesen und Bruder Pandolfos im römischen Kollegium zu haben. Jetzt versuchte Chigi mit Hilfe dieses Freundes, Giovanni Medicis Wahl durchzusetzen. Agostino hoffte, dass es nicht schwer sein würde, mit dem verschwenderischen Giovanni, der stets in Geldverlegenheit war, Geschäfte zu machen.

Der Bankier hatte sich diesmal verrechnet; er hatte nicht geglaubt, dass die Florentiner Leo X. vollkommen beherrschen, und die Strozzi und Salviati die Geschäfte der Kurie zum grössten Teil in die Hände bekommen würden.

Unter dem neuen Papst hatte Agostino eine viel schwierigere Stelle als unter Julius II.; früher war er der allvermögende Finanzier am päpstlichen Hof gewesen, jetzt war er ein Privatbankier. Leo X. achtete in seiner Verschwendungssucht niemand gering, der Geld lieh; wenn es nach ihm gegangen wäre, so hätte er nicht allein die Kassen der Florentiner, sondern die sämtlicher europäischen Bankiers geleert. Chigi hatte also nicht wenig mit Leo X. zu tun, er lieh dem Papst einmal sogar die namhafte Summe von 50 000 Dukaten, und als der Papst starb, waren die meisten vatikanischen Kleinodien bei ihm versetzt. Solange übrigens Kardinal Petrucci bei Leo in Gunst war, hatte Chigi stets eine Stütze an ihm.

Nicht Chigi allein, sondern sämtlichen italienischen Bankiers drohte von anderer Seite eine grosse Gefahr, denn die deutschen Bankiers, namentlich die Welser und Fugger in Augsburg, entwickelten sich zur Weltmacht und machten in Rom bereits den dortigen Bankhäusern Konkurrenz. Sie fanden in Antwerpen und Genua eine starke Stütze. Schon im Jahre 1500 hatten die Fugger ein Bankinstitut in Rom und gehörten zum Pächterkonsortium der päpstlichen Münze, 1507 deponierte Julius II. bei ihnen 100000 Dukaten. Zwei Jahre später betraute er sie mit dem Einkassieren der Beträge, die aus Deutschland für den Ablass eingingen, damit war ein festes Verhältnis zwischen ihnen und der Kurie hergestellt. Ein andermal hat Julius II. bei ihnen einen Diamanten für 1800 Dukaten gekauft und dabei ein ausgezeichnetes Geschäft gemacht, da der Stein einen viel grösseren Wert hatte; die Fugger mussten ihn mit einer Erbschaftsmasse, die im ganzen 18 000 Dukaten wert war, übernehmen. Auch Leo X. unterhielt stete Beziehungen

zu diesem deutschen Haus; als die Fugger dem Papst bedeutende Summen für die Ablässe in Deutschland übermittelten, wurden sie die Generalpächter für die Ablasszahlungen in Deutschland und haben damit nicht wenig zum Erstarken der Reformationsbewegung in Deutschland beigetragen. Jedem berühmten Redner, der das Recht hatte, Ablass in Deutschland zu verkaufen, folgte ein Fuggerscher Agent, nach beendigter Predigt kassierte er die Hälfte der Summe ein, die in die Kirchenbüchse geflossen war. Unter Karl V. überwog der Einfluss der Fugger in Rom, da sie die Wahl dieses Monarchen zum römischen Kaiser durchgesetzt hatten. Die Fugger haben die Summen berechnet und ausbezahlt, die der spanische König seinen Wählern, den Kurfürsten, für ihre Stimmen versprochen hatte, sie haben überhaupt den ganzen Wahlhandel geleitet. Dem König von Spanien glaubte man nicht, dass er die versprochenen Summen auszahlen würde, aber die Bürgschaft der Fugger galt als genügende Sicherheit. Der zweite Kandidat, der sich um die deutsche Krone beworben hatte, Franz I., musste unterliegen; nicht Waffenglück, noch diplomatische Umtriebe, oder der Wille der Völker hatte ihn zu Fall gebracht, sondern allein der Kredit der grossen Bankfirma.

Man kann sich vorstellen, mit welcher Unruhe die italienischen Banken diese wachsende Macht betrachteten; die spanisch-deutschen Einflüsse begannen Italien nicht nur auf politischem, sondern auch auf finanziellem Gebiet zu beherrschen, auf einem Gebiet, das die Venezianer und Florentiner bis dahin als ihr ureigenstes betrachtet hatten.

IV.

In der Strasse „di Banchi", in der Nähe des Tibers, des Vatikans und im Mittelpunkt des Fremdenviertels befanden sich die römischen Bankinstitute. In der engen Strasse waren Läden, Lagerräume und Kontore unmittelbar nebeneinander, dort drängten sich Pilger, Geistliche, Mönche aus dem Norden und Westen, spanische Soldaten und Abenteurer; als Mariano Chigi aus Siena nach Rom übersiedelte, musste er sich fürs erste mit einer kleinen Wohnung zufrieden geben. Im Jahre 1509, als das ursprüngliche Lokal nicht mehr genügte, schloss Chigi mit dem Augustinerorden einen Kontrakt, auf Grund dessen die Mönche ihm auf emphyteusischer Basis für drei Generationen ein grosses Grundstück im neuen Stadtviertel verpachteten; das eine Tor ging auf

die „Bankstrasse", das andere auf die „Strada Giulia". Agostino durfte das Haus umbauen und seinen Bedürfnissen entsprechend einrichten, es entstand ein ansehnlicher, wenn auch nicht nach einheitlichem Plan ausgeführter Palast, von unregelmässigem Umriss, mit verschiedenen Zimmern und Kammern. Von der Bankstrasse aus konnte man in fünf Läden gelangen, der Zugang in die Kontore und Wohnräume fand vom Hof aus statt. Im grossen Hof befand sich eine Grotte mit einem Sammelbecken für Trinkwasser, ausserdem eine Zisterne mit Flusswasser zu allgemeiner Verfügung. Der Vorhof glich fast einer Börse, die Klienten des Hauses besprachen ihre Geschäfte vor dem Brunnen, die Diener lagerten Warensäcke und Ballen ab, Wäscherinnen und Kindermädchen machten sich allerhand zu schaffen, und wenn Agostino in den Vatikan aufbrach, wurde dort sein Lieblingspferd gesattelt. Aus dem Hof führte eine Tür in ein grosses Kontor, das die ganze Breite des Hauses einnahm, dort arbeiteten Buchhalter, Kontoristen und Schreiber, dort sass auch der Kassierer der Handkasse. An diesen Saal stiess das Archiv mit einer sehr kostbaren Bibliothek, daneben befand sich ein kleiner Korridor mit einer Geheimtreppe, scaletto secreto, die zu einer mit eiserner Tür und schwerer Kette verschlossenen Kammer führte. Dort befanden sich die Schätze der Bank, zu denen allein der alte Kassierer, ein Sienese, und der Bureauvorsteher, Cornelius Benigno aus Viterbo, Zutritt hatten. Im Parterre, das auf die Strada Giulia ging, befand sich noch ein Stall für vier Pferde, eine Remise und ein Warenlager, durch eine Mauer vom Korridor, der zur Schatzkammer führte, getrennt. Die Gesindestuben befanden sich über dem Stall und der Remise, die Herrschaftswohnung hatte ihre besondere Treppe, die gleichfalls vom Hof abging, unmitelbar an der Strada di Banchi gelegen.

Die erste Etage „piano nobile" enthielt ein grosses Vorzimmer, einen Salon und sieben Zimmer, die zweite enthielt die Schlafzimmer und einige Privaträume, die sämtlich mit grossem Luxus ausgestattet waren.

Der Chronist Tizio erwähnt zwei Betten, mit Elfenbein, Gold, Silber und kostbaren Steinen ausgelegt. Auf beiden lagen seidene, goldgestickte Decken, auf dem einen eine rote, auf dem andern eine weisse. Bei Tische wurden fast ausschliesslich silberne Gefässe benützt. Alle Zimmer waren mit Fresken, Arazzi, Bildern und kassettierten Decken geschmückt. In einem Raum des zweiten Stockwerks haben sich lange achteckige Kassetten mit mythologischen Kompositionen erhalten: Mars und Venus

im Netz, Vulkan in der Schmiede, Amor als Zuschauer, auf neue Liebesintrigen bedacht, darunter die Inschrift: „Furto amoroso scoperto del Sole". Überhaupt war die ganze Decke mit vergoldeten Inschriften bedeckt, einzelne sind heute noch zu entziffern, wie z. B.: „Pars regni est populi invidiam pati", „Nil aliud est fortuna, quam ignarus medicus", „Contraria sunt consilio ira et festinatio".

Chigi hatte eine grosse Dienerschaft, im Palast gab es Scharen von Lakaien und Kutschern in gleicher Livree, von Köchen, Stuben- und Küchenmädchen, der Bankier hatte sogar seinen eignen Arzt. Seine Angestellten liess Agostino zumeist aus Siena kommen, da er in die Sienesen das meiste Vertrauen setzte; der eine unter ihnen, Salvini, war ein sehr gebildeter Mensch, er verstand Griechisch und Lateinisch, und als er einst in Geschäften nach England und Holland reiste, schilderte er dem Historiker Tizio Holland, Seeland und die Rheingegend in sehr anschaulichen Briefen.

Agostino hat seine erste Frau, Margherita Saracini, aus einer sehr angesehenen sienesischen Familie, früh verloren. Seine erste Ehe war kinderlos. Er scheint bald nach Margheritas Tode ein Liebesverhältnis mit der berühmten Kurtisane Imperia angeknüpft zu haben, er umgab sie mit dem grösstmöglichen Luxus und hat ihr in jener leichten Welt, die damals Rom beherrschte, eine dominierende, fast königliche Stellung verschafft.

Es lag an vielfachen Gründen, dass die Kurtisanen eine absolute Ausnahmestellung in Rom hatten. Unter den Borgia haben die Frauen der höchsten Gesellschaft Rom dermassen beherrscht und zum Schaden der Kirche so viel von sich reden gemacht, dass Julius II. sie soviel als möglich vom päpstlichen Hof ausschloss. Angesichts der Sittenverderbnis, die seit Alexander VI. in Rom immer mehr um sich griff, kamen die Frauen der guten Gesellschaft nicht gern nach Rom. Die Männer, die unter Julius II. am päpstlichen Hof zu tun hatten, liessen ihre Frauen zu Haus, Rom war auch nicht die geeignete Stadt, um seine Töchter dort zu erziehen. Die anständigen Frauen überliessen den Kurtisanen, die ihre Stelle einnahmen, die Herrschaft. Die Kurtisanen höheren Ranges, die als „honeste" galten, versammelten Kardinäle, auswärtige Gesandte, Literaten, Dichter, Künstler um sich, sie haben den Renaissance-Salon beherrscht. Eine Imperia zeigte sich nicht allein, sondern in Begleitung ihrer Freunde und Hausgenossen auf der Strasse, ihr Hofstaat hatte den Zuschnitt eines Kardinalshofes. Allein der Name, den sie ge-

wählt hat, beweist, welche Rolle sie in Rom gespielt hat und wie frei sie aufgetreten ist.

Imperia stammte aus Ferrara; jung, schön, prachtvoll gewachsen, mit sehr regelmässigen Zügen, lebhaft, kühn, musikalisch, dichterisch begabt, machte sie sofort grossen Eindruck, als sie nach Rom kam. Reumont erinnert, dass sie an der Tür ihrer Wohnung einen sehr bezeichnenden Spruch hat anbringen lassen: „Wer eintritt, möge Geist und Witz mitbringen, wer fortgeht, Gold oder ein Geschenk dalassen.“ Wahrscheinlich war das nur ein Witz, den man sich von ihr erzählt hat, Chigi hätte nie gestattet, dass seine Geliebte sich der römischen Jugend auf diese Weise in empfehlende Erinnerung bringe.

Imperia scheint nach ihrer Ankunft in Rom ein Verhältnis mit dem Bankier Angelo dal Bufalo gehabt zu haben, einem reichen, schönen, tüchtigen Mann, der sie sehr geliebt hat; nach einigen Jahren erkalteten die Gefühle des Bankiers und der Kurtisane, an Angelos Stelle trat ein anderer Bankier, Chigi, der ihr eine fürstliche Wohnung in der Nähe seiner Bank eingerichtet hat. Bandello erzählt in einer seiner Novellen, in Imperias Sälen und Stuben seien die Wände mit Samt und Brokat, die Fussböden mit kostbaren Teppichen bedeckt, und die Wände ihres Boudoirs sogar mit golddurchwirkten Stoffen bespannt gewesen. Man bewunderte dort eine geschnitzte Servante, die mit Gold und Ultramarin verziert war, darauf waren seltene Majoliken, Alabaster-, Porphyr- und Serpentinvasen aufgestellt. Mitten im Zimmer stand ein zierlicher, mit grünem Samt bedeckter Tisch, darauf lagen die Werke berühmter lateinischer und italienischer Dichter, an den Wänden standen von berühmten Künstlern geschnitzte und gemalte Cassone. Die darauf ruhenden Kissen waren mit den verschiedensten Devisen versehen.

Die ganze Wohnung war mit einem solchen Raffinement ausgestattet, dass der spanische Gesandte, ein brutaler Hidalgo, nicht auf den Teppich spucken wollte und dem neben ihm stehenden Diener ins Gesicht spie mit den Worten: „Verzeih, aber hier gibt es nichts Hässlicheres als dein Gesicht.“ Imperia hatte sehr viel männliche und weibliche Diener, jeder Gast wurde von mehreren sich tief verneigenden, ihm den Weg weisenden Lakaien empfangen, die ihn mit demselben Zeremoniell zum Tor geleiteten, wenn er den Palast verliess.

Als Chigi Strascino, einen berühmten sienesischen Schauspieler und Komödienschreiber nach Rom kommen liess, um an Leos X. Hof mit

seiner Theatergesellschaft Rozzi zu spielen, liess er Imperia bei ihm Deklamationsunterricht nehmen und sienesische Lieder lernen, die ihn an seine Jugend erinnerten. Strascino hat die schöne Kurtisane so lange unterrichtet, bis er sein Herz an sie verloren hat, aber das Verhältnis mit Imperia hat für den Dichter sehr fatale Folgen gehabt, da ihn seitdem acht Jahre hindurch ein male incognito, wie er es nennt, gequält hat:

Otto anni fui da questo male afflitto
Che in Roma e quasi noto ad ogni gente.

Und kaum war er gesund geworden, so wurde er aus unbekannten Gründen ins Gefängnis gesperrt. Hier, erzählt der Sienese, kamen nicht Kurtisanen, um ihn zu trösten, sondern Ratten und Skorpione, und er kam sich vor wie Daniel in der Löwengrube.

Qui vengono d'intorno a consolarme
Ratti, ragni, bigatti, scorpioni,
Con tanta puzza che sento disfarme
Cimici, pulci, pidocchi e scorpioni
Ancora mi fanno un cerchio d'intorno
Che io son proprio un Daniel tra leoni.

Es war nicht der Volksdichter allein, der Imperia besucht und sich in sie verliebt hat, zu ihren regelmässigen Besuchern hat auch ein ernsthafter Prälat, Jacopo Sadoleto, ein in ganz Italien berühmter Gelehrter gehört. „Er ist wahnsinnig in Imperia verliebt," berichtet Francesco Lancelotti; „er hat sich um ihretwillen mit Beroaldo dem Jüngeren veruneinigt, es heisst sogar, dass er eine Tochter mit ihr gehabt hat." Vielleicht war es jene Tochter, die die geschickte Imperia Chigi, dem reichsten ihrer Anbeter, zugeschrieben hat. Auch Filippo Beroaldo, ein sehr begabter Rechtsgelehrter, der Sekretär beim damaligen Kardinal de' Medici, dem späteren Leo X., war, hat sich mit Imperia viel beschäftigt; zu jung, um sich zu seiner Eifersucht bekennen zu dürfen, hat er seinen Ärger in einem lateinischen Dialog bekannt:

Tandem ad me Imperia, ut pollicita es, venis,
Quem longa excruciasti miserum mora?
Quam valde timui verba mihi data,
Credens te similem tui!

Aus dem weiteren Verlauf des Gedichtes erfahren wir, dass ausser Sadoleto und Beroaldo viele berühmte Gelehrte und Literaten Imperia reiche Geschenke gemacht haben, so Fedro Inghirami, der päpstliche



RAFFAEL
Imperia (?) als Sappho
Ausschnitt aus dem Parnass im Vatikan

Bibliothekar, Vida, der Verfasser der Christiade, der witzige Savoia, Bembo, Angelo Colocci und Baldassare Castiglione. Auch über die Art der Geschenke äussert sich Beroaldo:

Vellute hae manicae ergo unde? et hic annulus?
Haec donat Sadoleti gravitas tui,
A Phaedro data et haec vestis hyantina,
A capella hae soleae aureae.
O, quae sumina campanica porcina
Misit, quas balanos Laelius indicas!
Haec Fausti fuit argentea lunula,
Coloci haec Venus aurea.

Dass die Menschen es fertiggebracht haben, eine Frau leidenschaftlich zu lieben, von der sie wussten, dass sie eine ganze Legion von Freunden und Bekannten mit ihrer Gunst beglücke, gehört zu den Seltsamkeiten des Renaissance-Herzens.

Die amüsante Anekdote, die Giovio in seinem Buch „De piscibus Romanis" mitteilt, kennzeichnet am besten die Stellung, die Imperia in Rom eingenommen hat. Die Fischverkäuferinnen pflegten, einer uralten Sitte gemäss, den Konservatoren der Stadt Stör- und Barschköpfe zu schicken, die als grosse Delikatesse galten. Damals lebte ein gewisser Tamisio in Rom, ein Feinschmecker, der in der ganzen Stadt bekannt war und seinen Diener stets auf den Markt schickte, um auszukundschaften, ob nicht eine besondere kulinarische Delikatesse aufzutreiben sei. Als ihm der Diener einst meldete, dass man einen ungewöhnlich grossen Barschkopf den Konservatoren geschickt habe, begab er sich sofort aufs Kapitol, um sich um eine Einladung zu Tisch zu bemühen. Tamisios Bemühungen waren vergebens, die Konservatoren hatten den Barschkopf bereits dem Kardinal Riario zum Geschenk gemacht. Der Feinschmecker lief zum Kardinal, in der Hoffnung, dass der Fisch ihm dort nicht entgehen würde, aber auch hier erwartete ihn eine Enttäuschung, Riario, der seinem Freund, dem Kardinal Federigo Sanseverino, hatte eine Freude machen wollen, hatte ihm den Fisch geschickt. Sanseverino ass diesen Fisch zwar sehr gern, da er aber dem Bankier Chigi eine bedeutende Summe schuldig war, wollte er sich ihm gefällig erweisen und schickte den Kopf in die Küche des Geldfürsten. Chigi wohnte damals schon in seiner Villa am Tiber; als der arme Tamisio von den Wanderungen des Barschkopfes hörte, liess er sich keine Mühe verdriessen und ging hin, um endlich sein Ziel zu erreichen und die

Delikatesse mit zu verzehren. Als er sich der Villa des Bankiers nähert, sieht er zu seinem Entsetzen, dass ein Diener den Kopf des Barsches blumengeschmückt auf silbernem Brett in das Haus der Imperia trägt. Erschöpft, ausser Atem kommt er wieder in die Stadt zurück und erhält nach soviel Enttäuschungen schliesslich eine Einladung der Kurtisane zum Fischessen.

Im Hause der Imperia fand Chigi nach seiner aufreibenden Beschäftigung Ruhe, er hing sehr an ihr, um so mehr als er sich für den Vater ihrer Tochter Lucrezia hielt. Lucrezia war eine sehr tugendhafte Frau „castissima femina“, die später ein tragisches Geschick erlebt hat. Sie war in Siena verheiratet und war infolge ihrer Schönheit dem Kardinal Rafael Petrucci, dem Leo X. Sienas Regierung anvertraut hatte, aufgefallen. Da der Kardinal sie besitzen wollte, liess er ihren Mann unter dem Vorwand, gegen die Republik konspiriert zu haben, ins Gefängnis werfen, und sie durch seine Polizeibüttel in sein Haus holen. Die arme Frau war augenscheinlich auf diesen Gewaltakt vorbereitet; als Petruccis Häscher erschienen, sagte sie heiteren Angesichts, sie sei bereit und bäte nur um einen Augenblick, um sich umzuziehen. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer und nahm Gift. Die Diener des Kardinals wurden schliesslich ungeduldig, öffneten die Tür von Lucreziens Zimmer und fanden sie mit dem Tode ringend. Das Gift war aber nicht stark genug, Lucrezia wurde nach geraumer Zeit gesund. Der Kardinal hat es wohl aufgegeben, ihr länger nachzustellen.

Imperia starb jung mit sechsundzwanzig Jahren. Chigi hat sie aufs grossartigste begraben lassen, ganz Rom, soweit es zum grossen Bankier in Beziehungen stand, hat an diesem Begräbnis teilgenommen. Imperia hatte eine der schönstgelegenen Kirchen Roms für ihre letzte Ruhestätte bestimmt. Auf den Abhängen des Celius hatte im Jahre 575 der h. Gregor auf der Stelle, wo sein Elternhaus gestanden hatte, ein Heiligtum errichtet, das später umgebaut worden war. Der Kardinal Borghese hat den harmonischen Portikus hinzugefügt und die von phantastischen Drachen, dem Wappen seines Geschlechts, behütete Fassade. Das Atrium bestand schon im XVI. Jahrhundert, und dort hat Chigi das schöne Grabmal der Imperia einmauern lassen. Auf dem Marmor waren die Worte zu lesen: „Imperia, cortisana Romana, quae digna tanto nomine, rarae inter homines formae specimen dedit. Vixit A. XXVI. Obiit MDXI die XV. Aug.“ Aus dieser Inschrift schloss man bis in die neueste Zeit, dass es niemand eingefallen ist, der Toten ihren unsitt-



RAFFAEL
Imperia (?) Ausschnitt aus der „Transfiguration“
Vatikan

lichen Lebenswandel vorzuwerfen, dass man vielmehr die Bezeichnung „cortisana" als Ehre betrachtet hat. Einer der neueren römischen Forscher, der verdiente Domenico Gnoli, hält jedoch diese Auffassung für irrig, anstatt des einigermassen verwischten Wortes „cortisana" müsse man „Cognata" lesen, da Imperias Mutter so geheissen hat.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich die Spur des Grabdenkmals der berühmten Kurtisane verloren. Erst kürzlich haben römische Gelehrte es wieder ausfindig gemacht, dabei hat sich herausgestellt, dass unter dem Marmordenkmal, das Chigi 5000 Dukaten gekostet hat, ein Kanonikus aus Santa Maria Maggiore beigesetzt ist, den man dort billig und schön begraben wollte. Die Mönche, denen die Kirche gehörte, wurden auf diese Weise die unbequemen Überreste der grossen Sünderin los und konnten an ihrer Stelle einen Menschen beisetzen, den sie dieser Ehre für würdiger hielten. Wenn man das Grabdenkmal, das unterhalb der linken Kolonnade der Vorhalle eingemauert ist, näher betrachtet, kommt man zur Überzeugung, dass dort eine Fälschung begangen worden ist. Während das Grabdenkmal den Charakter der Werke aus dem Ende des XV. und dem Beginn des XVI. Jahrhunderts trägt, passt die Mittelplatte mit der Inschrift, dass dort der Kanonikus ruht, schlecht zum Ganzen und wurde offenbar später eingefügt. Die Umgebung der Platte entspricht dem Grabmal einer jungen Frau. Als oberste Bekrönung die Mutter Gottes mit dem Kinde, an den Seiten zwei in Anbetung versunkene Engel, auf dem Fries Engelköpfe und Vögel. An den Säulen, die die Tafel mit der Inschrift einfassen, ranken sich stilisierte Pflanzen, die nach oben mit einem Feigenbukett abschliessen. Für das Grab eines Kanonikus hätte man Ornamente aus Blumen oder Früchten sicher nicht gewählt; auch wir sind der Überzeugung, dass hier einst Imperia geruht hat.

Zu Ehren der Toten wurden Epigramme gedichtet, sie wurde auch nach ihrem Tode gefeiert, als wenn sie sich die grössten Verdienste um die Stadt erworben hätte. Einer der Zeitgenossen schreibt stolz nach ihrem Tode, er habe die grosse Imperia gekannt, deren Ruhm weiter lebt. „Reich und geehrt starb sie würdig in ihrem eignen Hause." Ihr Haus beim Cortile de Chigi wurde 1519 für 370 Goldgulden dem kaiserlichen Postmeister Domingo de Tassis verkauft. Blosius hat sie in geschraubten Versen verherrlicht. „Zwei Götter", sagt der Dichter, „haben Rom zwei Geschenke zugedacht. Mars hat ihm das Imperium, Venus die Imperia geschenkt. Ihre Kräfte waren ungleich, Mars hat

das Imperium gegründet, Venus die Imperia geschaffen. Gegen diese beiden Gaben sind zwei feindliche Mächte, der Tod und die Fortuna, erstanden. Die Fortuna hat das Imperium, der Tod die Imperia zerstört. Unsere Ahnen haben das Imperium, wir die Imperia beklagt. Jene haben die Herrschaft über die Welt verloren, wir uns selbst und unser Herz." *)

Imperias Namen hat geschraubte poetische Erzeugnisse zur Folge gehabt. So schreibt z. B. Fausto Evangelista de' Capo di Ferro an Chigi:

Illa tua Imperium, Auguste, est non illa, sed illa
Nomine mutato dicitur Emporium.

Was etwa bedeutet: Imperia ist dein Imperium, Augustus, aber änderst du ihren Namen, so findest du im Emporium, im Handel, deine eigentliche Herrschaft.

Imperia wurde zum populären Typus der Renaissance-„Cortegiana", sie wuchs fast ins Legendarische. Je weniger Details man aus ihrem kurzen Leben wusste, desto tätiger war die Phantasie, um die Lücken im Bilde dieser berühmten Frau auszufüllen. Besonders in der romantischen Epoche des XIX. Jahrhunderts hat man sie zu einer dämonischen, kalten, herzlosen Kurtisane, die Verzweiflung um sich verbreitet, gestaltet.

Nach der Tradition soll die Sappho auf Raffaels „Parnass" die Züge der Imperia tragen. Der Künstler hat seiner Sappho mit dem phantastisch geflochtenen Haar eine Laute in die Hand gegeben — das beliebte Musikinstrument der Imperia. Raffael hat Chigis Geliebte etwa zehn Jahre nach ihrem Tode noch einmal gemalt. Wenigstens geht die kniende Frau mit dem erschrockenen Gesichtsausdruck auf der Transfiguration wohl auf dasselbe Modell zurück wie Sappho. Der sinnliche Mund und die schönen Arme charakterisieren hier wie auf dem „Parnass" die dämonische Imperia.

Jede Epoche hat ihr eigenes Kurtisanenideal. Eine Montespan, eine

*) Dii duo magna duo tribuerunt munera Romae,
Imperium Mavors et Venus Imperiam.
Ac pariter totis nisi sunt viribus ambo,
Condendo Imperium Mars, Venus Imperiam.
Hos contra steterunt mors et fortuna, rapitque
Fortuna Imperium, mors rapit Imperiam,
Imperium luxere patres, nos luximus ipsi hanc:
Illi orbem, nos nos cordaque perdidimus.

Pompadur, eine Dubarry haben lange nach ihrem Tod die Phantasie beherrscht, heute ist man bis in die Antike hinabgestiegen, um sinnliche und geistig bedeutende Hetären heraufzubeschwören, wie sie Anatole France, Pierre Louis und andere als Thais oder Bryséis in die Literatur eingeführt haben.

Trotz seiner Liebe zu Imperia war Chigi ihr nicht gerade treu, während seines Sommeraufenthaltes in Portercole hat er ein Liebesverhältnis mit der Prefetessa aus Gaëta gehabt, die ihm auch eine Tochter geboren hat. In Siena wusste man von einem Verhältnis zu Eufrosina, die später Leonardo Grifonio de Maestrellis, den Ahnherrn einer bekannten sienesischen Familie, geheiratet hat. Eufrosinens Enkel hat an der Vergangenheit seiner Grossmutter nicht Anstoss genommen, sondern sich gefreut, dass der Bankier sie so grossmütig ausgestattet hat. Viel wurde auch in Künstlerkreisen von Chigis heimlichen Zusammenkünften mit der Fornarina gesprochen, auf die Raffael eifersüchtig gewesen sein soll. Die Untreue der Fornarina soll sogar mit dazu beigetragen haben, dass das sehr freundschaftliche Verhältnis zwischen Raffael und Chigi kühler wurde.

Damaligen Sitten gemäss hat Chigi viel gesündigt, aber auch viel Gutes getan. Er war streng kirchengläubig; als echter Sienese hat er der Maria einen treuen Kult bewahrt und hat jedes Jahr, ihr zu Ehren und als Busse für seine Sünden, einige arme Mädchen ausgestattet und verheiratet. Er hat auch viel für die Kirche der h. Catharina von Siena an der Via Giulia getan und für die S. Lorenzo-Kirche, wo er die Messe zu hören pflegte. Er war überhaupt grossmütig und hatte stets eine offene Hand. Es hiess von ihm, er sei ein Kaufmann im Erwerben und ein König im Ausgeben.

V.

Chigi war fünfundvierzig Jahre alt, als Imperia starb, er fühlte sich noch jung und dachte an eine neue Ehe; er hatte keine männliche Nachkommen und sehnte sich nach dem Erben. Aber es war für ihn nicht leicht, eine passende Gattin zu finden; da er in die Familie Rovere aufgenommen war, genügte ihm keine der römischen Patrizierinnen, er wollte höher steigen und in eine der herrschenden Fürstenfamilien Italiens hineinheiraten. Durch gesellschaftliche Beziehungen war er den Gonzaga nähergetreten. Isabella d'Este war es, wie wir gesehen

haben, sehr um freundschaftliche Beziehungen in Rom zu tun, teils aus politischen Gründen, teils um Anticaglie geschenkt zu bekommen; da sie den Ehrgeiz hatte, die grösste Sammlung zu besitzen, schickte ihr Christoforo Chigi ein ganz gutes Mädchenköpfchen aus Marmor, Isabella schrieb einen ausserordentlich liebenswürdigen Brief an Agostino. Dies war, soviel wir wissen, die erste briefliche Annäherung zwischen Chigi und Isabella, den Markgrafen Gonzaga hat er sicherlich schon lange gekannt. Der Magnifico ergriff auch gern eine Gelegenheit, um sich gegen Eleonore Gonzaga liebenswürdig zu erweisen. Als Francesco Maria della Rovere und Eleonora 1510 zum Karneval nach Rom kamen, gab Chigi ihnen zu Ehren ein grossartiges Fest und liess vor Tisch ein Lustspiel aufführen, „una bella et dolce et amorevole comedia“. Nach der Aufführung gingen die Gäste ins Speisezimmer, die Tische bogen sich unter der Last silberner und goldener Gefässe und der raffiniertesten Gerichte, die man in Rom auftreiben konnte.

Während Eleonorens Aufenthalt in Rom entstand wohl der Plan, Agostino mit Margherita, der natürlichen Tochter von Francesco Gonzaga, die bei den Rovere in Urbino lebte, zu verheiraten. Dieser Plan war nach Chigis Sinn, da er auf diese Weise in eine der grössten Herrscherfamilien Norditaliens hineinheiraten konnte, andererseits war es auch den Gonzaga sehr darum zu tun, den Glanz der Familie durch das grosse Vermögen des Bankiers zu steigern. Die Unterhandlungen führte Lodovico da Cappo, der Gesandte der Gonzaga in Rom, am 23. September 1511 schrieb er seinem Herrn, Agostino habe den sehnlichen Wunsch, Margherita zu heiraten, er sei bereit, für sie 10000 Dukaten zu erlegen und von jeglicher Mitgift abzusehen. Der dienstbeflissene Diplomat fügte hinzu, Chigis Vermögen würde auf 400000 Dukaten geschätzt. Der Markgraf schien jedoch in das Vermögen eines Bankiers kein übermässiges Vertrauen zu setzen und äusserte durch seinen Gesandten den Wunsch, dass sich Chigi nach der Heirat nicht mehr dem Risiko „della mercatura“ aussetze, sondern sein ganzes Vermögen in Landbesitz anlege. Agostino scheint sich dem nicht widersetzt zu haben, da er zermürbt von der aufreibenden Arbeit sich mit weniger gefährlichen Geschäften befassen wollte.

Der Aufenthalt des jungen Federigo Gonzaga in Rom schien das ganze Projekt zu fördern.

Im September lud Agostino den jungen Gonzaga zu einem Ausflug in sein Alaunbergwerk ein, das etwa sieben Meilen von Cività Vecchia

entfernt war. Federigo und sein Hauslehrer waren sehr vergnügt; von Chigi und dem Kardinal Petrucci begleitet, ritten sie durch den Wald bis zu einem kleinen Häuschen in der Nähe des Bergwerks, das gleichfalls dem Bankier gehörte. Die Arbeiter waren in zwei Gruben tätig; das Alaunlager hatte einen Wert von etwa 50000 Dukaten. Agostino machte auf Federigos Hauslehrer, Stazio Gadio, einen ausserordentlich günstigen Eindruck; überall sah der grosse Besitz durch. In dem kleinen Häuschen waren sie so bequem wie möglich untergebracht; zum Abendbrot wurden die verschiedensten Fisch- und Fleischspeisen aufgetragen, Rebhühner, Kapaune, Wildschwein, Rehbraten mit den verschiedensten Zutaten, so dass sich alle des feierlichen Empfanges wunderten, der trotz der ungastlichen Wälder und Berge dem jungen Fürsten zuteil geworden war.

Aber trotz all der Aufmerksamkeiten und Empfänge kam die Ehe nicht zustande; Margherita Gonzaga konnte sich nicht entschliessen, den 45jährigen Bankier zu heiraten, und der Markgraf drängte sie auch nicht, da es gerade damals finanzielle Missverständnisse zwischen Julius II. und Chigi gegeben hatte und Gonzaga annahm, dass die Stellung des Bankiers im Vatikan erschüttert sei. Ob Margherita Agostino persönlich kennen gelernt hat, wissen wir nicht; da Chigi 1511 in Venedig war, kann eine persönliche Begegnung zwischen beiden stattgefunden haben.

Trotzdem das Eheprojekt nicht zustande gekommen ist, blieb das gute Verhältnis zwischen Chigi und den Gonzaga bestehen, und der Bankier lud den jungen Federigo nach wie vor bei sich ein. 1512 wurde der Karneval in Rom besonders üppig gefeiert, die Kardinäle nahmen an allen Vergnügungen lebhaften Anteil, an der Spitze stand der Kardinal d'Aragona, der als Ungar verkleidet, durch sein Kostüm und sein schönes türkisches Pferd allgemeine Aufmerksamkeit erregte. Da gab auch Chigi ein grossartiges Fest mit Hirtenspielen, die von sienesischen Knaben und Mädchen aufgeführt wurden. Federigo hat auch zu Agostinos Gästen gehört und sich ausgezeichnet unterhalten; die Sienesen haben ihre Aufgabe glänzend gelöst und das aufgeführte Stück „fu bella materia". Auch am 28. Juli 1512 gab Chigi ein Bankett für Federigo, Stazio berichtet der Markgräfin, der Tisch sei aufs glänzendste bestellt gewesen, man habe ausgezeichnete Weine, ungewöhnlich schöne Melonen und die verschiedensten anderen Früchte in grösster Menge aufgetragen. Nach dem Essen traten wieder deklamierende „putti e putte senesi" auf.

VI.

Während die Unterhandlungen mit den Gonzaga wegen der projektierten Heirat mit Margherita spielten, fuhr Agostino nach Venedig. Die grossartige Stellung, die Chigi eingenommen hat, wird am besten dadurch gekennzeichnet, dass er zu einer feierlichen Sitzung des Grossen Rats eingeladen wurde und neben dem Dogen niedersitzen musste, um den Verhandlungen beizuwohnen. Auf Chigis Bitte wurde einem seiner Feinde, Alessandro Betti, der Aufenthalt in Venedig untersagt; als Betti, dessen Schuld wir nicht kennen, in die Türkei flüchtete, liess ihn der Sultan aufgreifen und gebunden an Chigi ausliefern.

In Venedig lernte Agostino eine besonders schöne Frau, Francesca Andreosia, kennen, zu der er in ein näheres Verhältnis zu treten wünschte. Der Bankier hatte durchaus nicht die Absicht, die junge Venezianerin zu heiraten, aber ihre Familie, die arm aber anständig war, wollte unter keinen Umständen zugeben, dass sie eine Kurtisane werde. Der unternehmende Bankier raubte die Venezianerin, brachte sie in Rom in einem Kloster unter, damit sie von den Nonnen erzogen werde, und führte sie dann in seinen Palast. Andreosia hat ihm in der kürzestmöglichen Zeit zwei Söhne und zwei Töchter geboren, und hat damit den alternden Bankier, der bis dahin keine männlichen Nachkommen hatte, ganz gefesselt.

Den ersten Sohn nannte Agostino Lorenzo Leone, zu Ehren Leos X., und veranstaltete eine so grossartige Taufe, dass man in Rom noch lange darüber gesprochen hat. Der Papst selbst, von vierzehn Kardinälen umgeben, hat den Kleinen getauft, dann fand ein Festmahl statt, zu dem auch die fremden Gesandten in Rom eingeladen waren. Einen besonderen Fisch hatte man lebend aus Byzanz kommen lassen, Störe und zwei Aale von ungewöhnlicher Grösse, die 250 Dukaten gekostet haben, wurden aufgetragen, den Gipfelpunkt gastronomischer Freuden sollte ein Gericht von zweifelhaftem Wert ausmachen: ein Ragout aus Papageienzungen. Das Bankett hat zweitausend Dukaten gekostet, damit hatte es sein Bewenden noch nicht: als die Gäste fortgegangen waren, fehlten elf silberne Gefässe. Wahrscheinlich war der damaligen römischen Dienerschaft nicht ganz zu trauen. Chigi war überzeugt, dass die fremden Lakaien den Diebstahl begangen hätten, und um keinem der eingeladenen Kardinäle Unannehmlichkeiten zu bereiten, liess er

die Sache auf sich beruhen. Beim Abschied sagte der Papst zum Hauswirt: „Equidem, Augustine, opinabar antea me tibi magis familiarem esse." Lächelnd gab Chigi zur Antwort: „Et antiquam tuam opinionem. Pater Beatissime, recens huius loci confirmavit humilitas."*)

Lorenzo Leo entwickelte sich gut, während Alessandro, der zweite Sohn, jung starb; die ältere Tochter Margherita hat in die Familie Sciarra-Colonna hineingeheiratet, die jüngere Camilla den Bankier Julian-Salviati.

Nach dem grossen Tauffest war es fast selbstverständlich, dass Agostino Andreosia heirate. Er scheint aber noch einige Jahre gezögert zu haben, ob er diese Venezianerin heiraten soll, deren Abstammung seiner hohen gesellschaftlichen Stellung nicht entsprach; erst 1518 beschloss er, sich mit ihr kirchlich trauen zu lassen. Die Trauung wurde mit ausserordentlichem Pomp am 30. April 1518 gefeiert, und wieder war es der Papst selbst, der, von einer stattlichen Zahl von Kardinälen umgeben, das Ehepaar eingesegnet hat. Während der Zeremonie hielt Leo X. Andreosias Hand, als ihr der Ring angesteckt wurde.

Nach der Trauung gab Chigi ein grosses Bankett in einer auf den Tiber mündenden Loggia. Der Empfang war grossartig, wie gewöhnlich; der noble Wirt liess nach jedem Gang die silbernen und goldnen Gefässe in den Tiber werfen und die übriggebliebenen Speisen unter das Volk verteilen. Man wunderte sich über diese Verschwendungssucht des grossen Bankiers und wusste freilich nicht, dass der kluge Chigi, der den Wert des Geldes sehr wohl kannte, in aller Stille Netze am Flussufer hatte spannen lassen, um nach beendetem Mahl die kostbaren Gefässe wieder auffischen zu lassen.

Von diesem Bankett wurde in Rom noch lange gesprochen, selbst Adrian de Jonghe, der viel später in Rom war, wurde noch von dem grossartigen Fest bei Chigi berichtet, so dass er ihm einen eigenen Abschnitt in seinen „Animadversa" gewidmet hat, die 1556 in Basel unter dem Titel erschienen „De nepotino luxu Chiesii cuiusdam Romani civis". Im XVII. Jahrhundert hat ein deutscher Dichter, der Baron Ferdinand Fürstenberg, in seiner Biographie berühmter Männer Agostinos Bankett in Versen geschildert.

Ein Jahr später beschloss Chigi, seine Vermögensverhältnisse für den

*) „Ich hatte geglaubt, Augustin, dass du mit mir vertrauter seist." Und die Antwort: „Die Bescheidenheit dieses Hauses hat die frühere Annahme Ew. Heiligkeit bestätigt."

Fall seines Todes zu ordnen; am 28. August 1519, an seinem Geburtstag, den er stets festlich zu begehen pflegte, verlas er sein Testament, das von soviel Zeugen unterschrieben wurde, dass, wie sein Biograph bemerkt, „seit Erschaffung der Welt niemand, weder Kaiser noch König", seinen letzten Willen mit soviel Feierlichkeit verkündet hat. Im Beisein des Papstes haben zwölf Kardinäle das wichtige Dokument mit ihrer Unterschrift versehen; unter den Zeugen befand sich auch der Gesandte des polnischen Königs bei der römischen Kurie, Erasmus, der Bischof von Plock „Herasmus Episcopus Plotensis Orator Regis Poloniae ad Leonem X. P.". Das Haus in Rom mit den Gärten und das Schloss in Portercole vermachte der Bankier seinen Söhnen als Fideikommiss; im Falle des Aussterbens männlicher Nachkommen in direkter Linie sollte der ganze Besitz auf die Söhne von Agostinos Brüdern übergehen, und falls sie und auch ihre weiblichen Nachkommen aussterben würden, so sollte die Erbschaft der Annunziata-Brüderschaft in S. Maria sopra Minerva zufallen, die arme Mädchen ausstattete. Seiner Frau vermachte er, abgesehen von den Geschenken, die sie bei der Trauung erhalten hatte, eine lebenslängliche Rente von 7000 fl. jährlich, die Töchter erhielten eine relativ bescheidene Mitgift von je 12000 Dukaten. Dafür gab es zahlreiche und bedeutende Legate für Kirchen und fromme Zwecke. Das Testament, ein langer mit Siegeln versehener Akt, beginnt alter Sitte gemäss mit den Worten: „In Nomine Domini Nostri Jesu Christi. Amen."

Nachdem das Testament unterschrieben war, gab es ein Bankett, das sich dadurch auszeichnete, dass jeder der Gäste die Speisen auf silbernen Tellern mit seinem eignen Wappen vorgesetzt bekam, die Reihenfolge der Speisen war so festgelegt, dass man jedem der Gäste sein Nationalgericht brachte. Für die Gäste, deren Heimat nicht allzuweit von Rom entfernt war, haben eigens zu diesem Zwecke versandte Kuriere besondere Leckerbissen aus ihrem Geburtsort mitgebracht.

VII.

Die römische Gesellschaft zerfiel unter Julius II. und Leo X. in drei vollkommen voneinander gesonderte Gruppen. In der Gegend des Vatikans, des Borgos und im Trastevere-Viertel haben der Papst und sein Hof gelebt, dort haben sich auch die Neuhinzugekommenen aufgehalten, es war eine laute, glänzende, verschwenderische Gesellschaft, die

Künstler und Literaten protegierte. Diese Welt war unrömisch, sie trug gelegentlich ein spanisches, französisches oder florentinisches Gepräge, je nachdem wer gerade Papst war: für die wahren Römer blieb es eine fremde Gesellschaft. Die Brüder, Neffen und sonstigen Verwandten des regierenden Papstes haben sich dort angesiedelt, sie haben versucht, den Vatikan auszunützen, schnell reich zu werden und Titel zu erlangen. Da sie eine Rolle in der Gesellschaft spielen wollten, gaben sie viel aus, zogen sich glänzend an, kauften Kostbarkeiten und bestellten Bilder. Diesem Kreis haben sich Diplomaten, reiche Fremde oder Abenteurer, die zu Geld kommen wollten, angeschlossen.

Im Gegensatz zu dieser wechselnden, in mancher Beziehung verdächtigen Gesellschaft standen die alten, verschuldeten, römischen Geschlechter, sie waren Strassenkämpfe gewohnt, sind in Friedenszeiten viel auf die Jagd gegangen, haben in ihren alten Häusern auf der linken Tiberseite gehaust und zornig die Päpste und all die Ankömmlinge betrachtet, die in ihrer Gefolgschaft nach Rom gekommen sind. Diese Geschlechter haben an dem künstlerischen und literarischen Leben der Renaissance kaum Anteil genommen. Zum Bauen fehlte es ihnen an Geld, und Bilder und Bücher haben sie nicht interessiert. Es ist bezeichnend genug, dass der Palazzo Farnese der einzige Privatpalast ist, der in der Renaissance entstanden ist, die übrigen stammen durchweg aus der zweiten Hälfte des XVI. und aus dem XVII. Jahrhundert. Zu dieser eingeborenen Aristokratie wurden allmählich die Familien der früheren päpstlichen Nepoten gezählt, wenn sie mit der Zeit, nach etwa hundert Jahren, durch Macht der Gewohnheit und Familienbande mit ihnen verwachsen waren.

In der Mitte, selbst in der geographischen Mitte, in den Strassen, die an den Tiber stiessen, wohnten die Bankiers, die sich dort festgesetzt hatten, wohin ihr Geschäft sie führte. Die Bankiers machten auf dem rechten Tiberufer ihre Geldgeschäfte und verheirateten ihre Söhne auf dem linken, um sich den alten römischen Geschlechtern zu verbinden, aber eigentlich standen sie dem Vatikan näher. Chigi war eine auf dem rechten und linken Ufer begehrte Persönlichkeit, und der geschickte Bankier verstand es, sich immer und überall beliebt zu machen, denn er klimperte nicht läppisch mit seinem Geld, sondern wusste ihm einen fast musikalischen Klang abzugewinnen.

Chigis Haus war der Mittelpunkt des künstlerisch-literarischen Lebens in Rom. Raffael, Sodoma, Peruzzi und mehrere andere Künstler

gehörten zu den nächsten Freunden des Bankiers. Agostino hatte Sodoma an Julius II. empfohlen, Sebastiano del Piombo hatte er aus Venedig kommen lassen und ihn so lange in seinem eignen Hause beschäftigt, bis er ihm eine Stelle im Vatikan verschafft hatte. Giulio Romano, Timoteo Viti, Johannes Franciscus, Il Fattore genannt, der florentinische Bildhauer Lorenzetto, Girolamo Genga, der Architekt Bernardino da Viterbo, Antonino da Santo Marino — alle fanden bei ihm Arbeit und Hilfe im Falle der Not. Nur Michelangelo gab er keine Aufträge, als treuer Freund Raffaels wollte er ihn nicht durch Bestellungen bei seinem Nebenbuhler verletzen, besonders da Sanzio in dieser Beziehung empfindlich war. Übrigens hat Michelangelo die Schmeichler und Parasiten, die sich um den Bankier geschart haben, gründlich verachtet.

Auch Literaten wurden von dem Glanz von Chigis Gold angelockt. In jedem grösseren Hause wurden Dichterlinge durchgefüttert, die sich für das tägliche Brot dankbar erwiesen, indem sie auf ihre Mäzene gelegentlich einen Panegyrikus verfassten. Es gehörte zum guten Ton, eine zahlreiche Skribenten-„Familie“ zu besitzen.

VIII.

Die Kunst verbreitet einen leuchtenden Glanz um die Menschen, die mit ihr in Berührung kommen. Wenn Chigi die Farnesina nicht hätte erbauen und die Fresken schmücken lassen, so wüssten wir sicherlich sehr viel weniger von ihm. Die Villa am Tiber ward sein Ruhm.

Um das Jahr 1509 hat Agostino in ewiger Pracht zwei Weinberge von dem Septimianer Tor am Tiber erworben, um dort ein Gartenhaus zu bauen, der Palazzo in der Via di Banchi war als Wohnung unbequem. Diese Weinberge hatten erst zur nahegelegenen Kirche S. Giacomo in Septimiano gehört, dann zur Capella Giulia bei S. Peter. Der Pachtzins, den der Bankier für das Gelände bezahlt hat, hat sein Budget nicht belastet, betrug er doch nur sechzehn Fässchen Most jährlich. Chigi wollte ein bescheidenes, heiteres Haus haben, das der Vorortsumgebung entsprach, und einen grossen Stall für hundert Pferde, die er nicht nur für seinen persönlichen Gebrauch, sondern auch zur Beförderung von Waren gebrauchte.

Wer hat den Plan für diesen Bau entworfen? Nach älteren Kunst-

historikern, die sich an Vasari halten, Peruzzi, nach einigen neueren Forschern, wie Geymüller und Burckhardt, Raffael. Wenn man Alexanders VII. Notizen berücksichtigt und den Umstand, dass der Bankier damals Peruzzi hatte aus Siena kommen lassen, kommt man zur Überzeugung, dass der architektonische Entwurf von Peruzzi herrührt. Vielleicht hat man auch Raffaels Rat eingeholt, aber der Hauptarchitekt war Peruzzi. Vasari behauptet es mit Sicherheit und fügt hinzu, Chigis Haus sei so gut, dass es nicht gemacht, sondern geboren scheint, „non murato, ma veramente nato". Peruzzi hat bereits zwischen 1505 und 1506 Bramante Zeichnungen für S. Peter geliefert und war im Baufach sehr erfahren.

Auch die Loggia am Tiber, den Stall, der grossartiger werden sollte als das Wohnhaus und die Paläste der Nachbarn, hat Peruzzi nach seinem Plan ausgeführt*).

Das Wohnhaus, die bis auf den heutigen Tag bewunderte Villa Farnesina, zeichnet sich durch grosse Einfachheit und Harmonie der Linien aus. Auf den Aussenwänden hat Peruzzi Bilder in Chiaroscuro gemalt, die leider untergegangen sind. Diese Fresken waren sicherlich ein grosser Schmuck der Villa, und wenn wir uns die ganze Umgebung und den stolzen Garten vergegenwärtigen, so begreifen wir, dass der reiche Bankier sich keine schönere Zufluchtsstätte schaffen konnte, um von quälender Arbeit und fieberhaftem Erwerb auszuruhen. Besonders der Garten mit seinen Steineichen, Myrten, Zypressen, Lorbeer- und Buchsbäumen, den Marmorstatuen und Grotten am Tiber, von denen die eine zum Baden bestimmt war, hat zu Roms Wunderwerken gehört.

Chigi hatte es eilig mit dem Bau. 1510 war der Rohbau fertig und konnte sogar schon zu festlichen Zwecken hergerichtet werden, da während des Karnevals im Jahre 1510 die Herzogin von Urbino dort empfangen wurde. 1511 begann die Ausschmückung der Villa. In die Arbeit haben sich hauptsächlich Raffael und Peruzzi geteilt, der erste sollte den Psychesaal, der zweite die östliche Loggia, den sogenannten Galatheasaal malen. Den beiden Künstlern haben Giulio Romano, Francesco Penni und Giovanni da Udine geholfen. Das Thema der Fresken

*) Augustinus pollicitus est elegantius aedificare se stabulum, quam futura erat domus illa; neque fidem fefellit adiuncto ad Balthasarem Peruzzium altero operis inventore ac dispositore Raphaele Urbinate consultisque aliis. (G. Cugnoni, Agostino Chigi S. 31.)

scheint von vornherein festgelegt worden zu sein; die Gefühle, die die Renaissancemenschen am meisten bewegt haben, fanden dort ihren Ausdruck: Liebe, und der Einfluss, den die Umwelt auf den Menschen hat, seine Abhängigkeit von den Sternen.

Im XV. und XVI. Jahrhundert fand die Wiedergeburt der Wissenschaft und Kunst statt so gut wie die der Astrologie, die damals zu einem gewaltigen Wissenszweig anwuchs. Jeder Gebildete vertiefte sich in astrologische Studien. Der Kaufmann wie der Kardinal, der Condottiere wie der Mönch suchte gelegentlich Trost in den Prophezeiungen des Nekromanten. Die Kirche hat die Astrologie toleriert. Chigi war ihr besonders zugetan, um so mehr, als die Astrologen ihm ein sehr langes Leben prophezeit hatten; sie hatten in den Sternen gelesen, dass er das Jahr 1563 erleben würde. Er wollte daher auch in der Loggia seines Palastes, die auf den Tiber ging, die mystische Umwelt sehen können, wenn er sich am Sternenhimmel sattgesehen hatte. Er empfahl Peruzzi, seine Träume in den geheimnisvollen Sternenbildern des Tierkreises auszudrücken.

Peruzzi, der aus Siena gekommen war, stand noch ganz unter dem Eindruck von Pinturicchios Fresken in der Libreria. Die malerisch-architektonische Auflösung der Decke, die der umbrische Künstler dort geschaffen hatte, und die zahlreichen Grotesken standen vor seinem Auge. Aber hier waren Grotesken nicht am Platze, und seiner wartete eine ernstere Aufgabe. Um einen Hintergrund für die himmlischen Zeichen zu schaffen, galt es das Gewölbe in architektonische Felder einzuteilen; überall musste der Himmel durchscheinen und der Blick in perspektivischer Tiefe versinken. Die Aufgabe war neu. Bis jetzt hatte allein Melozzo da Forli versucht, durch malerische Perspektive die Mauern der engen Kapelle in Loreto zu erweitern, er hatte die Wände gewissermassen mit seinem Pinsel durchbrochen, so dass das Gebäude an Umfang gewonnen hatte und die biblischen Szenen sich in einer unbegrenzten Landschaft abzuspielen schienen. Melozzo war das Vorbild für Signorelli in der Sagrestia del Cura zu Loreto, aber in Rom hatte man bis jetzt in der dekorativen Malerei ein anderes Prinzip verfolgt. Der Hauptvertreter dieses Stils war Pinturicchio in seinen Fresken im Appartamento Borgia. Peruzzi ist einen neuen Weg gegangen, er hat in der Farnesina eine architektonische Dekoration voll kühner Einfälle und perspektivischer Neuerungen geschaffen. Zum Teil hat der Künstler Pinturicchios Ornamente aus der Libreria zu Siena über-

nommen. Der Sternenhimmel blickt durch die Einfassungen einer gemalten Architektur durch, darauf sind die Zeichen des Tierkreises und anderer Himmelskörper angebracht.

Die Erklärung dieser symbolischen Zeichen hat namentlich deutsche Gelehrte beschäftigt. Nicht alle Gestalten entsprechen den gewohnten Formeln; so viel allein scheint sicher zu sein, dass die Künstler oder jene, die ihnen die erforderlichen Hinweise gegeben haben, sich in der Hauptsache an Hyginus' Buch gehalten haben, das gewissermassen der Kodex der gesamten antiken Poesie des gestirnten Himmels ist.

Hyginus war der Bibliothekar des Kaisers Augustus und hat etwa vierzig Jahre vor Christi Geburt die gesamte mythologische Symbolik des Firmaments beschrieben. Sein Buch war auch nach der Einführung des Christentums in unzähligen Abschriften verbreitet, es befand sich in Klosterbibliotheken und galt gewissermassen als Fundament der beschreibenden Astronomie. Auch heute sind noch mehrere Exemplare vorhanden; sie stammen aus dem XI. Jahrhundert und reichen bis ins XVI. Das älteste gedruckte Buch erschien 1475 in Ferrara. Die mittelalterlichen Vorstellungen der Umwelt beruhen in der Hauptsache auf Hyginus' Buch; es wurde in den Klöstern abgeschrieben und illustriert und mönchische Phantasie hat hier gelegentlich üppige Blüten getrieben. In der Renaissance war dieses astronomische Handbuch sehr berühmt. Ariost und andere italienische Dichter haben daraus ihre Bilder geschöpft, ohne sich strikt an die Beschreibungen des alten Gelehrten zu halten.

Die Fresken an der Decke des Galatheensaals stellen die Körper, die im Aether kreisen, sinnlich dar; der Entwurf dazu stammt von Peruzzi, ob er auch die ganze Decke selbst gemalt hat, ist zum mindesten zweifelhaft, da die Arbeit im Laufe eines Jahres fertig war. Schon aus dieser kurzen Spanne Zeit ergibt sich angesichts der grossen Arbeit, dass er Gehilfen gehabt haben muss.

Der Saal, eine auf den Garten gehende Loggia, hat fünf Arkaden. Peruzzi hatte hier ein weites Feld, um seinen architektonischen Sinn zu bekunden, durch gemalte Pilaster hat er die Wand in mehrere Felder eingeteilt. Auf den Pilastern sind Masken und seltsame phantastische Gestalten angebracht, auf den Kapitellen stehen grau in grau gemalte Amoretten. Diese Gestalten sind so plastisch gedacht, dass Tizian, dem Vasari die Farnesina gezeigt hat, sie für Skulpturen hielt. Die Decke soll den Himmel, von Fabelwesen bevölkert, darstellen. In dem

einen grossen Feld tötet der besternte Perseus die Medusa, im nächsten führt Kallisto einen ochsenbespannten Wagen, Kallisto galt als Verkörperung des „Grossen Bären". Den Grund für die Wahl dieser beiden Sternbilder hätte nur der Hausastrolog des Bankiers zu nennen gewusst; vermutlich standen diese Sterne in einem besondern Zusammenhang mit Agostinos Schicksal.

In den Feldern, die an das Gewölbe anschliessen, hat Peruzzi einige Personifikationen von Himmelszeichen angebracht, die damals allen verständlich waren und uns heute ziemlich rätselhaft erscheinen. In den Lünetten sind wir der Erde näher gekommen, wir befinden uns in Junos Reich. Sie thront in ihrem Pfauenwagen, neben ihr Boreas, Zephyr, der gestürzte Phaeton und der stürzende Ikarus — sämtlich Illustrationen zu Ovids „Metamorphosen", sie sind Sebastiano del Piombos Werk. Die „Metamorphosen" galten damals gewissermassen Dichtern und Malern als Bibel.

Den schönsten Schmuck des Saales bildet Raffaels berühmtes Fresko „Der Triumph der Galathea". Aus der Welt der Sterne und Himmelskörper begeben wir uns in die rauschenden Fluten des Meeres. Wieder ist Ovid unser Führer, mehr noch Polizian, der die antike Legende in einem Gedicht behandelt hat; Raffaels Fresko scheint nachstehenden Vers in Polizians „Giostra" gewissermassen zu illustrieren:

Due formosi delfini un carro tirano
Sovr' esso è Galatea, chi il fren correge,
E quei natando parimente spirono;
Ruotasi attorno più lasciva gregge.

Raffael hat ein beliebtes Motiv der griechisch-römischen Malerei aufgenommen. In Pompei, Stabiä und Herculanum waren Szenen aus dem Mythus der Galathea gemalt. Galathea erscheint auf einem Muschelwagen, der von zwei Delphinen gezogen wird, Nereiden und Tritonen umgeben sie; der eine reisst Galatheens Gefährtin in leidenschaftlicher Umarmung an sich. Amorine in der Luft schiessen vergiftete Liebespfeile ab. Überall Licht, Frühling, überschäumender Lebensdurst.

1515 innerhalb vierzehn Tagen hat Raffael diese glänzende Komposition gemalt. Der Karton dazu ist bereits vor 1514 entstanden, auch sind zahlreiche Studien vorhanden.

Im Frühling oder Sommer 1514 hat er seinem Freund Baldassare Castiglione, dessen Rat er häufig eingeholt hat, eine Kompositions-

skizze geschickt. Castiglione war vom Einfall begeistert, aber Raffael hatte noch so manchen Zweifel, namentlich klagte er, es sei schwer, Frauen zu malen, da es ihm in Rom an schönen Modellen fehle. „Um eine Schöne zu malen," schreibt er, „müsste ich deren mehrere vor Augen haben. Da es mir an Modellen fehlt, male ich aus dem Gedächtnis nach einer Idee, die ich im Kopfe habe." Dieses Malen „nach einer Idee" ist auch an der Galathea erkenntlich, sie hat einen banalen, nichtssagenden Gesichtsausdruck. Die Körper sind gelungen, die Komposition hat sehr viel Reiz, aber den Gestalten und ihren Bewegungen fehlt der hinreissende Bruthauch des Lebens, in dem wir uns selbst wiederfinden. Raffaels Frauen wirken auf uns wie griechische Statuen, wir bewundern sie, aber sie erwecken in uns nicht den Eindruck des Lebens.

Nichts charakterisiert Raffael besser als seine Worte an Castiglione: um eine Schöne zu malen, müsste er mehrere schöne Frauen vor sich haben. Da es kein vollkommenes Modell gibt, muss bei dem einen die Hand, bei dem andern der Fuss usw. herhalten. Raffael wollte ein Frauenideal schaffen und hat ein Wesen von einer allzu generellen Schönheit gestaltet. Er wollte eine greifbare Definition des Schönen geben und musste zu Trugschlüssen kommen. Auf diesem Wege kann nur seelenlose Malerei entstehen. Seine römischen Schüler haben denselben Fehler begangen, und so hat seine Schule zum Verfall der italienischen Kunst geführt. Vielleicht lassen sich die Formen des menschlichen Körpers bis zu einem gewissen Grade verallgemeinern, die Gesichter, als Abglanz der Seele, niemals. Der Künstler, der in den Zügen, im Gesichtsausdruck ein allgemeines Ideal aufstellen will, wird sein Ziel nicht erreichen. Nur das Individuelle ist anziehend.

Die Galathea wirkt nicht als individuelle Erscheinung, sondern als theoretische Lösung der Aufgabe, wie eine schöne Frau gemalt werden muss. Eine Bardi in der Galerie Poldi Pezzoli, eine Tiziansche Venus, eine Botticellische Primavera — das sind Frauengestalten, die einen bestimmten Komplex von Gefühlen und Vorstellungen in uns erwekken; die Galathea hinterlässt einen vagen Eindruck, der unlebendig ist wie alle Theorie.

Als Raffael die Galathea geschaffen hat, stand er auf dem Gipfel seiner Entwicklung, er war neunundzwanzig Jahre alt und hatte seine schönsten Fresken im Vatikan vollendet. Damals litt er noch nicht unter der Überfülle von Aufträgen, mit denen ihn Leo X. belastet hat. Er stand erst am Beginn seiner Laufbahn als Malerfürst. Bald darauf

hat er nur noch die Entwürfe für seine Werke geliefert, er stand an der Spitze eines Stabes von Gehilfen, hatte seinen Palast und zeigte sich auf der Strasse wie die Kardinäle von Klienten umgeben; Michelangelo hat über solche Freude an Äusserlichkeiten nicht wenig gehöhnt.

Ob der wiederholt restaurierte Polyphem, das Gegenstück der Galathea in diesem Saal, Raffaels Werk ist oder von Sebastiano del Piombo gemalt wurde, ist bei dem Zustand des Freskos heute schwer zu entscheiden. Die weiteren Felder an den Wänden blieben unausgeführt, wahrscheinlich infolge von Chigis Tod, später wurden sie durch einige banale Landschaften verdorben. Interessant ist nur noch der grosszügig gemalte Kopf, der früher irrigerweise Michelangelo zugeschrieben wurde. Der Versuch, einen logischen Zusammenhang zwischen diesem Kopf und den übrigen Fresken im Galatheensaal herzustellen, hat sich bis jetzt als vergeblich erwiesen.

Im Vorraum, dem Psychesaal, war Raffael wieder am Werk. Er hat sich um 1516 an die Arbeit gemacht, aber nur die Kartons gehen auf ihn zurück, die Ausführung hat er seinen Schülern Giulio Romano und Giovanni da Udine überlassen. Die Fresken haben sehr gelitten und sind schlecht restauriert, die harten Töne, die heute stören, sind spätere Zutaten.

Die allvermögende Liebe wird verherrlicht. Das Thema ist Apulejus' „Metamorphosen" entnommen, einem Werk, das nach Erfindung der Buchdruckerkunst in ganz kurzer Zeit vier Ausgaben erlebt hat. Die erste Ausgabe trägt die Jahreszahl 1469, die weiteren sind 1488, 1493 und 1497 erschienen. Das Buch war damals modern und schien seinem Inhalt nach besonders für die heitere Villa des Bankiers geeignet. Der Mythus der Psyche, der vermutlich ursprünglich das Wesen der Seele in vergeistigter Form zu fassen gesucht hat, ist zu einer etwas materiellen Liebesgeschichte geworden. Der Inhalt der Novelle, die Gestalten von Psyche, Amor und Merkur, das Mahl der Götter im Olymp — all das hat sich dem Pinsel des jungen Renaissancekünstlers gleichsam entgegengedrängt. Raffaels Gabe, eine Fläche zu gliedern, fand dort ein reiches Wirkungsfeld, und die Dekoration der Wand muss, als die Dinge noch gut erhalten waren, ein wahres Fest fürs Auge gewesen sein.

War nun der Portikus der Villa, der dem grossen Freundeskreis des Bankiers zugängig war, von der Liebe der Götter beherrscht, so sollten

im Schlafzimmer des Besitzers im ersten Stockwerk irdischere Bilder das Auge erfreuen. Chigi hat für diese Aufgabe einen Künstler erwählt, der ihr ganz gerecht werden konnte, den Sienesen Sodoma. Das Hauptbild behandelt die Geschichte von Alexander dem Grossen und der schönen Roxane. Die Verbindung der Liebenden soll vollzogen werden, Roxane, ein der „Verführerin" in Monte Oliveto verwandter Typus, erhebt sich von ihrem Lager, Alexander tritt liebeglühend mit der Krone an sie heran. Roxanens schöne Dienerinnen ziehen sich zurück und Amorine freuen sich ihres neuen, wohlgelungenen Streiches. Auf dem zweiten ruhiger gehaltenen Bild empfängt Alexander die Familie des Darius, auf dem dritten, das durch schlechte Restaurationen gelitten hat, versucht Alexander in einer weiten Landschaft Bucephalus die Zügel anzulegen. Im gleichen Zimmer hat Sodoma einen schmiedenden Vulkan gemalt; die Fresken waren 1514 fertig und wurden ausserordentlich bewundert, man fand sie Raffaels Kompositionen in der Farnesina überlegen.

An den Raum, in dem Sodoma gemalt hat, stösst die „Sala delle colonne", ein Saal von sehr schönen Verhältnissen. Hier hat Peruzzi wieder ornamentale Fresken geschaffen, architektonische Konzeptionen, die seiner künstlerischen Richtung am meisten entsprachen. Peruzzi zeigt sich wieder als Meister der Perspektive. Gemalte Architektur, Bäume, Fernsichten, alles fügt sich zu einer grossen Einheit zusammen. Der Saal hat durch Übermalungen viel gelitten, muss aber ursprünglich sehr schön gewesen sein, Pietro Aretino hat ihn in der ganzen Villa am höchsten geschätzt. Eine Erweiterung der Wände mittels architektonischer Durchblicke war damals neu und frappierte durch die Kühnheit des Einfalls.

Mythologische Szenen schmücken die einzelnen Felder, besondere Aufmerksamkeit verdient der etwas kühle Fries, dessen Gestalten den Einfluss von Raffael verraten. Peruzzis Unglück war, dass er dem Einfluss so bedeutender Persönlichkeiten wie Raffael und Michelangelo erlegen ist, er hat auf diese Weise sehr viel von seiner Ursprünglichkeit eingebüsst. Der Sienese war als Architekt bedeutender denn als Maler.

Die Ausschmückung von Chigis Villa hat mehrere Jahre gedauert. Namentlich Raffael hat zu Chigis grossem Ärger den Fresken nur wenig Zeit geopfert. Nach Vasari trug Raffaels Liebe zur Fornarina und seine Beziehungen zu verschiedenen Kurtisanen an dieser Verzögerung schuld: „era persona molto amorosa et affezzionata alle donne". Ausser-

dem war er masslos durch Arbeit überhäuft; Chigi verfiel auf einen Ausweg und bat die Fornarina, Raffael während seiner Arbeit in der Villa Gesellschaft zu leisten. Die Villa des Bankiers hat schon, ehe sie fertig war, die grösste Bewunderung erweckt. Gallo Egidio, der römische Poeta laureatus, hat 1511 eine poetische Schilderung der Farnesina unter dem Titel „De viridario Augustini Chigi, Senensis, libellus" (Romae MDXI) herausgegeben. Er ist begeistert vom künstlerischen Wert der Bilder, von der Schönheit der Umgebung, dem Duft der Blumen und dem Saft der Früchte in dem neu angelegten Garten. Ein Jahr später veröffentlicht Blasio Palladio eine sehr detaillierte Beschreibung*) der in der Villa vorhandenen Kunstwerke und erwähnt bereits Peruzzis und Sebastiano del Piombos Fresken. Auch Aretin berichtet in seinen Briefen, er habe keine kostbareren Fresken als die in der Villa Chigi gesehen, in seinem „Cortegiano" schwärmt er von der Schönheit der Gärten — Ariost besingt sie in seinem Orlando" **), aber einigen Künstlern war wohl, wenn sie in die Villa kamen, die Vorfreude auf das gute Mittagessen wichtiger als die Fresken oder der Garten. So heisst es beim jungen Beroaldo in seiner Ode „Tricolos ad Aug. Chisium":

Dum tu circumagis nos bone Chisie
Per coenacula Villae et viridaria
Perlustras, abit hora et
Intestina quatit fames.
Ne te crede meum pascere nobili
Picturo stomachum: quod reliqui est age;
Miremur bene poti:
Nil non me saturum iuvat.

Der Besitzer der bewunderten Villa hatte es eilig, sie den Kunstfreunden zu zeigen; obgleich sie noch nicht ganz fertig war, hat Chigi dort jenes grossartige bereits erwähnte Fest anlässlich der Taufe seines Sohnes gegeben. Da in den Zimmern noch gemalt wurde, verwandelte der Bankier seinen grossen Stall in einen Speisesaal, indem er die Wände mit kostbaren Teppichen verhangen hat.

1519, als die Fresken fertig waren, gab Agostino wieder ein grossartiges Bankett, an dem Leo X., zwölf Kardinäle und mehrere kirch-

*) Suburbanum Augustini Chisii per Blasium Palladium. Impressum Romae MDXII.

**) Orlando furioso 46, 13.

liche Würdenträger teilnahmen. Das Bankett fand im Saal statt, in dem Peruzzi gemalt hatte, und in dem angrenzenden, von Sodoma geschmückten Zimmer. Die kostbaren Gemälde wurden bewundert, nicht weniger aber die Ordnung, mit der bei Tisch bedient wurde, da die damalige Gesellschaft daran nicht gewöhnt gewesen zu sein scheint.

In den Farnesina-Fresken tritt gewissermassen zum letztenmal der unmittelbare Einfluss des Humanismus auf die römische Dekorationsmalerei zutage. Spätere Anläufe waren nur eine Nachahmung dessen, was in der glänzendsten Epoche entstanden war.

IX.

Die Kirche S. Maria del Popolo war das Heiligtum der grossen Sünder. Ursprünglich befand sich Domitius' Grabmal dort; nach der Tradition soll Acte dort Neros Körper verborgen haben, infolgedessen wollte niemand im Mittelalter dort vorbeigehen, da Nero sich nach einer alten Überlieferung als blutgieriger Geist auf die Reisenden stürzte, um sie zu erwürgen.

Papst Paschalis II. erbarmte sich der römischen Bevölkerung, mit eigner Hand fällte er den grossen Nussbaum auf dem Grabhügel, der böse Geister beherbergen sollte, und errichtete dort 1099 ein Kloster und eine der Maria geweihte Kirche. Auf diese Weise wurde die Stadt von dem verdammten Geist befreit.

Sixtus IV. liess 1475 die ursprünglich einfache Kirche umbauen; die fremden Pilger sollten bei ihrem Einzug in die ewige Stadt einen Ort finden, um Gott für die glücklich bestandene Reise zu danken. Die Borgia hatten, als Fremdlinge in Rom, eine besondere Vorliebe für diese Kirche. Alexander VI. wandte ihr seinen besonderen Schutz zu, liess sein Bildnis dort aufhängen und seinen Lieblingssohn, den Fürsten von Gandia, dort bestatten. Lucrezia Borgia hat in Santa Maria del Popolo ihre Andacht verrichtet, und Vanozza, die Mutter des Geschlechts, wurde dort 1518 neben ihrem Sohn begraben. Das Begräbnis war grossartig, sie wurde „mit einem Pomp wie ein Kardinal" bestattet.

Obgleich Julius II. gern die Erinnerung an die Borgia ausgelöscht hätte, hatte er eine Vorliebe für diese, von seinem Oheim erneuerte Kirche und stiftete ihr gleich seinem Vorgänger sein Bildnis. S. Maria del Popolo wurde die Familienbegräbniskirche der Rovere, die meisten Nepoten des grossen Papstes wurden dort beigesetzt. Der erste des

grossen Geschlechtes, der Kardinal Christoforo Rovere, wurde im Jahre 1478 auf jener Stelle beigesetzt, wo einst Neros Grab gestanden hatte. Julius II. liess das Presbyterium der Kirche von Bramante erweitern und bestellte Glasfenster bei Wilhelm von Marseille. Die Grabdenkmäler für die beiden Kardinäle Girolamo Basso Rovere und Ascanio Sforza gab er Andrea Contucci da Monte Sansovino in Auftrag. Der eine der päpstlichen Nepoten, Giovanni Rovere, der Fürst von Sora, hat die Hieronymus- und Augustin-Kapelle von Pintoricchio ausmalen lassen.

Da Chigi sich dank Julius II. Ernennung als dem Geschlecht der Rovere zugehörig empfand, wollte er gleichfalls in S. Maria del Popolo beigesetzt werden. Schon um 1503 bat er Raffael um den Entwurf einer Kapelle, die in die Kirche eingebaut werden könnte. Sanzio hat ein Oktogon aufgeführt, das von einem in eine Kuppel ausmündenden Zylinder überdacht ist. Die Mosaiken in der Kuppel, auf Raffaels Entwurf zurückgehend, behandeln wieder ein astrologisches Thema: Gott-Vater streut die Sterne, die er geschaffen, über den Himmel. Es ist der Schöpfungsakt, den Dante im Beginn seines „Inferno" beschrieben hat:

E 'l sol montava in su con quelle stelle,
Ch' eran con lui, quando l'amor divino
Mosse da prima quelle cose belle.

Die Gestalt von Gott-Vater befindet sich in einem besonderen Medaillon in der höchsten Spitze der Kuppel, umgeben von den Zeichen des Tierkreises, von Planeten, die antike Gottheiten personifizieren: Jupiter, Diana, Venus, Apoll und Mars. Um christliche und heidnische Vorstellungen miteinander zu versöhnen, begleitet ein Engel, der auf Gottes Befehle harrt, jeden Planet.

Luigi della Pace hat im Jahre 1516 die Mosaiken in der Kuppel ausgeführt, die Fresken: die Erschaffung der Welt, hat Francesco Salviati, Il Cecchino genannt, gemalt. Die malerische Ausschmückung haben Salviati und Sebastiano del Piombo übernommen, letzterer starb, ehe sein Werk vollendet war. In Chigis Kapelle befindet sich ausserdem noch die Statue des Propheten Jonas, die Lorenzetto nach Raffaels Skizze ausgeführt hat. Ein Marmorblock, der aus dem Kastor-und-Pollux-Tempel aufs Forum gefallen ist, wurde dafür verwendet.

Agostino hat 22000 Skudi für den Bau der Kapelle geopfert, Fabio Chigi, der sie hat wiederherstellen lassen, hat 3000 Skudi dafür bezahlt. Die Treppen unterhalb der Balustrade sind aus Granit gehauen,

den der Bankier eigens zu diesem Zweck aus dem Osten bezogen hat. Die Kapelle sieht trotz der bedeutenden Summe, die sie verschlungen hat, bescheiden genug aus und verrät nicht, dass ihr Gründer Julius' II. einflussreichster und vermögendster Bankier war. Die ernsten Grabdenkmäler von Agostino und seinem Bruder Sigismondo hat Lorenzetto ausgeführt. Es sind Pyramiden aus dunklem Marmor mit den Medaillonköpfen der Chigi, freien Schöpfungen, die keine Porträtzüge tragen.

Die Rovere hatten noch eine zweite Kirche in Rom, S. Maria della Pace. Auch sie geht, wie bereits erwähnt, auf Sixtus IV. zurück. Chigi fühlte sich verpflichtet, auch zum Schmuck dieses „Familien"-Heiligtums beizutragen und hat Raffael 1514 ein Fresko in der ersten Kapelle rechts vom Haupteingang in Auftrag gegeben. Der Künstler hat mit grosser Einfachheit und Harmonie im Linienfluss vier Sibyllen und darüber schwebend vier Propheten angebracht. Die Sibyllen sind von ihm selbst ausgeführt worden, die Propheten hat Timoteo Viti 1519 nach seinen Zeichnungen gemalt. Nach Vasari gehören die Sibyllen zu Raffaels schönsten Werken, namentlich die Phrygische, Persische und Tiburtinische.

Vasari ist Raffaels unbedingter Bewunderer, und sein Lob der Sibyllen übertrieben. Sowenig gegen die Komposition als solche etwas zu sagen ist und so sehr die Gruppierung als Beispiel Raffaelscher Kompositionen überhaupt dienen mag, so schwer fällt es, in den einzelnen Sibyllen Schönheiten zu entdecken. Michelangelos Einfluss bei diesem Fresko auszuschalten, ist fast unmöglich, obgleich die unbedingten Bewunderer Raffaels beweisen möchten, dass er dem grossen Florentiner nichts zu verdanken habe.

Chigi hat Raffael fünfzig Dukaten über den vereinbarten Preis für dies Fresko bezahlt; als die Arbeit fertig war, hat der Künstler noch 400 Goldgulden gefordert. Dem Bankier schien dieser Betrag zu hoch, er hat Michelangelo gebeten, den Streit zwischen ihm und Raffael zu schlichten. Das Urteil war für Agostino ungünstig. Michelangelo erklärte, jede der grossartigen Gestalten sei den geforderten Betrag wert. Da gab Chigi witzig zur Antwort: „man müsse sich mit der Auszahlung beeilen, sonst würden die Sibyllen sein ganzes Vermögen verschlingen" und schickte Raffael den gewünschten Betrag.

Ebenso wie in Rom wollte sich Chigi auch in Siena ein künstlerisches Denkmal setzen. Für S. Agostino, wo Mariano Chigi 1502 einen Familienaltar gestiftet hatte, hat er bei Perugino ein Gemälde für 200 Du-

katen bestellt. Es ist ein von Engeln umflatterter Kruzifixus, zu den Füssen des Kreuzes befinden sich Maria, Maria Magdalena, Augustin, Hieronymus, Johannes d. T. und Catherina; die Heiligen tragen die Züge von Marianos Angehörigen.

X.

Agostino hat die Vollendung seiner Kapelle in S. Maria del Popolo und seiner Villa am Tiber nicht erlebt. Er hat die Villa jedoch bezogen und ist dort am 10. April 1520 gestorben, einige Monate vor Leo X. und vier Tage nach Raffael. Die Prophezeiungen der Astrologen, die ihm ein langes Leben versprochen hatten, haben sich nicht erfüllt, und die Sterne, denen er so fest vertraut hat, haben ihn betrogen. Das Begräbnis des Bankiers war eins der grossartigsten in Rom. Hundert Knechte mit je zwei Fackeln in den Händen und hundert Sienesen in weissen Mänteln haben den Zug eröffnet. Ihnen folgten Kleriker und Mönche. Dann kam der Sarg, von goldgewebten, bis auf die Erde reichenden Stoffen bedeckt. Dem Sarg folgte die Familie, die Kardinäle und etwa achtzig Personen: die Bankbeamten und die Dienerschaft in langen Trauergewändern. Nur etwa fünfzig römische Bürger nahmen am Begräbnis teil, was wohl auf den Hass zurückzuführen ist, den die Römer damals gegen die Fremden empfunden haben. Der Tote wurde seinen Wünschen entsprechend in S. Maria del Popolo beigesetzt. Auch in Siena wurden die Exequien sehr feierlich begangen, Sigismondo Chigi liess auf dem Katafalk die Worte anbringen: „Augustino Chigi, Sigismundus frater, beneficiorum memor".

Sigismondo durfte dem Verstorbenen dankbar sein, Agostino hatte ihm, in der Hoffnung, dass er das Ansehen der Familie würde zu wahren wissen, die Bank und den grössten Teil des Vermögens vermacht. Agostinos erstgeborener Sohn, Lorenzo Leo, war damals noch ein Kind, sein Vormund war Andrea Bellanti, der das Vermögen der ihm anvertrauten Kinder für eigne Zwecke missbraucht hat. Lorenzo Leo vermochte, als er volljährig war, sein grosses Vermögen nicht selbst zu verwalten und wurde 1553 unter Kuratel gestellt, „fù dichiarato prodigo e furioso".

Agostinos Frau starb am 11. November des gleichen Jahres, in dem Chigi gestorben war, auch Alessandro Giovanni, Agostinos zweiter Sohn, starb bald darauf; der überlebende Lorenzo Leo hatte weder den

Verstand noch die Bildung seines Vaters. Nach dem Tode der Andreosia bezog Sigismondo, Chigis Bruder, die Villa am Tiber. Er war mit Sulpicia Petrucci, der Tochter Pandolfos, des Tyrannen von Siena, verheiratet; Benvenuto Cellini nennt sie Porcia und preist ihre Schönheit. Benvenuto bat die Chigi um Erlaubnis, Raffaels Fresken nachzuzeichnen. Es wurde ihm ohne weiteres gestattet, da Sigismondo es gern sah, wenn sich die jungen Künstler studienhalber in der Villa aufhielten. Eines Tages, während Benvenuto zeichnete, kam Porcia und fragte ihn, ob er Maler oder Bildhauer sei. Goldschmied, erwiderte Cellini, und Porcia antwortete, dass er zu gut zeichne, um sich nur seiner Kunst zu widmen. Dann liess sie von ihrem Kammermädchen eine Lilie aus Diamanten bringen und bat den Künstler, sie zu schätzen. Ein längeres Gespräch begann, Porcia gab ihm Diamanten, die er neu fassen sollte und ausserdem zwanzig Dukaten als Anzahlung für die Arbeit. Während des Gespräches kam eine Freundin der Hausfrau; als sie sah, dass der Jüngling die Diamanten mitnahm, bemerkte sie, dass er sich als Künstler mit dem anvertrauten Schatz vielleicht aus dem Staube machen würde. „Talent und Verbrechen gehen selten zusammen", gab Porcia zur Antwort, indem sie Cellinis Partei ergriff.

Benvenuto hat sich des Vertrauens würdig erwiesen und ihr nach zwölf Tagen das kostbare gefasste Kleinod wiedergebracht.

Die schöne Porcia konnte nicht lange in der Villa bleiben, da es mit dem Vermögen der Chigi schnell bergab ging. Den ersten Stoss erlitten sie 1526 durch Klemens VII. Krieg mit Siena. Als das päpstliche Heer die Geburtsstadt der Chigi belagerte, musste die Republik das von Agostino hinterlegte Depot angreifen und die Silbergefässe in die Münze schicken. Die Republik hat Sigismondo zwar eine Quittung über 80 000 fl. ausgestellt, aber mit Sienas Fall verfiel auch der Schatz der Chigi. Im folgenden Jahr, als das deutsch-spanische Heer Rom und Siena geplündert hat, hatten die Chigi wieder ungeheure Verluste, Agostino musste die Bank aufgeben, die in den Besitz des Genuesen Simone Centurione überging. Sechzig Jahre nach Agostinos Tod waren seine direkten Nachkommen bis auf eine Urenkelin in schlechten Vermögensverhältnissen ausgestorben. 1580 wurde die römische Villa infolge von Schulden versteigert; es geschah besonders auf Wunsch von Lelio Camajoni aus Arezzo, der mit Agostinos Urenkelin verheiratet war, während der älteste Neffe des grossen Bankiers dagegen Einspruch erhob. Aber die Schulden wuchsen, und zwei Jahre später musste auch der Neffe, der

die Familientradition hatte wahren wollen, in den Verkauf einwilligen. Gregor VIII. musste 1580 das Fideikommiss aufheben, da Agostinos Nachkommen nicht imstande waren, die Villa zu erhalten. Der Kardinal Alessandro Farnese, Pauls Enkel, hat sie für 10500 Skudi erworben. Zwei Drittel dieser Summe erhielt Clarissa Chigi Camajoni als Mitgift, den Rest Alessandro Chigi.

1589, nach dem Tode des Kardinals, ging die Farnesina in den Besitz der Herzöge von Parma über und fiel nach dem Erlöschen der männlichen Linie 1731 an Elisabetta Farnese, die Gattin Philipps V. von Spanien. Seitdem verblieb dies Kleinod italienischer Kunst in spanischen und französischen Händen. Nach Philipp hat sein Sohn Don Carlos, der König beider Sizilien, die Farnesina geerbt; auf diese Weise hat die Villa über ein Jahrhundert den neapolitanischen Bourbonen gehört. Nach dem Untergang des Königtums im Jahre 1860 hat Franz II. sie für 99 Jahre dem Spanier Bermudez de Castro, dem Herzog von Ripalda, dem ehemaligen spanischen Gesandten, vermietet. Der Herzog starb 1883, und seitdem ist die Farnesina im Besitz eines spanischen Markgrafen, der seinen Wohnsitz in Madrid und nicht in Rom hat. Ihr einziger Bewohner war in den letzten Jahren ein alter Gärtner, der ebenso traurig und einsam ist wie die Villa, da seine Frau tot und seine Tochter verheiratet ist und er seine Polenta allein kochen muss.

Die Villa war so vernachlässigt, dass Ranuccio II. 1650 beschloss, das kostbare Kunstwerk 140 Jahre nach seinem Bau zu erneuern. Der Herzog berief eine Kommission, die Restaurierung übernahm der damals berühmte Architekt Carlo Maratta. Die Villa war auch in späteren Jahren so vernachlässigt und vergessen, dass der jüngere Richardson, als er 1720 nach Rom kam, nur mit Mühe die Schlüssel zur Farnesina aufgetrieben hat. Vielleicht machte sie ihm deshalb einen so traurigen Eindruck, er schreibt über die Galathea: „sa draperie qui autrefois était rouge, est à présent si noire, qu'elle parait extremement pesante".

Anders hat Goethe 67 Jahre später geurteilt. 1787, während seines Aufenthaltes in Rom, begeistert er sich für die Schönheit des Psychesaales und versichert, er sei trotz seines verdorbenen Zustandes das schönste Werk dekorativer Kunst, das er kenne. Nach Goethes Besuch wurde die verlassene Farnesina restauriert. Der Duca di Ripalda liess sie zwischen 1861—70 restaurieren, unter Oberaufsicht der Architekten Antonio Sarti und Cipolli. Sodomas Fresken wurden von Marieri Billand, die ornamentalen im Salon von Domenico Fumanti restauriert.

1878, als man anfing, die Strassen am Tiber zu regulieren und Lungo-Tevere anzulegen, wurde ein grosser Teil des Gartens zur Befestigung der Schutzwälle abgeschnitten; diese Steinarbeiten haben die Wände der Villa so erschüttert, dass mehrere Fresken grosse Sprünge erhalten haben.

Dies das Schicksal der Farnesina. Das Geschlecht der Chigi hatte später mehr Glück.

Mit Fabio, dem Urenkel Sigismondos, gelangten die Chigi wieder zu Ansehen. Fabio (1665 geboren) wurde als Alexander VII. 1699 zum Papst gewählt; unter seiner Herrschaft erbaute Bernini die Kolonnaden von S. Peter und die Scala reggia im Vatikan. Fabio hat in seiner Jugend die Chronik seines Geschlechtes geschrieben, „Commentari della Casa Chigiana", die heute die Hauptquelle für Agostino ist.

ACHTES KAPITEL

TULLIA D'ARAGONA

I.

Die vorbildlichen Frauentypen der Vergangenheit: die strenge christliche Matrone oder die von ritterlichem Geist erfüllte Frau, die in Abwesenheit ihres Gatten den feindlichen Angriff von der Schlossmauer abwehrt, haben der Renaissance nicht genügt. Die Gesellschaft hat nach hyperzivilisierten Wesen verlangt, die antike Kultur dem Alltag vermählen, indem sie sie zu einem glänzenden Spielzeug verwandeln.

Auf diesem Boden sind jene 10jährigen Griechisch sprechenden Patriziertöchter, jene berühmten Künstler-Freundinnen und Protektorinnen, jene Tullien und Imperien, die eine Corinna und Sappho kopiert haben, erwachsen. Da das Gespenst der Renaissance an allen Tyrannen- und Fürstenhöfen spukte, wurden diese Aspasien dem höfischen Getriebe einverleibt und Kurtisanen genannt. Die Renaissance hat sie gewissermassen zu Priesterinnen gestempelt, die das Ideal der Schönheit, Anmut und Poesie zu wahren hatten.

Die berühmten Kurtisanen haben etwa die Rolle der heutigen Theaterstars eingenommen, von denen man im Privatleben eine gewisse oberflächliche Bildung, Witz, Humor und Eleganz erwartet. In die Geheimnisse ihrer Boudoirs leuchtet man nicht hinein.

Am letzten Sonntag im Oktober, am Abend vor Allerheiligen im Jahre 1501 hatte Cesare Borgia fünfzig berühmte Kurtisanen zu einem Fest in seinem Appartamento im Vatikan eingeladen. Nach Tisch haben die Damen in Schleiern, die mehr angedeutet als verhüllt haben, getanzt und die grosse Gesellschaft durch ihre Künste erfreut. Auch Lucrezia Borgia und der alte Papst Alexander VI. haben den Tänzen zugesehen. Es war dies eine Art Renaissance-Ballett.



ALESSANDRO BONVICINI
Tullia d'Aragona
Brescia, Pinakothek

Unter den Tänzerinnen muss sich auch Giulia Ferrarese befunden haben, eine Kurtisane, die für ihren Witz und ihre Schönheit bekannt war. Es wird erzählt, sie habe einmal zufällig in der Strada del Popolo in Rom, wo es am meisten lockere Frauen gab, eine Gentildonna angestossen. Die empörte Römerin beschimpfte Giulia mit den beleidigendsten Ausdrücken, die Kurtisane entschuldigte sich mit ausgesuchter Höflichkeit: „Verzeihet Madonna, ich sehe, dass Ihr tatsächlich mehr Recht auf diese Strasse habt als ich." Die Strasse hat fast ausschliesslich den Kurtisanen gehört, da das Pflaster für eine eigens von ihnen zu diesem Zweck erhobene Abgabe gemacht war.

Die Kurtisanen nahmen wie unsere heutigen Bühnenkünstlerinnen klangvolle oder poetische Namen an, sie nannten sich Virginia, Lucrezia, Diana, Laura, Stella, ausserdem liehen sie sich die Nachnamen vornehmer Familien oder den Namen der Stadt, aus der sie stammten. Die eine der berühmtesten damaligen Kurtisanen nannte sich stolz Lucrezia Porzia, patrizia Romana, eine andere Caterina di San Celso, und in Venedig war Zaffetta Grimani berühmt. Daran nahm niemand Anstoss.

Giulia stammte aus Ferrara und trug den Beinamen Ferrarese. Sie war jung nach Rom gekommen und hatte dort ein Verhältnis mit dem berühmten Kardinal Lodovico d'Aragona, dessen Vater der Marchese di Gerace war, der uneheliche Sohn Ferdinands von Aragonien und Neffe Alfonsos II. Lodovico war um 1475 in Neapel geboren, er hatte sich jung mit Battistina Cybò verheiratet, nach dem Tode seiner Frau wurde er Geistlicher und im Jahre 1497 unter Alexander VI. Kardinal. Er war, wie wir gesehen haben, einer der glänzendsten Kirchenfürsten, ritterlich, gebildet, witzig, kunstsinnig, dabei ein leidenschaftlicher Jäger, der die schönste Frau unterhielt, denn als solche galt Giulia.

Die Kurtisanen liessen zwar die Strada del Popolo auf eigne Kosten pflastern, aber sie waren nicht auf bestimmte Stadtteile begrenzt, sie durften in ganz Rom wohnen. Das Haus, in dem Madonna Vanozza, Cesare Borgias Mutter, gewohnt hat, beherbergte eine Wäscherin, einen florentinischen Tischler, drei Kaufleute, einen Schmied und eine Kurtisane niedrigsten Ranges „de la candella" genannt, da sie den spät nach Hause kommenden Mietern auf der Treppe geleuchtet hat. Giulia Ferrarese wohnte auf dem Campo Marzio im Kirchspiel San Trifone, in einem Haus des Augustinerkonvents, das fast nur von Kurtisanen bewohnt war. Eine derartige Nachbarschaft galt in Rom als etwas

Selbstverständliches, in einem andern Hause auf dem Campo Marzio befand sich eine Privatschule für Kinder, ausserdem wohnten dort ein Bischof und zwei Kurtisanen, Donna Speranza und Donna Vascha. In der Nähe des Ponte Sisto haben die meisten Kurtisanen gewohnt, sie wurden auch die Dirnen von Ponte Sisto genannt.

Giulia Ferrarese hat im Jahre 1505 ein Mädchen Tullia geboren, das der Kardinal d'Aragona als seine Tochter anerkannt hat; er gestattete ihr seinen Familiennamen zu tragen. Der Kardinal war in Geldsachen sehr nobel und liess es Giulia an nichts abgehen, die kleine Tullia wuchs im Wohlstand auf und lernte alles, was für eine gebildete Frau der damaligen Zeit als nötig befunden wurde. Sie hatte Musik-, Gesang- und Tanzlehrer, lernte selbst klassische Sprachen, so dass sie nach einigen Jahren vorzüglich Lateinisch schreiben und sprechen konnte. Um 1517 haben sich die Verhältnisse ihrer Mutter sehr verschlechtert; der Kardinal war aus Furcht vor den Borgia auf Reisen gegangen, hielt sich in Deutschland, der Schweiz, Frankreich und Flandern auf und scheint Giulia nur ungenügend unterstützt zu haben. Aus uns unbekannten Gründen übersiedelte sie damals nach Siena, sie blieb einige Zeit dort, da der Kardinal 1519 gestorben war. Da sie noch sehr hübsch war, knüpfte sie in Siena ein Liebesverhältnis mit einem vermögenden Mann an und hatte wieder genügende Subsistenzmittel. Die junge Tullia widmete sich ihren Studien mit grossem Eifer und erweckte durch ihre Kenntnisse die Bewunderung der sienesischen Gelehrten. Dabei hatte sie die Manieren einer Dame der grossen Welt und sprach den sienesischen Dialekt, der als der schönste in Ialien galt. Aretino schreibt, sie habe in Siena gelernt, „esser virtuosa e parlar sanese".

Als die junge Schöne heranwuchs, erschien ihr die Provinz zu eng. Sie ging mit der Mutter nach Rom zurück, der Ruhm einer Dichterin war ihr vorangegangen, und die berühmtesten Männer verkehrten in ihrem Hause. Die geschickte Giulia verstand die Tochter in die römische Gesellschaft einzuführen.

In der Galerie zu Brescia befindet sich ein schönes Porträt der Tullia von Alessandro Bonvicino, das aus der Sammlung des Grafen Tosio stammt. Sie war etwas über zwanzig Jahre alt, als dieses Bild entstand. Von einem dunklen, durch Lorbeerzweige belebten Hintergrund hebt sich ihre Gestalt ab, die sich mit der linken Hand auf eine marmorne Brüstung stützt und das Dichterzepter hält. Ein roter, pelzgefütterter Samtmantel deckt die Schultern, in die Haare sind Perlen geflochten.

Sie wirkt trotz des gutgeschnittenen Ovals nicht sehr sympathisch, eine merkwürdige Kühle spricht aus den Augen, eine gemachte Ruhe liegt über dem ganzen Gesicht. Sie sieht wie eine raffinierte gefährliche Kurtisane aus, nicht wie eine begabte Dichterin.

Das Porträt galt als Bild einer Herodias, da sich auf der Balustrade die Inschrift befindet: Quae sacrum Joannis caput obtinuit", sie ist aber wahrscheinlich später angebracht worden, um das Bild im Kloster aufhängen zu können. Graf Tosio hat es erst 1829 erworben, es scheint früher einer religiösen Korporation gehört zu haben. Die Inschrift passt zur Dargestellten, dieser kühlen Person traut man Rachsucht zu und das Verlangen nach dem Haupt des Täufers. Bonvicinos Porträt gleicht weder den glühenden Worten, mit denen die damaligen Dichter Tullia gepriesen haben, noch den Schilderungen, die hier und da in zeitgenössischen Briefen auftauchen. Die Dichterin und Kurtisane scheint mehr durch Anmut als durch Schönheit gewirkt zu haben. Einer der Zeitgenossen berichtet, Tullia habe sich durch soviel Grazie und Liebenswürdigkeit ausgezeichnet, sich ausserdem so geschmackvoll und anziehend gekleidet, dass sie allen als der Gipfel der Schönheit und Anmut erschien. Ihre Augen schienen Flammen in den Herzen ihrer Verehrer anzuzünden. Von diesen Augen singt Muzio:

. . . occhi belli,
occhi leggiadri, occhi amorosi e cari
più che le stelle belle e più che il sole.

Ihr blondes Haar begeistert den Kardinal Ippolito de' Medici:

se 'l dolce folgorar de i bei crini d'oro
e 'l fiammeggiar de i begli occhi lucenti,
e 'l far dolce acquetar per l'aria i venti
ca 'l riso, ond' io m' incendio e mi scoloro . . .

Dies ist der einzige auf uns gekommene Vers des sympathischen jungen Medici.

Die strahlenden Augen und die blonden Haare erschöpften Tulliens Vorzüge nicht. Sie hat meisterhaft auf den verschiedensten Instrumenten gespielt und so schön gesungen, dass sie „alma Sirena" genannt wurde. Einer ihrer grössten Verehrer, der Dichter Muzio, preist sie:

Quando (com' Amor vuol) la donna mia,
Tra suavi sospiri e dolci accenti,
Move la lingua a angelici concenti
E l'aure del bel patto a l'aere m'invia . . .

Gelegentlich erfreute Tullia ihre Gäste durch den Tanz einer „rosina" oder „pavana", zu der sie ein Lied sang. Die Unterhaltung verstand sie so geschickt zu führen, dass sie „gleich Kleopatra" die ganze Gesellschaft durch ihren Anmut hingerissen hat.

Ihr böser Geist scheint die Mutter gewesen zu sein, die auf ihr Geschick einen unheilvollen Einfluss ausgeübt hat. In einem damaligen Sonett befindet sich eine wenig schmeichelhafte Bemerkung über Giulia, während der Dichter die Tochter die Königin des Parnass nennt und ihr den Lorbeerkranz prophezeit.

In Tulliens Haus in Rom haben die berühmtesten Männer verkehrt; man unterhielt sich über Politik, Poesie und wissenschaftliche Fragen. Domenichi berichtet, man habe dort einmal gestritten, ob Petrarca viel von den älteren provenzalischen und toskanischen Dichtern übernommen habe. Einige der Anwesenden bemerkten, Anleihen bei anderen Schriftstellern seien eines grossen Dichters unwürdig. Da stand einer der Gäste, der witzige Umore da Bologna auf, setzte sein Barett auf und sagte, Petrarca habe bei seinen Gedichten die Hilfe der Alten ebenso in Anspruch genommen, wie die heutigen Spanier bei ihren Kopfbedekkungen. Sie stehlen den Italienern ihre Ideen, und da sie für diesen Diebstahl nicht bestraft werden wollen, nähen sie neue Zierate an ihre Hüte, damit niemand sein Eigentum wiedererkenne.

Ein bei diesem Gespräch anwesender Spanier fragte beleidigt: „Che dizis vos segnor de los Espagnoles?" „Sie sind Spanier?" gab Umore zur Antwort, „das habe ich nicht gewusst . . ."

Umore sprach von etwas anderem, und der Spanier gab es auf, die Ehre seines Volkes zu verteidigen.

Filippo Strozzi hat viel bei Tullia verkehrt. Klemens VII. hat ihn nach Rom berufen, um ihn zu veranlassen, Alessandro Medici bei der Einführung seines despotischen Regiments in Florenz zu helfen. Seine freien Augenblicke verbrachte Strozzi bei Tullia und anvertraute ihr sogar politische Geheimnisse. Er war der Gatte der Clarissa de' Medici, hatte aber seit frühester Jugend eine besondere Vorliebe für Kurtisanen. In Florenz war er als lustiger Gesellschafter, der stets in Liebesabenteuer verwickelt war, bekannt. Von seinem Verhältnis mit Camilla da Pisa wurde viel gesprochen; es sind sogar einige an Filippo gerichtete Briefe dieser florentinischen Schönen auf uns gekommen. Daraus spricht ein starkes, echtes Gefühl; in dem einen Brief versichert ihn Camilla ihrer Treue während ihres Lebens und „nach dem Tode", in

einem anderen nennt sie ihn die Hälfte ihrer Seele, das Licht ihrer Augen; vielleicht am seltsamsten berühren die lateinischen Phrasen, mit denen die Kurtisane ihre Bekenntnisse durchflicht. So beginnt sie einmal mit der rauschenden Phrase: „Advenisti dilectus et desideratus meus, advenisti protector et defensor meus, advenisti salus et vita mea; advenisti, ut me ab omnibus insidiis inimici liberares, et ideo per mille e poi mille et milioni di volte tua Signoria sia la ben venuta." Ihr Lateinisch lässt zu wünschen übrig, aber ihre gut geschriebenen Briefe haben eine gewisse Würde und Haltung. Das hat sie jedoch nicht gehindert, sehr bald, vermutlich nachdem ihr Verhältnis zu Strozzi gelöst war, ebenso heisse Briefe an Francesco del Nero zu schreiben.

Mehr als Schönheit hat Strozzi Witz und geistige Begabung bei einer Frau geschätzt. Er hatte eine gute Stimme und hat mit seinem Bruder Lorenzo zusammen häufig öffentlich gesungen, namentlich während der Festtage in der Kirche oder maskiert während des Karnevals in zahlreicher Gesellschaft auf der Strasse. Er hat auch Gedichte gemacht und Madrigale komponiert, die selbst nach seinem Tode gesungen wurden.

Ein Ehrenhandel, in dem Strozzi mit der Waffe in der Hand Tulliens Verteidigung ergreifen wollte, hat in Rom viel Lärm gemacht. Ein Gerücht drang wohl bis nach Florenz, denn sein Freund Vettori macht ihm brieflich Vorstellungen, ein Mann von dreiundvierzig Jahren, ein Bürger wie es ihrer wenig gäbe, dürfe sich nicht in Gefahren für eine Frau begeben, die wohl geschickt und klug, aber nicht einmal sehr schön ist. „Erledige deine Geschäfte in Rom so schnell als möglich und komm nach Florenz zurück", so schliesst der verständige Freund.

Der Brief scheint genützt zu haben, im April 1531 war Strozzi bereits in Florenz.

Sieben Jahre später hat sich dieser allgemein beliebte, ausgezeichnete Mann das Leben im Gefängnis genommen.

Einige Monate nachdem Filippo Rom verlassen hatte, gab Tullia wieder Anlass zu einem viel besprochenen Zwischenfall. Feinde der Kurtisane hatten beleidigende Gerüchte über sie verbreitet, infolgedessen empfanden die jungen Leute, die bei ihr verkehrten, es als Pflicht, öffentlich für sie einzutreten und ein Cartello di sfida zu verkünden, das einem jeden galt, der ihrer Ehre zu nahe treten würde. Die etwas schwülstige Herausforderung beginnt mit der Versicherung, edle Menschen müssten die Partei einer von der Natur besonders reich begabten

Frau ergreifen. Sechs Jünglinge, an ihrer Spitze Emilio Orsini, erklären sich bereit, Tulliens Ehre nach militärischem Gesetz zu verteidigen und zu beweisen, dass die Illustrissima Signora Tullia d'Aragona ungewöhnliche Talente und Tugenden und grössere Vorzüge habe als irgendeine Frau der Vergangenheit, Gegenwart oder Zukunft. Jeder dieser jungen Leute fügt seinem Namen die Formel hinzu, „er verpflichte sich für alles einzutreten, was in der Herausforderung gesagt sei".

Hier ist bereits der Einfluss ritterlich spanischer Sitte, wie sie im Don Quixote zutage tritt, sichtbar.

Zwischen Tullia und ihrer Mutter muss es damals Missverständnisse gegeben haben, die fünfzigjährige, aber immer noch leidenschaftliche Giulia übersiedelte aus Rom nach Adria, einem kleinen Städtchen im Ferraresischen, und beschenkte dort ihre Tochter mit einem kleinen Schwesterchen, das sie gleichfalls d'Aragona nannte, obgleich der Kardinal bereits seit neun Jahren tot war.

Auch Tullia musste Rom verlassen, sie hatte ihre „Stellung" verdorben, da sie in ihrem Schlafzimmer einen zwar sehr reichen aber hässlichen Deutschen, Gianni, empfangen hatte. Die römische Jugend empfand diese Entgleisung der beliebten Kurtisane als Hochverrat; selbst Pasquino verspottete sie und ihr blieb nichts anderes übrig als fortzugehen.

II.

Tullia ging fürs erste nach Adria zur Mutter, aber sie konnte weder den ausgestorbenen Strassen der stillen Stadt, noch dem Schreien des kleinen Schwesterchens Reiz abgewinnen und übersiedelte 1537 nach Ferrara.

Ein dem Namen nach unbekannter Korrespondent berichtet damals aus Ferrara an Isabella d'Este, eine römische Kurtisane, namens Tullia, sei für einige Monate gekommen, sie sei eine ausserordentlich angenehme, bescheidene Frau, von bestem Charakter und wahrhaft göttlichen Sitten. Sie singe sehr gut und spreche so anmutig, dass sich keine Frau ihr vergleichen liesse. Selbst die „Illustrissima Signora Marchesa di Pescara" (Vittoria Colonna) stünde ihr nach. Ihr Haus, zu jeder Stunde geöffnet, berge die interessantesten Gäste. Sie sei sehr reich, habe goldne Ketten, Ringe und alle möglichen Schätze im Überfluss.

Vittoria Colonna wird in diesem Zusammenhang genannt, da sie damals in Ferrara war, um Bernardino Occhinos Bestrebungen beim Her-



BERNARDINO OCCHINO (?)
Galerie Pallavicini zu Rom

zog zu unterstützen und ihm bei der Gründung eines Kapuzinerklosters zu helfen. Bernardino hat die Menge durch seine Predigt hingerissen, unter seinen frommen Hörerinnen hat Tullia im Büssergewand nie gefehlt. Sie war von den Lehren des frommen Predigers so erfüllt, dass sie ihm sogar eines ihrer schönsten Sonetten gewidmet hat „A Bernardo Occhino"; aber sie konnte ihm nicht verzeihen, dass er gegen Musik und Tanz aufgetreten ist, die schönsten Gaben, die Gott den Menschen verliehen hat. Nach der Predigt hat Tullia das härene Kleid wieder abgelegt, ihre Samtgewänder angezogen und sich mit Perlen, Ketten und Armbändern geschmückt. Occhino hat die Geister, Tullia in ihren freien Augenblicken die Herzen bezwungen. In dieser Beziehung meldet der zitierte Brief wichtige Dinge.

Ein Abkömmling einer der ersten ferraresischen Familien, dessen Namen der Korrespondent mit Rücksicht auf die Ehre des Geschlechtes nicht nennen will, hat sich masslos in Tullia verliebt; um ihre Gunst zu gewinnen, hat er ihr eine Perlenschnur und kostbare Ketten angeboten. Aber die Büsserin und Kurtisane blieb hart wie ein Stein und schmolz im Feuer der Liebe nicht. Der Jüngling, dem Wahnsinn nahe, begehrte sie zur Gattin und beschwor sie, sich mit ihm trauen zu lassen. Tullia erklärte, sie wolle frei bleiben, um sich ganz der Poesie widmen zu können. Da beschloss der Jüngling, sie durch List zu gewinnen. Er schrieb an Tullia, seine Schwester und eine Verwandte hätten so viel von ihren Vorzügen gehört, dass sie sie kennen lernen möchten und gern zu ihr zum Abendessen kämen. Tulliens Antwort bestand in einer höflichen Einladung, und der zudringliche Liebhaber schickte seinen Koch und Vorräte. Die schöne Wirtin erwartete die eingeladenen Frauen vergebens, an ihrer Stelle kamen zu später Stunde der Jüngling und einer seiner Freunde. Er bat Tullia im Namen seiner Schwester um Entschuldigung, aber ihr Mann habe ihr verboten, am Abend auszugehen. Sie setzten sich zu Tisch, und als die Herren trotz der vorgerückten Stunde keine Anstalten machten, fortzugehen, bat Tullia sie, sie allein zu lassen. Da gestand ihr der Verehrer seine Liebe aufs neue, bot ihr Perlen im Werte von 100 Skudi an, erklärte ihr, dass alles schon zur Trauung bereit sei: der Geistliche, die Zeugen, die Ringe, und dass ihre Trauung auf der Stelle stattfinden könne. Als Tullia auf ihrer Weigerung beharrte, stiess ihr der Jüngling seinen Dolch in die Brust, glücklicherweise war die Wunde zwar schwer aber nicht tödlich, da die Klinge abgeglitten war.

Ganz Ferrara sprach von Tullia; in einem Sonett von Ercole Bentivoglio heisst es: im Augenblick, wo die Zauberin den Tiber und die sieben Hügel in Trauer gestürzt und den Po durch ihre Gegenwart beglückt hat, sei in Ferrara jedes gemeine Verlangen und jede Leidenschaft erloschen, nur die süsse, göttliche Liebe beherrsche die Herzen.

Tullia war nicht gegen alle so grausam wie gegen den Jüngling, von dem soeben die Rede war. Sie hatte auch in Ferrara ihre Liebesabenteuer; zu den Beglückten gehörte dort vor allem der Dichter Girolamo Muzio, der an Ercoles II. Hof lebte. Muzio hat in der Nähe unserer Kurtisane gewohnt, das Verhältnis war bald angeknüpft, doch hat dies den Dichter nicht gehindert, Liebeseklogen zu schreiben, in denen er über die Grausamkeit einer Nymphe klagt, die niemand anders als Tullia sein soll. Diese Gedichte, die den Titel „Amorose" tragen, gehören in ihrer unmittelbaren Kraft und Einfachheit zum Besten, das Muzio geschrieben hat. In fünf Büchern, die 35 Eklogen enthalten, beschreibt er seine Liebesqualen. Seine Bekenntnisse sind gelegentlich durchaus realistisch, so das folgende:

Vien, Nimfa bella e fra le molli braccia
Raccogli quel, che' con le braccia aperte,
Disioso t' aspetta e nel tuo grembo
Ricevi lieta l'infocato amante.

In diesen Eklogen treten eine Reihe uns bekannter Personen auf, wie die Marchesa del Vasto, der Duca und die Duchessa di Mantova, Ercole d'Este, der Kardinal Ippolito. Mit grosser Begeisterung wurde zugehört, wenn Muzio seine Gedichte im Schloss der herzoglichen Familie und den Höflingen vorlas. Aber der Dichter war unvorsichtig, er schilderte Tulliens Reize, die er „la Venere celeste" nannte, in so glühenden Farben, dass er Ercole II. auf die römische Kurtisane neugierig machte. Der Herzog besann sich nicht lange; da er Muzio bei der „himmlischen Venus" vertreten wollte, schickte er den Diener in diplomatischer Mission nach Mailand. Muzio bat den Herzog vergebens, diese Mission einem andern zu übertragen. Die Briefe, die er während dieser Verbannung an seine Freunde schrieb, verraten seine Unruhe und seine Qualen; er traute Tullia nicht ganz und fürchtete, die „poetessa" würde während seiner Abwesenheit ihr Herz einem andern Verehrer schenken.

Muzio hat sich nicht getäuscht. Ob er Ercole mit Recht verdächtigt hat, wissen wir nicht, aber nach seiner Abreise war ein anderer Literat.

Ercole Bentivoglio, der Begünstigte. Bentivoglio folgten andere, und bald scharte sich um die Kurtisane eine wahre Gelehrtenakademie, die ihrem Zauber erlag. Tullia selbst berichtet dies in ihrem später geschriebenen Dialog „Della infinità d'amore", in dem sie Benedetto Varchi und Lattanzio Benucci von ihren Triumphen berichtet. Benucci ist der Ansicht, Tullia müsse die glücklichste Frau sein, da fast alle zeitgenössischen Literaten sie geliebt oder ihr zum mindesten ihre Verehrung bezeugt hätten. Fürsten, Gelehrte, Kardinäle träfen sich in ihrem Hause wie in einer Akademie. Dass dem so war, beweisen die ihr zu Ehren verfassten Lieder und Sonette berühmter Männer.

III.

Tullia blieb nur kurze Zeit in Ferrara; Venedig, die grösste Kurtisanenstadt nach Rom, lockte sie. Sie traf dort Bernardo Tasso, den Vater des grossen Dichters, der sich, obgleich er nicht mehr jung war, leidenschaftlich in sie verliebt hat. Tasso war damals selbst in sehr prekären finanziellen Verhältnissen und konnte der Dichterin nicht helfen. Überhaupt war die „Stellung" der neuen Kurtisane in Venedig schwierig; die Eifersucht und der Neid der ortsangesessenen Kurtisanen umlauerte sie, sie setzten alles in Bewegung, um der fremden Rivalin zu schaden.

Tulliens gefährlichste Gegnerin war Angela Zaffetta, sie hatte an Aretino einen mächtigen Freund, der sie „die schönste, liebenswürdigste Frau in Cupidos Hofstaat" nannte. Angela wohnte in dem wahrhaft königlich eingerichteten Palazzo Loredan. Flandrische Teppiche, Brokat, vergoldetes Leder deckten die Wände, in einigen Sälen hatten sogar die berühmtesten Maler al fresco gemalt. Auf den Fussböden lagen türkische Teppiche, auf den Tischen goldgestickte Sammetdecken. Geschnitzte oder mit Intarsien versehene Möbel füllten die zahlreichen Salons, auf den Kredenztischen standen silberne Gefässe, Majoliken aus Faenza, Cafaggiolo, Urbino und die kostbarsten venezianischen Gläser. Die Besitzerin, die für ihren guten Geschmack bekannt war, hatte im ganzen Haus Bilder, kostbare Waffen, schöngebundene Bücher, Mandolinen und kostbare Werke der Kleinkunst verstreut.

Zaffetta liebte Vögel und seltene Tiere; der Palast war von den Stimmen sprechender Papageien und quiekender Affen erfüllt, in den Korridoren und Loggien standen Blumen und seltene Pflanzen. Ge-

schickte und liebenswürdige Dienerinnen bemühten sich um ihre Herrin, und im Hause fanden sich all die Dinge vor, nach denen die raffiniertesten Feinschmecker Verlangen tragen konnten. Der Keller barg die besten Weine, und die Speisekammer war so gut versehen, dass der Tisch zu jeder Stunde aufs üppigste gedeckt werden konnte.

So vermögende Kurtisanen gab es nicht wenig in Venedig, in ihren grossartigen Palästen fand sich die ganze berühmte männliche Welt zusammen: Gesandte, die höchsten Würdenträger der Republik, Prälaten und Gelehrte; jeder der bekannten Durchreisenden bemühte sich, bei einer der modernen Aspasien eingeführt zu werden. Diese Frauen verstanden sich mit einem gewissen Nimbus zu umgeben; ihr Haus stand durchaus nicht einem jeden offen, man musste sich um Protektion bemühen, um die mit Blumen gezierte Schwelle zu übertreten; in den Vorzimmern konnte man wie an Fürstenhöfen Menschen finden, die die schöne „padrona" zu sehen begehrten. Der Zutritt in den Palast der Lucrezia Romana in Rom war so schwierig, dass man gelegentlich Monate warten musste, um einige Worte mit ihr zu wechseln. Eine andere Kurtisane war so hochmütig, dass sie den Männern nur gestattete, ihr kniend zu nahen; für diese Zeremonie lagen seidene Kissen bereit. Mauro schildert eine Kurtisane, die wie eine Königin herrsche:

Ella sta bene come una duchessa,
E ne comanda come una reina.

Wenn eine dieser berühmten Kurtisanen die Stadt verliess oder von der Reise zurückkam, so wurde überall davon gesprochen; die Gesandten berichteten ihren Höfen über dies Ereignis, und die damaligen diplomatischen Briefe und Berichterstattungen strotzen von Nachrichten über diese Damen. Sie haben bis zu einem gewissen Grade eine politische Rolle gespielt, denn in ihren Räumen wurde manche wichtige Intrige angeknüpft. Die Signora Salterella zog einst in Rom mit soviel Pferden, einer so zahlreichen Dienerschaft und einem so grossen bewaffneten Gefolge ein, dass die Zeitgenossen sie mit Marfiza verglichen, die ins maurische Lager kam. In die Kirche oder zu öffentlichen Festen begaben sich die Kurtisanen mit zahlreichem Gefolge. Den Zug eröffnete zumeist der Maggiordomo, Pagen umgaben ihre Herrin, und die Verehrer in kostbaren Gewändern bildeten den Schluss. Unter ihnen fehlte es nicht an Männern, die jederzeit bereit waren, die Ehre ihrer Diva mit dem Degen zu verteidigen. Spuren dieser Bräuche haben sich in den sogenannten „sacre rappresentazione" erhalten. So

erscheint dort Magdalena in der Kirche, in kostbaren Gewändern, von ihren Freunden und vier Kammerzofen begleitet, um Christi Lehren zu hören. Mit grossem Pomp nimmt die heilige Sünderin den Kirchenstuhl neben der Kanzel ein.

Grossino berichtet im Januar 1512 an Isabella von Mantua aus Rom, in der S. Sebastianskirche habe eine grosse Feier stattgefunden, trotz des strömenden Regens hätten sich die Menschen gedrängt, und die grosse Zahl der eleganten Kurtisanen sei aufgefallen. Sie waren zu Pferde und auf Maultieren, von einem so grossartigen Gefolge begleitet gekommen, dass es in Rom bereits schwer sei, eine anständige Frau, „una donna da bene" von einer Kurtisane zu unterscheiden. Die Kirchen wurden in solchem Masse zu Rendezvous und zur Toilettenschau missbraucht, dass selbst Madonna Nicolosa, eine Kurtisane und spanische Jüdin, die um 1513 in Rom auftaucht, in kostbarer Toilette, mit ungeheurem Fächer, von vier bis sechs ihrer Dienerinnen begleitet, zum Gottesdienst erschien. Sie las hebräische Psalmen im Gotteshaus. Sie wusste übrigens, dass sie auf ihren Protektor rechnen könne, Francesco Maria, der Herzog von Urbino, hat sich sehr für sie interessiert.

Es ist den Kurtisanen nicht immer so gut gegangen; die ruinierten oder verachteten Liebhaber haben sich häufig durch eine Satire oder ein Pasquill gerächt. Neben politischen Gedichten waren auf dem Pasquino in Rom und dem „Gobbo di Rialto" in Venedig häufig giftige Sonette gegen die eine oder andere Kurtisane zu lesen. Aretins Freund, der Maler Andrea, liess einst in Rom einen Esel vor einen Wagen spannen, auf dem sich die Bildnisse alter römischer Kurtisanen befanden, das Vehikel durchzog die Hauptstrassen der Stadt und machte am Tiberufer halt, wo zur grossen Freude des Publikums die Porträts ins Wasser geworfen wurden. In Florenz haben einst mehrere Männer einen Umzug gegen die Kurtisanen veranstaltet. Sie stellten die von lockeren Frauen verführte und ruinierte Jugend dar und sangen satirische Gedichte.

Garzoni klagt in seiner „Piazza universale" über die Bildung der Kurtisanen, sie suchen es den Grammatikern gleichzutun und schreiben so gut stilisierte Briefe, dass auch die Gelehrten sie bewundern müssten. Sie verstehen es ausgezeichnet, ein Gespräch zu führen und ihre geheimsten Gedanken in subtilster Art auszudrücken. Petrarcas Sonette, Cieco d'Ascolis Gedichte, Sannazaros Arcadia, Paraboscos Madrigale, Ariostos Orlando hätten sie stets zur Hand und besonders liebten sie Sassoferrato d'Olimpos Strambotti. In ihrem Busen bergen sie

ein an sie gerichtetes Sonett, in den Händen haben sie ein Madrigal oder eine Liebessestine, auf dem Tische liegt eine elegante Kanzone. Squarcina, eine römische Kurtisane, sprach ausgezeichnet Griechisch.

Als Tullia sich in Venedig niederliess, war es ihr darum zu tun, die Ausnahmestellung einer dichtenden Kurtisane einzunehmen, deshalb bemühte sie sich um die Freundschaft der Literaten, aber gerade dieses sich Unterscheidenwollen von den übrigen Priesterinnen der Venus sollte ihr wenig frommen. Der berühmte Literat und Universitätsprofessor in Padua, Sperone Speroni, verfasste einen „Dialogo d'amore“: Tullia und Bernardo Tasso sprechen von der Liebe. Die d'Aragona erklärt, wahre Liebe sei ein Zusammengehen von seelischer und sinnlicher Liebe, was an sich nichts Neues war, gleichzeitig aber macht sie den Kurtisanen Vorwürfe, sie führen ein elendes Leben, und sie selbst schämt sich gewissermassen ihrer Vergangenheit. Infolge dieser Bekenntnisse stellt der Verfasser sie neben die Heldinnen des Altertums. Neben einer Sappho würde die Zukunft eine Tullia nennen, beides Kurtisanen-Dichterinnen.

Dieser Dialog machte viel böses Blut, besonders Aretin konnte Speroni Tulliens Lob nicht verzeihen. Sein Ärger war um so grösser, als er die Abhandlung des paduanischen Gelehrten für eines der schönsten literarischen Erzeugnisse hielt, das sich in seinem Aufbau dem Pantheon vergleichen liesse. Aretino erklärte wiederholt, Tullia verdiene soviel Lob nicht und die tugendhaften Frauen seien mit Recht über diesen der Kurtisane gezollten Ruhm empört. Er nannte die römische Kurtisane habgierig, gefühllos und verbreitete verschiedene, sehr wenig schmeichelhafte Geschichten über sie, die in Rom passiert sein sollten, er behauptete, sie wolle als Fürstin, als Muse, als Nymphe gelten, aber ihr ganzes Verhalten sei nichts als Betrug. In seinen „Raggionamenti del Zoppino“ verspottet er ihre „edle Abstammung“ und erklärt, alle Kurtisanen tun, als wenn sie vornehme Frauen wären. Auch andere Literaten begannen Tullia anzugreifen. Battista Giraldi, der sie schon in Rom gekannt haben muss, drückt sich sehr abfällig über sie in seinen Ecatommiti aus, er nennt alle Kurtisanen blutdurstige Wölfinnen, wilde Harpien, giftiges Geschmeiss, sie seien der Ursprung jeglichen Übels, eine Gefahr für die Gesellschaft, die mit jedem Tage wächst, der Ruin des Mannes, den sie um Besitz, Ehre und Leben bringen. In seiner Novelle „Saulo e Nana“ entwirft er Tulliens Bild, es ist das Gegenstück von Muzios verliebtem Hymnus, selbst ihre Schön-

heit kann vor ihm nicht bestehen, er spottet über ihre lange, feine Nase, die in eine dicke Kuppe ausläuft.

IV.

Tullia konnte, da sie Aretino zum Feind hatte, nicht in Venedig bleiben, sie wählte Siena als Wohnsitz. Sie war damals bereits siebenunddreissig Jahre alt und glaubte gewiss, die Herzen in der Provinz leichter erobern zu können als in Venedig, der Stadt des Luxus. Die Kurtisane, die vor wenigen Jahren ihre Bewerber stolz zurückgewiesen hatte, heiratete in Siena Guicciardi, einen Ferraresen niedriger Herkunft, nur um die Würde einer verheirateten Frau zu haben. Dieser Titel genügte als Deckmantel für ihr wirkliches Leben nicht, einige Monate nach der Trauung musste sie sich vor dem Gericht verantworten, weil sie, trotzdem sie ihrem Gewerbe nachging, nicht in der den Kurtisanen angewiesenen Strasse wohnte und sich auch nicht wie eine Kurtisane anzog. Tullia wies nach, dass sie eine verheiratete Frau sei, ein anständiges Leben führe und da sie nicht den Vorschriften unterstände, die für die Kurtisanen gelten, könne sie sich auch nach Gutdünken anziehen. Trotz dieser Rechtfertigung fand sich sehr bald im Kasten für Denunziationen eine Anzeige, dass sich Tullia nicht den Vorschriften entsprechend anziehe, aber der Capitano di giustizia berücksichtigte diesmal die Anzeige nicht. Firenzuola, der Verfasser berühmter Novellen, scheint Tullia richtiger beurteilt zu haben als der Richter; in einer seiner Novellen spricht er von einem bösen Mann, dem eine Frau wie Tullia zu gönnen wäre, die den Gatten betrügt und ihn dabei Hungers sterben lässt.

In Siena hatte Tullia kein Glück. In einer in Parteien zerfallenden, verarmten Gesellschaft konnten Kurtisanen ihrer Art keinen Erfolg haben; in eine politische Intrige verwickelt, musste sie die Stadt 1544 verlassen, vom Manne ist seitdem nicht mehr die Rede. Die sienesischen Revolutionäre haben ihr stark zugesetzt; da sie nach Florenz übersiedeln wollte, schickte sie dem Herzog von Toskana ein Sonett, in dem sie den Hass schildert, den sie für die „rivolture sanesi" empfindet und um Gastfreundschaft am Arno bittet. Der Herzog, der den Sienesen gram war, gestattete ihr nach Florenz zu kommen. Im Winter des Jahres 1546 verliess Tullia Siena, sie war in ärmlichen Verhältnissen und krank an Seele und Leib, „poco fornita di roba ed in mala

condizione d'animo e di corpo". Aber in der reichen grossen Stadt fand sie bald ihre Frische und ihre Gesundheit wieder; obgleich sie vierzig Jahre alt war, sah sie noch ausgezeichnet aus, und einer ihrer Verehrer besingt damals ihren Körper, der weisser sei als Alabaster und schimmernder Schnee. Die Frauen beneideten sie um ihre schöne Hand, ihr Gesang wurde bewundert, und die Florentiner staunten immer aufs neue über die Leichtigkeit, mit der sie ein Gespräch zu führen wusste. Wieder wurde sie mit Sappho und Corinna verglichen.

In der ihr fremden Stadt scheint Tullia nach einem Protektor gesucht zu haben, sie fand ihn in Benedetto Varchi, dem berühmten Dichter und fesselnden Menschen. Den verbannten Varchi hatte der Herzog Alessandro de' Medici kürzlich berufen, damit er Vorlesungen über Literatur an der Academia degli Umidi halte. Sein grosser Name ging ihm voraus, die Leute blieben auf der Strasse stehen, wenn er vorbeiging, um ihm nachzusehen. Varchi ist der Verfasser einer heute sehr hoch geschätzten Geschichte von Florenz, aber das Publikum kannte damals nur seine Liebes- und Gelegenheitsgedichte mit jenem seltsam spöttischen Zug, den Berni in die italienische Poesie eingeführt hatte. Daher wurden diese Gedichte „poesia bernesca" genannt, der Hinweis genügt, dass unter Varchis Erzeugnissen sich das Lob von Schweinsfüsschen und Landkäse oder der Tadel harter Eier befindet.

Varchis Ruhm basierte nicht auf seinen Verdiensten und sittlichen Handlungen. Er gehört zu jenen Menschen, nach deren Privatleben man am besten nicht frägt. Ziemlich unmittelbar vor Tulliens Ankunft in Florenz, als er noch in seiner kleinen Villa in Careggi lebte, hatte man ihn verdächtigt, ein ganz junges Mädchen verführt zu haben. Acht Signori, die der Rechts-Kommission angehörten, hatten seine Gefangennahme beantragt, ihn aber dank seiner hohen Protektion nur zu einer hohen Geldstrafe verurteilt. Dieses Ereignis hat in ganz Italien viel Lärm gemacht. Varchi hatte all seine Freunde, Fürsten und Prälaten aufgeboten, um für ihn beim Mediceer zu bitten. Als er auf freien Fuss gesetzt wurde, zog er sich aufs Land zurück, um der allgemeinen Empörung aus dem Wege zu gehen. Tullia, die Varchi aus Rom oder aus Venedig kannte, war es sehr darum zu tun, ihn nach Florenz zu ziehen, um eine Stütze in der Gesellschaft an ihm zu haben. Sie schickte ihm Briefe und Sonette, um ihn zur Rückkehr zu bewegen:

Varchi, il cui raro ed immortal valore,
Ogni anima gentil subito invoglia,



TIZIAN
Benedetto Varchi (?)
Wien, Hofmuseum

Deh perchè non poss' io com' ho la voglia,
Del vostro alto saver colmarmi il cuore.

Der Dichter hatte die Mauern des Bargello noch zu gut in Erinnerung, um sich mit seiner Rückkehr nach Florenz zu beeilen; schliesslich konnte er dem Drängen der schönen Kurtisane nicht länger widerstehen, er tauchte in der Stadt auf und trotz seiner „bereiften Haare", die er häufig in seinen an Tullia gerichteten Gedichten erwähnt, hat er sich mit der Leidenschaft eines jugendlichen Herzens in sie verliebt.

Im Jahre 1546 bezog Tullia ein Landhaus am Ufer der Mensola; Varchi blieb krank in Florenz zurück, Briefe kamen und gingen, denen zumeist Liebessonette beigefügt waren. Tullia lebte mit ihrer alten Mutter zusammen, sie sahen viel Gäste bei sich, und aus den Gesprächen, die in Florenz und an der Mensola mit viel Berühmtheiten geführt wurden, schöpfte die Dichterin den Inhalt ihres Dialogs „Dell' infinità d'amore", in dem als Hauptpersonen Tullia und Varchi und als Nebenperson der Doktor Benucci auftreten. Aber weder Varchi noch Benucci haben den Frieden ihrer Seele gestört; die Gefahr einer letzten leidenschaftlichen Liebe, die ihr ganzes Wesen beherrscht hat, drohte von anderer Seite. Diese neue Liebe trug das charakteristische Merkmal des Romans einer vierzigjährigen Frau, der Geliebte war Piero di Leonardo di Niccolo Mannelli, ein kaum 24jähriger Jüngling. Es war keine glückliche Liebe, sondern eine Leidenschaft, verzehrt von den Qualen der Eifersucht, zu der der junge Florentiner häufig Anlass bot. Die italienische Literatur hat dabei gewonnen, das schönste Sonett, das Tullia je geschrieben, ist an Mannelli gerichtet.

Diese Liebesepisode hat nur kurze Zeit gedauert, schuld daran trug wahrscheinlich der Florentiner; Tullia suchte Trost nach der erlittenen Enttäuschung in neuen Bekanntschaften und neuen Verhältnissen. Eine wahre Flut von Sonetten ergoss sich stets über sie; unter den Verfassern waren soviel Gelehrte und Akademiker, dass die alternde Tullia „cortegiana degli academici" genannt wurde.

Der poetischen Flut folgte ein unerwarteter Donnerschlag. Der Herzog Cosimo erliess am 19. Oktober eine neue Verfügung über die Kleider von Männern und Frauen, die u. a. die Vorschrift enthielt, dass Kurtisanen Tuch- und Seidenkleider nicht tragen dürften und auf der Strasse Kopftücher mit einem breiten Band aus Gold oder gelber Seide umbinden müssten. Tullia fiel es nicht ein, sich diesem Reglement zu fügen, sie war Dichterin und hatte einflussreiche Freunde! Aber etwa

ein halbes Jahr nach dieser Bekanntmachung wurde sie aufs Rathaus zitiert und energisch ermahnt, sich den Vorschriften entsprechend anzuziehen. Die unglückliche Poetessa war verzweifelt, sie setzte all ihre Freunde in Bewegung, auch der alte Varchi musste ihr in ihrem Unglück beistehen. Don Pedro di Toledo, der Neffe der Herzogin Eleonora, der Gattin Cosimos, empfahl Tullia, sich an die Herzogin zu wenden. Tullia schrieb eine Supplik und fügte ihr eine grosse Anzahl eigener und an sie gerichteter Sonette bei, zum Beweis, dass sie eine Dichterin und keine Kurtisane sei. Ausserdem versprach sie, sich sehr bescheiden anzuziehen, weder Tuch noch Sammet, sondern einen schwarzen Mantel „alla romana“ ohne jeden Putz auf der Strasse zu tragen.

Don Pedro di Toledos Protektion hatte Erfolg: Cosimo bestimmte, dass die Eingabe berücksichtigt werden solle, „fasseli gratia per poetessa“, und der Minister, Lelio Torelli, unterschrieb den Befehl. Tullia hatte die amtliche Beglaubigung ihres Poetentums. Dieses Dokument und die erlassene Resolution befinden sich heute noch im Staatsarchiv zu Florenz.

Tullia wollte ihre Stellung als Dichterin jetzt öffentlich dokumentieren und beschloss, ihre Gedichte herauszugeben. Zum Beweis ihrer Dankbarkeit richtete sie zwei Sonette an die Herzogin, sie besang den Tod des kleinen Don Pedro und feierte die Geburt von Don Garzio, dessen Bild wir heute noch in den Uffizien bewundern. Es ist ein kleiner Junge mit rundem, lustigem Gesicht, der mit einem Stieglitz spielt. Ihrem Buch hat die Dichterin eine Widmung an die herzogliche Protektorin vorangestellt und Varchi gebeten, ihre Sonette zu korrigieren. Das Buch ist 1547 in Venedig in einer sehr schönen Ausgabe erschienen. Der gute Varchi hat alles getan, was Tullia von ihm verlangt hat, er hat sogar an einem Sonett gefeilt, das an seinen Nebenbuhler gerichtet war, an Giordano Orsini, der in Florenz ein Verhältnis mit Tullia gehabt und später Isabella, Cosimo Medicis Tochter, geheiratet hat. In Florenz hat die d'Aragona auch den Ritterroman „Guerino il Meschino“ in Verse gebracht, aber das Buch erschien erst 1556, vier Jahre nach ihrem Tode. In der Vorrede eifert Tullia gegen die Schmutzliteratur, die die Reinheit der Seele befleckt, sie rechtet selbst mit Aretino und mit Boccaccio wegen seines Decamerone; sie klagt, dass sie, durch Verhältnisse gezwungen, viel erlebt und manches in ihrem Leben gelernt habe und dankt Gott, dass ihr noch in der Jugend die Einkehr gekommen. In dieser Dichtung wolle sie das Beispiel reiner, christlicher Literatur

geben. Tullia scheint sich damals auf dem Wege einer zum mindesten geistigen Umkehr befunden zu haben. Aber ihre Mutter Giulia hat darüber gewacht, dass diese Umkehr eine nur teilweise war.

Der alte Muzio wachte auch über den literarischen Ruhm der Frau, die er einst verehrt hatte. Er hat Tulliens berühmtestes poetisches Werk, den Dialog „Dell' infinità d'amore" herausgegeben; als Einleitung dient ein Brief, in dem er versichert, dass er die Dichterin jetzt mehr liebe denn je, zwar seien beide nicht mehr jung, aber ihre seelische Schönheit, die er stets verehrt habe, wachse mit jedem Tage. Dieser Dialog ist der geistigen Liebe im Gegensatz zur Sinnenliebe gewidmet und behandelt etwa die gleichen Ideen, die Bembo in seinen „Asolani" zum Ausdruck bringt. Nach Tulliens Ausspruch ist die geistige Liebe unendlich wie die Ewigkeit, sie erreicht ihr körperliches Ziel, die Vereinigung der Liebenden, niemals ganz. In dem sehr lebendig geführten Dialog zeigt Tullia ihre Kenntnis von Plato und Aristoteles.

Im Herbst 1548 ging die Dichterin nach Rom. Warum? — Vermutlich begann ihr Stern zu sinken. Ehe sie Florenz verliess, schrieb sie einen sehr traurigen Brief an Varchi, empfahl sich seiner Freundschaft und schickte ihm zur Erinnerung ein Taubenpaar, eine Flasche Malvasier und ein Salzfass aus Alabaster. Diese Geschenke beweisen, dass Tullia, die einst mit goldenen Ketten und Ringen nach Ferrara gekommen war, jetzt eine arme, verlassene Frau war. Ihre Mutter lebte noch, ihre Schwester Penelopa wuchs heran, und vielleicht wollte Giulia sie, wie einst Tullia, in die römische Welt einführen. Aber in Rom herrschte bereits Paul III., das heitere, freie Leben von einst war vorbei. Tullia, die in Florenz dem gelben Schleier entgangen war, musste sich hier dazu bequemen, wir finden ihren Namen in der Liste der römischen Kurtisanen, die im Jahre 1549 ihre Steuern bezahlt haben. Sie hat damals auf dem Campo Marzio, in der Nähe des Palazzo Carpi gewohnt. Dort starb bald darauf ihre Schwester Penelopa, Tullia hat sie in der Kirche S. Agostino begraben und ihr eine Marmorinschrift setzen lassen, die die Vorzüge des jungen Wesens preist.

Die arme Poetessa war alt geworden, es gab niemand mehr, an den sie ihre Sonette hätte richten können, auch fehlte Varchi, der sie korrigiert hätte; während voller sieben Jahre hören wir nichts mehr von ihr. Am 2. März 1556 ist der Notar Messer Virgilio Grandinelli zur Schwerkranken gekommen, sie hat in einem kleinen Stübchen in einem Hause in Trastevere, wo Matteo di Parma eine Osteria hatte, gele-

gen. Der Arzt, Maestro Panunzio, hatte ihn holen lassen, im Glauben, ihr letzter Augenblick sei gekommen. Zwei Frauen waren bei der Kranken, Lucrezia, die Gattin des Hausbesitzers, und die Dienerin Christofora, Tullia hatte noch Kraft genug, um das Testament zu unterschreiben. Ihre Seele empfahl sie dem allmächtigen Gott, der Jungfrau Maria und dem ganzen himmlischen Hof „a tutta la corte del cielo". Donna Lucrezia hat sie die Einrichtung des Stübchens vermacht, das Bett, auf dem sie lag, den grünen Bettvorhang, eine schwarze wollne Jacke, einige Kleider, einen Mantel alla romana und zehn Skudi in Gold. Die Dienerin Christofora bekam auch etwas Geld und Kleider.

Einige Legate hat Tullia für Kirchen und wohltätige Zwecke ausgesetzt. So erhielt die Compagnia del Crocefisso ein Parament aus schwarzem Samt, das Augustinerkloster jährlich Lichter für einen halben Skudo, die an ihrem Sterbetag auf ihrem Grabe angesteckt werden sollten, auch die Kirche S. Gregorio erhielt jährlich einen halben Skudo, um eine Messe für sie zu lesen. Dem Arzt Panunzio war ein schöner, neuer Rock versprochen, und den Konvertiten-Nonnen fiel noch ein kleines Pflichtlegat zu, infolge der Bulle von Klemens VII.

Das Testament enthält noch einen Beschluss, der auf die letzte Epoche ihres Lebens ein rätselhaftes Licht wirft. Zum Universalerben hat sie den Knaben Celio eingesetzt, den Pietro Chiocco, der Küchenchef des Kardinals Cornaro, während ihrer Krankheit betreut hat. Die Zinsen des Vermögens sollten für seine Erziehung benützt werden, „per imparare lettere ed altre virtù", das Kapital sollte ihm erst in seinem 25. Jahre ausgehändigt werden. Das Vermögen sollte, falls der Knabe eher stürbe, an Chiocco fallen, falls auch er stürbe, war es für fromme Zwecke bestimmt.

Ob Celio ihr Sohn war, wissen wir nicht.

Tullia hat testamentarisch verfügt, in der Kirche S. Agostino beigesetzt zu werden, in dem Grabe, in dem bereits ihre Mutter lag. Das Begräbnis sollte in der 24. Stunde, so bescheiden als möglich stattfinden, nur die Augustiner und die Mitglieder der Compagnia del Crocefisso sollten dem Sarg folgen. Zu Testamentsvollstreckern waren Monsignore Antonio Trivulzio, der Bischof von Tolone und Maria Frangipani, der Auditor Rotae ernannt. Celios Vormund war Orazio Marchiani, ein Geistlicher in Pistoja.

Nachdem das Testament unterschrieben war, betete Tullia noch zur Madonna und gab bald darauf den Geist auf.

Die Habseligkeiten der Toten wurden versteigert. Ihre Kleinodien kauften die Goldschmiede, Pompeo Fanetti a Santa Lucia, Maurizio Grano Piemontese und der Spanier Francesco Alargon. Eine alte Kiste fiel in die Hände Francinis aus Arezzo. Sie enthielt dreissig italienische und lateinische Bücher, Noten und verschiedene Manuskripte.

NEUNTES KAPITEL

PASQUINOS ANFÄNGE

I.

Zur Zeit, da Pasquino die Gemüter am meisten beschäftigt hat, im beginnenden XVI. Jahrhundert, hat Teofil Folengo in Rom gelebt. Er war ein witziger Mönch, wurde nachher Laienlehrer in Camillo Orsinis Hause, dann wieder Mönch und zuletzt sogar Bischof in Sizilien. Folengo berichtet in seiner humoristischen Dichtung „Maccharoniche" über Pasquinos Ursprung. Er sei aus dem Paradies nach Rom gekommen, da er arm war, habe er eine Osteria gegründet und fünfzig Jahre nicht allein als Koch, sondern auch als Narr und Kuppler gewirkt. Der römische Senat habe ihm in gerechter Würdigung seiner Verdienste eine Statue in der Ecke des Palazzo Orsini, des heutigen Palazzo Braschi, setzen lassen. Da er mit viel Menschen zu tun hatte, lernte er ihre Fehler und Vorzüge kennen, und hat ihnen als erfahrener Mann stets die Wahrheit gesagt. Aber die Wahrheit gefiel den wenigsten, er wurde beim Heiligen Vater verleumdet, der ihn aus dieser Welt verbannte. Ganz Rom hat Tränen darüber vergossen, es fanden sich sogar kirchliche Würdenträger, die den Papst baten, Pasquino zum mindesten den Heiligen des Himmels zu empfehlen, wenn er ihn verjagen müsse. Der Papst hat das Berechtigte dieser Wünsche eingesehen, Pasquino wurden seine Sünden verziehen, er bekam einen Geleitbrief ins Paradies, an den jedoch die Bedingung geknüpft war, dass er am Himmelstor eine Wirtschaft anlege, um die wohlgenährten Prälaten, die auf ihren Mauleseln in den Himmel kamen, gastlich in bequemen Zimmern auf deutsche Art aufzunehmen. Pasquino begab sich auf die Wanderschaft, widmete sich dem neuen Unternehmen, aber sein Geist blieb im geliebten Rom, schlüpfte in jene Statue beim Palazzo Orsini und fuhr fort, den Menschen die Wahrheit zu sagen.



PASQUINO
Rom. Vor dem Palazzo Braschi

So hatte Folengo Pasquinos Vergangenheit poetisch verklärt, die Wirklichkeit hatte ein anderes Gesicht. Pasquino war das boshafte Kind des Humanismus.

Die Schüler des römischen Studio haben einmal im Jahre ein scholastisches Fest gefeiert und einen Wettbewerb in lateinischen Gedichten veranstaltet. Die Professoren haben zu diesem Termin aufgefordert und die Leitung in Händen behalten. Allmählich zog das Schülerfest weitere Kreise, schliesslich nahm ganz Rom daran Anteil. An der Ecke des Palazzo Orsini an der Piazza Navona, in dem damals der neapolitanische Kardinal Oliviero Caraffa gewohnt hat, lag seit langer Zeit der Marmorrumpf des Menelaos, als Überbleibsel einer antiken griechischen Gruppe, Menelaos mit dem Körper des Patroklos. Das sehr zerstörte Kunstwerk war unter Schmutz und Trümmern kaum sichtbar, daneben stand eine Steinbank, auf der die Geistlichen während der Prozession am Markustag (am 25. April) häufig sassen. Am Tage der Prozession wurde die Bank mit Teppichen bedeckt, und da die Geistlichkeit am schmutzigen Menelaos, der damals Herkules hiess, Anstoss nahm, begann man auch ihn zu schmücken. Die Maler dieses Stadtteils übernahmen diese Pflicht und gaben der zerbrochenen antiken Statue jedes Jahr eine andere Form und ein anderes Gewand. Auf diese Weise erschien der angebliche Herkules als Pilger, als Sibylle, als Merkur oder als Orpheus.

Dem Palazzo Caraffa gegenüber hatte ein armer Humanist, Maestro Pasquino, sein Zimmerchen. Er kam auf den Einfall, am Herkulestorso seine Gedichte und die gereimten Erzeugnisse der Studenten anzubringen. Da es nicht eben leicht war, die Erzeugnisse der jugendlichen Dichter gedruckt erscheinen zu lassen, ergriffen die Schüler die Gelegenheit mit Freuden, das Publikum mit ihren Gedichten bekannt zu machen. Allmählich ging der Name des Maestro Pasquino auf die Statue über, die der Tummelplatz der jungen dichtenden Humanisten wurde. Die Schüler begannen den marmornen Pasquino als ihren Mäzen zu feiern, denn von den reichen Leuten sei eine Aufmunterung nicht zu erwarten. „Ihr fragt," heisst es bei einem verbannten Dichter, „weshalb wir unsere Verse einem Stein anvertrauen? Nach den Gründen braucht ihr nicht lange zu suchen; der Geiz der Reichen trägt schuld daran." — „Wenn der Stein uns belohnen könnte, so würde er unsere Verse mit Gold aufwiegen." Im Dünkel gaben die jungen Humanisten ihren Vorgängern aus dem XV. Jahrhundert nichts nach. Das poetische Turnier

fand soviel Beifall, dass der Herkulestorso nicht mehr genügte, um die studentischen Erzeugnisse daran anzubringen; die Gedichte wurden auf die Häuser geklebt und an den Teppichen auf der Steinbank angesteckt. Gelegentlich gab es dort an 3000 Gedichte — eine ungeheure Anzahl, aber fast ohne den geringsten poetischen Wert.

Die S. Marco-Feier währte einige Stunden; nach beendeter Prozession befahl der Kardinal seinen Dienern, die Zettel abzureissen, damit die Menge nicht sein Haus belagere. Den Dienern des Kardinals halfen die Strassenjungen, die sich auf den Pasquino stürzten, um ihn auszuziehen und sich über den verstümmelten Torso lustig zu machen, darauf herumzuklettern und den geduldigen Marmor nach Herzenslust zu necken. Um die Gedichte zu retten, drängten sich schon während der Prozession die Studenten um den Pasquino und schrieben mit rasender Geschwindigkeit so viel ab, als sie konnten. Sie waren mit Tintenfässern, die sie am Gürtel trugen, bewaffnet, als Pult diente ihnen zumeist der Rücken des vor ihnen stehenden Kollegen. Nachdem der Pasquino seine Festgewänder abgelegt hatte, wurden an Stelle der Hexameter amtliche und kirchliche Bekanntmachungen, päpstliche Bullen, Dekrete und Ablassverkündungen angeklebt. Die antike Statue diente ähnlichen Zwecken wie einst die Mauern der Häuser am Campo dei Fiori oder in der Strada dei Banchi. Sehr zu Unrecht, da der Pasquino nicht der erste beste Marmortorso, und seine Zerstörung Vandalismus war; Michelangelo hat seinen Wert zu schätzen gewusst und Bernini den Herkulestorso im Vatikan und den Pasquino für die schönsten antiken Plastiken gehalten, da sie die Natur ohne die Übertreibung, die jetzt den Künstlern eigne, wiedergeben. Auch Winckelmann hat den Pasquino sehr geschätzt. Bildhauer und Dichter haben diese Statue bewundert, die aus vielhundertjähriger Ruhe erstand, um der Zensor der Renaissance-Gesellschaft zu werden.

Das Arrangement des Pasquinofestes am 25. April scheint lange Zeit, bis zu Hadrian VI., in den Händen der Universitätsprofessoren gelegen zu haben. Fast ausschliesslich waren es Studenten, die ihre Verse an der Statue angebracht haben, infolgedessen sprach Pasquino fast ausschliesslich Lateinisch und hat sich mehr mit den Göttern des Olymp als mit den zeitgenössischen Ereignissen beschäftigt. Die bisherige Annahme, Pasquino habe im beginnenden XVI. Jahrhundert dem Volkshumor und der Volkssatire Ausdruck verliehen, ist irrig. Das Volk hat ihn nicht verstanden, er trug nur zur Erheiterung der Humanisten und



FILIPPINO LIPPI
Kardinal Oliviero Caraffa die Madonna anbetend
Rom, S. Maria sopra Minerva

des Klerus bei. Die italienische Literatur hat wenig oder nichts dabei gewonnen.

Pasquinos Gönner waren der Kardinal Caraffa und der Sekretär, der zumeist ein Universitätsprofessor war. Der erste Sekretär war, soviel wir wissen, der Florentiner Donato Poli, ein Rhetoriklehrer und gelehrter Humanist, aber ein ziemlich gewöhnlicher, schwerfälliger Sonderling, den die Schüler verspottet haben. Der Kardinal Caraffa hat ihn für einen grossen Redner gehalten und ihm 1509 eine Gelegenheit verschafft, vor dem Papst zu predigen; aber die Predigt war ungeschickt, strotzte von rhetorischen Fehlern und hat nicht wenig dazu beigetragen, den Redner lächerlich zu machen. Der Sekretär hat die Pasquinofeste arrangiert, die studentischen Reimereien, die am Torso angebracht werden sollten, durchgesehen und mit den Künstlern verabredet, in welchem Gewand sich der unglückliche Herkuleskrüppel präsentieren solle.

Nach Donatos Tod im Jahre 1517 wurde wieder ein Universitätsprofessor Decio Sillano di Spoleto Pasquinos Sekretär; im Gegensatz zu seinem Vorgänger war er so redegewandt, dass, wenn er zu reden anfing, es schien, „als wenn der Fluss Anio ihm leise murmelnd von den Lippen fliesse".

Im Jahre 1511 starb Pasquinos Protektor, der Kardinal Caraffa; aus diesem Grunde wurden am 25. April dem armen Herkules, der schon so viele Verwandlungen durchgemacht hatte, Trauergewänder angezogen. Ein unglücklicher Einfall; der Torso wurde in einen schwarzen Mantel gehüllt, bekam neue Hände, die, zum Gebet gefaltet, aus den Ärmeln herausstaken. Ein schwarzes Tuch wurde ihm über den Kopf gezogen, ein langer schwarzer Bart angeklebt und auf das Gesicht braune Streifen gemalt, gewissermassen als Spuren vergossener Tränen. Über die ganze seltsame Erscheinung wurde ein schwarzer Baldachin gebreitet. In den Gedichten kam fast ausschliesslich der Schmerz um den verstorbenen Protektor zu Worte und seine Verdienste um das heilige Kollegium und um Pasquino wurden gerühmt.

Ein Dichter forderte die Vorübergehenden auf, mit Pasquino über den harten Schlag zu weinen, den er erlitten hatte, denn mit dem Tode des Kardinals sei der heitere Gesang der Musen verstummt. Ein anderer Reimschmied bat in Pasquinos Namen, dass man ihm die Worte aufs Grab setze: hier liegt der aus Kummer um seinen Patron gestorbene Pasquino. Aber die Studenten, die Pasquino zum Leben erweckt

hatten, wollten seinen Tod nicht und begannen nach einem neuen Protektor zu suchen. Die einen rieten, sich an den Bruder des verstorbenen Kardinals, Gianpietro Caraffa, den späteren Paul IV., zu wenden; aber Gianpietro trug sich mit der Reform der Kirche, und Strassenfeste der Studenten lagen ihm wenig am Herzen. Im englischen Kardinal Christophe Bainbridgy, der den früher von Oliviero Caraffa bewohnten Palast gemietet hatte, fand sich ein Protektor; er betrachtete es als seine Pflicht, gleich seinem Vorgänger das Protektorat über den Pasquino zu übernehmen. Als Julius II. ihn zum apostolischen Legaten im Kriege mit Frankreich ernannte, nahm sich der Bischof von Camerino und Verwalter der päpstlichen Paläste, Antonio Bonjoannes, des verlassenen Pasquino an. Es waren unruhige, vom Kriegsgeschrei erfüllte Zeiten, der Bischof befahl daher, Pasquino am 25. April als Mars zu verkleiden, ihm Panzer, Helm und Schwert zu geben. Pasquino bedrohte die Franzosen, er sei aus einem friedlichen Humanisten ein grimmer Krieger geworden, würde Italien mit gallischem Blut tränken und im Verlauf von neun Monaten die Fremden aus Italien verjagen:

Itala Gallorum pinguescet sanguine tellus.
Ante novas segetes perficietur opus.

Pasquino pries den grossen Julius, der die Italiener wieder zu Italienern gemacht habe:

Dicite, mortales, num quisquam maior Julio est,
Per quem (quod fuit ante) Italia Italia est?

Selbst der steinere Pasquino hat einen Hauch von Julius' Geist gespürt. Als der Papst ein Bündnis mit den Spaniern schloss, stand Pasquino, der bis dahin stets zu den Anhängern des Vatikans gehört hatte, zum erstenmal in der Opposition gegen den Papst und sprach diesmal nicht Lateinisch, sondern Italienisch. Pasquino klagt über die erlittene Enttäuschung, er habe geglaubt, der Papst wolle die Barbaren aus Italien verjagen und nun berufe er die Spanier an Stelle der Franzosen. Er macht Julius seinen Umschwung in der Politik zum Vorwurf.

E questo è sol per la mobil tua corte
Ch' or volta in Francia, or Spagna il mobil core.

Ein andermal droht Pasquino, Mars wollte nicht das Spielzeug des Klerus werden und nicht in seinen Dienst gehen.

1513 wirft Pasquino das Gewand des Kriegsgottes ab und erscheint als Apoll, dem Wechsel, der sich in der Kurie vollzogen hat, entsprechend. Er klagt, unter Julius II. hätten Wissenschaft und Kunst

gedarbt, aber unter Leo X. werden seine Verse mit Gold aufgewogen werden:

Carminibus vates munera magna ferent.

Pasquino wird im höchsten Grade regierungstreu, es gibt kein Lob, das er nicht Leo X. gespendet hätte, er behauptet, der Medici würde der „Medikus" werden und alle Wunden Italiens heilen. Im zweiten Jahr von Leos Regierung wird Pasquino zum Merkur. Die Dichter erwarteten, unter der Regierung dieses Papstes würden sich alle Gottesgaben wie aus dem Horn des Überflusses über das Land ergiessen und Handel und Ackerbau zu neuer Blüte gelangen. Es waren noch die Honigmonde der Regierung des Mediceers. 1515 wurde Pasquino als Orpheus verkleidet, der Vatikan amüsierte sich, und Theater, Feste, Konzerte, Jagden drängten sich unablässig. Ein Dichter rühmt Pasquino, der seinen Herrn kennt, da er trotz Kriegstrompete seine Leier stimmt:

Inter bella, tubas, caedes canis ipse lyramque
Percutis: hoc sapere est ingenium domini.

Trotzdem Pasquino auf einen heitern Ton gestimmt war, hatte ein Verbrechen in seiner unmittelbarsten Nähe stattgefunden. Der englische Kardinal hat seine Umgebung so barbarisch behandelt, dass ein Diener, zur Verzweiflung gebracht, ihn vergiftet hat. Pasquino verlor seinen Protektor, aber sehr bald bezog den Palazzo Orsini der Kardinal Antonio del Monte, ein Gelehrter, der die Künstler förderte, er übernahm das Protektorat über Pasquino, das den Kardinälen des Palazzo Orsini fast als etwas Selbstverständliches zufiel. Ja noch mehr, Leo X. selbst wurde der Protektor der Pasquinofeste. Die Freude war gross, die Studenten hofften, der Vatikan würde ihre Verse grossartig bezahlen. Pasquino sang, der Papst, der die Welt beherrsche, würde ihm auch reiche Gewänder stiften, er könne sie gut gebrauchen, da er zuletzt ganz nackt gewesen sei. 1521 erschien Pasquino als Sibylle, er trug Leos X. Wappen zwischen den Schildern des Kardinals del Monte und der römischen Kommune.

II.

In seinen Glanztagen hatte Pasquino verschiedene Rivalen. Die Möglichkeit, seine Gedichte auf der Strasse zu veröffentlichen, gefiel den Versemachern ausserordentlich gut, aber Pasquino hatte den grossen

Fehler, nur einmal im Jahre zu sprechen. Sie wollten sich des Beifalls des Publikums häufiger erfreuen. So entstand erst Marforio, der gewissermassen Pasquinos Erfüllung war, er beantwortete seine Fragen, kritisierte ihn gelegentlich oder verspottete zusammen mit ihm irgendeine Persönlichkeit. Marforio wurde jener grosse liegende bärtige Mann genannt, der sich heute im Hof des Kapitolinischen Museums befindet. Er stellt wohl einen Fluss dar, vielleicht Nar, die heutige Nera, in der Nähe Roms und war dem Mamertinischen Gefängnis gegenüber aufgestellt. Aber Pasquino und Marforio bekamen einen allzu pöbelhaften Anstrich, sie entfernten sich von der humanistischen Würde immer mehr und passten den anspruchsvollen Dichtern nicht mehr. Der humanistische Pegasus suchte nach einem neuen Betätigungsfeld. In Rom lebte damals jener bereits erwähnte Deutsche Goritz, Coricio genannt, der Dichter und Gelehrte in seinem Hause versammelte. Coricio betrieb einen besonderen Kult mit der hl. Anna und bestellte bei Sansovino eine Marmorgruppe der Anna selbdritt. Der Besitzer liess das schöne Werk in der Augustinerkirche aufstellen vor einem der Pilaster des Mittelschiffes. Er kam auf den Einfall, vier Tafeln neben der Gruppe anzubringen und am S. Annentag dort die Reime seiner Freunde anzukleben. Es gab aber der Literaten und ihrer Erzeugnisse so viel, dass die vier Tafeln nicht reichten, Coricio musste im Laufe der Zeit noch eine fünfte Tafel stiften. Auch Hutten hat seine Verse hingeschickt, da er krank war, bittet er in einem dieser Gedichte die hl. Anna, ihn wieder gesund zu machen, er würde auch stets Lichter und Weihrauch auf ihrem Altar brennen:

Da morbum cessare pedis, da robur ademptum,
Sic nunquam his desint ceraque thusque focis.

Die Verfasser, die ihre Gedichte unter den Schutz der hl. Anna stellten, haben sie mit Namen bezeichnet, während der Pasquino nur anonyme Verse brachte.

Noch ein unternehmender Dichter niederen Ranges kam zu Worte, der dem Pasquino Konkurrenz machen wollte. Es war der Barbier Luca Grilli, der seit 1521 am Marcustag satirische Verse an seiner Bottega angebracht hat. Er war nicht humanistisch gebildet, und während Pasquino sich an das gebildete Publikum wandte, wollte sich Grilli die Herzen des Volkes erobern. Von diesem populären Pasquino wissen wir jedoch sehr wenig; die damaligen Literaten haben sich

nicht für Volkspoesie interessiert und daher auch nicht über Grilli geschrieben.

Von Pasquinos weiterem Schicksal wird noch die Rede sein*).

*) Im Anfang des XVI. Jahrhunderts sind verschiedene Gedichte erschienen, die am Pasquino befestigt waren. Zu den bekanntesten gehören: Carmina, quae ad Pasquillum fuerunt posita in A. 1509 und Carmina ad Pasquillum Herculem im Jahre 1510.

ZEHNTES KAPITEL

PIETRO ARETINO

I.

Unter Leo X. kam im Jahre 1517 ein junger Maler aus Arezzo nach Rom, um etwas vom Gold zu erhaschen, das, wie es allgemein hiess, dort den Künstlern und Literaten in reichstem Masse zufloss. Aber der Jüngling hatte mehr Geschick zu witzigen, boshaften Versen als zum Malen. Er war schlank und gross, ein leichter Flaum deckte schon sein Gesicht, und er wirkte eher bescheiden und liebenswürdig als boshaft. Der Stachel war noch verborgen.

Durch Protektion kam der Jüngling an Agostino Chigis Hof, er galt dort bald als fähiger satirischer Dichter und kluger Mensch, „vir acerrimi iudicii". Der Bankier hatte eine gewisse Vorliebe für ihn und Aretino gehört bald zur „Familie" des Magnifico, „inter familiares".

Wer war dieser Aretino eigentlich? Sein Ursprung wurde aufs grausamste verleumdet. Berni, ein zeitgenössischer Biograph Pietros, vergleicht ihn mit dem Antichristen und erzählt, er sei der Sohn einer Strassendirne, und seine Schwestern führten ein schändliches Leben; ein anderer Schriftsteller verdächtigt ihn, Chigi eine silberne Tasse gestohlen zu haben, und berichtet, er sei vorher Strassensänger in Vicenza und Diener in Österreich gewesen, in Ravenna sei er in ein Kloster eingetreten, aber der klösterlichen Klausur müde, habe er schmutzige Geschäfte vermittelt und sei Hofnarr bei Leo X. und Klemens VII. geworden. Es ist schwer, sich unter all den Beleidigungen und Beschimpfungen, denen Aretino schon im XVI. Jahrhundert ausgesetzt war, einerseits, und den masslosen Lobpreisungen und der Bewunderung andererseits zurechtzufinden. Die einen sagten, der hergelaufene Kerl aus Arezzo sei ein Betrüger, ein unwissender, eitler, eingebildeter Narr, ein Verräter,

ein Ungeheuer ohne Treu und Glauben, der Gipfel der Bosheit, ein Beutelschneider, Spitzbube, nur dazu geboren, um die Fürsten zu bestehlen, ein Tagliatore de' principi, der Riese unter den Idioten, der Sardanapal der Schwindler, dazu habe er den bösen Blick und sei einer der gefährlichsten Jettatoren, er stinke vor teuflischer Falschheit, sei ein brüllender Elefant, ein Geschwür, das alle eklen Krankheiten verbreite, das Haupt der Alchimisten, der Verleumder der Unschuld usw.

Diese Gerüchte verbreiteten namentlich zwei zeitgenössische Literaten, Niccolo Franco und Antonio Francesco Doni, auf die man ruhig auch eine Reihe dieser Epitheta hätte anwenden können. Diese Verleumdungen haben andere ihnen nachgesprochen, und so erwuchs auf Aretins Grab eine ungeheure Pyramide von Schmutz und Unrat. Dagegen haben viele der Zeitgenossen Aretin in der schwülstigen Ausdrucksweise jener Zeit göttlich und unsterblich genannt, er galt ihnen als Philosoph, Erlöser der Welt, Ruhm des Himmels, Wohltäter der Menschheit. Und zu seinen Verehrern haben Prälaten, Kardinäle, Mönche, regierende Fürsten, Gelehrte und berühmte Frauen gehört. Ihm befreundet waren Künstler wie Tizian, Sansovino, Tintoretto, Giulio Romano, Vasari, Dichter wie Ariost, Bernardo Tasso, Literaten wie Benedetto Varchi, Paolo Manuzio, Carlo Tolomei, Gelehrte wie Trifone Gabrielli, der „neue Sokrates", Historiker wie Giovio, berühmte Frauen wie Veronica Gambara und namentlich Vittoria Colonna, die ihn in ihren Briefen ihrer Freundschaft und Bewunderung versichert. Florenz, Siena und Padua haben ihn zum Mitglied ihrer Akademien ernannt und mehrere Dichter und Gelehrte ihm ihre Werke gewidmet.

Dagegen hat man ihm nicht einmal einen ehrlichen Tod gegönnt und erzählt, er sei bei einem Bankett vom Schlag gerührt worden, da er sich vor Lachen nicht zu halten wusste, als man ihm skandalöse Liebesgeschichten seiner Schwester erzählte. Anselm Feuerbach hat ihn so gemalt: mit Weinlaub im Haar bricht er beim Bacchanal zusammen, von schönen Weibern, deren Feuer durch Wein erhöht ist, umgeben.

Wenn wir die Spreu vom Weizen sondern, ergibt sich folgendes: Pietro Aretino ist 1492 in der Nacht vom 19. auf den 20. April in Arezzo geboren. Sein Vater war der Schuster Lukas, seine Mutter Tita, eine anständige Frau, der Pietro während seines ganzen Lebens zugetan blieb. Des Vaters scheint er sich geschämt und sich deshalb Aretino genannt zu haben, das war an sich nichts Ausserordentliches in einer Zeit, wo sich jeder nach Gutdünken einen Namen zugelegt hat. Seine

beiden Schwestern waren in Arezzo verheiratet, die eine an Messer Scipione, die andere an einen Soldaten Orazio Vanotti. Beide starben jung; die eine hinterliess zwei Töchter, die andere zwei Söhne, deren sich Aretino angenommen hat.

Als Knabe kam Pietro nach Perugia, dort wurde ihm eine ziemlich oberflächliche Erziehung, er lernte malen und hat sicherlich auch einige lateinische Brocken aufgeschnappt, da er gelegentlich lateinische Phrasen anwendet, er hat es jedoch nie zu einer tieferen Kenntnis der klassischen Schriftsteller gebracht. Sehr jung begann er zu schreiben und hat als Zwanzigjähriger 1512 seine ersten italienischen Gedichte in Venedig herausgegeben.

Sein Glück hat man damals jedoch weder in Perugia noch in Arezzo, sondern in Rom am päpstlichen Hofe gesucht. So finden wir Aretino bei Chigi. Der Bankier muss ihn dem Papst empfohlen haben, der junge Dichter ist sehr bald an Leos X. Hof, unter Gelehrten, Politikern, Künstlern und Literaten, in fremden Gelagen und bei Festen lernte er Menschen kennen. Er verstand scharf zu beobachten und hat sich durch seine böse Zunge und seinen schlagenden Witz bald eine in ihrer Art einzige Stellung geschaffen. Alle haben ihn gefürchtet. Bemühe dich um Aretinos Freundschaft, heisst es in der Farce Calandra und Silvano, denn wehe dem, der ihn reizt.

Fa sol che lo Aretino ti sia amico,
Perchè gli e' mal nemico a chi lo acquiste.
— — — — — — — — — — — — —
Dio ne guardi ciascun dalla sua lingua.

Chigi starb 1520, das war ein schwerer Schlag für Aretino, da er seinen ersten Beschützer, der einen guten Einfluss auf ihn hatte, geliebt und geachtet hat. Ein Literat konnte damals ohne einflussreichen Protektor, bei dem er im Notfall Schutz fand, nicht existieren. Es galt, sich nach einem neuen Mäzen umzusehen, besonders da man sich auf den launischen Leo X. nicht recht verlassen konnte, ausserdem war der Papst krank und konnte bald sterben. Die geeignetsten und begehrtesten Protektoren waren die „Papabili", d. h. die Kardinäle, die die meiste Chance hatten, zum Papst gewählt zu werden. Unter ihnen war Giulio de' Medici der einflussreichste.

Beim Tode des Papstes befand sich Aretino bereits im Lager des Kardinals Medici. Mit seiner ätzenden Feder stand er neben ihm, und Giulio wusste diese Kraft zu schätzen.

Aretino fand eine alt eingewurzelte Sitte in Rom, die er für seinen Witz zu gebrauchen wusste. Am 25. April beging man das Pasquino-Fest, das es nur wiederzubeleben galt, um es zu einem mächtigen, kritischen Faktor umzugestalten. Der bisherige Pasquino war, wie wir wissen, ein humanistischer Pedant, der sich zwar der Protektion der Kardinäle und selbst des Papstes erfreute, aber eigentlich weder eine politische, noch eine literarische Bedeutung hatte. Diese ganze „Poesie" war nur schwerfälliges Schülerrüstzeug. Wie wenig dauernden Bestand die an dem Pasquino angefügten Verse hatten, beweist der Umstand, dass, als Federico Gonzaga 1521 Castiglione, der damals in Rom war, bat, ihm Pasquinos Erzeugnisse der letzten Jahre zu schicken, der mantuanische Gesandte erwiderte, dass nichts von diesen Versen übrigbleibe, da sie spurlos untergehen. Schon unter Julius II. schlichen sich gelegentlich boshafte politische Satiren ein, die sich Pasquinos Würde zunutze machten und allgemeines Interesse beim Publikum erweckten. Unter den Verfassern befand sich auch Ulrich von Hutten, der spätere leidenschaftliche Gegner des Papsttums. Er war 1515 nach Rom gekommen, bewegte sich viel in Studentenkreisen und hörte juristische Vorträge an der Universität. Gelegentlich heftete er boshafte Verse am Pasquino an, er kritisierte die Römer scharf, da er erwartet hatte, in der päpstlichen Hauptstadt nur Menschen wie Scipio Africanus zu finden. Alles Römische fehlte Rom:

Romanum invenies hic, ubi Roma, nihil.

Huttens Gedichte und gelegentlich auftauchende boshafte Satiren waren jedoch nur ein Seitensprung des Strassenhumors; erst Aretino hat den Pasquino beherrscht, sein Ansehen benützt und ihn zu einem boshaften, politischen Satiriker umgestaltet, der nicht erst auf den 25. April gewartet hat, um sein Gift auszuspeien, sondern bei jeder sich darbietenden Gelegenheit, zuweilen sogar täglich, das Wort ergriffen hat. Die erste Gelegenheit bot sich, als Leo X. starb und Hadrian VI. gewählt wurde. Rom war damals durch Parteikämpfe so zerwühlt, dass man dem Medici sogar boshafte Verse, die seine Ehre zerpflückt haben, aufs Grab niedergelegt hat; ein Korrespondent der Isabella Gonzaga nannte sie „Cose diaboliche". Aretino begann den Pasquino mit Beschlag zu belegen, er begründete mit einigen jungen Dichtern, die ihn als ihren Führer betrachteten, eine Art Akademie, deren Mitglieder sich in einer Osteria trafen und dort Pfeile schmiedeten, die auf die Wahl des neuen Papstes von Einfluss sein sollten. Ein neuer,

witziger, beweglicher Pasquino war erstanden und die Statue wurde lebendig.

Paul III. fragte einst Fra Baccio, wann es in Rom wohl am lustigsten zugehe? „Wenn der Papst gestorben ist", gab der Mönch zur Antwort. Nach Leos X. Tod war Rom tatsächlich bewegt genug: die vielfältigsten Interessen haben sich gegenseitig bekämpft, von allen Seiten wurde intrigiert, die Spannung war unerträglich. Wird der neue Papst die Literaten und Künstler unterstützen? Welche Familien werden sich um den Vatikan scharen? Wer wird im Palast den grössten Einfluss erhalten? All diese Fragen haben das Publikum so fieberhaft aufgeregt, dass in den Kontoren um hohe Summen gewettet wurde, wer Leos X. Nachfolger würde. Die Banksensalen klimperten mit den Dukaten in der Tasche und hatten Blanketts zur Unterschrift bereit, um förmliche Verträge abzuschliessen. Jeden Morgen stand eine Menschenmenge dichtgedrängt, Kopf an Kopf, vor den Fenstern des Vatikans, um den Ruf zu hören „Habemus Papam!" Man erzählte sich, die Mönche seien heiser geworden vom beständigen Singen des „Veni creator".

Unmittelbar nach Leos Tod bezeichnete die öffentliche Meinung den Kardinal Giulio de' Medici als den kommenden Papst. Am 30. Dezember wurden sieben Dukaten gegen hundert gewettet, dass er am nächsten Tag gewählt werden würde. Aber gegen alle Erwartungen und Hoffnungen ging der Kardinal von Tortosa, Hadrian Florisze, am 9. Januar 1522 als Sieger aus der Wahlurne hervor. Er wählte den Namen Hadrian VI. Der neue Papst war ein Ausländer, der Sohn eines Schiffbauers aus Utrecht, der Schützling Karls V., ein bescheidener, frommer Mann, wenig für das künstlerisch-literarische Zentrum geeignet, zu dem Rom sich in den letzten Jahren herausgebildet hatte. Die Unzufriedenheit war gross, man schimpfte auf die Kardinäle und ans Tor des päpstlichen Palastes klebte man einen Zettel, dass es zu vermieten sei „est locanda".

Für die Satiriker war Tür und Tor geöffnet.

Die meisten der Gedichte, die jetzt auf den Pasquino niederregneten, hatten Aretino zum Verfasser. Die Gedichte trugen keinen Namen, aber ganz Rom wusste, von wem sie stammten. Aretinos Name war in ganz Italien berühmt. Als Pietro später nach Bologna kam, adressierte der Maler Andrea einen Brief folgendermassen an ihn: „An jenen Aretino in Bologna, der während des Konklave soviel schöne Sonette zu Ehren des heiligen Kollegiums geschrieben hat."

Hadrian hatte einen weiten Weg zurückzulegen und kam erst nach



TIZIAN
Pietro Aretino
Florenz, Pitti

einigen Monaten gegen Ende August 1522 nach Rom. Aretino hielt es für ratsamer, seine Ankunft nicht abzuwarten: er fürchtete den Zorn des Papstes und begab sich erst nach Bologna, dann nach Florenz unter den Schutz des Kardinals de' Medici, für den er während des Konklave gekämpft hatte. In Florenz fand es der unruhige Dichter zu eintönig, er ging 1523, wohl auf Medicis Unterstützung bauend, nach Rom zurück. Durch ein Pasquill ärgerte er den Papst in einem solchen Grade, dass Hadrian ihn hätte in den Tiber werfen lassen, wenn ihm nicht der Herzog de Sessa, der Gesandte Karls V., durch ein Witzwort das Leben gerettet hätte. Als der zornige Papst seine Absicht durchblicken liess, gab der Herzog zur Antwort, Pasquino würde wie ein Frosch im Wasser quaken.

Aretino fühlte sich in Hadrians VI. Nähe nicht sicher und suchte wieder Schutz in Florenz. Von dort aus lud ihn Federico Gonzaga nach Mantua ein, der Markgraf und sein Gast schlossen sich sehr aneinander an, und diese Freundschaft hat Jahre überdauert. Federico war vom witzigen Satiriker so begeistert, dass er dem Kardinal Giulio enthusiastisch dankte, ihm ein so kostbares Kleinod abgetreten zu haben.

In Mantua fand es Aretino zu langweilig; er hasste den Papst, hatte ein grosses Verlangen nach Kampf, ging infolgedessen noch im selben Jahre nach Florenz zurück und schickte seine Gedichte, mit denen er Hadrian unablässig quälte, nach Rom. Er verspottete eine Wäscherin, die der Papst um ihrer guten Sitten willen am Hof behalten hatte, und nannte sie „la sacratissima religiosa lavandaia". Der Papst wurde so aufgebracht, dass er dem Dichter die furchtbarsten Strafen androhte, falls er ihn in die Finger bekäme. Angesichts des Zornes des Papstes schickte es sich für den Kardinal Medici nicht, den Pasquillanten zu beschützen, ausserdem konnte Hadrians Rache ihn in Florenz ereilen. Aretino suchte daher Schutz bei einem andern Mediceer, dem Condottiere Giovanni, dem Sohn der Caterina Sforza, der damals in Reggio weilte.

Der Condottiere in Waffen und der Condottiere der Feder fanden Gefallen aneinander. Gran Diavolo, wie der Medici damals genannt wurde, hatte eine Vorliebe für Aretino; der Mut des jungen Literaten, der selbst den Papst nicht fürchtete, seine offene heitere Art gefielen ihm, Pietros Witz und Sarkasmus amüsierten ihn nicht weniger als seine Schilderungen Roms und der dort massgebenden Persönlichkeiten. Namentlich verband sie der gemeinsame Hass gegen diesen fremden Eindringling in der päpstlichen Stadt, der so wenig in die italienische Kultur hineinpasste. Andererseits hat auch Giovanni de' Medici auf

Aretino einen grossen Einfluss ausgeübt. Der Literat hatte einen freien Menschen vor sich, der sich um niemandes Gunst zu bemühen brauchte, im Überfluss lebte und seiner Tapferkeit und dem Schwert an seiner Seite sein ganzes Schicksal verdankte.

Weshalb sollte die Feder ein schlechteres Werkzeug sein als die Waffe, dachte Aretino, weshalb liesse sich nicht auch mit Tinte die Freiheit erkämpfen? Die Humanisten und Literaten waren bis jetzt nur ein Teil des Hofgesindes gewesen. Hunderte von Schriftstellern und Dichtern haben ihre Sklaverei beklagt Aretino beschloss ein freier Mensch zu werden.

Unterdessen ging es dem Pasquino in Rom schlecht. Hadrian VI. hatte das Fest vom 25. April verboten und gedroht, falls in Zukunft boshafte Satiren auftauchen würden, so würde er die Skribenten aufs härteste bestrafen und den Pasquino in den Tiber werfen. Trotz alledem waren die Spottverse nicht aus der Welt zu schaffen und als der Papst einige Monate darauf starb, triumphierten die Libellisten, und Pasquino war von oben bis unten mit Gedichten bedeckt, die den Toten aufs schimpflichste beleidigten. Gleichzeitig warnte Pasquino die Kardinäle vor der Wahl Giulio de' Medicis, vor dem neuen Serapica und Fra Mariano.

Aretino fehlte in Rom, er war bei Giovanni in Mailand, er konnte also seinen Beschützer nicht verteidigen, aber er verschickte nach allen Seiten Briefe, in denen er laut den Sieg verkündete, da er der Wahl des Medici sicher war. Nach Rom schickte er ein langes Epitaph auf Hadrians Tod, das mit den Worten beginnt:

Qui iace Adrian sesto, homo di — vino.

Die boshaften Römer hatten die Nachricht verbreitet, der Papst sei am Trunk gestorben. Aretino ging sofort nach Rom, verliebte sich aber unterwegs in Reggio in ein einfaches Mädchen, das Laura hiess, und kam zu spät zum Konklave.

II.

Als Aretino endlich in Rom erschien, empfing ihn Klemens VII. sehr liebenswürdig. Der Satiriker wurde eine sehr einflussreiche Persönlichkeit, als Liebling des Papstes bemühten sich alle um seine Gunst.

Der boshafte Dichter hatte keine Gegner, Pasquino war ein Hof-



TIZIAN
Karl V.
Madrid, Prado. Ausschnitt

mann geworden und verhielt sich schweigsam. Aber dafür begann eine andere Statue, Marforio, zu sprechen und verspottete namentlich Aretino, der in päpstlichen Diensten stände und seinen Witz eingebüsst habe. Auch die Gunstbezeugungen des Papstes erweckten viel Neid. Den ersten Zusammenstoss gab es mit dem mächtigen Giberti.

Giovan Matteo Giberti, der Bischof von Verona und gegenwärtige Kanzleipräsident des Papstes, hatte seit Leo X. immer grösseren Einfluss im Vatikan. In Palermo, als unehelicher Sohn eines genuesischen Generals geboren, hatte der ausserordentlich ehrgeizige, begabte, gelehrte Mann, der eine Reform des Klerus anstrebte, Literaten um sich geschart, um sich mehr Relief zu geben. Er verstand es, den schwachen Klemens VII. zu beherrschen, und gerierte sich längere Zeit hindurch gewissermassen als zweiter Papst.

Giberti hatte auch mächtige Gegner: den Kardinal Schomberg, den Erzbischof von Capua, und Girolamo da Schio, den Bischof von Vaison, die dem Papst ehrlich zugetan waren. Aretino hatte sich ihnen angeschlossen und sich dadurch Gibertis Hass zugezogen, der nach einer Gelegenheit suchte, um den wegen seines beissenden Witzes gefährlichen Literaten zu entfernen. Die Gelegenheit sollte sich bald finden.

Der bekannte Kupferstecher Marcantonio Raimondo hatte 1523 einen auszeichneten Stich nach Aretino gemacht. Der Künstler und der Literat waren sich auf diese Weise näher getreten, ihre Freundschaft sollte das ganze Leben währen. Raimondo wurde der Kurie bald unangenehm, da er sechzehn anstössige Bilder, die Giulio Romano im Übermut geschaffen, durch den Stich vervielfältigt hatte. Raimondos Stiche fanden in gewissen Kreisen viel Beifall, aber sie erregten noch mehr Ärgernis bei jenen, die als besonders tugendhaft gelten wollten. Besonders Giberti war empört und erwirkte Raimondos Gefangennahme. Giulio Romano, dem eigentlichen Urheber des Ganzen, war nichts geschehen, da er einflussreiche Gönner hatte und ein in Rom zu bekannter Künstler war.

Raimondos Partei ergriff Aretino und erwirkte seine Freilassung beim Papst. Das empörte Giberti, er empfand darin ein Gegenwicht gegen seinen Einfluss und fühlte sich in den Augen der Höflinge gedemütigt.

Stolz auf seinen Sieg ging Aretino einen Schritt weiter und verfasste zu jedem Stich von Raimondo ein gemeines Sonett. Damit gab er Giberti eine neue Waffe in die Hand.

Diesmal ging auch dem Papst die Frechheit des Satirikers zu weit.

Die Freunde rieten ihm, Rom zu verlassen und irgendwoanders den Sturm abzuwarten, den er heraufbeschworen hatte. Pietro begab sich erst in seine Vaterstadt nach Arezzo und empfing sehr bald einen Brief von Giovanni de' Medici, der ihn zu sich einlud. Diesmal war das Lager des Condottiere der Mittelpunkt wichtiger Ereignisse. Karl V. und Franz I. kämpften miteinander. Giovanni stand auf der Seite des letzteren. Aretino begab sich zum Medici ins Lager nach Fano, begleitete ihn auf seinen Feldzügen und hatte auf diese Weise Gelegenheit, Franz I. kennen zu lernen, der bald einer seiner grössten Gönner war.

Das Leben im Lager gefiel Aretino auf die Dauer nicht; er sehnte sich nach Rom zurück, und als er erfuhr, dass Klemens der VII. ihm verziehen habe, tauchte er am päpstlichen Hof auf. Im Nu hatte er Klemens' Gunst wiedergewonnen, und sein Einfluss war noch grösser als vordem. Der Papst fragte ihn gern um Rat; es ging so weit, dass der Markgraf von Mantua Aretino um seine Protektion bei Klemens bat. Da verfasste der Literat zwei Kanzonen, in denen er Klemens verherrlichte und ihn als Vertreter Christi auf Erden aufforderte, zwischen Karl V. und Franz I. zu vermitteln und dahin zu wirken, dass die Christen mit vereinter Kraft die Türken bekämpfen. Zum Lohn ernannte Klemens den Dichter zum Ritter.

Als Giberti sah, dass er im Kampf um die Gunst des Papstes mit Aretino den kürzeren ziehen würde, schloss er einen Waffenstillstand mit ihm. Diese Annäherung feierte der Dichter durch eine Kanzone, in der er dem einstigen Feinde die Kardinalswürde prophezeit. Damals, zu Beginn des Jahres 1525, schrieb Aretino auch sein berühmtestes Lustspiel „La Cortegiana", das so manche Schmeichelei für den Papst wie für Giberti enthielt. Es war in neun Tagen geschrieben, aber er gab es erst 1534 in Venedig in sehr veränderter Form heraus. „La Cortegiana" ist unter dem unmittelbaren Eindruck der römischen Zustände unter Klemens VII. entstanden und spiegelt jene Zeiten deutlich. Es ist ein einseitiges Bild, da die Lichtseiten gänzlich fehlen, aber die Zustände sind doch sehr charakteristisch und lebendig erfasst. Der Inhalt ist etwas verwickelt, da die Komödie aus zwei in nur ganz losem Zusammenhang stehenden Fabeln besteht. Die Hauptperson ist ein Sienese, Messer Maco, der nach Rom mit der Absicht kommt, Kardinal zu werden. Die Sienesen wurden als Karrieremacher und Leute, die nach der Provinz rochen, verspottet, dazu hatte Agostini Chigi nicht wenig beigetragen, der seine Landsleute zu sehr zu unterstützen pflegte. Messer

Maco hält sich für einen Dichter und Gelehrten, pflegt mit Vorliebe ein schändliches Latein in seine Reden einzuflechten und macht unsinnige Gedichte. Er lernt den Maler Antonio kennen, der ihn unterweist, wie man sich in der Hauptstadt und besonders am päpstlichen Hofe benehmen müsse, er gibt dem Sienesen eine Art Handbuch höfischer Sitte, das sich freilich vollkommen von dem unterscheidet, was Castiglione lehrt. Dass Aretino ein nicht gerade günstiges Bild der vatikanischen Verhältnisse entwirft, kann man sich allerdings vorstellen. Karriere machen nur Schmarotzer, Narren und Betrüger. „Es taugt besser, in der Hölle zu braten," sagt der Verfasser der Cortegiana, „als am römischen Hofe zu leben. Um mit Fürsten verkehren zu können, muss man entweder ein Narr sein oder vorgeben, dass einem eine Schraube losgegangen ist."

Neben den verschiedensten Strassen- und Schenkszenen, die in das Lustspiel eingeflochten sind, um das Leben und die Sitten des römischen Pöbels zu schildern, spielt auch eine Art Liebesintrige. Messer Parabolano, ein alter Neapolitaner, liebt Livia, eine junge Römerin. Er hat keine Hoffnung, je ihre Gunst zu erwerben, aber der schlaue Diener Rosso weiss die Sache zu seinen Gunsten und zugunsten seines Herrn zu wenden. Er führt ihn anstatt zu Livia zu Togna, der Frau des Bäckermeisters Arcolano, aber der Alte glaubt, er sei bei Livia gewesen. Bei der ganzen Intrige hilft ihm Alvigia, eine in solchen Dingen erfahrene Unterhändlerin. Der alte Diener Valerio entdeckt seinem Herrn den hässlichen Betrug, aber Messer Parabolano verzeiht, und die Komödie hat einen lustigen Schluss, da der Neapolitaner dem Dramatischen aus dem Wege geht und „das Lustspiel nicht töten will".

Glänzend ist Alvigia geschildert, die aus ihrer Vergangenheit erzählt. Sie hat nichts als Maskeraden, Kavalkaden, Stierkämpfe, Ziegen mit vergoldeten Hörnern und Papageien gesehen, Dutzende von Zimmern besessen, Signori, Monsignori und Gesandte empfangen, einem Bischof einst seinen Hut abgenommen und ihn ihrem Kammermädchen aufgesetzt, ein Zuckerhändler hat sie geliebt, und damals sind nur süsse Speisen auf den Tisch gekommen .... Sie ist früh gealtert, da sie gezwungen war, zuviel Medikamente zu benützen, die guten Zeiten waren schnell vorbei, sie musste ihre Ringe und Kleinodien verkaufen, gestickte Hemden waschen, bis das Elend über sie hereingebrochen ist. Aus ihren Schilderungen ergibt sich, dass sie sich in der frommen Welt bewegt hat, fortwährend mischt sie ein lateinisches Wort

aus einem bekannten Gebet in ihr Geschwätz oder beschwört alle Heiligen.

Der Einfluss der sienesischen Volkstruppe Rozzi, die bei Chigi und am päpstlichen Hofe gespielt hat, ist deutlich erkennbar. Aretino macht sich als erster von den Formen eines Plautus und Terenz frei. Diese Befreiung war zum Teil unfreiwillig, da unser Satiriker die antiken Schriftsteller nur wenig gekannt hat. Jedenfalls war das mangelnde Buchwissen für die Komödie und die italienische Literatur nur ein Vorteil. Aretino schildert seine Gestalten in groben Umrissen, aber er schöpft sie aus dem Leben, es sind Menschen, die er gekannt, mit denen er verkehrt hat. Das artistische Element fehlt, aber dafür sind Leben, Bewegung und eine starke Beobachtungsgabe wirksam.

Aretino begann wieder Gedichte für den Pasquino zu schreiben. Sie waren nicht mehr gegen den Papst gerichtet, aber sie galten Persönlichkeiten des päpstlichen Hofes, und 1525 hat er sogar das Pasquinofest selbst geleitet. In diesem satirischen Kampfe scheint er Giberti irgendwie zu nahe getreten zu sein, oder der Prälat mag Aretino längst Rache geschworen und nur zeitweilig gute Beziehungen mit ihm unterhalten haben. In der Nacht des 28. Juli 1525 überfiel Achille della Volta, Gibertis Hausgenosse, den vorbeireitenden Aretino und hat ihm einige Wunden beigebracht, eine schwere in der Brust und eine leichtere im Mittelfinger der rechten Hand. Aretino hat sich verzweifelt gewehrt, und der Mörder entfloh, ohne dass man seiner habhaft werden konnte.

Die ganze Stadt und der päpstliche Hof haben sofort auf Giberti als den eigentlichen Urheber des Verbrechens hingewiesen, und die Briefe der Zeitgenossen bestätigen diesen Verdacht. Della Volta kehrte ruhig in das Haus seines mächtigen Gönners zurück, und da der Papst die hässliche Geschichte nicht noch mehr aufrühren wollte und vielleicht auch den „Minister seiner Geheimnisse", denn als solcher galt Giberti, fürchtete, hat er nicht einmal eine Untersuchung angeordnet.

Der junge, kräftige Aretino erlag den Wunden nicht, schon zwei Tage nach der fatalen Nacht berichtet der Bischof von Vaison dem Markgrafen von Mantua: „Wir hoffen, ihn mit Gottes Hilfe zu retten, gebe Gott, dass es gelinge."

Della Volta war ehrlos genug, sich einige Tage nach dem Überfall in Aretinos Wohnung nach dem Befinden des Kranken zu erkundigen.

Mehr als die Wunden hat Aretino geschmerzt, dass der Papst, der ihm sonst soviel Wohlwollen zeigte, diesmal seine Partei nicht ergriff und Giberti triumphierte. Aretino beschloss, Rom und dem päpstlichen Hof, die ihm gründlich verhasst waren, den Rücken zu kehren. Es währte einige Monate, ehe die Wunden verheilt waren; am 13. Oktober 1525 verliess Aretino die ewige Stadt.

Einer späteren Ausgabe der „Cortegiana" fügt Aretino ein Gespräch zwischen Flaminio und Valerio bei, das die Empfindungen spiegelt, mit denen er Rom verlassen hat.

— Wohin gehst du? — frägt Valerio.

— Die Welt ist gross — gibt Flaminio zur Antwort — ich gehe nach Mantua, wo der würdige Markgraf Federico jedem sein Brot gönnt. Aber ich will reden. . . .

Das war eine Drohung für Rom und den pästlichen Hof, die Vendetta durch die Feder wurde verkündigt.

Fürs erste begab sich Aretino nicht nach Mantua, sondern zu seinem Freund, Giovanni de' Medici, der Franz I. Sache in Mantua fördern wollte. Er blieb ein ganzes Jahr im Lager, nahm am Kriegsleben teil und lernte eine Reihe von Abenteurern kennen, wie Vincenzo Bovetto, Mario Bandinni, Bino Signorelli, il Faloppia, die den grossen Führer umgaben.

Giovanni de' Medici hatte eine so grosse Vorliebe für Aretino, dass er sogar beschloss, den Dichter, wenn seine Pläne sich verwirklichen würden, zum Herrn von Arezzo zu machen. Den Condottieren schien damals alles möglich.

Giovanni ist häufiger auf diesen Plan zurückgekommen und sehnsüchtig schreibt Aretino:

Sotto Milan dieci volte, non ch'una,
Mi disse: Pietro se di questa guerra,
Mi scampa Dio e la buona fortuna,
Ti voglio impadronir della tua terra . . .

Diese Pläne sollten sich nicht verwirklichen; im November 1526 wurde Giovanni schwer bei Governolo verwundet, und die Verwirrung im Lager war ungeheuer.

Aretino brachte den Kranken nach Mantua, pflegte ihn wie ein Bruder, aber alles war vergebens, Giovanni starb am 30. November.

Giulio Romano hat eine Totenmaske nach ihm gemacht, danach hat

dann Tizian ein Porträt und Sansovino die Statue des Condottiere in Marmor geschaffen.

Nach dem Verlust seines Freundes suchte Aretino Trost in der Arbeit, er schrieb so viel, dass der Markgraf von Mantua einem Bekannten berichtet (im Januar 1527), Pietro habe im Laufe eines Monats in Vers und Prosa mehr geschrieben als sämtliche italienischen Autoren im Laufe von zehn Jahren.

Aretino konnte und wollte sich in seinem Zorn gegen den Papst und dessen Hofstaat nicht mässigen, infolgedessen wurde er ein unbequemer Gast für den Markgrafen. Federico fürchtete, Aretinos Pasquille würden ihn mit dem Papst veruneinigen. Der Markgraf kündigte Aretino zwar die Gastfreundschaft nicht, aber er versuchte ihn mit Klemens zu versöhnen und bat Guicciardini, den päpstlichen Bevollmächtigten in Parma, zu vermitteln. Guicciardini schrieb in diesem Sinne nach Rom; als sein Brief kam, hatte Aretinos neueste Satire „Disperata" viel böses Blut gemacht, sie enthielt nichts als Beleidigungen gegen die Kardinäle und den Papst, die das Vaterland den Spaniern ausgeliefert hatten. Dem masslosen Satiriker erscheint Klemens schlimmer als Hadrian: „più misero et da poco di Adriano".

Noch mehr hatte den Papst die Prophezeiung „Judicio" oder „Pronostico de maestro Pasquino" auf das Jahr 1527 empört.

Die Astrologen pflegten, einer alten Sitte gemäss, jährlich eine Art Prophezeiung zu veröffentlichen, die grossen Erfolg hatte und in einer Unzahl von Exemplaren in ganz Italien kursierte. Diese „Judica" enthielten Artikel über das Wetter, Kriegsaussichten, Beziehungen der Fürsten unter einander und viele andere Dinge, die in jenen abergläubischen Zeiten interessierten. Die „Prognostica" haben später eine wichtige Rolle in den Kämpfen zwischen Protestanten und Katholiken gespielt, da die geschickten Astrologen, als Luthers Anhänger, jede Sonnenfinsternis und jede Veränderung am Himmel benützten, um daraus Strafen für die Bischöfe herauszulesen.

Auch Aretino bediente sich dieser Form, um die Zukunft zu künden. Er war geschickter als die Astrologen, da er sich nicht auf die Bewegung der Sterne verliess, sondern auf seine Kenntnis der Personen, die an der Spitze des italienischen Staates standen, und ausserdem in die verschiedensten privaten und politischen Intrigen eingeweiht war. Er begann von Mantua aus seine Vorhersagungen zu verbreiten, man stürzte sich mit Eifer darauf, denn sie enthielten eine

Fülle interessanter Nachrichten, aufs boshafteste und witzigste vorgetragen.

Aretinos „Giudici" waren gewissermassen die Vorboten der Tageszeitung. In den Pasquinaden fällt es schwer, Spuren der kommenden Zeitung zu entdecken, anders verhält es sich mit den Giudici. Die Form, in der diese Flugblätter erschienen, hat viel Ähnlichkeit mit der heutigen Kolportage-Literatur. Im ersten Akt der „Cortegiana" erscheint ein Ausrufer auf der Bühne und schreit: „Schöne Historien, Historien, Historien. Krieg mit den Türken in Ungarn. Die Predigten des Fra Martino. Konzil. Päpstliches und kaiserliches Gepränge. Belagerung Roms usw." In Venedig auf dem Rialto wurden „Giudici" verkauft.

In der Prognose auf das Jahr 1527 „Judicio da maestro Pasquino quinto evangelista", von der nur der Anfang auf uns gekommen ist, soll Aretino die Katastrophe prophezeit haben, die Rom von feindlichen Söldnern droht; diese kleine Schrift hat er dem Markgrafen von Mantua gewidmet. Die Dedikation der Satire, die gegen das Papsttum gerichtet war, hat im Vatikan die grösste Entrüstung hervorgerufen. Der Papst empfand es als Beleidigung, dass Pasquille dieser Art gewissermassen im Einverständnis mit dem Markgrafen erschienen.

Der päpstliche Beichtvater begab sich zum mantuanischen Gesandten, um ihm Vorhaltungen zu machen. Gonzaga leugnete in einem Brief an seinen Gesandten jegliche Gemeinsamkeit mit Aretino, er habe nicht einmal gewusst, dass dies „Judicio" ihm gewidmet sei und er müsse dem Gerücht aufs energischste widersprechen, dass „simile bestia" wie Pietro sein Hofmann sei. Sollte man es in Rom wünschen, fügt Gonzaga hinzu, so kann ich Aretino in aller Stille durch einen zuverlässigen und geschickten Menschen aus dem Wege räumen lassen. „Aretino", schliesst der Markgraf, „konnte wohl anderen Händen entgehen, aber nicht den unsern."

So wollte einer der besten italienischen Fürsten, bei dem Aretino Wohlwollen zu finden glaubte, seinen Gast behandeln.

Was nach Gonzagas Brief beschlossen wurde, ist unbekannt; er muss in Rom unmittelbar vor dem „Sacco" eingetroffen sein, und da hatte man dort an andere Dinge zu denken als an Aretino. So brauchte Gonzaga nicht zu Mordwaffen zu greifen, er heuchelte nach wie vor Freundschaft für Aretino, und da der Satiriker nach Venedig gehen wollte, gab er ihm noch 100 Skudi, Brokat und Atlas als Gastgeschenk. Ein weiteres Geschenk stand im Hintergrund. Während seines Aufent-

haltes in Mantua hat Aretino damals sehr verbreiteten Sitten gehuldigt. Der Held seines Romanes war ein Knabe „figliolo del Bianchino“, der die Wünsche des Dichters nicht befriedigen wollte. Der Markgraf gab sich alle Mühe, den eigensinnigen Knaben gefügig zu machen, er konnte jedoch keinen Zwang anwenden, um einen Skandal zu vermeiden. Entschuldigend schrieb Gonzaga an Aretino nach Venedig und bat ihn, seinen guten Willen für die Tat zu nehmen.

Venedig war damals Italiens freiester und bestregierter Staat. Der Doge Andrea Gritti gestattete Aretino dort zu wohnen unter der Bedingung, dass er sich in seiner Schriftstellerei etwas mässigen würde. Der Pasquillant versprach zu schweigen; dass es ihm mit diesem Versprechen nicht Ernst war, werden wir bald erkennen. Der Doge gab sich mit dem blossen Verbot zufrieden.

III.

Aretino wusste wohl weder von Gonzagas Brief nach Rom, noch von den verbrecherischen Absichten des Markgrafen, er hatte seine Pferde, die ihm im Lager des Medici gedient hatten, in Mantua gelassen und hatte die Absicht, eventuell dahin zurückzugehen. Als er jedoch in Venedig die heissbegehrte Freiheit fand, ein bequemes, sorglos-heiteres, wahrhaft capuanisches Leben, liess er sich in der Lagunenstadt für immer nieder. Unmittelbar nachdem er dort festen Fuss gefasst hatte, schrieb er dem Dogen einen überschwenglichen Brief, dankte ihm, dass er ihm Ehre und Leben gerettet habe und pries Venedig in zahllosen Gedichten, „dieses Kleinod der Welt, dieses Wunder der Wunder, bei dessen Anblick man das Haupt neigen muss, um von seinem Glanz nicht geblendet zu werden“.

Als die furchtbare Nachricht von der Zerstörung Roms durch das spanisch-deutsche Heer nach Venedig kam, fasste Aretino, der diese Katastrophe vorhergesehen hatte, sie, wie fast die gesamte italienische Bevölkerung, als die gerechte Strafe Gottes für die Sünden des Papsttums auf. Er schrieb sofort an Karl V. und an den Papst, um noch mehr Unglück zu verhüten und die Monarchen zum Frieden zu bringen. Karls V. grosse Herrschertugenden pries er in allen Tonarten, er stellte ihm jedoch die Notwendigkeit vor, Klemens VII. seine Freiheit wiederzugeben, und flehte ihn an, aus Freude über den errungenen Sieg nicht sein Mass in politischen Fragen zu verlieren. Dem Papst riet er,

den Feinden zu verzeihen, nicht an Rache zu denken, sondern durch Sanftmut und Geduld das Unglück wieder gut zu machen, in das die Sünden des Klerus die Kirche gestürzt. Wenn der Papst seine Ideale mit den Bestrebungen des Kaisers vereinigen würde, so könnte das Schwert der Christenheit wieder gegen den sich blähenden Türken gezückt werden.

Die Briefe zeigen, welch ungeheuren Einfluss dieser Satiriker gehabt hat, ohne äussere hohe Würden, ohne Macht durfte er doch in einem so wichtigen Augenblick den beiden grössten Potentaten der damaligen Welt Rat erteilen. Ja mehr noch, diese Briefe wurden gut aufgenommen und der Kaiser hat, wie wir noch sehen werden, Aretino gegenüber nicht mit seinen Gunstbezeugungen gespart. Nach Sebastianos del Piombo Aussage soll der gefangene Papst, „der im Castello mehr Brot der Bitternis als schmackhafte Speisen verzehrt, seufzend gesagt haben: Es wäre zu diesem Äussersten nicht gekommen, wenn Aretino bei ihm geblieben wäre, denn er habe ihn stets ungeschminkt berichtet, was in der Welt gesagt wurde".

In einer langen Kanzone voll patriotischen Schwunges klagt Aretino über Roms Fall. Die Zerstörung Jerusalems und Karthagos war nicht so furchtbar wie das Unglück, das Rom betroffen. Die Kanzone enthält Stellen von grosser Kraft, so jene Strophe, wo die von tierischen Söldnern geschändete Römerin sich in den Tiber wirft:

Sul ponte, ove Adriano ha la gran mole,
Una romana infuriata corse,
Che 'l corpo havea corrotto e casto il core,
Et poi che 'l caso a circustanti porse
Disse als Tever con lachrime et parole:
Levami il fango del perduto honore,
Tu sarai del mio danno redemptore,
Tu il mio sepolcro. E nel sanguigno fiume
Voluntaria gettò le offese membra . . . .

In düsteren Farben wird die Missachtung geschildert, die „der Feind unseres Glaubens der heiligen Hostie, dem wahren Christus" erwiesen. Schliesslich wendet sich der Dichter an Karl V. und beschwört ihn, die barbarischen Söldner aus Rom zurückzurufen, der Stadt ihren alten Glanz wiederzugeben und Italien zu beruhigen, damit das furchtbare Blutbad in der Hauptstadt der Christenheit nicht in ganz Europa einen Sturm der Entrüstung gegen die kaiserliche Macht erwecke. Am Schluss

des Gedichts klagt Aretino um Giovanni de' Medicis Tod, er gedenkt des Verlustes, den der Tod des kühnen Condottiere für Italien bedeutet. Seitdem Giovanni tot ist, ist Rom nicht mehr unser.

Che Roma, estinto lui, non fu più nostra.

Aber Aretino war zu sehr gewohnt, alles satirisch zu behandeln, um sich selbst in diesem tragischen Augenblick des Pasquills enthalten zu können. In Pasquinos Namen schrieb er einen Gassenhauer, eine Frottola „Pax vobis". Klemens VII. soll, als er sie las, in Tränen ausgebrochen sein und gerufen haben, „ob es wohl möglich sei, dass man den Papst so furchtbar verhöhne?" „Gewiss", sagte Klemens, „haben wir Aretino unrecht getan, aber daran trägt Gianmatteo Giberti mehr Schuld als wir selbst." Die Frottola beginnt mit den Worten:

Pax vobis, brigata,
E Dio vi dia in le mani
At Guidei et Marrani
Et a tedeschi.

Aretino schildert darin das traurige Schicksal, das er in Rom erlitten hat, und wirft Giberti seine törichte Politik vor. Er verhöhnt die Armee der päpstlichen Liga, ein zusammengelaufenes Gesindel, das die Hütten am Wege geplündert, das Federvieh gestohlen und solche Angst vor den Spaniern und Landsknechten hatte, dass es ihnen nur in respektvoller Entfernung folgte. Zuletzt habe es die Zerstörung Roms zugelassen. Pasquino berichtet, er sei selbst nachts vor den Räubern davongelaufen, trotzdem sie ihn durch Schmeichelreden halten wollten. Aber er habe der deutschen Freundschaft nicht getraut:

Nè me fidai di questa
Lor tedesca amicicia
E fugii con malicia
Un giorno ignudo.

Die Pasquinade wurde wohl in Siena gedruckt, ist aber nicht ganz auf uns gekommen. Auf ihren Inhalt können wir aus der späteren Beschreibung der Belagerung Roms, die Aretino in seinen „Ragionamenti" veröffentlicht hat, schliessen.

Das Papsttum war damals so verhasst, dass eine Reihe bedeutender Menschen sich über Roms Demütigung und Fall gefreut haben. Aretins Pasquinade war so sehr nach dem Sinn des Markgrafen Gonzaga, dass er sie eine „piacevolissima frottola" genannt hat. Nur Giberti konnte dem Verfasser seinen Spott nicht verzeihen; da er ihm im freien Vene-

dig nichts anhaben konnte, versuchte er ihn durch Berni für immer zu zeichnen. Berni stand seit langer Zeit in Gibertis Diensten und hatte ihm viel zu danken; er veröffentlichte ein Sonett gegen Aretino, beschimpft „den Sohn der Dirne aus Arezzo" aufs gemeinste, nennt ihn einen Räuber, Lump und Betrüger. Der Papst wird Papst bleiben und Aretino ein schlauer Betrüger, der von fremdem Blut und gemeiner Verleumdung lebt.

Il papa è papa, e tu se' un furfante
Nodrito del pan d'altri e del dir male.

Bernis Sonett wurde viel gelesen; es ist eine der Hauptquellen für Aretinos schmutzige Biographie, die sich kritiklos Jahrhunderte gehalten hatte.

Aretino hat dies Sonett sehr verletzt, da er Berni stets Freundschaft bezeugt hatte. Er sagte, wenn alle Stürme des Meeres sich wütend auf ein verirrtes Schiff werfen, so fördern sie nicht soviel Unrat zutage, wie Berni in seinem Angriff.

IV.

Aretino fand treue Freunde in Venedig. Bereits zu Beginn seines dortigen Aufenthaltes traf er Jacopo Sansovino, den er schon aus Rom kannte, ferner lernte er Tizian kennen; der Satiriker und die beiden Künstler wurden unzertrennliche Gefährten fürs Leben. Sansovino hat an seiner Bronzetür zur Sakristei von S. Marco dies Trio verewigt und ihre drei Porträts nebeneinander angebracht. Und in einem Sonett von Aretino heisst es:

Mentre voi Tizian, voi Sansovino
In tele e in marmi affaticate l'arte
Io col zelo del cor, con cui l'inchino,
Pingo e scolpisco umilemente in carte
Le grazie . . . . .

Neben einer aufrichtigen Sympathie haben auch gemeinsame Interessen diese drei Menschen zusammengeführt. Aretin sorgte für den Ruhm seiner Freunde und hat es ausgezeichnet verstanden, ihnen Bestellungen zu verschaffen; er hat Karl V. und den Herzog von Urbino auf Tizian aufmerksam gemacht. Zu Vasaris Lob liess er eine der handelnden Personen in seiner Komödie „Talanta" sagen, ein junger Künstler, Ciorgio aus Arezzo, habe Theaterdekorationen gemalt, die von Meistern

wie Tizian und Sansovino bewundert würden. Als Karl V. in Mailand erwartet wurde, schrieb Aretino den einflussreichen Hofleuten, um Tizian einen guten Empfang und möglichst viel Bestellungen zu sichern. Dem Fürsten von Salerno schrieb er, Tizian wünsche dringendst, ein Porträt nach seinem interessanten Kopf zu machen, an Lope de Soria und Davalos hat er den Künstler empfohlen, Gian Battista Tornielli geschrieben, dass die „Geburt Christi", die ihm schon in Venedig gefallen habe, jetzt infolge einiger Änderungen noch schöner geworden sei und dass der Künstler darauf den Schutzheiligen von Torniellos Vaterland im Waffenschmuck angebracht habe.

Tizian hat Aretino drei Monate nach seiner Ankunft in Venedig gemalt, und der Satiriker dies Bild dem Markgrafen von Mantua geschenkt, um sich für das ihm gewährte Obdach zu bedanken. Ohne es zu wissen, quittierte er damit auch für seinen auf ihn gerichteten Dolch, mit dem Federico dem Papst einen Dienst hatte erweisen wollen. Gleichzeitig bot Aretino dem Markgrafen ein anderes Tiziansches Bild an, ein Porträt von Girolamo Adorno, Gonzagas Freund.

Tizian kannte Rom damals noch nicht und hatte die unter Julius II. und Leo X. dort entstandenen grossartigen Fresken nicht gesehen. Aretino, der durch den Verkehr mit Künstlern viel gelernt und sich in seiner Jugend einmal in der Malerei versucht hatte, hatte einen grossen Einfluss auf Tizian. Aretino galt damals als Italiens bedeutendster Kunstkenner. Er hat Tizian sehr hoch geschätzt und stets dessen lebendiges Gefühl für die Natur betont. „Tizian", schreibt er einmal, „ist deshalb der Meistbewunderte des Jahrhunderts, weil er Kunst und Natur verschmilzt." Als der Venezianer Don Diego de Mendoza gemalt hatte (das Porträt befindet sich heute im Pitti), sagte Aretino, der Künstler „fa dell' arte una tacita natura".

In Venedig begann Aretino die Früchte seines literarischen Piratentums zu sammeln; von allen Seiten strömten ihm feste Pensionen und Geschenke zu, Samt, Brokat, selbst seidne oder goldgestickte Hemden. Federico Gonzaga machte ihm die üppigsten Geschenke und Aretino schrieb damals ungezählte Dankesbriefe an die einflussreichsten Persönlichkeiten. Der Sultan hat ihm in Form einer schönen Sklavin das kostbarste Geschenk gemacht. Pietro hat seine Wohnung im reichsten und vornehmsten Stadtteil gewählt, im Hause des Domenico Bolani, beim Ponte Rialto. In einem seiner Briefe beschreibt er seine Wohnung und das wundervolle Bild, das er von seinem Fenster aus geniesst. Tau-

sende von Gondeln und Menschen, mit deren Köpfen der Rialto gepflastert scheint, ziehen an seinem Auge vorbei. Wald, Wiese und Garten vermisst er nicht, denn schon bei Morgengrauen sieht er das Wasser des Kanals mit Frucht- und Gemüsebarken bedeckt und die seltsamen Kürbis- und Melonenformen machen ihm viel Freude. Damit es auch an Grün nicht fehle, habe er Orangenbäume vor seinem Haus, die die Umgebung des Palazzo dei Camerlenghi vergolden. Die aufgehende Sonne taucht sein Bett, sein Studio, seine Zimmer in goldenes Licht; wenn sie am Horizonte aufsteigt, so ist der ganze Kanal voll schöner Frauen, die sich in rauschenden seidnen und samtnen Gewändern, mit kostbaren Steinen bestickt, stolz in den Gondeln zurücklehnen. Und die Gondoliere in ihren scharlachroten Hosen, weissen Hemden, die einander laut und doch voll rhythmischen Wohlklanges anrufen, verlebendigen das Bild. Der Bucentaur zieht gelegentlich vorbei, Serenaden erklingen bei Tag und bei Nacht. Könnte er alle Sinne so nützen wie das Auge, so wäre seine Wohnung ein Paradies. Nur die dunkle Treppe „scala bestiale“ mache er dem Hauswirt zum Vorwurf, aber die sei nirgends in Venedig besser. Dafür entzücke ihn „la nobilita“, seine Nachbarschaft. Neben ihm wohne der sehr gelehrte Maffio Lioni, etwas weiter der Patrizier Mocenigo, bei dem viel „cavalieri e di gentilhuomini“ verkehren, am meisten aber freue ihn die Nähe der Serena, einer schönen jungen Frau und Dichterin. Jene Antonia, die aus Toskana stammte, hatte einen kahlköpfigen Venezianer, Antonio Serena geheiratet, der Aretino als Trauzeugen eingeladen hatte. Daher die Freundschaft und die an „Sirena“ „con affezion paterna“ gerichteten Stanzen. Aretino hat 22 Jahre in Bolanis Haus gewohnt; als er berühmt wurde, nannte man das Haus „casa dell' Aretino“, die daranstossenden Gassen „Calle dell' Aretino“ und „Riva dell' Aretino“. Nach 22 Jahren musste er ausziehen, der unzufriedene „padrone“ hatte ihm gekündigt, da er die Wohnung vollkommen ruiniert und die Miete unregelmässig bezahlt hatte. Der Prahler Aretino klagt über Bolani, der einen Mann aus seinem Haus verjage, für dessen pünktliche Bezahlung sich selbst der Kaiser verbürgen würde.

Es ist nicht weiter überraschend, dass Aretinos Haus nach längerem Gebrauch ruiniert war, denn es war eine Art Herberge. Seine Freunde, Literaten, Berühmtheiten aller Art haben ihn fortwährend besucht, in einem Briefe an den Maler Francesco Alunno rühmt er sich, seine Marmortreppe sei von Menschenfüssen nicht weniger abgetreten als

das kapitolinische Pflaster von den Rädern der Triumphwagen. „Die verschiedensten Nationen besuchen mich," heisst es in einem seiner Briefe, „Türken, Juden, Indier, Franzosen, Deutsche und Spanier kommen, und selbstverständlicherweise fehlen die Italiener nicht. Männer aus dem Volke, Soldaten, Schüler, Mönche, niederer Klerus belagern meine Tür. Ich scheine gewissermassen ein Orakel zu sein, jeder kommt zu mir, um sich über das Unrecht zu beklagen, das er von einem dritten erfahren, mit einem Worte, ich bin der Sekretär der Menschheit ..." „Jeder kommt zu mir, wenn er in Not ist", klagt Pietro an anderer Stelle, „wenn ein armes Weib ein Kind erwartet, muss ich die Kosten der Niederkunft tragen; wird jemand ins Gefängnis geworfen, so kommt man zu mir, damit ich ihn befreie; wird jemand krank, so muss ich um Arzt und Apotheker schicken und den Patienten dem Arzt empfehlen." Diesmal übertreibt Aretino nicht, die Zeitgenossen bestätigen, dass er stets bereit war, sich für andere einzusetzen, und mehr gegeben hat, als er konnte. Die Reichen hat er ausgesaugt und die Armen unterstützt, war aber dabei auf seine eignen Wünsche und Bequemlichkeiten bedacht.

„Die Verschwendung ist mir so eingeboren, wie andern der Geiz," wiederholte er gelegentlich. Er hat alles verschenkt, Geld, Kunstgegenstände, selbst seine Kleider, wenn's not tat. „Die Dinge, die du mir geschickt hast," schreibt er einst an den Grafen Massimo Stampa, „sind zur rechten Zeit gekommen, denn die Freunde haben mich während des Karnevals so beraubt, dass ich sechs oder acht Tage nicht auf die Strasse gehen konnte. Meine Kleider werden das Glück haben, versetzt zu werden ‚apud hebraeos fratres'." Die Freunde haben sie versetzt, da der Literat nicht gern maskiert am Karneval teilnahm, aus Furcht vor dem Dolch.

Sass Aretino in seiner Gondel, so folgte ihm auf den Brücken und „Fondamenten" ein Tross von Knaben und Mädchen, die um Geld für Brot bettelten. Der eine seiner Freunde nannte ihn „banchiere della misericordia". Ostern versammelten sich die Kinder aus dem ganzen Stadtviertel bei ihm, assen nach Herzenslust und durften noch Vorräte mitnehmen. In seinen Briefen, die eine Fülle schöner Gedanken neben viel Schwülstigem enthalten, sagt unser Satiriker, der Mensch sei für den Menschen da und werde, indem er dem Notleidenden helfe, zu einem göttlichen Wesen. Ein andermal versichert er, nie geizig gewesen zu sein, da fünfzehn Jahre hindurch sein Haus für alle offen gestan-

den habe. Sein Vorgehen war leichtsinnig, aber die Bevölkerung hat ihm ein langes Leben gewünscht, nach seinem Tode mussten viele Arme ihre Zuflucht im Spital suchen. Er hat zweiundzwanzig Frauen gezählt, die, mit dem Kinde an der Brust, im Laufe eines Tages zu ihm kamen, um sich satt zu essen. Und so war es täglich. Tizian hat sich gewundert, dass sich Aretino infolge dieser Ausgaben nicht bankrott erklären musste. Für sein Haus hat er im Laufe der Jahre über 70000 Skudi verausgabt, das war für damalige Begriffe eine ungeheure Summe. Sein Vorgehen glich dem des Marchese Alberto Malaspina, der den Reichen am Wege auflauerte, um in seinem Hause gastlich sein zu können.

Da er infolge des unablässigen Besuches zu Hause nicht arbeiten konnte, flüchtete er zum Drucker Marcolini oder zu Tizian, um dort zu schreiben. Tizian hat von 1516 bis 1530 in Aretinos Nähe gewohnt, bei S. Samuele, etwa zwischen Ponte Rialto und S. Marco liegend. Später ist der Künstler in einen entfernteren nördlichen Stadtteil übersiedelt, in die Propstei S. Canziano in Biri, in ein neues Haus, „Casa grande" genannt, mit einem schönen Ausblick auf Murano. Dort hat er sich sehr prächtig eingerichtet. Eine Beschreibung seiner Wohnung verdanken wir dem berühmten Latinisten Prisciano, den Tizian 1540 zusammen mit Aretino, Sansovino und Jacopo Nardi zu Tisch eingeladen hatte. Die Gäste haben den schön angelegten Garten, mit seinen in Venedig so seltenen Bäumen, sehr bewundert. Nach Sonnenuntergang kamen Gondeln mit schönen Frauen vorbei, und Prisciano, den Römer, haben die Musik und der Gesang begeistert, die man noch bis spät in die Nacht gehört hat.

Das Abendbrot war ausgezeichnet, die Weine vorzüglich, da bei Tizian, der für seine Sparsamkeit bekannt war, die grösste Ordnung geherrscht hat, im Gegensatz zu den bei Aretino üblichen Zuständen. Während des Desserts wurden Briefe aus Rom gebracht, die Unterhaltung wurde immer lebhafter, Aretino blendete alle so sehr durch seinen Witz und seine glänzenden Bemerkungen, dass Prisciano ihn ein Wunder der Natur genannt hat. Die Briefe aus Rom boten Anlass zu sehr wichtigen Auseinandersetzungen. Prisciano und Nardi stellten die lateinische Sprache über die italienische, Aretino war darüber so empört, dass er auf der Stelle, wenn ihn die Gefährten nicht zurückgehalten hätten, eine seiner leidenschaftlichsten Schmähschriften auf die Pedanten verfasst hätte. Wild verlangte er nach Papier und Tinte, um seinem

Zorn sofort Luft zu machen, man konnte ihn kaum beruhigen. Weder dem Römer noch dem gelehrten Florentiner hat er ihre Ansichten verziehen und später einen berühmten Brief gegen die Humanisten und Pedanten veröffentlicht, in denen er ihnen Dünkel vorwirft, sie hätten Kunst und Natur so sehr miteinander vermengt, dass niemand mehr wisse, was natürlich und was künstlich sei. „Ihr habt eine Gesellschaft auf gegenseitige Bewunderung begründet," fährt Aretin fort, „lernt, dass nur die natürliche Schönheit des Stils der Schönheit der irdischen Dinge entspricht." Zuletzt befiehlt er ihnen, seine Schriften gründlichst zu lesen, sie seien eine wahre Fundgrube für stilistische Wendungen. „Eure Leichtigkeit zu disputieren ist eine im Schlaf geborene Chimäre, jenen Johanneswürmchen vergleichbar, die ihren Glanz verlieren, wenn man sie greift. Ihr seid Kleinigkeitskrämer, nicht Dichter."

V.

Trotz des Grolles, den Aretino gegen den päpstlichen Hof nährte, trotz des Pasquills „Pax vobis" wünschte er sich mit Klemens VII. zu versöhnen. In der vielverschlungenen Kette seiner politischen Intrigen fehlte ihm dieses wichtige Mittelglied, auch in seinen Beziehungen zu Karl V. und Franz I. empfand er dies Manko peinlich. Ausserdem war Aretino so wenig wie sein Pasquino je ein Feind des Papsttums; die römische Satire kämpfte gegen die Übergriffe der Kurie, die Missbräuche der Geistlichkeit, niemals gegen das Papsttum als Institution; in dieser Beziehung unterschied sie sich von der nordischen, besonders von der deutschen Satire, an deren Spitze Hutten stand. Aretino liess es nie an hämischen Angriffen gegen Luther fehlen, selbst später, während der katholischen Reaktion rühmte sich Pasquino, trotz der strengsten Verordnungen gegen alle Schmähschriften, beim päpstlichen Hofe in gutem Ansehen zu stehen. Daher bemühte sich Aretino auch beim Dogen Andrea Gritti, um durch seine Vermittlung Klemens VII. wieder zu versöhnen. Die abermalige Annäherung an Rom war für Aretino von grösster Bedeutung; da er sich dem Dogen und der venezianischen Regierung verpflichten wollte, schrieb er damals einen Brief an Gritti, der ein wahrer Hymnus auf Venedig ist. Er versichert, er wolle nie an fremden Höfen Schutz suchen, sondern in der Lagunenstadt bleiben, „qui faccio perpetuo tabernacolo agli anni che m'avanzano", hier gebe es keinen Verrat, denn hier herrsche Recht und nicht Grausamkeit,

noch das Regiment der Kurtisane. Aretino widmet seine Dienste dem Dogen, dem Vater der ihm untergebenen Völker, dem Sohn der Wahrheit, dem Freund der Tugend, dem Schützer der Fremden, dem stets Gerechten. Venedig wird als Ernährerin der übrigen Städte gepriesen, sie ist die von Gott bestimmte Mutter, das allgemeine Vaterland, die Stätte der Freiheit, das Heim der Geächteten; Venedig glänze durch Grossmut und Güte, durch seine Paläste, Kirchen, Wohltätigkeitsanstalten, durch Umsicht, Gnade, Sitte, Tugend und Reichtum.

In einem Gedicht, das wohl aus jener Zeit stammt, „Pietro Aretino in laude di Venetia" leiht unser Satiriker seiner Anhänglichkeit an die Lagunenstadt und seiner Dankbarkeit für ihre Regierung noch stärkeren Ausdruck. Fortgerissen vom Flug seiner etwas abenteuerlichen Phantasie erklärt er, der principe Andrea Gritti verdiene, zwei Venedig, ein Rom und vier Ägypten zu beherrschen.

Nicht Aretino allein war es darum zu tun, seinen Frieden mit Rom zu machen, auch Klemens VII. wünschte wieder über die Feder seines momentanen Feindes verfügen zu können. Girolamo da Vicenza, der päpstliche Maggiordomo und der Bischof von Vaison gaben sich Mühe, die eingetretenen Missverständnisse aus dem Wege zu schaffen; Aretino erhielt eine sehr schöne goldene Kette aus Rom, und es wurde ihm sogar versprochen, ihm ein kaiserliches Adelspatent zu verschaffen. Man wollte Aretinos Eitelkeit für eigne Zwecke nützen. Der neugebackene Venezianer dankte zwar für die reiche Kette, nahm aber den angebotenen Adelstitel nicht an, indem er dem Bischof zur Antwort gab, ein „cavaliere" ohne Einkommen sei wie eine Mauer ohne Fundament.

Die Bemühungen des Dogen und des Bischofs haben zu dem von beiden Seiten gewünschten Resultat geführt. Der Papst erklärte, er verzeihe Aretino seine satirischen Schriften, die ihn schwer verletzt hätten; Pietro dagegen bekennt in einem an Klemens gerichteten Brief, er bedauere, den Papst beleidigt zu haben, dessen Ruhm ihm stets teuerer war als sein Leben, und bereue es um so mehr, als es in einem Augenblick geschehen sei, wo die Kurie die schwersten Schicksalsschläge erlitt. Auch in diesem wichtigen Brief kann er nicht auf einen Witz verzichten, er fügt hinzu, es sei nicht verwunderlich, dass im Augenblick, wo die, die auf der Höhe der Macht ständen, den Papst mit ihren Lanzen getroffen hätten, er mit einem Witz nach ihm gezielt habe. Im Palast der Caterina Cornaro überreichten Alessandro Medici und Paolo Giovio Aretino die erwähnte Kette im Namen des Papstes. Medici war mit

dem Bischof von Nocera an den kaiserlichen Hof gekommen, um die Investitur von Florenz zu erlangen.

Der Papst hat Aretino verschiedene Friedensbedingungen diktiert. Unter anderem sollte Aretino aus seiner Dichtung „Marfisa" den gegen Klemens VII. und Giberti gerichteten Passus streichen und ihn durch für sie schmeichelhafte Strophen ersetzen. Ausserdem hatte er wie ein guter Christ zur Beichte zu gehen, was er seit langer Zeit unterlassen hatte. Als Gegenleistung versprach der Papst, Aretino die Erlaubnis zum Druck der „Marfisa" zu erteilen und eine grosse Geldsumme zuzugestehen. Marco di Niccolò berichtet aus Rom am 5. Mai 1536, der Papst habe ihm ein Säckchen mit 500 Skudi gezeigt und ihn gefragt, ob er dies Geschenk Aretino machen solle oder nicht.

All diese Liebenswürdigkeiten sollen Pietro so sehr gerührt haben, dass er dem päpstlichen Gesandten versprach, die Friedensbedingungen ewig einzuhalten, mit Tränen im Auge seine Sünden bereute und sein Leben zu ändern gelobt hat.

Zu gleicher Zeit schloss Aretino seinen Frieden mit Giberti; dieser Friede war zwar nur provisorisch, aber der Pamphletist fand nun Musse genug, um sich mit literarischen Arbeiten zu beschäftigen.

Federico Gonzaga war ein grosser Verehrer Ariosts und der Ritterpoesie; schon während Aretinos Aufenthalt in Mantua war der Plan erwogen worden, dass unser Satiriker eine Dichtung zu Ehren der Gonzaga verfasse. Mantua wollte Ferrara nicht nachstehen, wo Ariost die Este besungen hatte. Aretino, der sich an jede literarische Aufgabe wagte, empfand doch, dass ein Ritterroman seinem Talent nicht entspreche und dass es schwerhalte, sich mit Ariost zu messen. Trotzdem begann er die Dichtung schon im Jahre 1527 und soll mit der ihm eigenen Energie vierzig Stanzen an einem Morgen geschrieben haben. Die Dichtung nannte er „Marfisa" nach Ariosts Heldin und beschloss die Geschichte des „Rasenden Roland" darin fortzusetzen. Aber das Schicksal dieser „Marfisa" war traurig genug. Aretino hat sie nicht zu Ende geführt, so wenig wie zwei andere Rittergedichte, von denen sich nur die Titel erhalten haben: „L'Angelica" und „L'Astolfeida".

Im Jahre 1531 hat Federico seine Beziehungen zu Aretino abgebrochen. Schuld daran trug „Marfisa" resp. der Umstand, dass der Dichter das Epos, welches die Gonzaga verherrlichen sollte, unfertig hatte liegen lassen. Aretino suchte nach einem neuen Gönner, dem er es nach der Vollendung widmen konnte. Er wandte sich an Alessandro

Medici, aber der spätere Herzog hatte vollauf damit zu tun, Florenz zu bändigen, das sich gegen ihn empörte, ausserdem bemühte er sich um eine uneheliche Tochter Karls V. und hatte keine Lust, Geld für die „ritterlichen" Gedichte seines Geschlechtes auszugeben. Erst einige Jahre später fand der Verfasser einen neuen Mäzen, und begann ihm zu Ehren die „Marfisa" umzuarbeiten. Es war der Marchese del Vasto; für ihn hat Aretino seine Einleitung entsprechend geändert, er soll dreitausend Verse, die sich auf die Gonzaga bezogen, verbrannt haben. 1537 gab er in Venedig die drei ersten Gesänge des veränderten Epos heraus, einige Abschnitte sind zwar ganz gut, aber als Ganzes ist die Dichtung verfehlt, die Hauptbelden sind übertrieben, und der Verfasser hat eine Menge überflüssiger Verwicklungen in das Epos hineingeflochten. Aretino selbst hat sein Gedicht richtig eingeschätzt, und es als Torso belassen.

Aretino empfand es in pekuniärer Beziehung schwer, dass die Beziehungen zum Herzog von Mantua abgebrochen waren; er trug sich eine Zeitlang mit der Absicht, nach Frankreich an Franz I. Hof auszuwandern, und setzte alle Hebel in Bewegung, um den König wieder für sich zu gewinnen, den er durch seine Schmeicheleien an Karls V. Adresse empfindlich verletzt hatte. Ihm kam selbst ein noch abenteuerlicherer Plan. Luigi, der uneheliche Sohn des Dogen Andrea Gritti, war damals als Gesandter des Königs Johann von Ungarn in Konstantinopel. Der Venezianer scheint italienische Gesellschaft am türkischen Hofe sehr vermisst zu haben; er drang in Aretino, zu ihm zu kommen, und schickte ihm sogar eine nicht unbedeutende Summe als Reisegeld. Luigi versprach dem Dichter goldne Berge, wenn er ihn in Konstantinopel „con la sua dolce conversazione" erheitern würde. Der venezianische Sybarit konnte sich aber doch nicht entschliessen, in die Türkei zu gehen, bitter äusserte er sich damals, man wisse ihn im Vaterland nicht zu schätzen, „der arme alte Pietro müsse, um sein Brot zu finden, in die Türkei auswandern, unter den Christen liesse er Betrüger, Schmeichler und Hermaphroditen als glückliche Menschen zurück".

VI.

Plötzlich wandte sich das Blatt; Franz I. schickte Aretino ein kostbares, bereits seit drei Jahren versprochenes Geschenk, eine kunstvoll gearbeitete Halskette, die auf sechshundert Skudi geschätzt wurde.

An Stelle solcher Ketten haben die Monarchen des XVIII. Jahrhunderts ihre Günstlinge mit Tabakdosen beschenkt. Die Kette bestand aus emaillierten goldnen Zünglein mit der Devise: „Lingua eius loquetur mendacium". Dieser etwas dunkle Sinnspruch sollte bedeuten, dass Aretino in seinen Lobpreisungen des Königs über die Wahrheit hinausgegangen sei. In dieser königlichen Bescheidenheit offenbarte sich zugleich auch Franz' Freude an Aretins Übertreibungen, da er sie mit Gold aufwog.

Franz I. Geschenk machte viel von sich reden, es erhöhte Aretinos Ruhm und umgab ihn mit einer noch strahlenderen literarischen Aureole. Das Geschenk war übrigens eine Ankündigung weiterer, und von jetzt ab wurde der Satiriker von allen Seiten mit Gold und Gunstbezeugungen überschüttet. Besonders seitdem er den Marchese del Vasto durch die Widmung der „Marfisa" für sich eingenommen hatte, hatte er an Karls V. Hofe die Protektion einer der einflussreichsten Persönlichkeiten gewonnen. Der Marchese wurde damals mehr als irgendeiner der Anführer der kaiserlichen Heere gepriesen und hiess der neue Achilles.

Del Vastos Protektion und die Widmung der „Marfisa" hatten ihre Geschichte. Aretino hatte 1534 ein sehr giftiges Prognostikon veröffentlicht (es befindet sich heute in der Wiener Hofbibliothek), in dem er wohl unter dem Einfluss der französischen Halskette Karl V. und den Marquis angriff. Besonders gegen den letzteren ist er unbarmherzig, er erinnert ihn an sein Kriegsunglück in Ungarn, verspottet seine Schwäche, sich mit Spitzen zu schmücken und Parfüm zu benützen, prophezeit ihm, dass er sich in verschiedene Gestalten des Tierkreises verwandeln würde, erst in den Steinbock, dann in den Jäger, zuletzt in die Jungfrau, ebenso wie er in Bologna verschiedene Gestalten angenommen hat, als er hintereinander Cupido, Narciss und Ganymed war. Eine Reihe von Kaufleuten, Schneidern, Stickern, Mützenmachern und Tuchhändlern in Florenz, Rom und in Neapel, die er mit seiner Gunst bedacht hatte, hatten bankrottiert, weil Seine Exzellenz zuviel Geld für Banketts verausgabt und eingegangene Kleiderschulden nicht bezahlt hat.

Niemand hatte bisher gewagt, sich so boshaft und verächtlich über Karl V. zu äussern, wie Aretino in diesem Prognostikon. Er verspottete seine elende Gestalt, seine Unterlippe, seine Siege über die Türken, die er nie gesehen habe, er bezichtigte ihn des Geizes, der Undankbarkeit, der Zügellosigkeit und vieler anderer Fehler und Schwächen.

Der Kaiser und del Vasto erschraken vor diesen Angriffen. Karl V.

hatte seine besonderen Gründe: er fürchtete, Aretino würde „la cosa de la cognata" breittreten und Beatrice, die Herzogin von Savoyen, seine Kusine und Schwester seiner Frau, nicht verschonen. Beatricens Gatte, Karl III. von Savoyen, war verwachsen, sie eine anmutige Frau von grosser Schönheit, Karl hatte ihr 1530 während seines Aufenthaltes in Bologna soviel Beweise der Sympathie gegeben, dass man bereits darüber tuschelte. Gerüchte über sein Verhältnis zu Beatrice waren Karl V. sehr unangenehm, um seiner Gattin nicht minder als um der öffentlichen Meinung willen. Um dem Pamphletisten für immer den Mund zu schliessen und ihn als festen Vertreter der kaiserlichen Politik in Italien zu gewinnen, bestimmte ihm Karl V. am 25. Juni 1536 eine jährliche Pension von 200 Skudi aus dem Schatze des Herzogtums von Mailand. Aretinos Ansicht über den Kaiser änderte sich auf der Stelle, er schrieb dem Monarchen einen Dankbrief, in dem er behauptet, von allen Herrschern sei Karl V. allein dazu geschaffen, gottähnlich zu wirken.

Dagegen wurden Aretinos Beziehungen zu Franz I. merklich kühler. Der allerchristlichste König war weniger scharfsinnig als Karl V. und hatte ihm keine sichere Einnahme zugebilligt, ausserdem hatte er im Jahr 1536 einen förmlichen Kontrakt mit den Türken gegen den Kaiser geschlossen, was in ganz Europa die grösste Entrüstung hervorgerufen hat. Aretino hat damals an den König von Frankreich einen der beleidigendsten und giftigsten Briefe gerichtet, die er je verfasst hatte, sich aber damit zum Sprachrohr der Christenheit gemacht. „Tief schmerzt mich," schreibt er, „dich nicht mehr König von Frankreich nennen zu dürfen, denn der ist nicht würdig, König zu sein, der bei den Feinden Gottes um Hilfe bettelt."

Aretinos Stern strahlte im hellsten Glanz. Klemens VII. war gestorben und sein Nachfolger Paul III. war dem venezianischen Pamphletisten gewogen. Als Alessandro de' Medici erkannte, welch grossen Einfluss Aretino am kaiserlichen Hofe habe, hielt er den Augenblick für gekommen, um seine Freundschaft zu werben und ihn an seiner Seite zu haben. Im Jahre 1533 und 1535 versuchte er wiederholt, Aretino für Florenz zu gewinnen, zur Wohnung bot er ihm sogar den Palast der Strozzi an, die damals des Landes verwiesen waren. Aretino blieb trotz dieser glänzenden Anerbietungen in Venedig, da er dem Despoten nicht recht traute, der ihn aus dem Palast in den Turm sperren konnte.

Der wachsende Einfluss des Pamphletisten erweckte unerhörten Neid unter den Literaten aller Art, namentlich empörte es sie, dass er feste Pensionen erhielt. Die armen Teufel hatten bis jetzt von den Brocken gelebt, die ihnen von den Tischen der Reichen zufielen, und nun verstand es der Glückspilz Aretino, die Sorge um das tägliche Brot loszuwerden. Man versuchte, ihn auf alle mögliche Weise anzuschwärzen, namentlich vor dem Statthalter in Mailand. Gian Alberto Albicante, ein untergeordneter Dichter, veröffentlichte zwei Briefe: der eine war gegen den Kaiser, der andere gegen Cesare Fregoso gerichtet, beide unterschrieb er mit Aretinos Namen. Trotzdem der Stil des Pamphletisten gut kopiert war, misslang die Intrige, Aretino verteidigte sich sofort sehr geschickt in einem Brief an den Kardinal Caracciolo, in dem er das ganze saubere Spiel aufdeckte.

Bald änderten sich auch die Zustände in Florenz zu Aretinos Gunsten. Lorenzino de' Medici hatte im Jahre 1537 Alessandro ermordet, an Stelle des verhassten Tyrannen trat Cosimo de' Medici, Giovannis delle bande nere Sohn. Aretino richtete sofort einen sehr herzlichen Brief an ihn, begrüsste ihn als Freund seines Vaters und gab ihm die besten Ratschläge. Er habe gehört, die Umgebung versuche Cosimo zu überreden, auf die Würde eines Herzogs von Florenz zu verzichten wegen der grossen Gefahren, die ihm dort drohen. Er würde einen solchen Schritt des Medici für unwürdig halten, „wer nicht nach Macht strebt, verdient ein Sklave zu sein, Schwäche und nicht Heiligkeit hatte seinerzeit Celestin veranlasst, auf die päpstliche Tiara zu verzichten". Um Cosimo von vornherein eine Machtstellung zu verschaffen, riet Aretino dem Kaiser, dem Herzog seine Tochter, Alessandros Witwe, zur Frau zu geben und seine sehr beschränkten Machtbefugnisse zu erweitern. Cosimo wusste Aretinos Bemühungen zu würdigen, er machte ihm unablässig Geschenke, für die der venezianische Freund sich erkenntlich zeigte, indem er die Tugenden und Vorzüge des neuen Herrschers von Florenz in allen Tonarten pries. Aretino besass Giovanni de' Medicis Totenmaske, die er in Mantua hatte abnehmen lassen, jetzt bestellte er Tizian ein Porträt, Sansovino eine Büste, Danese eine Medaille des berühmten Condottiere danach und schenkte diese Werke dem Sohn seines Freundes.

Aretins Einfluss auf den kaiserlichen Hof war Franz I. sehr ungelegen; der allerchristlichste König wollte den gefährlichen Publizisten für sich gewinnen. Trotz des verletzenden Briefes, den Aretino veröffentlicht

hatte, brach Franz I. seine Beziehungen zu ihm nicht ab, der Pamphletist wurde sogar der Hauptvermittler zwischen dem König und italienischen Künstlern, deren Werke er erwarb. Aretino empfahl Franz I. den Architekten Sebastiano Serlio, der das Schloss in Fontainebleau umgebaut hat; ein französischer Schriftsteller hat dem Italiener vorgeworfen, dass er seine Landsleute auf Kosten der königlichen Kasse habe bereichern wollen. Er hat dem König auch Francesco Salviati empfohlen, indem er ihm sein von dem jungen Maler geschaffenes Porträt schickte. Franz I. soll an diesem Bilde soviel Freude gehabt haben, dass er es als kostbares Kleinod mit sich geführt hat. Auch der König von England musste Aretino seinen Tribut entrichten, nachdem er ihn mit schmeichelhaften Briefen bombardiert hatte, und die Könige von Ungarn und Portugal machten ihm reiche Geschenke. Aretino wurde der erste und mächtigste Publizist in Europa und durfte sich rühmen, man habe ihm zu Ehren goldne, silberne und bronzene Medaillen geschlagen, seine Büste in Gips und Marmor geschaffen, er sehe sein Porträt auf den Fassaden der Paläste, auf Spiegeln, Majolikatellern, Schatullen, ebenso wie die klassischen Köpfe Alexanders des Grossen, Cäsars und Scipios. In Murano machte man Glasvasen, die Aretino hiessen, und die Mädchen, die in näherer Beziehung zu ihm standen, wurden die Aretinerinnen genannt. Unser genialer Pamphletist wurde der Vater der Reklame, des Humbugs, der Interviewer. Auf einer der ihm zu Ehren geschlagenen Medaillen sitzt er auf dem Thron und empfängt Gesandte, die ihm Gaben bringen. Eine ironische Unterschrift bringt die Erklärung: „Die Fürsten, denen die Völker Tribut zahlen, legen ihre Gaben zu Füssen ihres Dieners nieder."

Aretinos Einfluss erreichte seinen Gipfel, als er auf den Einfall kam, der alle Gemüter in Aufruhr versetzte: die Briefe, die er an Kaiser, Papst, Könige und verschiedene berühmte Persönlichkeiten geschrieben hatte, zu veröffentlichen. 1537 erschien der erste Band dieser Briefe, das Buch war so begehrt, dass eine Ausgabe die andere jagte. Bis jetzt waren nur die Briefe der hl. Katherina auf diese Weise bekannt geworden, aber es waren moralische Abhandlungen, die nichts über zeitgenössische Privatverhältnisse ausgesagt haben. Andere Schriften dieser Art waren lateinisch und hatten keine aktuelle Bedeutung. Stolz rühmt sich Aretino, er habe die ersten italienischen Briefe geschrieben, die durch den Druck vervielfältigt wurden. Er hat später noch fünf Briefbände herausgegeben; der erste Band ist der interessanteste und charak-

teristischste, da diese Briefe noch nicht mit dem Hintergedanken geschrieben waren, später veröffentlicht zu werden. Die späteren sind in der Hauptsache literarische Erzeugnisse, in denen die Wirkung auf die Leser berechnet ist.

Für die italienische Prosa war Boccaccio damals immer noch tonangebend. Er galt als Vorbild, aber jede Nachahmung hat etwas Einförmiges und Unlebendiges. Ausserdem hat auch der klassische Einfluss dazu beigetragen, die italienische Prosa immer mehr zu verknöchern, die Unmittelbarkeit und Biegsamkeit einer Sprache, die am lebendigen Quell schöpft, ging ihr immer mehr verloren. Wir haben gesehen, wie zornig Aretino gegen die Pedanten wurde und wie energisch er den Standpunkt vertreten hat, der Schriftsteller und Künstler könne sowohl Inhalt als Form nur aus dem Leben schöpfen. Aretinos Stil spiegelt die Sprache des Alltags, daran liegt es auch, dass man in seiner Prosa neben sehr schönen, streng aufgebauten Abschnitten auf grosse Nachlässigkeiten, Unklarheiten und Wiederholungen stösst. In seinen literarischen Erzeugnissen wollte er absolut ursprünglich sein, die Antike nicht nachahmen und nur schreiben „alla sudore dei miei inchiostri". Auch Machiavelli hat in seiner „Mandragola" etwas Ähnliches angestrebt, aber er wusste zu viel von antiker Literatur, als dass es ihm absolut hätte gelingen können. Aretino hasste die lateinischen Dichter, die Italien überschwemmten, und wurde beim Anblick eines Pedanten zornig. Er hat als erster die Revolution angefacht, die sich später im Angstruf des französischen Schriftstellers verdichtet:

„Qui nous délivrera des Grecs et des Romains?"

Wer die Welt mit Bücherstaub beschwert betrachtet, der erscheint Aretino als Pedant. Er rühmt sich, er habe alles, was er geschrieben, aus dem Leben geschöpft, er brauche keine Bücher, Feder und Tinte genüge ihm vollständig.

Aretino schrieb unerhört schnell und leicht, ohne Besinnen hat er seine Eindrücke aufs Papier geworfen, er war wie im Leben, so auch in seinen literarischen Erzeugnissen ein leidenschaftlicher Stürmer und Dränger, der unter dem Einfluss momentaner Eindrücke stand. Ausserdem neigt er wie die meisten Italiener zur Übertreibung; wen er lobte, erhob er bis in den Himmel, wenn er aber tadelte, so schimpfte er wie ein Stallknecht. Deshalb, mögen seine Schriften auch gelegentlich schmutzig und anstössig sein, so haben sie doch den für uns wichtigen Vorzug, dass sie die Epoche, in der der Verfasser gelebt hat, mit einer

unerhörten Treue schildern, sie sind gewissermassen ein photographischer Abklatsch seiner Umgebung, er schreibt Tagesartikel, die unmittelbar unter dem Eindruck der Ereignisse entstanden sind. Aretino hat mit der Tradition gebrochen und wirkt in vielen seiner Schriften als der erste moderne Autor.

Die Briefe charakterisieren Aretino vorzüglich in den verschiedensten Augenblicken seines Lebens. Wir sehen ihn verliebt, zärtlich, treu, witzig, scharf, als Schmeichler, als verleumdenden Pamphletisten. Sie sind eine ausserordentlich wichtige Quelle, um die führenden damaligen Persönlichkeiten kennen zu lernen, eine wahre Enzyklopädie der verschiedensten Tatsachen, dazu führen sie Kunstkritik als einen neuen Zweig in die Literatur ein. Aretino spricht häufig von den Werken zeitgenössischer Künstler, und seine Briefe sind namentlich für Tizians Leben und Schaffen eine wahre Fundgrube. Infolge seines lebhaften Verkehrs mit Künstlern hat Aretino sich auch gewisse technische Erfahrungen angeeignet, und sich zum Kunstkenner entwickelt. Ausserdem hat er ein lebendiges, unmittelbares Gefühl für alles Schöne gehabt. Eine schöne Landschaft, interessante Naturerscheinungen haben ihn in Entzücken versetzt. Berühmt ist sein Brief im dritten Band, in dem er den Sonnenuntergang in Venedig mit wahrhaft Tizianscher Glut schildert. Auch mehrere andere seiner Briefe sind von einer sehr grossen Anschaulichkeit, keiner seiner Zeitgenossen hat seine Eindrücke so klar und lebendig zu schildern vermocht. Selbst Müntz, der Aretino stets nur mit Verachtung erwähnt, vermag ihm nicht abzusprechen, dass er der eigentliche Schöpfer der künstlerischen Kritik ist. Aretino galt auch bei seinen Zeitgenossen als bedeutender Kunstkenner, und diesem Umstand ist es zuzuschreiben, dass Dolce seinen Dialog über Malerei „L'Aretino" genannt und den Publizisten als Ideal eines Kenners hingestellt hat. Auch Vasari hat ihm viel zu verdanken, was er in seinen Schriften anerkannt hat. Aretino hatte Instinkt für das Ursprüngliche und Naturgefühl, er hat stärker als irgendeiner seiner Zeitgenossen betont, dass man die Kraft seines Geistes aus der Wiege und nicht aus der Schule hole; das klare Urteil über die Dinge entspringt der Mutter Natur und ist der Vater der Kunst. Er rühmte sich, die Wahrheit mit nicht weniger lebendigen Farben zu schildern wie Tizian ein menschliches Angesicht.

Seine Schriften sind von einer überraschenden Aufrichtigkeit. Er sucht sich niemals besser zu machen als er ist und gesteht all die Kniffe

und Schliche ein, die er anwendet, um Geld von seinen Klienten zu erhalten, indem er ausdrücklich erklärt, dass ihn die Not dazu zwingt. Aber diese unbarmherzige Aufrichtigkeit, dieser Mangel an Scham eignet nicht Aretino allein, wir können bei verschiedenen Schriftstellern seiner Zeit ein Gleiches nachweisen. Es war das Erbe des Humanismus.

VII.

Neben seinen Briefen hat Aretino damals Verschiedenes veröffentlicht: die Lustspiele „Marescalco" und „Cortegiana", „Sieben Psalmen Davids", „Leiden Christi", „Passione di Gesù" und die schamloseste seiner Schriften „Ragionamenti".

„Marescalco" ist sein bühnenfähigstes und bestaufgebautes Lustspiel. Die Einheit von Ort und Zeit ist gewahrt und nicht zwei Intrigen störend ineinander verflochten wie in die „Cortegiana". Dieses Lustspiel oder richtiger, diese Farce hat lange genug unveröffentlicht unter Aretinos Papieren gelegen. Er hat sie noch während seines Aufenthaltes in Mantua geschrieben, wahrscheinlich ziemlich unmittelbar nach Giovanni de' Medicis Tod, denn er spricht von Persönlichkeiten, die damals zu Federico Gonzagas Hofstaat gehört haben, wie Ippolito Calandra und Giulio Romano. Der Inhalt dieser „Burla" ist dürftig. Der Herzog von Mantua will sich auf Kosten seines Marschalls, der die Frauen hasst und ihnen aus dem Wege geht, amüsieren. Der Duca gibt vor, er wolle den Marschall zur Ehe zwingen, aber der glaubt fürs erste an diese Intrige nicht. Als er jedoch merkt, dass etwas Wahres an dem Gerede ist, gerät er erst in Wut, dann in Verzweiflung, muss sich aber schliesslich dem Willen des Tyrannen fügen. Zur Trauung geht er wie aufs Schafott; aber die Sache nimmt ein lustiges Ende, da die Braut ein verkleideter Page des Herzogs ist, und der Marescalco nach wie vor unverheiratet bleiben darf. Der Verfasser nimmt jede Gelegenheit wahr, um über die Schmerzen und Demütigungen zu klagen, denen der Hofmann ausgesetzt ist.

1542 erschien ein zweites Lustspiel „Talanta", in dem sich Aretino etwas an Plautus und Terenz anlehnt, obgleich die Hauptgestalt, Talanta, mit dem Blut des XVI. Jahrhunderts getränkt ist. Talanta ist eine Kurtisane, sie gibt sich aber nur mit sehr reichen Leuten ab, glänzt durch ihre gewählte Sprache und weiss ihren Petrarca fast auswendig. Aretino hat Talanta in acht Tagen geschrieben, da seine Freunde von

der Compagnia della Calza, einer Verbindung junger Patrizier, die Liebhaber-Theateraufführungen und Feste arrangierten, ihn um ein Lustspiel für den Karneval des Jahres 1542 gebeten hatten.

Um die Aufführung durch glänzende Dekorationen zu verschönern, hat die Compagnia auf Aretinos Rat den damals bereits bekannten Maler Giorgio Vasari kommen lassen, der in der Dekorationsmalerei erfahren war. Aretino hat Vasari, seinen Landsmann aus Arezzo, sehr unterstützt. Vasari, der seine Reise nach Venedig später beschrieben hat, berichtet, er sei gleichzeitig unter günstigen Bedingungen aufgefordert worden, nach Rom zu kommen, habe sich aber für Venedig entschieden, aus Freundschaft für Aretino und um Tizians Werke zu sehen. Er hatte zwei eigene Bilder und einige Kartons von Michelangelo mitgebracht, für die ihm Diego de Mendoza 200 Skudi gegeben hat. Bei den Dekorationen für die Signori della Calza haben ihm tüchtige Künstler wie Battista Cungi, Christoforo Gherardi aus Borgo S. Sepolcro und Bastiano Aretino geholfen. Die Aufführung der Talanta war ein grosses künstlerisches Ereignis in Venedig, und die Calza hat weder Kosten noch Mühe gespart, um alles aufs glänzendste zu arrangieren.

In Aretinos Lustspiel „Filosofo“ laufen wieder zwei Fabeln nebeneinander. Interessant für uns ist der Typus des Gelehrten aus der Verfallszeit des Humanismus, er ist vollgepfropft mit Aristoteles' und Platos schlecht verdauten Lehren, ist voller Dünkel und spricht nur gedrechselte Phrasen. Messer Plataristotele, wie der blasse Held der Komödie heisst, hat ein ausgemergeltes Gesicht, einen widerwärtigen Bart, schreitet langsam und würdevoll in seiner schäbigen Toga, vernachlässigt seine schöne, junge Frau, da er, wie das Dienstmädchen verächtlich sagt „un marito da libri“ ist. Infolgedessen summt der junge Polidoro unablässig wie die Zanzare in Venedig vor den Fenstern der Frau Plataristotele und ihm wird zuletzt der Lohn seiner Mühe zuteil. Besser ist Aretino seine Komödie „L'Ipocrito“ gelungen, die er für Cosimo Medici geschrieben hat. „L'Ipocrito“ ist der Tartuffe des XVI. Jahrhunderts, der Vorläufer von Molières Scheinheiligem. In einem Monolog offenbart er uns die letzten Tiefen seines Empfindens: wer keine Maske trage, könne in der Welt auch nicht weiter, die Maske ist der Schild, der jeden Schlag abwehrt, und zugleich die Waffe, die den Schild zu durchbohren vermag. Es ist ein grossartiger Anblick, sagt der Ipocrito, wenn die Menschen einen Dämon verehren, als wenn er ein Heiliger wäre.

Lisco, eine der Hauptpersonen des Lustspiels, schildert den Hyprokriten: er bewegt sich stets in geistlicher Gesellschaft; spricht leise, zögernd, trägt einen schäbigen Mantel, ist gross und hager, hat den Blick zur Erde gesenkt, trägt ein Brevier in der Hand und man begegnet ihm häufig in der Kirche oder Buchhandlung, wo fromme Werke verkauft werden.

Molière scheint Aretinos Komödie gekannt und ihm einige Züge für seinen Tartuffe entliehen zu haben*).

Während Aretino an seinen Burlesken schrieb, machte er sich auch an eine ernsthaftere Arbeit, er glaubte, seinem Ruhm als Dramatiker eine strenge Tragödie schuldig zu sein. So entstand „Orazia", sein einziges, vollkommen ausgeführtes Bühnenwerk. Die damaligen Tragödien waren schwache Nachahmungen von Sophokles und Euripides, die handelnden Personen bewegten sich und sprachen wie Gliederpuppen nach griechischem Vorbild. So waren Trissinos „Sophonisbe", Giovanni Rucellais „Rosmunda" und „Orestes" oder Giraldos „Orbecche" und „Cleopatra". Aretino, der diese Nachahmung klassischer Vorbilder hasste, tat sein Bestes, um sich von dieser Abhängigkeit freizumachen. Die Aufgabe war schwierig, da er sich ein Thema aus der römischen Geschichte gewählt hatte; niemand, auch Aretino nicht, glaubte, dass eine Tragödie auf klassischen Inhalt verzichten könne. Es war ihm jedoch um eine realere Darstellung der Dinge zu tun, und darum, greifbare Menschen von Fleisch und Blut zu schaffen. Dieses Ziel hat Aretino erreicht und die ursprünglichste und fesselndste Tragödie des XVI. Jahrhunderts geschaffen.

Vergleicht man Aretinos Drama mit Corneilles „Horace", so erkennt man nur, wieviel besser der Italiener die Römer verstanden hat, als der Franzose. Er kannte ihre Sitten und war vom antiken Geist seines Volkes erfüllt. Während Corneille Franzosen in römischem Kostüm auf die Bühne bringt, versucht Aretino, die alten Römer neu zu schaffen. Aretino hat in seiner Art etwas Mantegna Vergleichbares gemacht. Obgleich seine Gestalten dem Livius entnommen sind, spüren wir in ihnen den Pulsschlag und Atem des Lebens. In dieser Beziehung ist Aretino Shakespeares Vorgänger.

Ein wichtige Neuerung in „Orazia" ist, dass der Chor durch das Volk abgelöst wird. Zwar tritt das Volk nicht als Masse auf, sondern

*) Vgl. Mahrenholz: Molières Leben und Werke. Heilbronn 1885 und Louis Moland: Molière et la Comédie italienne. Didier 1867.

spricht, wie Gaspari beobachtet hat, als wenn es eine Person wäre, gewissermassen als Abstraktion des Volkswillens. Gewöhnlich wird Aretino seine Unkenntnis der Antike vorgeworfen; hier beweist er, dass er, wenn er auch kein Bücherwurm war, eine ausgezeichnete Vorstellung von der Antike hatte und römische Gestalten neu zu schaffen vermochte. „Orazia" ist 1546 in Venedig erschienen; das Drama geriet dermassen in Vergessenheit, dass ein anderer Verfasser es unter seinem Namen mit verändertem Titel: „Amor di Patria" herausgeben konnte. Aretino hat hier seine Sprache sehr durchgefeilt, seine Verse sind besser als die seiner dramatischen Vorgänger. Er hat „Orazia" Paul III. gewidmet und dem Drama nach damaligem Brauch einen Prolog zu Ehren des Papstes und der Farnese vorangestellt.

Zusammen mit seinen dramatischen Erzeugnissen und Briefen gab Aretino den ersten Teil seiner „Ragionamenti" heraus, sie gehören zu den gemeinsten Büchern, die je gedruckt wurden. Später schrieb er zwei weitere Teile dieser Unterhaltung, die in der Hauptsache zwischen Mutter und Tochter geführt wird. Nanna, die die Welt bis zum Überdruss kennt, bereitet ihre Tochter Pippa aufs Leben vor, indem sie unter anderem eheliche Verhältnisse sehr ausführlich erörtert. Die „Ragionamenti" sind ein lebendig geschriebenes Buch und geben jedenfalls ein deutliches Bild der damals in der italienischen Gesellschaft herrschenden Verderbtheit. In einer witzigen Vorrede widmet der Verfasser das Buch seinem Affen Monicchio und weist wiederholt darauf hin, dass er ein treues Abbild seiner Zeit gibt und es sich zur Aufgabe gestellt habe, den Heuchlern ihre Maske abzureissen. Am schlimmsten ist es dabei den Klöstern ergangen. Aretino war nicht der einzige, der literarische Erzeugnisse dieser Art schrieb, aber da er viel begabter war als seine Zeitgenossen, und sie um Kopfeslänge überragt hat, wurde ihm allein ein Strick daraus gedreht. Auch mehrere spätere Erzeugnisse, die den „Ragionamenti" verwandt waren, wurden Aretino zugeschrieben, um ihren buchhändlerischen Erfolg zu steigern.

Die Widersprüche in der Geisteswelt des XVI. Jahrhunderts zeigen sich auch darin, dass Aretino neben den „Ragionamenti" asketisch-religiöse Schriften verfasst hat. Nach damaligen Begriffen war er ein durchaus frommer Mann, er hat alle religiösen Vorschriften befolgt, ist zur Beichte gegangen, und der Gesandte Malatesta berichtet am 13. April 1530 dem Markgrafen von Mantua, er habe tags zuvor Aretino vor der Beichte gesehen, wie er seine Schuld mit Tränen in den

Augen bereut habe; ganz zerknirscht habe er ihm gesagt, er hoffe auf Gottes Langmut, obgleich er ein grosser Sünder sei, wolle er sich bessern, seinen Feinden verzeihen und mit seiner Familie das Abendmahl nehmen. Aretino huldigte dem im XVI. Jahrhundert sehr verbreiteten Grundsatz: kühn sündigen und stark glauben. „Crede firmiter et pecca fortiter". In seinen Briefen erwähnt er seine Beichtväter: den Bruder Konrad und den Pater Angolo Testa und betont wiederholt, er betrachte es als seine Pflicht gegen Gott, den Armen weit über seine Verhältnisse zu geben, da er überzeugt sei, Christus würde es ihm zwiefach vergelten. Mit den Priestern stand er gut und galt in kirchlichen Kreisen weder als absolut ungläubig, noch als jemand, der sich in moralischer Beziehung von den anderen sehr unterschied. Im Gegenteil, namentlich beim niederen Klerus galt er als tüchtiger Kämpfer gegen die eingewurzelte Verderbnis der höheren Gesellschaftsklassen und irgendein Priester erklärte auf der Kanzel, um das menschliche Geschlecht zu verbessern, bedürfe es vieler Aretine.

Auch er unterscheidet wie so viele Italiener zwischen Klerus und Religion. Boccaccios Geschichte von dem jüdischen Kaufmann, der aus Paris nach Rom gefahren ist, um sich dort zu überzeugen, ob er zum Christentum übertreten soll, charakterisiert die Situation am deutlichsten. Empört über das Leben, das die dortigen Prälaten führen, kam der Kaufmann wieder, aber gerade das hat ihn bewogen, sich taufen zu lassen, denn er fand, eine Religon, die selbst der Verderbnis des Klerus standhalte, müsse einen guten Kern haben. Aretino lebte in einer Zeit, die die Bettelmönche hasste und verspottete. Die Humanisten traten gegen die lawinenartig anwachsenden Franziskaner auf, und Poggio sagte nichts als Bosheiten über diese „Schmutzfinken". Das Klosterleben bot den Novellisten eine unerschöpfliche Fundgrube für satirische Geschichten; Massuccio z. B. beschäftigte sich allein mit den Mönchen. Die Bettelmönche waren das Sorgenkind vieler Päpste im XV. und XVI. Jahrhundert, Leo X. hat die Franziskaner und Dominikaner mit Ausnahme des einen Fra Marino gehasst. Dieser Widerspruch, der uns bei Aretino frappiert: auf der einen Seite die hässlichsten Beschimpfungen des Klerus, auf der andern das Verfassen religiöser Schriften, war damals etwas Verbreitetes, an dem niemand Anstoss nahm. Es fällt uns heute schwer, zu begreifen, dass der Verfasser der „Ragionamenti" Augenblicke hatte, in denen er die „Passione di Gesù" geschrieben hat, einen Teil eines grösseren Werkes, das den Titel „Umanità di Christo"

trug und Franz I. gewidmet war. Dieses Leben Christi stützt sich in seinen mannigfachen poetischen Verbrämungen auf die Heilige Schrift. Es enthält sehr gute Abschnitte, wie die Verkündigungsszene, den bethlehemitischen Kindermord und anderes. An erster Stelle unter Aretinos religiösen Erzeugnissen steht die „Vita di Maria Vergine", die des poetischen Schwunges nicht entbehrt. Andere sogenannte asketische Schriften von Aretino, wie „Parafrasi sopra i sette salmi della penitenza di David" und die „Genèsi" erreichen die „Passione di Gesù" nicht; sie ist wiederholt aufgelegt worden. Auf Wunsch des Marchese del Vasto hat unser Autor auch das Leben der hl. Katherina und des hl. Thomas von Aquino geschrieben, beide von geringem literarischen Wert. Der Umstand, dass ein so gläubiger Mensch wie del Vasto Aretino überredet hat, sich mit derartigen Themen zu befassen, beweist an sich schon, dass er den venezianischen Satiriker für Arbeiten dieser Art nicht für unwürdig gehalten hat.

Aretinos Stil wurde treffend „nemico del pulmone" genannt; seine Prosasätze sind so lang und so schwülstig, dass man seinen Atem aufs äusserste anstrengen muss, um zu lesen. Aber den Zeitgenossen hat gerade sein Stil imponiert. „Wenn du die Schriften des göttlichen Aretino liest," schreibt ein Literat des XVI. Jahrhunderts, „so bewegst du dich auf dem Gipfelpunkt toskanischer Beredsamkeit, auf den dich der Autor auf bisher unbekannten Wegen geleitet hat, und du begreifst, wie viel die Natur ohne Hilfe der Kunst vermag." Sansovino preist in seinen „Sette libri di satire" diesen Stil gleichfalls in höchsten Tönen:

Udirete il signor Pietro Aretino
Cantar il quel suo bravo primo stile,
Che gli diede il cognome di divino.

Einige ältere Kritiker wie z. B. Chasles in seiner Studie über Aretino nennen ihn den Vater des Seicentismo, des übertriebenen Stiles. Die Ahnherren dieser Schreibweise waren jedoch die Petrarkisten; sie haben diese gesuchte Geschraubtheit im Stil eingeführt, Phrasen gedrechselt, Metaphern gehäuft und einen unechten Ton angeschlagen, der die Literatur des ausgehenden XVI. und des gesamten XVII. Jahrhunderts beherrscht hat. Aretino wollte sich von diesen Übertreibungen freihalten, aber die Gewohnheit war zu eingewurzelt, als dass er sie ganz hätte überwinden können. Es genügt hinzuzufügen, dass unser Satiriker gerade in der Hochburg des Petrarkismus keinen Sitz hatte. Venedig war der Hauptsitz der Dichter, die in Petrarkas Spuren wandelten. Aretino

nennt sie die Alchimisten der Literatur, verspottet sie, will nichts mit ihnen zu tun haben und verfällt doch häufig in ihre Fehler. Wenn aber sein Gefühl einen höheren Flug nimmt, namentlich wenn er über das Unglück klagt, das Italien betroffen hat, so zeigt er sich als wahrer Dichter, frei von Übertreibung. Zu diesen starken Erzeugnissen gehört sein Gedicht „Lamento d'Italia", in dem er Franz I. auffordert, die deutschen räuberischen Horden aus Italien zu verjagen:

Magnanimo Signor, spigni la lancia
Contr' alla Spagna e falle col tuo volto
Volger le spalle e impallidir la guancia.
L'ebbro stuolo tedesco orrido e stolto
Senz' onor, senza legge e senza fede
Fallo, che puoi, restar morto e sepolto . . .

VIII.

Der Libertin Aretino hatte Momente der Rührung und Weichheit, er war im Grunde genommen ein gutherziger, echter Liebe fähiger Mensch. Namentlich zwei Frauen haben es verstanden, ihn längere Zeit zu beherrschen. Die eine war Caterina Sandella, eine blondhaarige Venezianerin, mit der er einige Jahre zusammengelebt hat. Er hatte eine Tochter mit ihr, die von Francesco Marcolini, dem Herausgeber seiner Werke, und von Sebastiano del Piombo zur Taufe gehalten wurde. Aretino hat sie Adria genannt, zu Ehren der Stadt Venedig, wo er Glück und Ruhe gefunden hatte. Seiner zweiten Tochter gab er den Namen Austria, da der Kaiser Karl V. sein einflussreichster Gönner war. Diese Kinder hat Aretino grenzenlos geliebt, und die Briefe, in denen er sein Vaterglück schildert, sind seltene Beispiele ergreifender Einfachheit aus einer Zeit, die die Herzenstöne nicht mehr fand. „Wir sind das Spielzeug und die Narren unserer Kinder," heisst es in einem dieser Briefe, „sie treten auf uns herum, ziehen uns am Bart, schlagen uns ins Gesicht, zerraufen unser Haar und küssen uns zum Lohn. Jedes Tränchen, jeder Seufzer ängstigt unsere Seele. Kein Zweig fällt vom Himmel, kein Haar regt sich in der Luft, ohne dass wir für ihr Leben zitterten; wenn sie nachts erwachen oder nicht essen, all das beunruhigt uns. Eine Süsse, die mit Bitterkeit gemischt ist. Herr Gott erhalte mir mein kleines Mädchen . . ."

Da es damals nicht ohne Pracht und Übertreibung ging, liess Aretino,

beglückt durch seine Vaterschaft, eine Medaille prägen. Auf dem Avers befand sich der Kopf der Sandella mit der Inschrift „Caterina mater“, auf dem Revers das Köpfchen der Adria und die Worte „Adria divi Petri Aretini filia.“

Da Aretino kein Vermögen hatte, war er in gewohnter Weise bemüht, eine Mitgift für Adria von den Fürsten zu erpressen, die seiner Feder bedurften. Das Ziel war bald erreicht: Cosimo de' Medici, der Kardinal von Ravenna, Mendoza, Karls V. Gesandter haben für Adria 1000 Dukaten, eine für damalige Begriffe hohe Summe, hinterlegt. Die noch sehr junge Adria wurde 1549 mit dem in Urbino lebenden Bergamasken Diotallevi Rota verlobt; ein Jahr darauf war sie verheiratet, und der Duca Guidobaldo und seine Gattin haben sie sehr freundschaftlich bei Hofe empfangen. Aber selbst Aretino vermochte seine Tochter nicht vor der Bosheit ihrer Schwiegermutter zu schützen. Adria kam bald nach Venedig zurück, da sie die Beleidigungen ihrer Schwiegermutter und der Verwandten ihres Mannes nicht länger zu ertragen imstande war. Aretino klagt in einem seiner Briefe, er vergiesse bittere Tränen über das Schicksal der armen Adria. Er hat überhaupt viel Familiensinn gehabt; als 1542 seine Schwester, die an Orazio Vanotti in Arezzo verheiratet war, starb, hat er sich ihrer Kinder sehr zärtlich angenommen.

Als Adria noch ein kleines Mädchen war und Aretino eine Medaille zu Ehren ihrer Mutter prägen liess, wuchs im Hause bereits die Nebenbuhlerin der Sandella heran. Polo Bastolini, einer von Aretinos jungen Angestellten, hatte sich mit der hübschen 14jährigen Perina Ricci verheiratet. Und da das Haus unseres Satirikers gewissermassen eine Arche Noah war, wo jegliches Geschöpf leicht unterkam, hat auch Perina dort gewohnt. Die junge, sympathische Frau erweckte zuerst nur väterliche Empfindungen in Aretino, er hoffte, sie würde ihn im Alter pflegen. Gefühle dieser Art nehmen leicht eine andere Färbung an, und bald verliess Polo Venedig, um sein Glück anderswo zu suchen, während Perina mit ihrem Padrone unter einem Dach blieb.

Das Glück währte nicht lange; Perina war brustkrank und wurde sehr schwach. Aretino pflegte sie aufopfernd; da er stets die Notwendigkeit empfand, sich über seine Gefühle zu äussern, schreibt er einem seiner Freunde, er habe 13 Monate nachts nicht geschlafen, sondern vor ihrem Bett gewacht, ihre eigne Mutter hätte sie nicht zärtlicher behandeln können.

Perina genas, wurde noch schöner und lief zu Aretinos Verzweiflung mit einem Liebhaber davon. Nach vier Jahren kam sie elend, verlassen, sterbend zu Aretino zurück, der sie in sein Haus aufnahm, Ärzte kommen liess und ihr erklärte, sie habe ihren Leichtsinn durch ihre Leiden bezahlt. Als sie starb, war er so trostlos, dass er seine letzte Stunde für gekommen hielt.

Zusammen mit Perina hat Aretino (1536) einen armen Literaten, Niccolo Franco, in sein Haus aufgenommen. Er gab ihm völligen Unterhalt, sorgte für seine Garderobe und hat ihn als Sekretär beschäftigt. Franco war der Typus des Pedanten aus dem XV. Jahrhundert, sein Ideal war die Grammatik, und ein Verstoss gegen die Regeln von Donato und Prisciano erschien ihm als die grösste Sünde. Er litt, wie einmal gesagt wurde, an der unheilbarsten aller Krankheiten, an der durch Studium mühsam erworbenen Dummheit. Franco war als Buchgelehrter sehr eingebildet und um seinen Ruhm besorgt, und da er gelegentlich einen lateinischen Text für Aretino übersetzt oder ihm einige lateinische Sätze korrigiert hat, glaubte er, dass ihm eigentlich jene Lorbeeren und noch mehr jene Dukaten zukommen, die der Padrone in so reichem Masse einheimste. Besonders die Veröffentlichung von Aretinos Briefen liess ihn nicht ruhen. „Ein so leichter Verdienst!“ dachte er. Und er beschloss, seine eigenen Briefe zu publizieren.

Aretino passte ein solcher Sekretär wenig, er entliess ihn in der zweiten Hälfte des Jahres 1538.

Franco veröffentlichte seine Briefe unter dem Titel „L'epistole volgari“ (Vinegia 1538), der Neid auf Aretinos Erfolg geht deutlich daraus hervor. In dem einen tritt er mit feindlichen Angriffen gegen seinen ehemaligen Brotherrn auf. Das Buch blieb ungelesen; leer und geistlos wie es war, machte es den Eindruck nicht, auf den Franco gerechnet hatte. Franco war eine weder interessante noch einflussreiche Persönlichkeit, und seine Korrespondenz ging niemand an. Ausserdem hatte der Verfasser die meisten dieser Briefe, die an keine bestimmte Persönlichkeit gerichtet waren, nur zwecks Veröffentlichung geschrieben.

Da dieses literarische Unternehmen versagt hatte, begann Franco Sonette zu machen und Aretino zu beleidigen und zu verleumden. Wie damals häufig machte der Dolch der Polemik ein Ende. In der zweiten Hälfte des Jahres 1539 wurde Franco von Ambrogio Eusebi überfallen und erhielt einige Wunden im Gesicht. Eusebi gehörte zu Aretinos Kreis, infolgedessen wurde der Dichter verdächtigt, seine Rache an

Franco geübt zu haben, obgleich er, wie es scheint, am Verbrechen unschuldig war. Franco war bald wiederhergestellt, da er sich aber in Venedig nicht sicher fühlte, begab er sich nach Casal Montferrato und begann von dort aus einen leidenschaftlichen literarischen Kampf gegen Aretino. 1541 veröffentlichte er seine „Priapea", die nicht weniger als fünfhundert giftige Sonette enthält, in denen er alle von Berni aufgebrachten Verleumdungen wiederholt und noch eine erkleckliche Anzahl neuer hinzufügt. Selbst die Aretino befreundeten Persönlichkeiten wurden nicht verschont, Karl V., Paul III., Sansovino, Vittoria Colonna, kurz all die Menschen, die den Satiriker unterstützt haben, wurden mit Kot beworfen. Nur Tizian spendete er das zweideutige Lob, er habe ein Wunder vollbracht, in Aretinos Porträt habe er die ganze Infamie des XVI. Jahrhunderts auf die Leinwand gebracht.

Francos Lebensaufgabe war jetzt, gegen seinen ehemaligen Padrone zu kämpfen, aber da er weder Talent noch Stosskraft hat, haben seine Sonette Aretino wenig geschadet. Erst später wurden Francos Sonette eine „Quelle" für Aretinos Biographie.

Franco hatte ein trauriges Ende. Pius V. hat ihn für die Beleidigungen, mit denen er ihn und seinen Vorgänger Paul III. überhäuft hat, zum Galgen verurteilt.

Jedenfalls war er alles andere eher als eine glaubwürdige Persönlichkeit.

IX.

Wichtige politische Ereignisse haben im Jahre 1543 die venezianische Regierung so gut wie die Bevölkerung der Lagunenstadt bewegt. Auf seiner Rückreise von Italien nach Deutschland sollte Karl V. auch nach Venedig kommen. Der Doge empfahl Guidobaldo della Rovere, dem Herzog von Urbino und General der venezianischen Miliz, dem Monarchen mit den übrigen Gesandten der Republik entgegenzufahren. Auch Aretino sollte an der Deputation teilnehmen, doch hatte er wenig Lust zu dieser weiten Reise, er war alt und bequem geworden und hatte sich seit sechzehn Jahren nicht vom Fleck gerührt. Da Guidobaldo drängte, schloss sich Aretino der Gesandtschaft an, begab sich über Padua und Vicenza nach Peschiera und hat dort einen seiner grössten Triumphe gefeiert. Als der Kaiser ihn sah, ritt er ihm entgegen, begrüsste ihn aufs herzlichste und bat ihn, an seiner Rechten zu reiten.

Diese scheinbar nur äussere Höflichkeit kennzeichnet doch die Macht

des entstehenden Zeitungswesens. Europens stolzester Monarch begriff damals schon den ungeheuren Einfluss der Feder auf die Politik. Der Pasquillant und der Lustspieldichter, der Verfasser der „Ragionamenti" zur Rechten des grossen Kaisers! Das hatten selbst die Florentiner humanistischen Schmeichler in ihren kühnsten Träumen nicht zu hoffen gewagt.

Der arme Aretino, der des Reitens entwöhnt war, musste einige Meilen neben Karl V. galoppieren. Der Kaiser sprach von seiner Expedition nach Algier, erwähnte, dasse alle spanischen Granden Aretinos Werke lesen, und zeichnete ihn durch ungewöhnliche Liebenswürdigkeit aus.

Während einer Ruhepause las Aretino seine Ode „Capitolo lodatorio" zu Ehren des Kaisers vor, in der er in fliessenden Versen hervorhob, dass Karl V. durch seinen Verstand und seine Macht die Elemente bezwungen und die Geschicke der Völker nach seinen Willen bestimmt habe. Der Vorlesung wohnten die versammelten Würdenträger und Generäle bei.

Man war damals die törichtesten Lobpreisungen gewöhnt, und die Luft war von Weihrauch erfüllt. Dem Kaiser gefiel die Ode, er bedauerte, nicht gebildet genug zu sein, um sie nach Verdienst zu würdigen, und schenkte Aretino eine bedeutende Geldsumme. Der Kaiser wünschte, dass Aretino ihm auch unterwegs Gesellschaft leiste, aber der erschöpfte Literat konnte nicht mehr auf dem Pferde sitzen und ging von Peschiera direkt nach Venedig zurück. In den zärtlichsten Ausdrücken empfahl der Monarch ihn zum Abschied den venezianischen Gesandten.

Die Ehrenbezeugungen, die der Kaiser Aretino erwiesen hatte, machten in Venedig ungeheuren Eindruck und unserem Literaten wurden Huldigungen aller Art aus diesem Grunde zuteil. Das tritt auch in Betussis Dialog „Il Raverta, dialogo d'amore" (1544) zutage, der eine der Auftretenden erzählt, er komme aus Aretinos Haus, die ganze Stadt beglückwünsche ihn infolge der unerhörten Auszeichnungen, mit denen ihn Karl V. empfangen habe. In Paraboscos „I Diporti" spielt Aretino im Gespräch mit einigen venezianischen Patriziern die Hauptrolle. Seine Ansichten überragen die der übrigen, und das ganze Buch scheint nur geschrieben, um die Erfahrung und politische Schlauheit des venezianischen Schriftstellers ins rechte Licht zu setzen. Aretino war in seinen letzten Lebensjahren eine sehr geachtete Persönlichkeit und hatte mehr Freunde, als bei einem Satiriker zu erwarten war, der während seines ganzen Lebens andere mit der Feder bekämpft hat. Paolo Manuzio schreibt an Aretino, er wundere sich nicht, dass die mächtigsten Fürsten und Könige der Welt ihn lieben und die Kraft seines Stiles schätzen,

dass der Papst ihn auf die Stirn küsse und der Kaiser ihn bitte, zu seiner Rechten zu reiten. Paolo Giovio, der witzige Verfasser zeitgenössischer Biographien, bittet Aretino um sein Porträt, um es in seiner „Elogia clarorum virorum" zu veröffentlichen, aber Tizian konnte sich damals nicht zu einer Kopie verstehen und infolgedessen ist das Buch ohne die beabsichtigte Biographie von Aretino erschienen. Zwischen dem Bischof von Nocera und Aretino haben viele Jahre die besten Beziehungen bestanden. Trotzdem wird dem Bischof das witzige Epigramm auf Aretino zugeschrieben:

Qui giace l'Aretin, poeta tosco,
Che d'ognun disse mal four che di Christo
Scusandosi col dir: non lo conosco.

Aretino soll eine sehr beleidigende Antwort in Versen gegeben haben, aber damals galten literarische Intermezzi dieser Art nicht als Grund, um gemeinsame Beziehungen abzubrechen. Die Menschen haben viel gegeneinander gesündigt und haben sich auch viel verziehen.

Es ist jedenfalls bemerkenswert, dass Aretino, der Schrecken der Klöster und ehrbaren Frauen, mit zwei der berühmtesten Frauen seiner Zeit befreundet war, mit der Dichterin Veronica Gambara und mit Vittoria Colonna. Aretino hat die Gambara in seiner Vorrede zur „Cortegiana" erwähnt; die Dichterin hat ihm herzlichst dafür gedankt. Jahre hindurch hat sie ihn übertrieben höfliche Briefe geschrieben, die Aretino in einer ebenso blumenreichen Sprache beantwortet hat.

Vittoria Colonna hat Aretino veranlasst, seine religiösen Schriften herauszugeben, und hat ihm gleichfalls freundschaftliche Briefe geschrieben. Auch bei der Marchesa del Vasto, Maria d'Aragona, die für ihre Schönheit und ihre Tugenden berühmt war, war er sehr gut angeschrieben. Unter ihr Porträt hat Aretino den Vers angebracht:

Tre Marie in sembiante almo e giocondo
La virtù, il disegno e la natura
A ciò sembri del ciel vera fattura
In una sola han consacrato al mondo.

Eine grosse Anzahl zeitgenössischer Schriftsteller hat sich mit Aretino beschäftigt oder ihm ihre Werke gewidmet. So trägt Dolce, sein Freund, in der bereits erwähnten Schrift „L'Aretino, dialogo della pittura" Aretinos Kunsttheorien vor; Francesco Sansovino schickt ihm seine „Rhetorik", Francesco Cusano die Übersetzung der ersten Bücher der „Ilias" und Bernardo veröffentlicht in seinem Buch „Gli Amori"

ihm zu Ehren ein Sonett, in dem er seine hohe Sittlichkeit preist, kraft der er bedeutende Menschen auf den Weg der Tugend leitet.

Am meisten hat ihn Benedetto Varchi gerühmt; er betont in einem Gedicht Aretinos Verdienst um die Tugend, durch sein Herz und seine Feder habe er das Wunder gewirkt, dass jeder Tugendhafte ihn achte und jeder Bösewicht zerknirscht vor ihm zittert.

Wenn von den Huldigungen die Rede ist, die Aretino wurden, so muss auch seines Verhältnisses zur Heimatstadt gedacht werden. Arezzo hat wiederholt seinen berühmten Mitbürger um seine Protektion gebeten und Aretino hat aus ganzem Herzen Hilfe geleistet. Dafür hat ihm die dankbare Stadt im Jahre 1550 die Würde eines Gonfaloniere und den damit verbundenen Adel übertragen; Aretino hat dagegen der Gemeinde sein von Vasari gemaltes Porträt geschenkt, dem im Rathaus ein Platz angewiesen wurde. Er war sich damals seiner Würde sehr bewusst, und als er erfuhr, dass nicht die gesamte Signoria, sondern nur Graf Francesco Bacci seiner Schwester das letzte Geleit gegeben hatte, machte er seinen Landsleuten zum Vorwurf, sie hätten ihm nicht die Ehren gegönnt, die die ganze Welt zu seinen Füssen zusammenträgt, während seine Grösse der Heimatstadt neuen Glanz verleihe. Arezzo danke es ihm, dass man mehr von ihm wisse und mehr darüber schreibe als über tausend andere Städte.

X.

Der erbitterte Kampf, den Aretino in seiner Jugend mit Rom geführt hat, sollte sich in seinem Alter erneuern. Die guten Beziehungen, die zwischen ihm und Paul III. bestanden, haben sich um 1540 verschlechtert, und der venezianische Literat nahm den Kampf gegen Paul mit ebensoviel Erbitterung auf, wie einst gegen Klemens VII. Er verspottete die Familie Farnese in grausamster Weise und warf Paul III. sein unsittliches Leben vor. Auch der römische Klerus hat sein vollgemessen Mass dabei abbekommen, in heftigsten Ausdrücken wirft er ihm Simonie vor, die Kardinäle „verschachern Christi Blut“, Soliman müsse die Save überschreiten und die Reform der Kirche vornehmen.

Das Konklave nach Pauls III. Tod hat lange gedauert; Aretino zürnte nnd eiferte mit Rom. Die dortigen Intrigen haben ihn bis zum Äussersten gereizt, sie beissen sich wie die Hunde, schreibt er, um ein Stück

Hammelbraten. Pasquino lebte wieder auf, und der alte Pietro schickte ihm durch Bekannte giftgeschwollene Verse.

Im Februar des Jahres 1550 wurde endlich der Kardinal Del Monte als Julius III. Papst. Aretino freute sich der Wahl, Del Monte stammte aus Arezzo, und mit seinem Bruder Baldovini war er innig befreundet. Er setzte grosse Hoffnungen auf den neuen Papst, hob ihn seinen Gewohnheiten gemäss in Sonetten und Briefen bis in den Himmel, indem er Gott dankte, dass er den grossen Julius II. in Julius III. zur Verwunderung der ganzen Welt habe auferstehen lassen.

Der Papst nahm diese Schmeichelei günstig auf, und da er sich Aretino verpflichten wollte, schenkte er ihm eine bedeutende Geldsumme und verlieh ihm den römischen Adel, indem er ihn zum Kavalier von S. Peter ernannte. Aber Aretino strebte jetzt nach höheren Ehren, er wollte Kardinal werden. Das war für damalige Verhältnisse nichts Aussergewöhnliches, Männer, deren Vergangenheit nicht weniger stürmisch war, erhielten den roten Hut anstandslos. Der Papst scheint jedoch diese phantastischen Pläne nicht gutgeheissen zu haben, infolgedessen gab Aretino vor, dass die Übersiedlung nach Rom, um die Kardinalswürde in Empfang zu nehmen, für ihn zu beschwerlich sei. Trotzdem fuhr er in die päpstliche Hauptstadt, als ihn der Herzog Guidobaldo aus Urbino, den der Papst zum Oberbefehlshaber der Armee des Kirchenstaates ernannt hatte, dazu überredete. Guidobaldo schickte ihm zu diesem Zwecke sogar 100 Skudi. Die Freunde warnten den Satiriker vor Rom, vor dem Fieber und dem Gift jener, die er dort beleidigt hatte; aber als auch der Papst ihn in den schmeichelhaftesten Ausdrücken einlud, fuhr der alte Pietro im Mai 1553 nach Rom, um Julius III. den Fuss zu küssen.

In Rom wurde der berühmte Pamphletist mit Neugierde erwartet; eine grosse Menge zog ihm entgegen, der Papst begrüsste ihn wie einen Freund, küsste ihn auf die Stirn und wies ihm wahrhaft königliche Zimmer als Wohnung. Trotzdem fühlte sich Aretino dort nicht glücklich, vielleicht nicht einmal sicher, er war der Stadt entwöhnt, sehnte sich nach Venedig und kehrte im August über Urbino und Pesaro nach Venedig zurück. In Pesaro hielt er sich einige Tage auf, wurde am Hofe des Herzogs von Farnese mit sehr viel Ehren empfangen und war im September wieder in seinem geliebten Venedig.

Seine letzten Lebensjahre hat er in Ruhe und Wohlstand verbracht; aus festen Pensionen, Geschenken und dem Verkauf seiner Schriften hatte er grosse Einkünfte. Da sein Geist immer noch rege war, schrieb er

einem seiner Freunde, je grauer seine Haare wären, desto grüner würden seine Gedanken. Er versuchte sogar eine Zeit hindurch, seine Haare schwarz zu färben, da er der Annahme war, dass er dadurch um mindestens zwanzig Jahre jünger erscheine. Er war, wie in allen anderen Dingen, auch in dieser Beziehung aufrichtig, aus seinen eigenen Briefen wissen wir, dass er ein Haarfärbemittel benützt hat.

Der Alte verzehrte sein Abendbrot gern zusammen mit Tizian und der ehemaligen Freundin Angela Zaffetta, für die er einst Lebensregeln aufgeschrieben hatte, die alles andere eher als klösterlich waren. Auch Zaffetta war alt geworden, aber Aretino versichert, dass er sie noch mehr als einst liebe, namentlich seit der Zeit, wo sie angefangen habe, enthaltsam zu leben.

Zu diesen freundschaftlichen Zusammenkünften kamen mehrere ernsthafte Männer wie der Podestà von Treviso, der Abt Vassallo, Monsignor de Serro, und die Bekannten schickten von überallher Wild und Obst. Es verging kein Tag im Herbst, an dem Benedetto Cornaro, der einen schönen Garten auf der Giudecca hatte, Aretino nicht mit vortrefflichen Pflaumen, Feigen und Pfirsichen beschenkt hätte; sein Obst war so berühmt, dass der Herzog von Urbino behauptete, es gäbe nichts Saftigeres auf der Welt. Der florentinische Mediceer schickte Aretino für seine Tafelrunde einst ausgezeichneten Wein aus Pesaro; der alte Pietro lud auch Sansovino ein, damit er diesen unvergleichlichen Nektar versuche. Als der Bildhauer sich wegen einer dringenden Arbeit zu kommen weigerte, machte ihm Aretino Vorwürfe, weil er den berühmten Wein des Herzogs verachte. Der Wein stähle die Kraft, wenn man ihn mässig trinke, wecke den Appetit, erhöhe die Bluttätigkeit, röte das Gesicht, mache das Auge hell, stärke den Magen, verbessere den Schlaf, zerstreue trübe Gedanken. „Trinke Wasser, wenn dir's Spass macht," schalt Aretino, „die alten Griechen haben sich am Wein gelabt." Dieses Argument scheint gewirkt zu haben, Sansovino lud sich für einen der nächsten Abende bei Aretino zu Gaste und brachte aus Pola, wo er römische Säulen besah, einen Rehbock, eingemachte Früchte und ausgezeichnete Fische mit, die mit einer dicken Sauce zubereitet wurden. Alessandro Vittoria, der Bildhauer, schickte Birnen aus Vicenza, die ihresgleichen suchten. Während der Fasten kamen ganze Wagenladungen von gestopften Truthähnen, da dieser Braten als das einzige Fleisch galt, das man in der Fastenzeit essen durfte*).

*) In gewissen Wiener Kreisen hat sich bis heute der Brauch erhalten, am 24. Dezember einen gebratenen Truthahn zu essen.

Trotz der Anwesenheit der alten Zaffetta wurde bei diesen Zusammenkünften von ernsten Dingen gesprochen, selbst von den Predigten des hl. Markus, die Tizian besonders interessierten. Aretino stand bei den Dominikanern in grosser Gunst, sie nahmen in diesen für die Kirche schweren Zeiten den Satiriker gern in Anspruch, wenn es galt, gegen die Reformation zu kämpfen. Auch der Prior der Karmeliter war Aretinos häufiger Gast.

Seinen vierten Briefband gab Aretino 1549 heraus, er trug noch mehr zu seinem Ruhm bei. Spanische Granden schickten ihm damals eine grosse, goldgefasste Achatmedaille mit dem Laokoon. Das seltsamste Geschenk erhielt er jedoch von einigen Verehrern seines Talents ausserhalb Venedigs: einige schöne Landmädchen zur Bedienung. In Aretinos Haus gab es aber über die Zahl der dort befindlichen Menschen hinaus keinen Platz mehr, infolgedessen trat der Alte diesen Neuerwerb an Tizian ab, der ein grosses Haus hatte.

Diese friedlichen Jahre hat Aretino ein Literat namens Doni, eine der widerwärtigsten Gestalten des Cinquecento, getrübt. Doni stammte aus Florenz, war ein unruhiger Geist und konnte nicht lange in dem einen Beruf ausharren, er war zuerst Mönch und weltlicher Geistlicher, dann Drucker und kam 1547 als Literat nach Venedig, dort nahm ihn Aretino auf und half ihm, sich eine Stellung zu schaffen. Doni galt als Einfaltspinsel, da er gelegentlich im Hemd auf die Strasse lief und sich benahm, als wenn er nicht ganz bei Verstand wäre; aber er war auch für seine scharfe Zunge bekannt. Zuerst verehrte er Aretino, pries ihn in all seinen Schriften, nannte ihn das Schwert der Gerechtigkeit, aber bald änderte er seine Ansicht und schrieb eine ausserordentlich giftige Broschüre gegen ihn. Das Buch trug den Titel „Il Terremoto del Doni fiorentino, con la rovina d'un gran colosso, bestiale Aretino" usw. und scheint mit der Absicht geschrieben, Aretino beim Fürsten Guidobaldo und Cosimo Medici zu verleumden und sich an seiner Stelle in ihre Gunst zu drängen. Der Verfasser hat die Briefform für seine Schmähschrift gewählt, er wendet sich an die massgebenden, damaligen Persönlichkeiten, an Paul IV., Karl V., den Dogen und Guidobaldo von Urbino, er nennt Aretino den König der Esel, einen aus dem Kot stammenden Menschen, den Schandflecken der Republik Venedig, einen Jettatore, dessen Blick Unheil stiftet. Diese Broschüre machte nur geringen Eindruck, da man wusste, dass literarischer Neid dahinterstand. Auch Aretino rührte sie wenig, da er von Jugend an derartige Belei-

digungen gewohnt war; aber auch dieses Machwerk kam auf die Nachwelt und war neben Bernis Broschüre lange Zeit eine der Hauptquellen für Aretinos Biographie.

Es war dies der letzte Angriff auf den Satiriker, der viel gesündigt und viel mit seiner Feder gekämpft hat. Bald darauf starb Aretino einen friedlichen Tod, ohne viel Schmerzen zu erleiden. Am Abend des 29. November 1556 erhielt er einen Schlaganfall und starb im Fauteuil sitzend. Er war 64 Jahre alt. Alle Erzählungen, er sei während eines Bacchanals gestorben, sind spätere Erfindung. Der Priester Pietro Paolo Demetrio, der ihn in seiner Kirche in San Luca begraben hat, bezeugt, Aretino habe vor seinem Tod gebeichtet und seine Sünden bereut.

Unmittelbar vor seinem Tode erhielt Aretino von Agosto d'Adda ein kostbares Geschenk: die hl. Katharina von Raffael, sie war ursprünglich für die Königin von Frankreich bestimmt, aber Aretino erhielt das Bild, „wegen seines königlichen Herzens". Er hat das Bild nicht mehr gesehen, hatte aber noch Zeit genug, um es Costantino d'Adda zu vermachen.

Aretino ist kein komplizierter Charakter. Er hatte eine grosse schriftstellerische Begabung, war ein gewandter gutmütiger Mensch, ohne jegliche ethische Grundlage, darin gleicht er den meisten Renaissancemenschen. Stärker als seine Sittlichkeit war seine Eitelkeit. In seinem Dünkel glaubte er sich von der Vorsehung zu besonderen Aufgaben ausersehen, er hielt sich für eine Art Racheengel, der auf die Welt gekommen sei, um Rache für das Unrecht zu üben, das an den Bedrängten gemacht wurde. Er pflegte von sich zu sagen: „son mandato da Dio a far se lue vendette." Er nannte sich auch den fünften Evangelisten. Trotzdem er alle Fehler seiner Zeit hatte, war er vielleicht der modernste Typus, dem wir in der Renaissance begegnen, und jedenfalls der erste Journalist, der eine gute Witterung für die öffentliche Meinung hatte.

Im Alltag war er absolut Epikureer. In einem seiner Briefe behauptet er, der Mensch verlängere sein Leben, wenn er seine Wünsche und sein Verlangen befriedigt. Er war für Bequemlichkeit, hatte eine eiserne Gesundheit, einen Straussenmagen und hat seine Jugendkraft bis in sein Alter bewahrt. Gute Küche, hübsche Frauen, angenehme Unterhaltung, schöne Kleider, Luxusgegenstände, Kunstwerke — darin bestanden seine Wünsche.



RAFFAEL
Baldassare Castiglione
Paris, Louvre

ELFTES KAPITEL

BALDASSARE CASTIGLIONE

I.

Die Renaissancemenschen waren wenig mit Idealismus beschwert; als praktische Egoisten haben sie im Leben nach dem eignen Vorteil gesucht, ohne viel darum zu fragen, auf welchen Wegen sie ihn fanden. Wenn wir unter den Persönlichkeiten, die sich damals durch die Welt schlugen, einen Menschen finden, der in der Jagd nach dem Glück seine Hand nicht mit dem Blut seiner Gegner befleckt hat, so bildet er eine Ausnahme. Castiglione, der berühmte Verfasser des „Cortegiano", gehört zu diesen Ausnahmen, er blieb rein von Blut, obgleich er einem Condottieregeschlecht angehört, das ein Menschenleben weniger hoch gewertet hat als das Leben eines tüchtigen Pferdes.

Über dem Tor des Palastes des Bischofs und Kardinals Branda Castiglione in Como befindet sich noch eine Marmortafel mit dem Wappen dieses mailändischen Geschlechts. Auf dem Schild mit dem Löwen und dem Schlossturm neigt sich eine bewaffnete Gestalt vor und hält den Wahlspruch: „Nicht irren". Die Castiglione stammten nicht aus Como, sie trugen ihren Namen nach dem nahegelegenen Flecken Castiglione d'Olona, den einer ihrer Vorfahren, Konrad, der Sohn des Grafen Berengario, von einem mailändischen Bischof gegen Ende des X. Jahrhunderts geschenkt bekommen hatte. Es muss demnach damals schon eine mächtige Familie gewesen sein, zwei Jahrhunderte hindurch scheint ihre Spur verloren, erst im XII. Jahrhundert spielen die Herren auf Castiglione eine bedeutende Rolle. Der eine von ihnen, Konrad, war ein hoher Würdenträger am Hofe des deutschen Kaisers, vom zweiten Konrad sprechen die Chronisten im XIII. Jahrhundert. Von ihm stammt der Kardinal von Piacenza, Branda Castiglione, ab, er war eine der in-

teressantesten Persönlichkeiten Italiens am Ende des XIV. und Beginn des XV. Jahrhunderts, ein gelehrter Theologe und Jurist, auf dessen Rat Martin V. viel gab. Die Päpste haben ihn als geschickten Diplomaten nach Deutschland und Ungarn geschickt, 1424 wurde er zum apostolischen Legaten in Polen ernannt. Bis auf den heutigen Tag erinnert das von Branda 1426, unmittelbar nach seiner Rückkehr aus Polen, begründete Collegio Ghislieri in Pavia an diese mächtige Persönlichkeit. Das Institut trug zuerst den Namen seines Stifters, es war ein Konvikt für 24 arme Studenten und barg auch eine Kapelle im Umkreis seiner Mauern. Die Ausschmückung dieser Kapelle wie der Collegiata in Castiglione d'Olona hat zu den Lieblingsaufgaben des Kardinals gehört. Für die Fresken in Castiglione d'Olona berief er Masolino aus Florenz, zum Schmuck der Kapelle in Pavia hat die Zeit nicht gereicht, obgleich er als Dreiundneunzigjähriger 1440 gestorben ist. Dagegen hat sein Neffe, der Bischof von Como, Branda Castiglione junior, der um zwanzig Jahre jünger als der Oheim war, es als Pflicht erachtet, diese Familienstiftung von Künstlern ausmalen zu lassen, die Bramantes und Leonardos Vorgänger in Mailand waren. Die Kapelle in Pavia ist bis auf den heutigen Tag eines der kostbarsten Werke der alten mailändischen Schule, die sich um Vincenzo Foppa geschart hat.

Im Laufe der Jahrhunderte schieden sich die Castiglione in zwei Linien, in die mailändische und mantuanische, der letzteren hat Baldassare Castiglione angehört. Er hatte eine fünfhundertjährige Familientradition hinter sich und zwei grosse Gelehrte in seinem Geschlecht, den erwähnten Kardinal Branda und einen berühmten Rechtsgelehrten aus der mantuanischen Linie, Cristoforo, der der „monarca delle leggi" genannt wurde. Cristoforo starb 1414 als Achtzigjähriger in Pavia, er hinterliess sechs Kinder, und sein jüngster Sohn Baldassare hat sich als Condottiere im Dienste von Filippo Maria Visconti ausgezeichnet.

Die Namen Baldassare und Cristoforo wiederholen sich bei den Castiglione, ebenso wie das Kriegerhandwerk und der juristische Beruf. Jeder Castiglione hält entweder Schwert oder Buch in der Hand, und der, der uns hier besonders beschäftigt, der Verfasser des „Cortegiano", verstand beides zu handhaben, aber da er sanfter Gemütsart war, hat er sich mit dem Buch mehr Ruhm als mit dem Schwert errungen. Er wurde am 6. Oktober 1478 in Casatico, im Mantuanischen, geboren. Sein Vater Cristoforo, der Sohn des Baldassare, war Condottiere im

Heer des Markgrafen von Mantua, die Mutter Luigi, Antonio Gonzagas Tochter, entstammt dem Herrscherhause in Mantua. Klug und erfahren, war sie Isabella d'Estes fast unzertrennliche Gefährtin, die Herzogin hat ihren Rat in jeder wichtigeren Angelegenheit eingeholt. Die Castiglione hatten fünf Kinder und ein kleines Vermögen, sie mussten sich also um die Gunst der Gonzaga bemühen. Anna, die älteste Tochter, ging ins Kloster, auch der Sohn Girolamo wurde Mönch und später Prior in Santa Maria di Marcaria. Besser ging es den jüngeren Töchtern, die eine hat Tommaso Strozzi, die zweite, Polissena, Giacomo Boschetti, den Grafen di San Cesareo, geheiratet; Baldassare war das jüngste Kind.

Die mailändische Linie der Castiglione war im Gegensatz zur mantuanischen sehr vermögend, Lodovico Moro hat sie wiederholt ausgezeichnet. Giovan Giacomo Castiglione war Bischof in Bari, Giovan Stefano, der Graf di Serone, sass im mailändischen Senat und gehörte zu den nächsten Beratern des Herzogs, Bonaventura galt als tüchtiger Historiker. Mit Rücksicht auf die hohe Stellung der mailändischen Verwandten haben die Eltern den jungen Baldassare nach Mailand zum Studium geschickt, besonders da man ihm in der Hauptstadt der Lombardei eine viel bessere humanistische Ausbildung geben konnte als in Mantua. Er fand dort einen erfahrenen Freund und Ratgeber in Filippo Beroaldo, lernte Lateinisch beim berühmten Giorgio Merula und Griechisch bei Demetrio Chalkondylas. Die Verwandten bemühten sich darum, dass Lodovico Moro den Jüngling an seinen Hof aufnehme, der damals einer der glänzendsten in Italien war, und Baldassare machte sich früh jene Cortesia zu eigen, die im XVI. Jahrhundert so sehr geschätzt wurde.

In Mailand gingen damals Ereignisse von europäischer Bedeutung vor sich: Moro hatte Karl VIII. von Frankreich nach Italien berufen; damit hatten die verhängnisvollen französisch-spanischen Einfälle, die der Ruin der Halbinsel wurden, begonnen. Baldassare war sechzehn Jahre alt, als im Jahre 1494 der französische König mit seinen „Teufeln" in der Lombardei erschien, er konnte nicht ahnen, dass sein Vater ein Jahr darauf im beginnenden Krieg fallen würde und dass diese Ereignisse auf sein weiteres Schicksal von ausschlaggebender Bedeutung wären. Cristoforo Castiglione fiel in der Schlacht bei Fornovo, eine düstere Wolke hing über Mailand. Im Oktober 1499 verlor Moro sein Reich und wurde als Gefangener nach Loches in Frankreich verschickt. Der

glänzende mailändische Hof war vernichtet, Baldassare musste im Palast seiner Verwandten nach einem Obdach suchen und war noch dort, als Ludwig XII. im Triumph in die Stadt einzog. In seinem Briefe an Jacopo Boschetto schildert Baldassare jene für Italien so schmerzliche Feier, er verstand es damals schon, sich anschaulich und gut auszudrücken. Es war auch für ihn ein kritischer Augenblick: nach dem Tode seines Vaters konnte er von zu Hause keine genügende Unterstützung mehr erhalten, um weiter in Mailand zu bleiben, er musste daher nach Mantua zurückgehen und in den Dienst des Markgrafen Francesco Gonzaga treten.

Der Markgraf war damals der Capitano generale der französischen Heere, die gegen Neapel auszogen, er nahm den jungen Castiglione mit, der so seine kriegerische Laufbahn begann. Aber der Krieg verlief ungünstig für die Franzosen; die Spanier erfochten 1503 einen Sieg bei Garigliano, und Gonzaga, unzufrieden mit dem Vorgehen des französischen Königs, legte das Kommando nieder und ging nach Mantua zurück. Castiglione begleitete seinen Herrn, unterwegs hielt er sich längere Zeit in Rom auf, die ewige Stadt machte ihm einen grossen Eindruck. Er schrieb seiner Mutter damals die bezeichnenden Worte: „Gran cosa è Roma!“ Er blieb in Rom, trennte sich auf freundschaftlichste Art von Gonzaga und schrieb ihm noch im Jahre 1503 einen Dankbrief, in dem er ihm versichert, dass er nichts anderes wünsche, als stets zu Fuss oder zu Pferde an seiner Seite zu sein und dieses „elende Leben“ seinem Dienst zu widmen. Castiglione war damals zum mindesten vorübergehend in melancholischer Stimmung, dazu haben, soviel aus seinen Briefen ersichtlich, in der Hauptsache Geldsorgen beigetragen. Der Fünfundzwanzigjährige, der sich in der besten Gesellschaft bewegte, sehr viel Beziehungen hatte, mit den Gonzaga verwandt war, gut aussah und angenehme Umgangsformen hatte, musste viel Geld ausgeben, dabei waren seine Einkünfte sehr beschränkt, da die Mutter, die das Vermögen der Familie verwaltete, ihm nur wenig schicken konnte. In diesen schweren Zeiten lernte Baldassare den Herzog Guidobaldo von Urbino kennen, der sich in Rom aufhielt, um sein Herzogtum wiederzugewinnen. Cesare Borgia hatte es ihm vor einem Jahre geraubt; der Herzog hatte erst in Mantua, dann in Venedig Schutz gesucht; da Alexander VI. gestorben war, hoffte er wieder Herr von Urbino zu werden.

In Guidobaldos Umgebung lebte ein Freund und Verwandter Casti-



MELOZZO DA FORLI
Federico da Montefeltro und sein Sohn Guidobaldo
Rom, Galerie Barberini

gliones, Cesare Gonzaga. Da Urbino wieder in Guidobaldos Besitz gelangte und die Hoffnung bestand, das dortige Schloss würde wieder ein Zentrum literarischen und höfischen Lebens werden, wünschte der junge Baldassare sehnlichst, an den Hof des Herzogs zu gelangen. Er hatte keine Lust, in das langweilige Mantua zurückzukehren, ihn reizte die Gesellschaft der Literaten und schönen Frauen in Urbino. Er wusste, dass die Gonzaga diesen Schritt sehr missbilligen würden, aber die Versuchung war zu gross, um ihr widerstehen zu können. Die Fürsten der kleinen italienischen Staaten haben es sehr ungern gesehen, wenn Hofleute, die durch Familientradition und Pflichten der Dankbarkeit an sie gebunden waren, sie verliessen, um anderen Höfen zu dienen. Castigliones Schuld gegen die Gonzaga war um so grösser, als seine Mutter der Markgräfin Isabella besonders nahestand, und er dank seiner Begabung die Hoffnung erweckte, einst die Zierde des Hofes zu bilden. Um den Markgrafen einigermassen zu versöhnen, fuhr er nach Mantua, bat Gonzaga um die Erlaubnis, in Guidobaldos Dienst zu treten, und nahm Abschied von seiner Mutter. Gleichzeitig bat auch der Herzog von Urbino den Markgrafen brieflich, Castiglione freizugeben; Gonzaga konnte diese Bitte nicht abschlagen, um so weniger als es sich um einen ihm verwandten Hof handelte. Aber das Vorgehen des jungen Baldassare verletzte ihn tief und nahm ihn gegen ihn ein. Castiglione konnte aus Furcht vor Gonzagas Rache nicht mehr nach Mantua zurückgehen, er hoffte, Isabella d' Este, die ihm sehr freundlich gesinnt war, würde allmählich Francesco Gonzaga mit ihm versöhnen. Castiglione nannte Isabella stets die Stütze seiner Familie, „la colonna nostra".

Er konnte nicht direkt von Mantua nach Urbino gehen, es galt für ihn erst, seiner Wehrpflicht zu genügen, da Guidobaldo dies zur Bedingung gestellt hatte. Cesare Borgia, der in der Romagna besiegt und gefangen worden war, hatte sich durch seine Unterschrift verpflichtet, dem Papst die Festungen Forli und Cesena wieder herauszugeben. Als der päpstliche Cameriere nach Cesena kam und den Befehl gab, das Tor zu öffnen, erklärte der dortige Kommandant, der Cesare treu geblieben war, er würde das Schloss dem Bevollmächtigten der Kurie erst übergeben, wenn Borgia freigelassen wäre. Da Julius II. Forderungen dieser Art nicht berücksichtigen konnte, galt es gegen das störrische Cesena zu rüsten und das Schloss zu erobern. Mit dieser Aufgabe hatte der Papst Guidobaldo betraut, der sich jetzt für Urbino erkenntlich zu zeigen hatte. Der Herzog bestimmte auch Castiglione für diese kleine

von ihm ausgerüstete Armee, und anvertraute ihm fünfzig Mann. Der Kommandant von Cesena verteidigte sich tapfer, die Belagerung dauerte ziemlich lange, Baldassare hatte einen Unfall, er stürzte vom Pferde und verletzte seinen Fuss, so dass er erst am 6. September 1504 nach Urbino gehen konnte. Urbino prangte im Festesschmuck: die Herzogin Elisabetta war vor zwei Wochen in ihre Hauptstadt zurückgekehrt, nachdem sie ein ganzes Jahr als Flüchtling in Italien gelebt hatte. Das Volk begrüsste sie und den gutmütigen Guidobaldo mit solchem Jubel, dass blinde Greise sich an den Herrscher drängten und baten, seine Kleider berühren zu dürfen, da ihre Augen ihn nicht sehen konnten. In den Strassen wurde beim Klang des Tamburins getanzt, so gross war die Freude über Borgias Sturz.

Die Zeiten waren unruhig, ein Krieg zwischen Julius II. und Venedig stand bevor; der Papst berief Guidobaldo nach Rom, um seinen Rat einzuholen, wie den Einfällen der Venezianer in der Romagna ein Ende zu machen wäre. Unter dem zahlreichen Gefolge, das den Herzog von Urbino nach Rom begleitete, befand sich auch Castiglione. Baldassare gefiel durch seinen Takt, seine Bildung und Gewandtheit dem Herzog so gut, dass er ihm eine ehrenhafte Mission übertrug. Der englische Gesandte bei der Kurie hatte beobachtet, dass der Herzog von Urbino beim Papst besonders gut angeschrieben war, er wollte ihn daher für seinen Monarchen einnehmen und verschaffte ihm den Hosenbandorden. Heinrich VII. liess den Herzog von dieser Auszeichnung durch den Abt von Glastonbury und den Gesandten Talbot in Kenntnis setzen. Es galt nun, dem König für diese Auszeichnung durch eine besondere Gesandtschaft zu danken und die Ordensinsignien in Empfang zu nehmen; zu diesem Zwecke wollte der Herzog Baldassare nach London schicken. Castiglione konnte seine Reise nicht sofort antreten, da er noch an den Folgen seines Sturzes litt, er blieb daher längere Zeit in Rom und freute sich der Schönheiten der alten Stadt, die ihn zu einem seiner besten Gedichte begeisterte. Damals lernte Castiglione auch Raffael und die übrigen Grössen Roms kennen, er traf sie im Palast seines Freundes, des Grafen Alberto Pio da Carpi, der damals als französischer Gesandter am päpstlichen Hofe weilte.

Guidobaldo war mit dem Markgrafen von Mantua sehr befreundet, er wollte ihn daher von den Absichten des Papstes, die Venezianer aus der Romagna zu vertreiben, in Kenntnis setzen. Aus Furcht, dass die Nachricht, wenn einem Briefe anvertraut, in unberufene Hände fallen



CAROTO
Guidobaldo Herzog von Urbino
Florenz, Pitti

könne, schickte er Castiglione im Dezember 1505 nach Mantua, um den Markgrafen von Julius II. politischen Plänen in Kenntnis zu setzen. Der Gesandte machte in Ferrara halt und fand dort einen Brief seiner Mutter, die ihn warnte, nach Mantua zu kommen, da der Markgraf sehr gegen ihn eingenommen sei und er sein Leben aufs Spiel setze. Castiglione blieb in Ferrara und liess den Herzog von Urbino durch einen zuverlässigen Boten benachrichtigen, weshalb er Mantua meiden müsse. Im drohte tatsächlich Gefahr, Gonzaga war in solchem Zorn, dass, als Castigliones Ankunft sich verzögerte, er einen seiner Höflinge nach Ferrara schickte und den Herzog bat, Baldassare auszuliefern. Castiglione hatte Glück: zufällig traf Cesare Gonzaga diesen Boten unterwegs: als er, Baldassares treuer Freund, vom Auftrag Kenntnis erhielt, sagte er zu dem Boten, dass er zurückkehren solle, da Baldassare schon auf dem Wege nach Mantua sei. Auf diese Weise rettete Cesare den Freund; Castiglione fühlte sich in Ferrara nicht sicher, da Este ihn an Gonzaga ausliefern könne, und ging schleunigst nach Urbino zurück, wo er den ganzen Winter blieb. Es war dies mit die schönste Zeit seines Lebens. Elisabetta Gonzaga fühlte sich bald wieder heimisch, „nel suo bello e honorato nido", wie sich Bembo ausdrückt, und Guidobaldo war eifrig bemüht, die Wunden zu heilen, die Borgia der Bevölkerung geschlagen hatte. Guidobaldo di Montefeltro war eine der ritterlichsten und sympathischsten Gestalten im damaligen Italien. Gebildet, gütig, im Kriegshandwerk erfahren, unterschied er sich von den übrigen Tyrannen. Castiglione entwirft ein sympathisches Bild von ihm in seinem Brief an Heinrich VII. von England, Montefeltro sei mittlerer Grösse, gut gewachsen, auf körperliche Übungen bedacht, um sich seine Frische zu erhalten und im Kriegshandwerk sehr erfahren. Er ritt täglich, verfertigte Waffen, spielte Ball trotz seiner Gicht, und wenn er auf seinem schweren Pferde sass, schien er „alter Pollux". Am Abend las er viel und hat zu den ausgeglichensten Persönlichkeiten der Renaissance gehört. Seine Bibliothek war in ganz Italien berühmt; sie enthielt lateinische, griechische und hebräische Bücher und ist später fast in ihrer Gesamtheit in die vatikanische Bibliothek übergegangen.

Guidobaldo war im Lateinischen und Griechischen gut beschlagen, kannte die alten Autoren, besonders Homer und Vergil, und studierte Geographie und Kosmographie eifrigst. Seinen grössten physischen Mangel erwähnt Castiglione nicht, Guidobaldo war infolge einer Krankheit für die Ehe untauglich. Er vermählte sich zwar 1486 mit Elisa-

betta Gonzaga, der Schwester des Markgrafen Francesco von Mantua, aber die Ehe blieb kinderlos.

Elisabetta war kaum um ein Jahr jünger als ihr Gatte; obgleich die gleichzeitigen Literaten viel von ihrer Schönheit sprechen, war sie reizlos, wie ihr Bildnis in Florenz beweist. In diesem langgezogenen Gesicht mit den breiten Backenknochen und den blassen Augen hat sich der Typus der deutschen Mutter, Barbara von Brandenburg, erhalten. Sie scheint, wie aus dem Porträt ersichtlich, ihr Gesicht gemalt zu haben, dafür würde auch Guerrinnis Sammlung von Schönheitsrezepten „Ricettario galante“ sprechen, dort wird ein Schönheitswasser besonders erwähnt, das die Duchessa von Urbino benützt hat. Castiglione erzählt in seinem „Cortegiano“, einzelne Frauen sehen aus, als wenn sie eine Maske trügen. Sie fürchten zu lachen, um die Malerei nicht zu beschädigen, und wechseln die Farbe ihres Gesichtes morgen so gut wie ihr Kleid. Abgesehen von diesen kleinen Schwächen, die allen damaligen Frauen gemeinsam waren, zeichnete sich Elisabetta durch Güte und Liebenswürdigkeit aus. Die Dichter, die nach Urbino kamen, waren fast ausnahmslos in sie verliebt, die einen haben sie aufrichtig verehrt, die anderen empfanden es als Pflicht der Höflichkeit gegen die Schlossherrin, so zu tun. Unico Aretino, der vorgab, Elisabetta sehr zu lieben, und keine Gegenliebe fand, sagte, die Duchessa habe das Antlitz eines Engels, aber das Herz einer Schlange, er wünschte, sich nur einmal im Leben rühmen zu können, von dieser harten Frau „di casa Gonzaga“ erhört worden zu sein. Bembo vergass Lucrezia Borgia um ihretwillen und rühmte die Reinheit ihrer Sitten, Castiglione nennt sie „dea del loco“ und scheint tiefer für sie empfunden zu haben. Dies geht aus zweien seiner Sonette, in denen er wegen unerwiderter Liebe klagt, hervor, und aus einer grossen Anzahl von Kanzonen und Madrigalen, die Elisabetta zu Ehren verfasst wurden, ferner aus jenem leidenschaftlichen Gedicht „De Elisabetta Gonzaga canente“: „Das Antlitz der Herzogin bindet wie Ketten, die Augen fesseln jeden, der ihr naht. Alles was Elisabetta tut, geschieht mit Anmut und edler Weiblichkeit; die Haare auf ihrem rosigen Hals duften wie Ambrosia, unter ihren Füssen spriesst das Gras, da die Erde fühlt, dass eine Gottheit nahe. Die Bäume lächeln und auch das kleinste Pflänzchen schmachtet nach ihrer Berührung.“ Elisabetta nahm die Huldigungen entgegen und blieb ihrem Gatten treu. Castiglione erzählt im „Cortegiano“, dass die Herzogin, obgleich sie fünfzehn Jahre mit ihrem Gatten als Witwe gelebt hat, sich nie beklagt hat und ihrem

Schwur auch dann treu blieb, als sie die Möglichkeit hatte, Guidobaldo zu verlassen. Ihre Verwandten drangen in sie, die Ehe zu lösen, selbst ihr Gatte war damit einverstanden, sie erklärte jedoch, bis zum Tode bei ihm auszubarren.

Geistig höher stehend als Elisabetta war Emilia Pia, die unzertrennliche Freundin der Fürstin, die Tochter Marco Pios auf Carpi, von der viel in Briefen und Büchern jener Epoche die Rede ist. Sie hatte den Grafen Antonio di Montefeltro geheiratet, den unehelichen Bruder des Herzogs Guidobaldo, war früh verwitwet und lebte am Hofe zu Urbino; Bembo, der viele Jahre mit ihr befreundet war, nennt sie eine kluge Frau von starkem Geist. Sie war die Seele der Geselligkeit in Urbino, und Elisabetta scheint ihr willig in der Unterhaltung oder im Arrangement von Vergnügungen den Vorrang gelassen zu haben. Im „Cortegiano" hat Emilia gelegentlich eine leicht ironisch oder skeptisch gefärbte Note, es ist bekannt, dass sie „impia" genannt wurde. Sie war schöner als Elisabetta, vielleicht mehr Versuchungen ausgesetzt als jene, aber so tugendhaft, dass man auf die Medaille, die zu Ehren der früh Verstorbenen geprägt wurde, die Inschrift setzte „Castis cineribus", „der reinen Asche". Auch eine zweite Medaille von Gian Christoforo rühmt ihre Tugend. Nur Unico Aretino, der seine Liebespfeile vergebens nach ihr abgeschossen hat, nennt sie: „Non Pia, ma Pyra di chi gli crede."

Emilia starb bald nach Elisabettas Tode am 20. Mai 1528; es erregte allgemeines Aufsehen, dass sie nicht gebeichtet und das Abendmahl genommen hat. Giammaria della Porta, der urbinatische Gesandte in Rom, erkundigt sich brieflich bei Leonora da Orvieto, ob es wahr sei, dass Emilia gottlos aus dieser Welt gegangen sei und in ihren letzten Augenblicken, anstatt sich der Gnade des Höchsten zu empfehlen und um Vergebung ihrer Sünden zu bitten, mit dem Grafen Lodovico Canossa über einen Abschnitt im „Cortegiano" gesprochen habe. Der Fall hat Aufsehen gemacht, denn wenn es damals auch Skeptiker genug gab, so hielt man im allgemeinen, sei es aus Gewohnheit oder aus Heuchelei, die Vorschriften der Kirche streng ein.

Noch eine Verwandte lebte am Hofe zu Urbino, Margherita Gonzaga, die uneheliche Tochter des Markgrafen Francesco aus Mantua. Hübsch, lebhaft, guter Dinge, verdrehte sie allen die Köpfe. Der junge Filippo Beroaldo war in sie verliebt, natürlich auch Bembo, dem wir überall begegnen, wo sich eine schöne Frau zeigt. In vertrauten Briefen nennt er sie „seine Margherita", im Sommer 1507 sogar seine Braut,

aber es kam nicht zur Trauung. Noch mehr als Bembo hat sich Alberto Pio aus Carpi für Margherita interessiert, beim Abschied weinte er bittere Tränen. Auch das junge Mädchen war ihm gewogen und es müssen Gründe pekuniärer Art gewesen sein, die die Ehe verhindert haben. Einige Jahre später hat, wie bereits erwähnt, Agostino Chigi um sie angehalten, sich aber einen Korb geholt, da er ihr zu alt war.

Margherita hat sehr schön getanzt; Castiglione schildert sie, wie sie Costanza Fregoso, die wir noch kennen lernen werden, an den Händen haltend, die Gesellschaft durch ihre zierliche Gestalt und ihre graziösen Bewegungen entzückt. Zum Tanz hat Barletta aufgespielt, der die Gesellschaft durch seine Musik zu zerstreuen pflegte; beide Damen haben erst einen spanischen Tanz, „bassa danza", aufgeführt, zu dem Lorenzo de' Medici zwei Figuren hinzugefügt hat „Partita crudele" und „Venus e Zauro", dann eine französische „roegarza", einen sehr hübschen, aber schwierigen Tanz.

Jene Costanza, die Tochter der Gentile di Montefeltro, war Guidobaldos uneheliche Schwester; die Fregoso gehörten zu den bekanntesten Familien in Genua. Sie war mit dem Grafen Marcantonio Laudi aus Piacenza verheiratet, war aber häufig monatelang in Urbino und trug nicht wenig zum Glanz der dortigen Gesellschaft bei. Sie war sehr belesen, nahm grossen Anteil an der literarischen Bewegung und war mit Bembo sehr befreundet, der einen ihrer Söhne zur Taufe hielt. Costanzas Brüder, Federico und Ottaviano, waren häufig Gäste in Urbino, namentlich während der Zeit, da sie aus ihrer Vaterstadt Genua ausgewiesen waren. Ottaviano, der ältere, hat Guidobaldo grosse Dienste geleistet, er hat im päpstlichen Heer gegen Cesare Borgia gekämpft und stand an der Spitze von Julius II. Soldaten bei der Eroberung von Bologna. 1513 konnte er nach Genua zurückgehen und wurde dort zum Dogen gewählt. Federico, den jüngeren, hat Guidobaldo sehr geliebt, auf seine Veranlassung ernannte Julius II. ihn zum Erzbischof von Salerno, das war die Staffel zur Kardinalswürde, die er sehr viel später, 1539, erreicht hat. Federico hat längere Zeit in Frankreich in der Abtei von Dijon gelebt, sich dort mit provenzalischer Dichtung beschäftigt und es zu einer grossen Kennerschaft darin gebracht. Bembo lässt ihn in seinem Dialog „Prose della volgar lingua" ausführlich über die provenzalische Poesie sprechen.

Neben Castiglione war sein Jugendfreund, Cesare Gonzaga, eine der interessantesten Persönlichkeiten an Guidobaldos Hof. Er gehörte der-

selben Linie an wie der Markgraf von Mantua, musste aber, da er kein Vermögen hatte, seinen Unterhalt in Urbino suchen. Er war zwar um drei Jahre jünger als Castiglione, aber sie hatten zusammen in Mailand studiert. Er war tapfer, geschickt, witzig und gelehrt, machte Gedichte und kämpfte auf Julius II. Seite bei Mirandola. Bei den Frauen in Urbino und bei Isabella d'Este war er sehr beliebt, er spielte und sang gut und machte Gedichte. 1510 bittet er die Markgräfin von Mantua brieflich, ihm die Noten zum Sonett „Cantai" zu schicken und dem Komponisten Marchetti zu empfehlen, das Madrigal, das er ihr schickte, in Musik zu setzen. Er klagt, er trage zwar Mars Panzer, aber der Liebesgott beschäftige ihn vielmehr als der Kriegsgott.

Eine wichtige Rolle in der Gesellschaft von Urbino hat auch der Graf Lodovico Canossa gespielt, ein Verwandter Castigliones, der seine Jugend mit ihm in Mantua verlebt hat. Canossa war für seinen schlagenden Witz berühmt und ein sehr beliebter Gesellschafter. Domenichi erzählt eine amüsante Anekdote von ihm. Unter Julius II. war Lodovico Bischof geworden, lebte in Rom und hatte berühmtes, künstlerisch sehr schön ausgeführtes Tischsilber. Den Gästen gefiel ein grosser Kelch, auf dessen Deckel eine Tigerin ruhte, besonders. Ein Bekannter bat Lodovico, ihm diesen Kelch zu einem Bankett zu leihen. Canossa erfüllte den Wunsch; nach Verlauf einiger Monate war ihm das Gefäss immer noch nicht zurückgegeben, dafür aber bat ihn derselbe Bekannte, ihm einen zweiten Kelch mit einem Krebs auf dem Deckel zu leihen. Diesmal gab der Bischof den Kelch nicht her und liess dem Aufdringlichen sagen, wenn schon die Tigerin Monate brauche, ehe sie zu ihrem Herrn zurückkehre, so würde der Krebs wohl selbst in Jahren den Weg noch nicht zurückfinden.

Ohne Narren ging es damals an keinem Hofe ab; in Urbino war es Fra Serafino aus Mantua, der vorher die Gonzaga belustigt hatte. 1499 empfahl ihm Francesco, ein Karnevalsfest zu Ehren der Markgräfin Isabella zu veranstalten, die damals aus Ferrara kam; aber der Dominikaner konnte diese Aufgabe nicht erfüllen, da sich Isabellens Ankunft so lange hinzögerte, bis der Karneval vorüber war. Ein Brief von Fra Serafino ist auf uns gekommen, in dem er in makkaronischen Versen mehrere der Persönlichkeiten, die im „Cortegiano" auftreten, schildert. Die Verse haben infolge dieser Beziehungen ihren besonderen Wert. Fra Serafino war sehr boshaft und konnte es nicht über sich gewinnen, die beleidigensten Klatschgeschichten für sich zu behalten, wenn er sie

witzig erzählen konnte. So entging er auch einem fatalen Abenteuer nicht. Als er 1507 zusammen mit der Herzogin in Rom war, schimpfte er laut über den Papst und den gesamten Vatikan, das scheint einen der Getroffenen so verletzt zu haben, dass er einem Bravo den Befehl gab, Fra Serafino seine Bosheit für immer gründlich auszutreiben. Der Bravo hat seine Aufgabe nicht ganz erfüllt, da er Serafino nur schwer am Kopf und Arm getroffen hat. Der Mönch hat sich diesen Vorfall gemerkt und seine Zunge seitdem etwas mehr im Zaume gehalten.

Jener Kreis, zu dem noch eine ganze Anzahl von Personen gehört hat, hat sich bei Musik, Tanz, dem Rezitieren von Gedichten glänzend unterhalten; Castiglione und Cesare Gonzaga haben damals ein gemeinsames Hirtengedicht „Tirsi" verfasst und vor dem versammelten Hof deklamiert. Sie rühmten die Gastlichkeit und die Vorzüge der Herzogin. Sie tritt einmal als Galathea, auf, dann als Schutzgöttin des urbinatischen Staates.

Castiglione hat die Gesellschaft häufig durch Musik erfreut, er hatte eine schöne Stimme und hat Viola gespielt. Es war sein Lieblingsinstrument, und er hat jede Gelegenheit benützt, um eine „geliebte Violetta" zu erwerben. Zu den beliebtesten Gesellschaftsspielen gehörten Fragen, die auf die Liebe Bezug hatten und auf die es eine witzige oder geschickte Antwort zu geben galt. Es existierte sogar das Büchelchen eines Mantuaners, Gian Giacomo Calandra, in dem der Verfasser siebzig auf die Liebe bezügliche Fragen stellt, z. B. ob es Liebe ohne Eifersucht gibt, ob man aus Liebe sterben kann, wer beständiger ist, der Mann oder die Frau, ob man sich in einen Menschen verlieben kann, den man nur vom Hörensagen kennt usw. Übrigens gab es eine Menge derartige Gesellschaftsspiele. So wurde in Urbino auch viel das „Giuoco senese" gespielt: man flüsterte seinem Nachbar ein Wort ins Ohr, auf das er eine entsprechende Antwort geben musste. So flüsterte Bembo der neben ihm sitzenden Elisabetta, in die er sehr verliebt war, die Worte zu „io ardo" und erhielt die Antwort „non io". Bembo war aus diesem Grunde einige Tage hindurch sehr traurig, doch Elisabetta hörte nicht auf, ihn zu reizen. Nach einigen Tagen sass er wieder neben der Herzogin und hatte den Arm auf ihre Stuhllehne gelegt. Elisabetta legte ihre Hand auf die seine. Dem Jüngling begannen die Augen zu leuchten, aber die Herzogin machte ihn nur darauf aufmerksam, wie kühl ihre Hand sei. Sie scheint also trotz ihrer vielgepriesenen Tugend kokett genug gewesen zu sein. Bembo hat diesen Vorfall in einem melancholischen Sonett besungen.

Zu den beliebtesten Gesellschaftsspielen, die schon in der Antike und im Mittelalter gepflegt wurden, haben Scharaden und Rätsel gehört. Namentlich in den Klöstern, in denen man nicht recht wusste, wie man die langen Abendstunden totschlagen sollte, vergnügte man sich mit Rätselraten. Auch in Urbino war diese Form, seinen Witz und seine Schlagfertigkeit zu zeigen, sehr beliebt. Damit standen Motti im Zusammenhang, das Prägen von Bonmots, die sich nicht gerade durch übermässige gesellschaftliche Gewandtheit ausgezeichnet haben. Dies beweist Bembos anlässlich dieser Spiele entstandenes Gedicht, das später „Motti" benannt wurde, ein geist- und humorloses Machwerk.

II.

Als Castigliones Fussleiden behoben war, beschloss der Herzog, ihn im Sommer nach London zu schicken. Vor seiner Abreise wollte der Diplomat seinen Frieden mit Gonzaga machen, da es ihm darum zu tun war, seine Mutter im Mantuanischen besuchen zu können. Er schrieb daher am 19. Mai 1506 an den Markgrafen, setzte ihn von seiner bevorstehenden Reise in Kenntnis und versicherte ihn gleichzeitig seiner Treue für die Gonzaga und seines Wunsches, ihnen bei jeder Gelegenheit zu dienen. Castiglione schreibt, er, der im Dienste des Markgrafen geboren sei, wolle ihm bis an sein Lebensende treu bleiben und würde den Tag für den glücklichsten seines Lebens halten, an dem es ihm gelungen wäre, Gonzaga davon zu überzeugen. Aber dieser Brief hat seinen Zweck in keiner Weise erreicht, um so weniger, als Gonzaga sich geärgert hat, dass der König von England den Hosenbandorden Guidobaldo, dem Fürsten des kleinen Urbino, verliehen hat und nicht ihm, einem der einflussreichsten italienischen Herrscher. Der Markgraf war so gegen Castiglione eingenommen, dass selbst der Brief der Herzogin Elisabetta, worin sie bat, er möge Baldassare ein Wiedersehen mit seiner Mutter gestatten, fruchtlos war. Castiglione wollte, empört über Gonzaga, seine Erbgüter im Mantuanischen loswerden, und trat mit Ercole Bentivoglio in Unterhandlung, um seinen Landbesitz gegen dessen in der Romagna gelegene Güter einzutauschen, aber Bentivoglio hatte keine Lust, das Geschäft zu machen, und Castigliones Absicht blieb unausgeführt.

Am 10. Juli 1506 brachen Castiglione und der zweite Gesandte Francesco Ceci endlich nach London auf. Guidobaldo hatte ihnen kostbare

Geschenke für Heinrich VII. mitgegeben: Pferde, Falken, goldgewebte Brokate, einige kostbare Kunstwerke, darunter war auch ein kleines Bild von Raffael: Georg als Drachentöter, das sich heute in der Eremitage zu Petersburg befindet. London erreichte Baldassare erst am 1. Dezember; zwei Tage darauf wurde er zum König befohlen, der ihn sehr herzlich und mit allen erdenklichen Ehren empfing. Am 20. Dezember fand die feierliche Ordensübergabe statt, auch der Gesandte ging nicht ganz leer dabei aus, da der König ihn mit einer kostbaren Halskette bedachte. Baldassare freute sich seines Aufenthaltes in England und nahm an, dass auch Guidobaldo mit seinem Bericht über den ihm gewordenen Empfang zufrieden wäre.

Unmittelbar nach der Feier ging Castiglione nach Italien zurück; am 9. Februar 1507 erreichte er Mailand und schickte von dort aus einen Boten an Gonzaga mit der Bitte, ihm zu gestatten, die Mutter in Casatico zu besuchen. Der Markgraf scheint sich unterdessen besonnen zu haben und gab Baldassare die erbetene Erlaubnis; sein Wiedersehen mit der Mutter währte nur einige Tage, da er Guidobaldo so schnell als möglich Bericht über die Reise erstatten wollte.

In Urbino fand Castiglione eine sehr zahlreiche Gesellschaft; es war im glänzenden Winter 1507, Julius II., der Bologna bezwungen hatte, kam am 3. März in bester Laune nach Urbino und hielt sich dort einige Tage auf. Die gesellschaftlichen Veranstaltungen, besonders während des Karnevals, haben Castiglione später veranlasst, seinen „Cortegiano" zu schreiben.

Um dem Papst zu huldigen, waren zahllose Gäste ins Schloss gekommen, die sich viel länger dort aufhielten als Julius. Unter den uns noch unbekannten Gästen muss namentlich der Marchese Gasparo Pallavicini aus Corte Maggiore in der Lombardei erwähnt werden, der an der Unterhaltung im „Cortegiano" den regsten Anteil nimmt. Er war ein streng rechtlicher, in Norditalien sehr geschätzter Mann und hatte eine seltsame Abneigung gegen Frauen; darüber kursierten die verschiedensten Geschichten. Eine sehr amüsante Persönlichkeit war Antonio Maria Tarpandro, Bembos und Bibbienas Freund, ein lustiger Gesellschafter und leidenschaftlicher Anhänger von Petrarca. Wer immer ihn in Briefen nennt, erwähnt seine Heiterkeit; Tarpandros „hilaritas" war von Rom bis nach Venedig bekannt. Als Nestor der Gesellschaft befand sich dort der alte Sigismondo Morello aus Ortona in den Abruzzen, der sich nach der guten alten Zeit gesehnt und über die Nachteile

geklagt hat, die das Studium der alten Schriftsteller im Gefolge hatte. Die Jugend hat ihn verspottet und als Rückschrittler betrachtet, aber alle boshaften Zungen verstummten, wenn er alter Sitte gemäss die Zither zur Hand nahm und seine tiefempfundenen Lieder anstimmte. Eine lächerliche Figur dagegen war jener Alte, den Fra Sabba da Castiglione in seinen „Ricordi" erwähnt. Dieser weisshaarige „Jüngling" brachte im Mondschein schönen Frauen unterhalb ihres Fensters ein Ständchen dar, und die Ehemänner verhöhnten diesen naiven Bewunderer. Castiglione spricht von Morello mit grosser Verehrung und erwähnt in „Tirsi", jeder schätze den Alten, über dessen Stirn der Glanz eines Ehrenmannes liege. Genannt seien auch noch Pietro Monte, ein Meister in ritterlichen Übungen, und der zum Italiener gewordene Deutsche Niccolo Frisio, den ein Zeitgenosse als „uomo Germano, ma avezzo ai costumi d'Italia" schildert. Frisio war auch in Mantua und bei Isabella d'Este sehr gut angeschrieben, da er als Kenner von „anticaglie" beim Erwerben antiker Kunstwerke behilflich war. Zu Ehren dieses Fremdlings verfasste Bembo ein sehr geschicktes Sonett, und Castiglione, den der Deutsche während seiner Krankheit in Rom gepflegt hatte, hat ihm ein dankbares Andenken bewahrt.

In jenem denkwürdigen Winter haben Bembo und Ottaviano Fregoso eine Ekloge nach dem Vorbild der „Tirsi" verfasst, die sich als „Priester aus dem fernen Reich der Venus" rezitierten. Am Abend, nachdem sich der gichtleidende Guidobaldo zurückgezogen hatte, führte man ein lustiges oder gelehrtes Gespräch, jeder der Anwesenden erzählte die lustigste Fazetie, die er kannte, so dass Urbino „albergo della allegria" genannt wurde.

Das Jahr 1507 war in Castigliones Leben sehr wichtig, im Mai schickte ihn Guidobaldo in politischer Mission zu Ludwig XII.; Baldassare sollte ihn in Genua treffen, unterwegs erfuhr er, dass der König bereits in Mailand sei und suchte ihn dort auf. Sämtliche italienischen Fürsten bemühten sich damals um die Gunst des Königs von Frankreich, jeder schickte seinen Vertreter, um dem fremden Monarchen zu huldigen. Im Juli kam Castiglione von dieser Gesandtschaft nach Urbino zurück, dort hatte er Zeit genug, um zu studieren, sich im Waffenhandwerk zu vervollkommnen und edle Geselligkeit zu pflegen. Am 11. April 1508 starb Guidobaldo, mit ihm verlor Castiglione seinen Beschützer, und wenn ihm auch Francesco Maria della Rovere, Guidobaldos Nachfolger, freundlich gesinnt war, so konnte er sich auf diesen gewalttätigen

launischen Fürsten nicht ganz verlassen. Seine Dankesschuld gegen Guidobaldo hat Baldassare nicht nur durch das, was er im „Cortegiano“ über ihn gesagt hat, getilgt, nach dem Tode seines Beschützers hat er dem König von England den Herzog brieflich sehr liebevoll und doch wahrheitsgetreu geschildert.

III.

Zum Nachfolger hatte Guidobaldo, seinem Vertrag mit Julius II. gemäss, seinen Adoptivsohn, Francesco Maria della Rovere, ernannt, er war zwar sehr jung, aber in öffentlichen Dingen erfahren. Die Menschen reiften damals schnell. Castiglione hat ihm im „Cortegiano“ reichlich Lob gespendet, aber der Verfasser mag etwas parteiisch sein, da er in seinem geliebten Urbino alles im besten Licht gesehen hat. Die Zeitgenossen haben Francesco Maria anders beurteilt: Margarete von Navarra schildert ihn in ihrem „Heptameron“: „im Herzen dieses Fürsten, der kein anderes Glück kennt, als sich an denen, die er hasste, zu rächen, hatte das Mitleid keinen Platz.“ Erwähnt wurde bereits, dass der 22jährige Jüngling in wohl nicht unberechtigtem Zorn den Kardinal Alidosi öffentlich niedergemacht hat. Auch später gab er Beweise seiner Grausamkeit, so liess er eine Kammerfrau seiner Gattin ermorden, die ohne böse Absicht seinem Sohne, dem Fürsten Guidobaldo, in einem Liebesabenteuer beigestanden hatte.

Die Bevölkerung des Herzogtums scheint dem jungen Rovere nicht gerade viel Vertrauen entgegengebracht zu haben, an verschiedenen Orten kam es zum Kampf, da man den neuen Machthaber nicht anerkennen wollte. In die bedrohten Gegenden schickte die Duchessa Söldner unter Leitung bewährter Führer, die die Bevölkerung zum Gehorsam zwingen sollten. An der Spitze einer solchen, nach Gubbio bestimmten Abteilung stand Castiglione.

Das Jahr 1509 stand im Zeichen des Krieges. Julius II. ernannte Francesco Maria zum Anführer des Heeres, das die Venezianer aus der Romagna vertreiben sollte; an diesem Feldzug nahm auch Castiglione an der Spitze eines Trupps von fünfzig Mann teil. Er hat in der Schlacht bei Agnadello mitgekämpft und bei der Einnahme von Ravenna geholfen, aber in den an seine Mutter gerichteten Briefen findet sein Schmerz über diese Expedition von Italienern gegen Italien eine beredte Sprache. Er klagt, dass die Armee, in der er gekämpft, dem unglücklichen Ra-

venna soviel Schaden zugefügt hat, obgleich die Venezianer die Stadt unter der ausdrücklichen Bedingung übergeben haben, dass der Bevölkerung nichts geschehen würde. „Ich habe soviel Unglück von Ravenna abgewehrt," schreibt er seiner Mutter, „als ich konnte; ich glaube, ausser mir hat sich jeder bei der Plünderung etwas zu eigen gemacht. Aber das bedauere ich nicht." Er hat sich nur eine Krankheit in Ravenna geholt und musste aus diesem Grunde nach Urbino zurückgehen, wo ihn die Herzogin Elisabetta wie einen Bruder gepflegt hat. Kaum genesen, musste er wieder auf den Kriegsschauplatz; er nahm an der für Julius II. unglücklichen Schlacht degli Asinai teil, bei der der Papst Bologna verlor. Nach beendeter Schlacht zog sich Castiglione wieder nach Urbino zurück. Aber er kam ohne Pferd, ohne Kriegsausrüstung, ja fast der Kleider entblösst, zurück, alles war vom Feind erbeutet worden. Er hat auch grosse pekuniäre Verluste gehabt, tröstet aber seine Mutter, indem er ihr davon berichtet, er sei gesund geblieben, „sono Dio grazia, sano". Julius II. war über seinen Nepoten wegen des Verlustes von Bologna so empört, dass er in die Worte ausbrach: „Si tra mani mi capita il Duca, lo faccio squartere." Aber Francesco Maria kannte seinen Oheim und seine Anhänglichkeit an die Familie, trotz der Drohung ging er nach Rom, um sich vor dem Papst zu verantworten und seine Verzeihung zu erbitten. Castiglione begleitete den Herzog in die Hauptstadt.

Francesco Maria kam, als der Papst schwer krank war und seine Umgebung glaubte, dass es mit ihm zu Ende gehe. Julius' Zorn und Hass waren verraucht, und Castiglione konnte seiner Mutter aus Urbino berichten: „Wir sind Gott sei Dank glücklich aus Rom wiedergekommen, und der Papst hat uns seinen Segen nicht vorenthalten."

Julius, der fast von den Toten auferstanden war, hat mit Hilfe des Nepoten Bologna, Rimini und Ravenna wiedergewonnen, über diesen Erfolg war er so glücklich, dass er Francesco Maria Pesaro als Lehen übertrug. Der Herzog schenkte Castiglione das Schloss Nuvillaria, nebst den dazugehörigen Ländereien, und ernannte ihn zum Grafen in Anerkennung der Tüchtigkeit, die er in den letzten Kämpfen bewiesen hatte. Baldassare bezog sein neues Landgut, aus dem Briefe an seine Mutter spricht die Freude über den neuen Besitz. Nuvillaria war nur zwei Meilen von Pesaro entfernt, hatte einen wundervollen Ausblick auf Land und Meer, fruchtbaren Boden und einen gut erhaltenen Palast.

Castiglione konnte sich nicht allzu lange des Friedens freuen, nach

Julius' II. Tod kamen neue Sorgen und Unruhe. Zur Papstwahl fuhr der Herzog von Urbino von vierundzwanzig Hofleuten begleitet nach Rom, im Gefolge befand sich auch Baldassare. Der Herzog unterstützte, nachdem er Einsicht in die Verhältnisse erlangt hatte, die Wahl des Medici, da er auf seine alte Freundschaft für Guidobaldo zählte und auf die Dankesschuld, die Giovanni dem urbinatischen Hof gegenüber eingegangen war. Es war ihm namentlich darum zu tun, dass Leo X. die Investitur auf das Herzogtum bestätige und ihm das Kommando über die päpstliche Armee überlasse. Leo X. erfüllte seinen Wunsch, erliess entsprechende Bullen, und Rovere ging glücklich über das Erreichte nach Urbino zurück, indem er Castiglione als seinen Gesandten am päpstlichen Hof in Rom beliess. Baldassare wurde Diplomat. Leo X. erwies sich auch gegen ihn gnädig; am 2. September 1513 bestätigte er die Castiglione übertragene Investitur auf die Grafschaft Nuvillaria und beglückwünschte ihn schriftlich zu dieser Ehre, indem er das Vorgehen des Herzogs lobte.

Für Castiglione kamen glänzende Zeiten, das geistige Leben war intensiver als in Urbino. Beziehungen zu den alten Freunden, die er in Rom wiederfand, wurden neu geknüpft, zu Bembo, Sadoleto, Tebaldeo, der damals als zweiter Petrarca galt, ausserdem fand eine Annäherung an Raffael, Giulio Romano und Michelangelo statt. Schon mit Rücksicht auf die Stellung, die Baldassare jetzt in Rom einnahm, war der Markgraf von Mantua sehr liebenswürdig gegen ihn, und Isabella schrieb ihm freundschaftliche Briefe, da sie durch seine Vermittlung ein Bild von Raffael, das sie sich lange wünschte, zu erhalten hoffte. Während seines Aufenthalts in Rom fuhr Castiglione wiederholt nach Mantua, um seine Mutter zu sehen; die Gonzaga haben ihn stets gastlich empfangen.

IV.

Ehe Castiglione Graf von Nuvillaria wurde, warf ihm sein Besitz in Mantua 1500 Dukaten jährlich ab, dieses Einkommen konnte den Bedürfnissen eines Menschen, der in den allerhöchsten Kreisen lebte, nicht genügen. Der ritterliche Dichter musste Schulden machen, die ihm „wie ein Wurm am Herzen frassen". Sein einziger Ausweg war eine reiche Heirat, die Mutter und die Freunde haben ihm ehrlich dabei zu helfen gesucht, aber es war nicht leicht, eine Braut aus guter Familie mit grossem Vermögen zu finden. Die Renaissance hatte eine ausserordentlich prakti-

sche Auffassung von der Ehe; die mangelnde Schönheit der Frau war durch ein grosses Vermögen leicht kompensiert. Aber da Castiglione zu den Menschen von Geschmack gehörte, war es ihm auch um Schönheit zu tun.

Isabella d'Este war als erste darum bemüht, eine Frau für ihn zu finden. Überall finden wir damals die Hand der geschickten und ruhelosen Frau: in Politik, Literatur, Mode und besonders in der Intrige. Messer Girolamo Stanga, der einer der bekanntesten Familien in Cremona angehörte, hatte einige Töchter und ein grosses Vermögen hinterlassen; die eine von ihnen, Agnesina, hatte die Markgräfin ins Auge gefasst, schon im Jahre 1500 wollte sie Baldassare mit ihr verheiraten Aus unbekannten Gründen kam die Ehe nicht zustande. Agnesina heiratete drei Jahre später Lodovico Gonzaga, einen Verwandten des Markgrafen, machte also eine sehr glänzende Partie. Bald bemühte sich ein anderer Gonzaga, der Bischof von Mantua, aus Gazzuolo, ein grosser Mäzen, der Künstler und Literaten protegierte, darum, eine Frau für Castiglione zu finden Er wollte ihn mit der Tochter des Grafen Maffeo da Gambara verheiraten und empfahl ihn dem Vater des Mädchens „als hübschen, gebildeten, beredten, liebenswürdigen, tugendhaften Menschen, den die Natur so glänzend ausgestattet hat, wie es ihr selten glückt". Trotz dieses Lobes hatte der Bischof keine glückliche Hand, auch diesmal kam es nicht zur Hochzeit. Ebensowenig kam die dritte projektierte Heirat, mit der man sich um 1507 beschäftigt hat, zustande, obgleich es ein „bon partito" war. Gegen Ende jenes Jahres hatte es den Anschein, als wenn Castiglione in die Familie Medici hineinheiraten würde. Der Kardinal Giovanni, der spätere Leo X., kam auf den Einfall, Clarissa, Alfonsina Orsinis und Piero Medicis Tochter mit Baldassare zu verheiraten. Als Mittelsperson benützte der Kardinal Bernardo Bibbiena, der zu allem zu gebrauchen war, auch zum Ehestifter. Dies Eheprojekt wurde eingehend brieflich zwischen Baldassare und seiner Mutter erörtert, da der Sohn sich in allen wichtigen Lebensfragen an sie wandte. Die Castiglione haben den Plan einer Verbindung mit den Medici sehr warm begrüsst. Baldassare war aber vorsichtig genug, sich nach der Höhe der Mitgift zu erkundigen, ehe er sich in Unterhandlungen einliess. Als er erfuhr, dass Clarissa ihrem künftigen Gatten nur viertausend Dukaten mitbringen würde, kühlte sein Eifer sehr ab, obgleich er seine Absicht nicht vollkommen aufgab. In Italiens diplomatische Fragen eingeweiht, sah er voraus, dass die Medici nach Florenz

zurückkehren würden, infolgedessen schob er den definitiven Entschluss noch hinaus. Unterdessen bemühte man sich von allen Seiten, ihn zu verheiraten; die Mutter und die Freunde suchten ihm zu helfen, und schliesslich waren nicht weniger als vier Ehekandidatinnen aufgestellt: die Tochter von Giulio de Martinengo aus Brescia mit einer Mitgift von 14000 Dukaten, die vierzehnjährige Stanga, eine schlanke, „ganz hübsche“ Marchesina, ein besonders gut erzogenes Mädchen mit einer Mitgift von 10000 Dukaten in „mailändischem Geld“, ferner ein Mädchen aus dem einflussreichen Geschlecht der Grafen Borromeo und Lodovico Viscontis Tochter.

Während Castiglione mit Mutter und Freunden über diese verschiedenen Eheprojekte korrespondierte, hatte der Kardinal Giovanni bereits einen Mann für Clarissa gefunden: Filippo Strozzi. Er war ihm hochwillkommen, da er, als Glied einer der mächtigsten Florentiner Familien, die Partei der Medici bedeutend verstärkte. Bibbiena gab sofort die Absicht, Castiglione mit Clarissa zu verheiraten, auf und unterstützte Strozzis Bewerbung, um dem Kardinal, der Papst werden konnte, gefällig zu sein. Des Kardinals und Bibbienas Vorgehen scheint Castiglione geärgert zu haben, so dass er auch auf die übrigen vorgeschlagenen vier Frauen in Norditalien verzichtete. Seine pekuniären Verhältnisse gestatteten ihm aber nicht, auf dieser schiefen Ebene, die ihn unbarmherzig zum Mitgiftjäger machte, zu bleiben. Wieder tauchten neue Pläne auf, die sich aber alle zerschlugen; erst der Markgraf Francesco Gonzaga ging, nachdem er seinen Frieden mit Castiglione gemacht hatte, energisch ans Werk und suchte ihm eine Frau. Die Erwählte war Maria Ippolita, die Tochter des Grafen Guido Torelli und der Francesca Bentivoglio, „una bellissima giovane et ancora richa de dotta et gentile cossa“ wie Castiglione selbst schreibt. Der Kardinal Rangone versichert in seinem 1520 an den Kardinal Giulio de' Medici geschriebenen Brief, sie sei nach allgemeiner Ansicht die hübscheste junge Frau in der Lombardei, obgleich boshafte Zungen behauptet haben, sie sei „un pecio de carne con dui occi“.

In all diesen Briefen, in denen von verschiedensten Partien die Rede ist, fällt eines auf: stets spricht man von der Schönheit des Mädchens, von den guten Verbindungen der Eltern, von der Mitgift, fast nie von den moralischen Qualitäten der Erwählten. Aber Schönheit war damals mit Tugend identisch, da nach Platos Ausspruch, den Castiglione sich angeeignet hatte, Schönheit der Spiegel der Tugend war „splendore del vero“.

Im Anfang des Jahres 1516 fand die Trauung in Mantua statt, und da der Markgraf Baldassares fatale Erinnerungen an seinen Hof verwischen wollte, gab er eine glänzende Hochzeit, die durch Turniere und allerhand festliches Gepränge einen grossartigen Anstrich bekam. Das junge Paar machte 1517 eine etwas verspätete Hochzeitsreise nach Venedig, von Baldassares Schwestern Polissena und Francesca begleitet, die, wie bereits erwähnt, mit Giacomo Boschetti und Tommaso Strozzi verheiratet waren. In Venedig wurde ihnen ein glänzender Empfang bereitet, die Signoria empfahl Andrea Gritti, dem späteren Dogen, und zwei Patrizierinnen aus dem Hause Morosini, dafür zu sorgen, dass die berühmten Gäste den Aufenthalt in der Lagunenstadt recht genössen.

Castigliones Ehe war glücklich, obgleich er nur selten im Hause war; öffentliche Angelegenheiten und diplomatische Pflichten haben ihn an Rom gefesselt. Ippolita, eine sehr tugendhafte Frau, hat im Belvedere zu Mantua gelebt, sie hatte von dort aus einen schönen Blick auf den See und vor dem Palast einen Garten, mit Springbrunnen und seltenen Fischen in den Bassins. Castiglione war weniger treu als Ippolita. In Briefen ist gelegentlich von seinen vorübergehenden Liebesverhältnissen die Rede, und später fand man in seiner Wohnung einen Spiegel als Dokument seiner Untreue. Der Spiegel hatte einen geheimen Verschluss, wenn man auf diese Feder drückte, trat das Bild einer schönen Frau zutage und zwei Liebessonette aus dem Jahre 1517, also ziemlich unmittelbar nach seiner Heirat. Nehmen wir sie als Erinnerungszeichen an einen bereits beschlossenen Roman!

V.

Als Diplomat hatte Castiglione keine glückliche Hand; seine erste Gesandtschaft bei Leo X. hatte den gewünschten Erfolg nicht. Er musste alle Hebel in Bewegung setzen, damit der Papst Rovere im Besitze des Herzogtums von Urbino belasse, um so mehr, als Leo X. sich seit dem Beginn seiner Regierung mit der Absicht trug, das Herzogtum seinem Nepoten Lorenzo zu übertragen. Zwei Umstände hielten ihn fürs erste zurück. Die Rücksicht auf seinen Bruder Giuliano, einen edlen Menschen, der gegen diesen Plan war, da die Medici an den Herzögen von Urbino stets treue Freunde gehabt hatten, selbst zur Zeit, da sie aus Florenz vertrieben waren, ferner die Angst, wie sich der deutsche Kaiser zu diesem Gewaltakt und dieser Gesetzlosigkeit stellen

würde. Unglücklicherweise starb Giuliano am 17. März 1516, und Franz I., Leos damaliger Bundesgenosse, wurde in Italien so mächtig, dass der eventuelle Protest des Kaisers bedeutungslos wurde.

Leo X. erhob die verschiedensten Vorwürfe gegen den Herzog von Urbino, um die Beschlagnahme seines Reiches zu rechtfertigen, und zitierte ihn nach Rom vor das päpstliche Gericht. Rovere, vielleicht von Castiglione gewarnt, hielt es für klüger, nicht zu kommen, aus Angst, der Papst könne ihn in die Engelsburg werfen und töten lassen. Leo X. richtete ihn in contumacia, tat ihn in Bann und sprach die Bevölkerung von dem ihm geleisteten Treuschwur frei. Rovere, dem dieser Schlag überraschend kam, floh mit seiner ganzen Familie nach Mantua, in der Hoffnung, im geeigneten Augenblick sein Land wiederzugewinnen. Leo X. ernannte unterdessen Lorenzo am 18. August 1516 zum Herzog von Urbino, und Castigliones diplomatische Mission hatte einen traurigen Abschluss. Er schrieb damals sehr fesselnde Briefe, besonders an die Markgräfin von Mantua, die sich um alles gekümmert hat, was in Rom vorging. Auch persönlich hat Castiglione einen grossen Verlust erlitten, da Leo X. ihm die Grafschaft Nuvillara, als zu Urbino gehörig, genommen hatte.

Im Februar 1517 machte Rovere einen energischen Versuch, sein Herzogtum zurückzugewinnen. An der Spitze spanischer und französischer Söldner fiel er in Urbino ein, aber die Condottiere, die an der Spitze des Söldnerheeres standen, waren von Medici erkauft und liessen ihn im Stich. Der Verbannte musste nach Mantua zurückkehren; durch Fürsprache des Markgrafen erreichte er beim Papst wenigstens so viel, dass ihm die Güter, die väterliches Erbteil waren, ausgefolgt wurden.

Castiglione widmete sich als stellenloser Diplomat literarischer Arbeit, ihr hat er seinen Ruhm zu danken. Unmittelbar nach Guidobaldos Tod fasste er den Plan, die Menschen darzustellen, die am Hof von Urbino während seiner Glanzzeit gelebt hatten, und die Dinge in Gesprächsform zu behandeln, über die man sich damals unterhalten hat. Er wollte dem herzoglichen Ehepaar und den Freunden seine Dankesschuld entrichten und gleichzeitig der Nachwelt ein Bild des Hofes entwerfen, der ein Gipfelpunkt der Kultur gewesen war. Zuerst entwarf er einen Plan des Buches und las ihn Alfonso Ariosto vor, dem gefiel der Entwurf so gut, dass er den Freund dringendst aufforderte, das Ganze zum Buch zu runden. Alfonso war gebildet, liebenswürdig und Castiglione ehrlich zugetan. Auch die übrigen Bekannten in Rom

drangen in Baldassare, den schönen Plan auszuführen; da er im Jahre 1514 genügend freie Zeit hatte, machte er sich daran, das Buch zu schreiben, das den Titel „Cortegiano" trägt. Seine Absicht war, den Typus des vollendeten Renaissancemenschen zu schildern und seine charakteristischen Züge herauszuarbeiten. Nur ein Hofmann kam in Frage, denn es galt, die Ansichten des aristokratischen Kreises in Urbino zu schildern, für die nur ein Mann vornehmer Herkunft als Ideal galt, der ritterliche Tapferkeit mit humanistischer Bildung und höfischem Schliff in sich vereinigte. Die damals sehr beliebte Dialogform eignete sich vorzüglich für Castigliones Absichten, der Verfasser konnte alle berühmten Persönlichkeiten, die sich am Abend bei der Herzogin Elisabetta versammelt haben, auftreten lassen. Einige von ihnen waren 1514 nicht mehr am Leben, Alfonso Ariosto, Giuliano Medici, Bernardo Bibbiena, Ottaviano Fregoso waren tot, namentlich fehlten die beiden Frauen, die der Gesellschaft ihren Reiz verliehen hatten: die Herzogin Elisabetta und Emilia Pia. Jede der auftretenden Personen liess der Verfasser über die Dinge sprechen, die ihr am nächsten lagen, dadurch wurde das Gespräch lebendig und farbig. Über jedes Thema sprechen gewöhnlich zwei oder noch mehr Personen, von denen die eine eine Theorie aufstellt, die die andere bekämpft. Trotz der sehr eingehenden Unterhaltung ist der Verfasser natürlich nicht ganz objektiv geblieben. Seine persönliche Ansicht kommt stets zum Durchbruch, und so ist das Buch ein treuer Spiegel von Castigliones Charakter und Anschauungen.

Schon ehe das Buch erschienen war, machte man Baldassare zum Vorwurf, einen idealisierten Hofmann geschildert zu haben und nicht einen dem Leben entnommenen, da es überflüssig sei, ein Ideal aufzustellen, das sich nicht erreichen lasse. Gegen diesen Vorwurf verteidigt sich Castiglione in einem Brief an Don Michele de Silva, den Bischof von Viseo, dem er das Buch gewidmet hat, er ist der Annahme, in gleicher Weise sündigen zu dürfen wie ein Plato, Xenophon und Marcus Tullius. Sie haben das Ideal eines Monarchen, eines Redners aufgestellt, von einer unerreichbaren Republik geträumt, warum sollte nicht auch er einen idealen Hofmann schildern dürfen?

Als solcher erscheint ihm ein Mann aus alter Familie, im Kampf erfahren, liebenswürdig in Frauengesellschaft, witzig in der Unterhaltung, mit lebhaftem Interesse für Wissenschaft, Poesie und Kunst, praktisch in der Führung öffentlicher Angelegenheiten, seinen Fürsten

gut beratend, treu, edel und grosszügig. Castiglione ist Aristokrat; er hält es zwar nicht für ausgeschlossen, dass „neue" Menschen grosse Vorzüge der Seele und des Körpers besitzen können, aber er glaubt, in ritterlichen Familien, wo die Rasse seit mehreren Generationen durch gute Erziehung veredelt wurde, sei dies häufiger der Fall. Der Verfasser ist ein grosser Pferde- und Hundeliebhaber und glaubt, dass Menschen genau so gut wie Tiere durch Zucht veredelt werden können.

Der Hofmann in Castigliones Sinn ist eine von der Renaissance geschaffene Gestalt, sie steht wesentlich höher als der mittelalterliche Hofmann. Auch das Mittelalter hatte Bücher über Pflichten und Vorzüge des Cortegiano, namentlich die anglonormannische und nordfranzösische Kultur haben einen bestimmten Kodex geprägt, wie „Le Doctrinal de Courtoisie", aber diese Vorschriften beziehen sich auf den Uomo di corte schlechthin, der selbst ein Hofnarr oder Seiltänzer sein konnte. Castigliones Hofmann gleicht dem Verfasser des „Cortegiano", es ist der ritterliche Dichter. Schon Ariost hat darauf hingewiesen, dass Baldassare sein eignes Bild entworfen hat.

Seinem Herrn muss nach Castiglione der Hofmann in allen guten und rechtlichen Dingen dienen, aber nur in diesen. „Wenn dir dein Herr befiehlt, Verrat zu üben, so bist du nicht verpflichtet, ihm zu gehorchen, du musst ihn vielmehr an dieser verbrecherischen Absicht hindern. Das verlangt deine eigene Ehre so gut wie deine Pflicht gegen den Fürsten, damit er sich nicht mit Schmach bedecke." Dem Hofmann so gut wie dem Fürsten auferlegt Castiglione eine Reihe von ritterlichen Pflichten. Der Fürst muss alle Vorzüge des Hofmannes besitzen und Guidobaldo gleichen. Der Verfasser sagt den Fürsten bittere Wahrheiten, er macht ihnen zum Vorwurf, dass sie gelegentlich geputzten Gliederpuppen gleichen, die man während des Karnevals im Triumph durch Roms Strassen trägt.

Castiglione berührt fast alle Fragen, die in den Bereich der damaligen Kultur fallen. Einen wichtigen Platz in seinen Anschauungen nimmt der Glücksbegriff ein, der über allen irdischen Verhältnissen steht, die einen, obgleich sie keine Verdienste haben, fast bis in den Himmel erhebt, die andern ohne Anlass in den Abgrund stürzt. Diese Auffassung entspricht den allgemeinen Renaissance-Vorstellungen von der Fortuna als Macht, die in einer scheinbar tyrannischen und ungerechten Art menschliche Verhältnisse beherrscht, aber doch einem höheren Willen untersteht.

Wie die meisten philosophischen Begriffe, war auch die Auffassung der „Fortuna" von der Antike, von Seneca und Plutarch übernommen; indem man das Glück einer höheren Macht untergeordnet hat, hat man es mit dem Christentum zu vereinbaren gesucht.

Castiglione hat über die Frau, ihr Verhältnis zum Manne und über die Liebe viel nachgedacht. Die Liebe schwebt wie ein köstlicher Duft über allen höfischen Verhältnissen. Er stellt die Frau sehr hoch, sie soll sich die geistige Kultur des Mannes aneignen und in allen Zweigen der Wissenschaft und Kunst erfahren sein. Mit literarischer Bildung muss die Entwicklung ihres praktisch-ästhetischen Sinnes zusammengehen; in ihrem guten Geschmack, ihrer Kleidung, Unterhaltung und in ihrem Benehmen tritt er zutage. Ihre geistigen Vorzüge brauchen sich nicht auf Kosten ihrer Pflichten als Frau und Mutter zu entwickeln; der Frau ist von der Vorsehung die Aufgabe geworden, die Tugenden zu wecken, die im Herzen des Mannes schlummern. Giuliano de' Medici schildert die Vorzüge, die der Frau der grossen Welt eignen müssen, da seine Gattin Filiberta als Muster weiblicher Tugenden gegolten hat. Früh verwitwet, nahm sie den Schleier und trat in ein französisches Kloster.

Castiglione verlangt viel von der Frau, aber er gestattet ihr fast noch mehr, da er gewissermassen eine Apologie der ehelichen Untreue geschrieben hat und ein Anhänger der Scheidung ist. Die Ansichten des Verfassers über das freie Verhältnis zwischen Mann und Frau sind nur der Niederschlag der Unterhaltungen, die im Beisein der Herzogin Elisabetta und der Emilia Pia geführt wurden, man hat sich nicht gescheut, in Gesellschaft von Frauen über sehr freie Dinge zu sprechen. Emiliens Liebestheorien scheinen realer gewesen zu sein, als die der Literaten, namentlich Bembo war ein Anhänger Platos. Als Bembo von platonischer Liebe spricht, warnt ihn die witzige Frau, er möge sich in acht nehmen, damit seine von so subtilen Gedanken erfüllte Seele nicht dem Körper entweiche. „Es wäre dies nicht das erste Wunder, das die Liebe bei mir gewirkt hat," gibt der Humanist geschickt zur Antwort.

Eine wichtige Rolle in der damaligen Erziehung und in den herrschenden Sitten nahm die „grazia" ein, auch sie war in beträchtlichem Masse eine Erbschaft der Antike. Im XVI. Jahrhundert wurden Pindars Worte gern zitiert „die Grazie verschöne und versüsse alles". Della Casa verbreitet sich in seinem „Galateo" über diesen Begriff und sagt,

es genüge nicht, das Gute zu tun, man müsse es anmutig tun „leggiadre". „Grazia" und „leggiadria" waren fast synonym. So wenig wie gesunde, frische Speisen Geschmack hätten, wenn sie nicht kunstvoll zubereitet wären, so wenig könnten einfache Sitten ohne Anmut und Liebenswürdigkeit jemand einnehmen. Castiglione zitiert das Sprichwort zwar „che la grazia non s'impara", aber er behauptet doch, dass man sich in der Jugend nach den Grundsätzen erfahrener Meister lange in der Grazie üben müsse.

In der Grazie gelte es aber das Übertriebene so gut wie die Robustizität zu vermeiden, die „disgrazia" ist der Gegensatz guten Benehmens. Das Erstrebenswerte ist Natürlichkeit im Benehmen und in der Sprache, nichts in den Bewegungen des Menschen soll „Zwang" verraten. Natürlichkeit hat die Sitten des XVI. Jahrhunderts durchaus beherrscht, gelegentlich hat man sie sogar übertrieben. Wenn der Jüngling im Tanz seine flachen Schuhe, die „Pantoffole", verloren hat, so hat er in Strümpfen weiter getanzt, ohne das ihm das verübelt wurde, erst Castiglione weist auf das Ungebührliche dieses Benehmens hin. Im XVII. und XVIII. Jahrhundert wurde die Grazie ins Unerträgliche gesteigert, und bis in die erste Hälfte des XIX. Jahrhunderts hinein haben diese Vorstellungen noch gespukt.

Auch die Mode spielt eine wichtige Rolle in den Gesprächen am Hof zu Urbino; die Toilette hat im XVI. Jahrhundert auch die ernsthaftesten Menschen beschäftigt, da sie durch ihre unendliche Verschiedenheit auffiel. Jeder wollte seinem individuellen ästhetischen Sinn Genüge tun, infolgedessen wurde die Toilette leicht das Abbild, nach der man eine Persönlichkeit beurteilt hat. Selbst Cosimo de' Medici meinte, zwei Ellen rotes Tuch machen einen Menschen schön. Wollte man dies Ziel in Rom erreichen, so galt es zwei Ellen Purpur zu kaufen, da man dort grössere Ansprüche als in Florenz gemacht hat. Fortwährend stossen wir in damaligen Briefen auf Kleiderbeschreibungen, auch Castiglione beschäftigen sie lebhaft; ausführlich beschreibt er die Kostüme der Franzosen beim Einzug nach Mailand, auch die polnische Gesandtschaft, die nach Rom gekommen ist, erweckt sein Interesse infolge ihres Kostüms. Die Polen, erzählt Castiglione, trugen sämtlich rote Stoffe alla tedesca, Hüte nach der gleichen Mode mit Federn, Perlenagraffen und einer grossen Kokarde.

Über Musik, Jugenderziehung, Körper- und Geistesbildung spricht Castiglione ausführlich, auch der Streit um die Reinheit der Sprache,

der die Gelehrten damals leidenschaftlich gefesselt hat, interessiert ihn. Er ist, soweit die Grundsätze der Sprache in Frage kommen, Bembos Gegner, der den toskanischen Dialekt rücksichtslos und unumschränkt in die Literatur einführen möchte. Baldassare schätzt zwar die Literatur des XIII. und XIV. Jahrhunderts, streicht aber veraltete Ausdrücke und hält es für verkehrt, Worte anzuwenden, die der Gebrauch ausgeschaltet hat. Die literarische Sprache soll sich nicht zu weit von der gewöhnlichen Sprache entfernen. Toskana kann nicht das einzige sprachliche Vorbild sein; es gilt auch die Dialekte der übrigen Italiener zu berücksichtigen, besonders die der Lombardei, und klangvolle, schöne Worte zu gebrauchen, selbst wenn sie im Toskanischen unbekannt sind. Castiglione verachtet auch fremdsprachliche Worte und Wendungen, besonders lateinische, nicht, er geht darin zu weit, da er sich gelegentlich lateinischer Formen und einer latinisierten Orthographie bedient. Im allgemeinen hält er sich an gesunde sprachliche Grundsätze, sein Buch gehört bis auf den heutigen Tag zu den klassischen Beispielen italienischer Sprache und verdankt seinen Erfolg nicht zum mindesten der Schönheit des Ausdrucks.

Castigliones Buch ist für uns eins der interessantesten Dokumente, das deutlich beweist, wie tief antike Vorstellungen in Renaissance-Begriffe eingedrungen sind. Wenn man den „Cortegiano" liest, hat man das Gefühl, als wenn die Kultur des XVI. Jahrhunderts unmittelbar an die Antike anschliessen würde und dazwischen nicht eine mehr als tausendjährige Kluft läge. Der Zwischenraum ist vollständig leer, der Renaissance-Mensch braucht an keine der dazwischenliegenden Epochen anzuknüpfen, denn er findet nichts darin, aus dem er schöpfen könnte und das ihn mit der jüngsten Vergangenheit verbinden würde. Dagegen bedeutet die antike Literatur für ihn alles, aus ihr schöpft er wie aus einer unergründlichen Goldgrube. Ein italienischer Gelehrter, Vittorio Cian, hat sich der mühsamen Arbeit unterzogen, im „Cortegiano" die Abschnitte und Gedanken aufzudecken, die Castiglione der antiken Literatur entnommen hat. Es gibt in den wichtigen Gesprächen kaum eine Seite, die nicht Reminiszenzen aus griechischen oder römischen Autoren enthielte. Cicero, Horaz, Petronius, Xenophon, Aristoteles, Plato, Livius, Tacitus, Quintus Curtius, Plutarch, Plinius, Quintilian, Suetonius und viele andere haben die Anschauungen über Liebe, Sitte, Musik und Körperübungen dieses Renaissancedenkers aufs energischste beeinflusst. Aber Castiglione hat es nicht vermocht, Altes und Neues zu

einem Einheitlichen zusammenzuschmelzen, die Gedanken der Alten hat er mit seinen eigenen Vorstellungen mechanisch verknüpft, so dass man überall erkennen kann, was ein Überrest römischer Kultur und was neuzeitliche Errungenschaft ist. Nicht allein in Castigliones Buch kann man derartige Beobachtungen machen, auch die anderen Verfasser zeigen das gleiche Schauspiel. So gibt es, wie bereits erwähnt, eine Art Enzyklopädie menschlicher Beschäftigungen von Garzoni. Der Leser, der glaubt, ein Bild der Renaissance daraus gewinnen zu können, wäre sehr auf dem Holzweg: Garzoni ist in Zitaten aus antiken Schriftstellern ertrunken, sein Arzt z. B. lebt in den Vorstellungen eines Plinius und Galenus, hat aber nichts von einem Mediziner des XVI. Jahrhunderts. Die antike Literatur hat die Renaissance-Schriftsteller in einem solchem Masse beherrscht und ihre eigene Persönlichkeit so sehr erstickt, dass sie so wenig wie der Schüler angesichts des Lehrers, gewagt haben, sich zu einer eigenen Ansicht zu bekennen. Sie glaubten, der höchste erreichbare Gipfel bestehe darin, die Alten nachzuahmen, ihre Ideen, ihren Stil, selbst ihre Fehler in sich aufzunehmen. Es ist bezeichnend genug, dass für Castiglione Dante kaum existiert; er bildet darin keine Ausnahme, die ganze damalige Gesellschaft hat den grossen Florentiner Meister weder verstanden noch geschätzt. Er war für sie eine zu herbe und starke Kost, und Muzio, ein Literat des Cinquecento, erklärt gelassen, „Dante sei alles andere eher als ein Dichter".

Castiglione hat an seinem Buch, nachdem er es geschrieben, unablässig gefeilt und geändert, einige Jahre später legte er es seinen römischen Freunden Bembo und Sadoleto vor, die ihm zugeredet haben, das Manuskript so schnell als möglich zu veröffentlichen. Aber noch zögerte der Verfasser; Vittoria Colonna, die 1524 in Marino in der Nähe Roms gelebt hat, hat er das Manuskript auf ihre Bitte zur Durchsicht gegeben. Daraus erwuchs ihm sehr viel Sorge und Unruhe. Ehe er nach Spanien ging, bat er Vittoria Colonna, ihm das Manuskript zurückzugeben; aber die Markgräfin schrieb anstatt dessen einen langen Brief an den Verfasser: es wäre ihr sehr schmerzlich, sich jetzt vom Werke zu trennen, da sie zum zweitenmal studiere; sobald sie damit fertig sei, würde sie ihm das Manuskript sofort wiedergeben, jedenfalls aber ehe er seine grosse Reise antrete. In der Annahme, dass diese Antwort Castiglione unangenehm sei, suchte die Markgräfin sie durch die grössten Liebenswürdigkeiten zu versüssen. Sie behauptet, niemals ein Prosa-

werk gelesen zu haben, das sich nur im entferntesten Castigliones Buch vergleichen liesse. Ganz abgesehen von dem wichtigen und neuen Gegenstand fesselt der Künstler durch die Schönheit der Sprache; der Leser glaubt auf einem steilen Hügel mit prachtvoller Aussicht zu stehen, ohne die Ermüdung des Aufstiegs empfunden zu haben. Als höchstes Lob fügt die Colonna hinzu, sein Stil liesse sich dem der berühmtesten lateinischen Verfasser vergleichen.

Die Markgräfin hat Castiglione mit Höflichkeiten überschüttet, aber das Buch nicht zurückgegeben, sie hat, was noch schlimmer war, den grössten Teil des „Cortegiano“ abschreiben lassen und als sie nach Neapel fuhr, Original und Kopie ihren Freunden geliehen. Ihr Vorgehen war wohl durch Eitelkeit bestimmt, sie wollte sich in der Gesellschaft des neuesten literarischen Werkes rühmen können. Castiglione, der in Spanien war, hat das Schicksal seines „Cortegiano“ zur Verzweiflung gebracht, namentlich da er das Werk für unfertig hielt, für nicht genügend durchgefeilt und voll anstössiger zweideutiger Stellen. Er fürchtete, das Manuskript würde ohne sein Wissen gedruckt werden, was damals wiederholt geschah. Nach einigen Jahren erhielt er seine Arbeit endlich zurück, aber er war auf die Markgräfin so ärgerlich, dass er die Beziehungen zu ihr für längere Zeit abgebrochen hat.

Aus Valladolid schickte Castiglione sein Manuskript an Aldos Druckerei nach Venedig und bat gleichzeitig seinen dortigen Freund Cristoforo Tirabosco, sich für die Ausgabe des Buches zu interessieren, das in tausend Exemplaren erscheinen sollte, abgesehen von 30 Büchern in Carta reale und einem in Pergament.

1528 erschien endlich die erste Ausgabe des „Cortegiano“ in folio, ohne Numerierung der Seiten, in gutem Druck unter dem Titel „Il libro del Cortegiano del Conte Baldassare Castiglione“. Das Buch wurde häufig neu aufgelegt; in Italien sind über sechzig Auflagen erschienen. 1533 verbot die römische Kurie den Abdruck einiger Abschnitte, aber 1576 erwirkte Camillo, Castigliones Sohn, bei der Indexkongregation die Zurücknahme dieses Verbotes. Diese Gnade wurde ihm zur Belohnung für die Verdienste, die er sich als Soldat um die Kurie erworben hatte. 1584 beschäftigte sich Monsignor Ciccarelli im Auftrag der Kongregation mit einer Neuausgabe des „Cortegiano“, die der kirchlichen Reaktion angemessen war, auf diese Weise sind verstümmelte Ausgaben bis in die jüngste Zeit erschienen.

In alle europäischen Hauptsprachen wurde der „Cortegiano" übersetzt, selbst eine lateinische Ausgabe fehlt nicht.

Castiglione hat auch mehrere Gedichte, namentlich lateinische, geschrieben, in denen er fast ausschliesslich die Liebe und die Frauen besingt. Die Zeitgenossen haben ihn als Dichter sehr hoch geschätzt, Paolo Giovio behauptet, Baldassare gehe über Properz hinaus und vereine die Zartheit der Empfindungen des Lyrikers mit Vergils „Süsse". Marcantonio Flaminio beneidet Mantua, dass ihm der grosse Castiglione entstamme.

VI.

Nach dem missglückten Versuch, den Francesco Maria, der Herzog von Urbino, gemacht hatte, um wieder in den Besitz seines Reiches zu gelangen, lebte er in Goito im Mantuanischen gewissermassen in der Verbannung. Infolgedessen hielt sich auch Castiglione, der keine diplomatischen Pflichten hatte, auf dem Lande auf, war schriftstellerisch tätig und mit der Erziehung seiner Kinder beschäftigt, er hatte einen Sohn und drei Töchter, Francesco Gonzagas Tod entriss ihn dem häuslichen Herd. Der Markgraf starb im Februar 1519, im folgte sein Sohn Federico auf dem Thron, dem es sehr darum zu tun war, dass Leo X. ihn zum Oberbefehlshaber der päpstlichen Truppen ernenne und ihm seine Gunst erhalte. Zu diesem Zwecke schickte er Castiglione nach Rom. Die Aufgabe, die Baldassare zu erfüllen hatte, war schwierig genug, der Papst verdächtigte den jungen Gonzaga, gemeinsame Sache mit Frankreich zu machen, während er sich damals mit dem Kaiser verband.

Am 26. Mai 1519 kam Castiglione nach Rom, Leo X. befolgte seine übliche Taktik, war ausserordentlich liebenswürdig und entgegenkommend, gab aber keinerlei bindende Versprechungen. Federico wurde ungeduldig, schrieb dem Gesandten, so schnell als möglich zurückzukommen, so dass Baldassare, ohne irgend etwas erreicht zu haben, schon im November in Mantua war.

Rom hatte ihm auch diesmal einen sehr angenehmen Eindruck gemacht; er verkehrte viel mit Raffael, mit dem er sehr befreundet war, und wird ihm wohl so manchen Wink für seine Fresken und Bilder gegeben haben. Raffael hat im Jahre 1515 das berühmte Bild im Louvre nach Castiglione gemalt; Castiglione war damals 37 Jahre alt. Es ist eines der grossartigsten Porträts, die Raffael geschaffen, er ist in die Seele

seines Freundes eingedrungen, und wir vermögen uns nach dem Bild eine Vorstellung von Castigliones Charakter zu machen. Ein ruhiger, gütiger, edler Mensch steht vor uns, der sich wesentlich von den charakteristischen Typen der Renaissance, die aus so vielen Gemälden bekannt sind, unterscheidet. Die Energie, die den Zeitgenossen in so hohem Masse eignet, und jedes Hinterlistig-Verschlagene im Blick, fehlen ihm. Er wirkt wie eine nicht genial veranlagte, aber geschlossene Persönlichkeit von hoher Kultur. Castiglione hat das Porträt so gut gefallen, dass er es von Rom aus seiner Frau geschickt hat, damit sie, auf diese Weise getröstet, sich weniger nach ihm sehne. Ein gefühlvolles lateinisches Gedicht hat das Bild begleitet: Ippolita klagt über die Abwesenheit des Gatten und findet Trost beim Anblick des Porträts. Es bildet ihre Freude; sie kann zu ihm sprechen und hat das Empfinden, dass Baldassare ihr eine herzliche Antwort gibt. Selbst das Kind wird den Vater im Bilde erkennen und seine ersten Worte davor lallen.

Das Porträt hat ein seltsames Schicksal gehabt. Castiglione nahm es nach Spanien mit, nach seinem Tode wurde es nach Italien zurückgebracht und kam in die Sammlung des Markgrafen von Mantua. Im beginnenden 17. Jahrhundert wurde es das Eigentum Karls I. von England, nach dem Tode des Königs gelangte es in den Besitz eines gewissen van Ussulen, der es nach Holland mitnahm. Die grossen Niederländer haben den Reiz dieses Werkes empfunden: Rubens hat es kopiert, doch ist diese Kopie nicht auf uns gekommen, und Rembrandt hat eine flüchtige Zeichnung nach dem Original gemacht. Diese Zeichnung befindet sich in der Albertina zu Wien. Die Erben jenes Ussulen haben das Original auf einer Auktion am 9. April 1639 versteigert. Ein vermögender Holländer, Sandrart, hat 3400 Gulden dafür geboten, aber Alfonso de Lopez, der Vertrauensmann des Königs von Frankreich, hat dies Gebot um 100 Gulden gesteigert, und das Bild wurde sein Eigentum. Aus der Galerie Lopez' gelangte das Porträt in Mazarins Besitz und von da aus war der Weg bis in die königlichen Sammlungen und in den Louvre nicht weit.

Wir besitzen noch ein Porträt Castigliones in ganzer Figur. Im Konstantinssaal der vatikanischen Stanzen auf dem Fresko der Kaisertaufe sehen wir einen schwarzgekleideten, bärtigen Mann, neben ihm hinter dem Pfeiler steht Giulio Romano. Der schwarzgekleidete Hofmann, der auf das bedeutsame Ereignis hinweist, ist Castiglione; ernst, in Gedanken steht er da, sein ganzes Aussere wirkt wie das eines Menschen, dem in gesellschaft-

licher Beziehung nichts vorzuwerfen ist. Dem Betrachter fallen Castigliones Worte ein, ein Hofmann müsse gut gewachsen und mittlerer Grösse sein, da die zu grossen Menschen „selten in körperlicher Übung und in geistiger Arbeit glänzen". Auch die Bemerkung über den Zusammenhang von körperlicher Grösse und Fähigkeiten muss Castiglione von irgendeinem alten Schriftsteller übernommen haben.

Federico Gonzaga liess Castiglione nicht lange in Mantua ruhen; 1520 schickte er ihn aufs neue nach Rom, um seine Bestätigung als General der päpstlichen Armee zu erhalten. Baldassare kam am 17. Juli an, der Papst war besser auf den Markgrafen zu sprechen, so dass Castiglione hoffte, sein Ziel zu erreichen. Ihm persönlich erschien Rom verändert, leer, da Raffael am 7. April 1520 gestorben war. Er berichtet seiner Mutter, er sei trotz der Hitze gesund, Rom mache ihm aber ohne Raffael einen ganz veränderten Eindruck. „Gott sei seiner Seele gnädig", schliesst Castiglione. Seine Trauer über den Tod des Freundes hat er in einem allzu glatten, akademischen Gedicht: „De morte Raphaelis pictoris" zum Ausdruck gebracht.

Ihn traf bald ein noch härterer Schlag. Ippolita starb plötzlich nach kurzer Krankheit, sie hinterliess vier kleine Kinder, einen Sohn und drei Töchter: Anna, Camilla und Ippolita. Die Freunde fürchteten, er würde den Tod der geliebten Gattin kaum überleben, aber der ruhige Castiglione, der sich selbst im grössten Schmerz zu beherrschen wusste, ertrug diesen schweren Schicksalsschlag leichter, als man erwarten durfte. Der vernünftige, beherrschte Hofmann in ihm hatte gesiegt. Unter dem Eindruck des grossen Verlustes schrieb er Gedichte, zwei Epitaphe widmete er der Toten, in einem dritten Gedicht berichtete er dem mantuanischen Arzt und Dichter Battista Fiera von seinem Unglück. Castiglione erhielt von allen Seiten viel Beweise der Teilnahme, selbst Leo X. wollte auf Renaissance-Art die Wunde heilen — und bewilligte ihm eine jährliche Pension von 200 Skudi. Mit dem Auszahlen der ersten Rate hatte es wohl sein Bewenden, da der Papst bald darauf starb. Die Markgräfin Isabella hat sich weniger bankiermässig benommen, sie schrieb Castiglione einen sehr herzlichen Brief, den sie mit eigenem Boten nach Rom schickte, der Markgraf bat Bibbiena, den Freund im Unglück zu trösten. Bibbiena selbst war krank und starb einige Monate darauf am 9. November 1520.

Das folgende Jahr schien besser zu werden. Castigliones Bemühungen in Rom hatten den gewünschten Erfolg; der Papst übertrug dem Mark-

grafen das Generalat della Chiesa, ganz Mantua hat diese Ernennung freudig gefeiert, und Federico Gonzaga war mit den Leistungen seines Gesandten sehr zufrieden.

Als General der päpstlichen Armee musste der Markgraf ins Lager gehen, und da er seine Interessen in der römischen Kurie nicht persönlich wahren konnte, ernannte er Castiglione zu seinem ständigen Gesandten beim Apostolischen Stuhl. Nominell stand jedoch Baldassare immer noch im Dienst von Francesco Maria della Rovere; er glaubte daher, ohne ausdrückliche Erlaubnis seines früheren Herrn nicht am Hofe eines Papstes tätig sein zu dürfen, der ihm sein Land genommen hatte. Er bat die Herzogin Elisabetta, seine Entlassung aus dem Dienst in einer für den Herzog nicht kränkenden Form zu erwirken. Er versicherte Rovere seiner unwandelbaren Treue, jenen, die er in seiner Jugend lieben gelernt habe, würde er sein Gefühl unveränderlich bewahren. Rovere gestattete ihm die Übernahme des Gesandtenpostens am Hofe des Papstes ohne jegliche Schwierigkeit.

Während jener wichtigen Augenblicke, wo der Krieg in der Lombardei zwischen dem Kaiser und den Spaniern einerseits und den Franzosen anderseits begann, war Baldassare in Rom. Leo X. stand auf der Seite der Kaiserlichen, die nach einigen glücklichen Gefechten im November nach Mailand einzogen. Diese Nachricht kam am 24. November nach Rom, der Papst war über den Erfolg seiner Bundesgenossen so beglückt, dass er jenen Augenblick mit dem Tage verglich, an dem er zum Statthalter Christi erwählt worden war. Die Nachricht traf ihn in Magliana, er ging sofort nach Rom, wo ihm Erwachsene und Kinder mit Ölzweigen in den Händen entgegenzogen. Einige Tage darauf starb Leo X. Castiglione war überzeugt, der Papst sei vergiftet worden, und berichtete in diesem Sinne an den Markgrafen.

Hadrian VI. folgte ihm auf dem päpstlichen Thron; es vergingen einige Monate, bis er nach Rom kam. Rovere war unterdessen mit Hilfe des Herzogs von Ferrara in Urbino eingefallen, er hatte seinen früheren Besitz an sich gerissen und unterhandelte jetzt mit dem heiligen Kollegium, um wieder in sein ihm von Leo X. zu Unrecht entrissenes Eigentum rechtlich eingesetzt zu werden. Urbino gehörte damals zur Kirche. Lorenzo de' Medici war im Mai 1519 gestorben und der Papst hatte nach seinem Tode das Herzogtum dem Kirchenstaat einverleibt.

Rovere betraute Castiglione damit, sein Recht in Rom zu vertreten; Baldassare tat sein möglichstes, um die Sache zu einem guten Ende zu

führen. Er gewann einige Kardinäle, darunter Giulio de' Medici, und versuchte namentlich Don Emanuele, Karls V. Gesandten in Rom, für Rovere einzunehmen. Am 18. Februar 1522 kam es zu einem Vertrag zwischen dem heiligen Kollegium und Francesco Maria della Rovere, die Kardinäle verpflichteten sich, seine Sache beim Papst zu führen und Hadrian zu bewegen, Urbino herauszugeben unter der Bedingung, dass Rovere der Kirche gehorsam bleiben und sich niemals weder offen noch insgeheim mit ihren Feinden verbinden würde. Zur grösseren Sicherheit sollte der Herzog seinen Sohn Guidobaldo quasi als Geisel nach Mantua zum Markgrafen Gonzaga, dem Capitano della Chiesa, schicken. Hadrian VI. hat diesen Vertrag in Rom bestätigt.

Castiglione blieb bis zum November 1522 in Rom, um Gonzaga über den neuen Papst zu berichten. Im Sommer brach eine pestartige Seuche in Rom aus, doch verliess er seinen Posten nicht und übersiedelte nur ins Belvedere, einen gesünderen Stadtteil, um sich besser vor der Krankheit zu schützen.

Für einen Augenblick herrschte in der Politik der Halbinsel ein gewisser Stillstand, da Hadrian sich mit kirchlichen Fragen beschäftigte und politische Händel vermied. Castiglione ging im November nach Mantua zurück, um die unruhige Isabella nach Padua und Venedig zu begleiten. Der Markgräfin war es darum zu tun, den Dogen für sich zu gewinnen, und da ihr Intrigen- und Vertragssystem heiterer Natur war, nahm sie ihre schönsten Donzellen und frische männliche Jugend mit. Auf diese Weise gewann sie die Sympathien des alten Dogen; die Geschäfte nahmen den gewünschten Verlauf, und Baldassare konnte dem Markgrafen nach einiger Zeit melden, Andrea Gritti erweise den Gonzaga viel Freundschaft.

Castiglione verlebte den Sommer und den Herbst des Jahres 1523 in Mantua, im September erreichte ihn die Nachricht vom Tode des verhassten Papstes Hadrian VI. Das Konklave dauerte volle vierzehn Tage, am 19. November 1523 war Giulio de' Medici als Klemens VII. gewählt worden. Castiglione musste nach Rom gehen, um dem neuen Papst in Gonzagas Namen zu huldigen. Er war eines guten Empfanges nicht gerade sicher, da er nach Hadrians Tod dafür gewirkt hatte, dass Sigismondo Gonzaga Papst wurde. Sein Kandidat führte ein ausschweifendes Leben, und Aretino hatte ihn Kardinal Gomorra genannt, er nahm aber eine einflussreiche Stellung im heiligen Kollegium ein und zählte zu jenen, die „i piu papabili" waren. Castigliones Sorgen waren

diesmal grundlos, Klemens VII. empfing ihn sehr gnädig, wollte aber fürs erste nichts von Geschäften hören und erteilte Federico Gonzaga erst später die gewünschte Bestätigung als Anführer der päpstlichen Armee.

Castiglione blieb in Rom; als die Seuche im Sommer wieder ausbrach, bat er den Markgrafen, ihn nach Hause zurückkehren zu lassen. Unterdessen geschah etwas Unvorhergesehenes. Der Papst, der Castigliones Begabung schätzte, beschloss, ihn als seinen Gesandten zu Karl V. zu schicken, und bat Gonzaga, ihn der römischen Kurie abzutreten. Castiglione musste in der Hauptstadt bleiben, um die Antwort des Markgrafen abzuwarten und Informationen, seine künftige Stellung betreffend, einzuholen. Er wünschte sehnlichst, die heisse, von Malarialuft erfüllte Stadt zu verlassen. Sehnsucht nach frischer Luft spricht aus seinem Brief an die Markgräfin Isabella, in dem er sie beneidet, in der Loggia ihres „Paradiso“ zu sitzen und auf den See hinauszusehen. Trotz aller Sehnsucht konnte Baldassare erst im November 1524 nach Mantua zurückgehen, auch Isabella erwartete ihn schon ungeduldig. Sie hatte stets noch mehr Anliegen an ihn als der Markgraf, einmal handelte es sich um den Ankauf eines Kunstwerks, ein andermal darum, einen Künstler aus Rom zu beziehen, um ihren Palast auszuschmücken. Diesmal brachte Castiglione Giulio Romano mit, der damals schon ein berühmter Maler war und ungefähr ganz Mantua auszumalen versprach. Auch einen Entwurf für einen Palast mit Garten brachte Baldassare mit, der von keinem Geringeren als von Michelangelo herrührte. Felice da Sora, ein bekannter Kunstkenner, hat die Pläne gesehen und dem Herzog von Urbino enthusiastisch darüber geschrieben. Die Markgräfin wollte diesen Palast in Marmirolo aufführen und dort Theatervorstellungen geben lassen. Die Kosten wurden auf etwa 20000 Dukaten veranschlagt. Es war das einzige Werk, das die Markgräfin trotz jahrelanger Bemühungen von Michelangelo erhalten hatte, sie hatte es nur Castiglione zu danken; als sie sich 1527 durch Giovanni Borromeo an den Meister wegen eines seiner Werke wandte, holte sie sich eine Absage. Isabella hat nur den berühmten Cupido von Michelangelo besessen, ihn jedoch nicht vom Künstler direkt, sondern über Urbino bezogen.

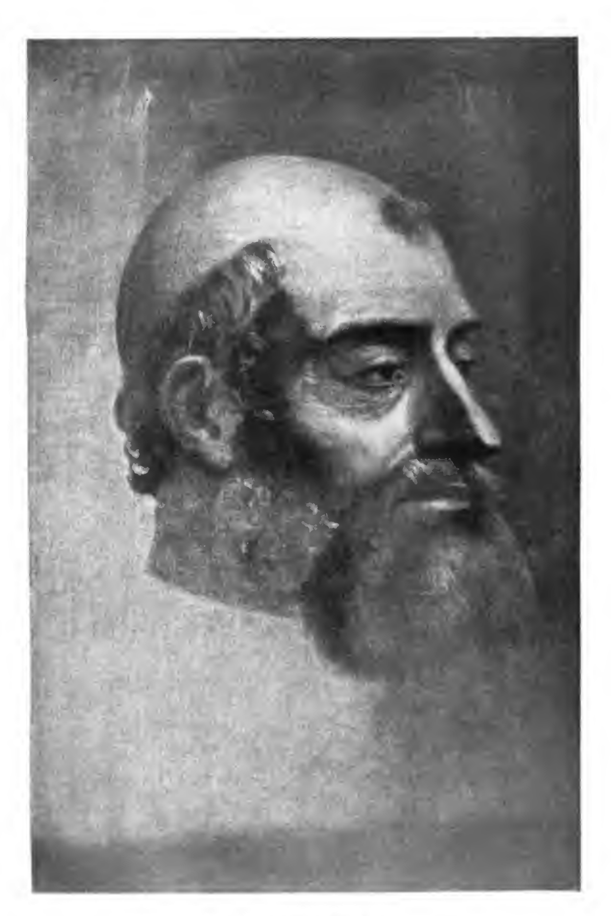
VII.

Castiglione hat seine Mission in einem sehr wichtigen Augenblick erhalten; es war der Zeitpunkt der Entscheidung: wer würde aus dieser furchtbaren Gegnerschaft, die die Halbinsel bedrohte, als Sieger

hervorgehen? Karl V. oder Franz I. Der König wurde bei Pavia geschlagen, jetzt begann jenes politische Spiel zwischen Karl V. und Klemens VII., das mit der Demütigung des Papstes schloss.

Klemens war ein ruhiger, überlegender Mensch, dem das Wohl der Kirche am Herzen lag, aber ein schwacher, haltloser Charakter. Er stand viel höher als Leo X. und glich ihm nur darin, dass er sich niemals zu einem festen Entschluss durchringen konnte. Zu diesem Schwanken des Papstes trug die Umgebung bei, namentlich zwei bekannte Prälaten, die ganz entgegengesetzte Absichten verfolgten. Der eine, Matteo Giberti, ein sehr begabter, aber allzu geschmeidiger Mensch, von dessen Verhältnis zu Aretino bereits die Rede war, war Präsident der päpstlichen Kanzlei und gehörte zu Klemens' intimsten Ratgebern. Er war ein eifriger Anhänger Frankreichs und hatte grossen Einfluss auf den Papst, namentlich in allen Punkten, die die Administration der Kirche betrafen, vertraute ihm Klemens absolut. In politischen Dingen fragte der Papst ihn zwar um Rat, beriet sich aber auch mit Fra Niccolo Schomberg, dem Bischof von Capua, der als Deutscher ein heisser Anhänger des Kaisers war. Schomberg, ein Mönch strenger Observanz, kühn, leidenschaftlich bereit, sein Leben für Karl V. zu opfern, mischte sich in kirchlichen Fragen nicht ein, strebte aber nach überwiegendem Einfluss in der Politik. Zwischen diesen beiden Kirchenfürsten schwankte der Papst, und es liess sich nie voraussehen, ob er mehr zu Frankreich oder zum Kaiser neigen würde. Zu dieser Unsicherheit in den päpstlichen Beschlüssen trug auch Castiglione, sein dritter Ratgeber, bei, der seinem Temperament nach Klemens VII. am nächsten stand. Er, der so energielos wie der Papst war, nahm stets die Ansicht der Menschen an, mit denen er gerade zu tun hatte. Nach seiner Abreise aus Rom konnte er natürlich nicht mehr mittelbaren Einfluss auf den Papst ausüben, aber seine Briefe und Berichte haben in der päpstlichen Politik eine grosse Rolle gespielt, kamen sie doch von einem Gesandten, der sich am Hof des mächtigsten damaligen Monarchen befand.

Als Castiglione in den Dienst des Papstes trat, hatte Klemens VII. ein geheimes Bündnis mit Franz I. im November 1524 geschlossen. Giberti hatte es vermittelt. Im Dezember ging Baldassare von Mantua aus nach Spanien und hatte trotz des französischen Bündnisses den Auftrag, möglichst gute Beziehungen zwischen Karl V. und dem Papst anzubahnen. Klemens VII. hatte seinen Gesandten mit einem glänzenden Hofstaat umgeben und ihm empfohlen, in Mailand den spanischen Vize-



SEBASTIANO DEL PIOMBO
Klemens VII.
Neapel, Museum

könig Lannoy aufzusuchen, ihm das Breve, das seine Gesandtschaft bestätigte, vorzulegen und ihn der besten Absichten des Papstes dem Kaiser gegenüber zu versichern. Dann sollte er Franz I. aufsuchen. Unterderhand sollte sich Castiglione über die Stärke der Spanier und Franzosen erkundigen, damit der Papst sich rechtzeitig dem stärksten der Monarchen anschliessen könne.

Als Castiglione nach Mailand kam, war die ganze Stadt in den Händen der Franzosen, die Spanier hielten sich nur noch im Kastell. Der Vizekönig hatte Mailand verlassen, den Po mit seinem Heer überschritten und in Monticelli haltgemacht. Der päpstliche Gesandte folgte ihm, stellte sich ihm in Monticelli vor und hörte aus seinem Mund die Versicherung, der Kaiser sei überzeugt, dass der Papst sich ihm gegenüber „wie ein guter Vater" verhalten würde. Ob der Vizekönig an seine eignen Worte geglaubt hat, ist sehr zweifelhaft, er musste damals schon wissen, dass der Papst ein geheimes Bündnis mit Franz I., dem Feind des Kaisers, geschlossen habe. Castiglione ging, nachdem er sich über die Stärke der Spanier orientiert hatte, seiner Doppelrolle gemäss, nach Mailand zurück, um den Anführer der französischen Truppen de la Tremouille zu sehen, den Franz I. dort gelassen hatte, damit er sich des Kastells bemächtige. Mit grossen Ehren empfing Tremouille den päpstlichen Gesandten als seinen Bundesgenossen, riet ihm aber, den König selbst aufzusuchen, da Castiglione sich von Mailand aus ins Lager nach Pavia begab, wo er Franz I. fand. Der Gesandte versuchte es, dem König plausibel zu machen, dass seine Mission an den Kaiser keinen Zweck verfolge, der dem zwischen dem Papst und dem König geschlossenen Bündnis widerspräche; alle Schritte, die Klemens VII. unternehme oder zu unternehmen beabsichtige, zielen nur darauf hin, Frieden in der gesamten Christenheit zu erhalten. Er versicherte Franz I. ausserdem, der Papst glaube an seine Grossmut und an seine materielle Stärke. Auf diese Höflichkeit gab der König zur Antwort, auch er sei der Überzeugung, dass der Papst alles in bester Absicht täte, er beauftragte seinen Gesandten, in Rom zu erklären, dass Klemens keinen bessern Sohn als den König von Frankreich habe. Er hoffe allerdings, dass Se. Heiligkeit ihm ein gleich guter Vater sein und ihm beistehen würde, das zurückzunehmen, was ihm von Rechts wegen gebühre: Mailand. Dann versuchte der König, Castiglione die Gründe klarzulegen, die ihn veranlasst hatten, Krieg mit dem Kaiser zu führen, und versicherte ihm, die Ansicht, er habe den Frieden in der Christenheit ge-

trübt, entbehre jeder Begründung. Er sei überzeugt, seine gute Sache würde siegen; nur fehle es ihm augenblicklich an Mitteln und in dieser Beziehung könnte der Papst ihm sehr behilflich sein.

Über diese Unterredung berichtete Castiglione dem Papst in einem an Giberti adressierten Brief; er fügte hinzu, die Franzosen befänden sich in einer weniger glänzenden Lage, als der König glaube, sie fürchten die Kaiserlichen mehr, als sie zugeben wollen, und der Geldmangel zwinge sie, das mailändische Volk bis zum Äussersten auszusaugen.

Castiglione machte sich über Frankreich nach Spanien auf, nachdem er Franz I. die Gründe auseinandergesetzt hatte, um derentwillen der Papst ihn an den kaiserlichen Hof schickte. In Lyon fand er alles in freudiger Bewegung, da sich die Nachricht verbreitet hatte, der Papst sei der Liga zwischen Frankreich und Venedig beigetreten. Die Einzelheiten dieses Bündnisses waren zwar noch unbekannt, aber trotzdem fanden bereits Dankgottesdienste statt und Musik zog durch die Strassen. Vielleicht war sich nur Castiglione darüber klar, wie viel Klemens VII. Verträge wert wären, da er doch zu Karl V. ging, um ihn für den Papst zu gewinnen. Es gab damals noch keine geraden Landstrassen wie heute, Baldassare musste über Barcelona und Saragossa nach Madrid reisen, wo ihn der Kaiser, von seinem Hofstaat umgeben, feierlich empfing. Castiglione begleitete nunmehr Karl V. auf all seinen Zügen. So ging er mit dem Monarchen im Frühling 1525 nach Toledo, 1526 nach Granada und Sevilla; in seiner freien Zeit schrieb er an seine Freunde nach Italien, besonders an die Markgräfin von Mantua. In Toledo war er, trotz der Hitze am 20. Juli, besonders guter Laune und scherzte über Isabellens Wunsch, zu reisen, über diese allen Este eignende Leidenschaft, die wohl auf die „maledicione della vagabondaria“, mit der einer der Vorfahren sie bedacht hat, zurückgeht. Er erinnerte sie an ihre Absicht, zum hl. Jakobus von Compostela zu wallfahren, und bat sie, diese Reise jetzt zu unternehmen, da er in Spanien sei. Spaniens Zauber empfindet er stark, trotzdem er in Gedanken in Mantua ist und an Brogna denkt, an die Damigella der Markgräfin, die die alten und jungen Diplomaten und Kardinäle betört. Da Isabella mit ihren Damen aus Rom und Florenz zurückkehrte, während Castiglione diesen Brief schrieb, fügte er hinzu, Brogna müsse der Überzeugung sein, es sei wirksamer, in Santa Croce zu Florenz zu beten als zu irgendeinem hl. Jakobus in Mantua.

In Granada erhielt Karl V. die Nachricht vom Siege bei Pavia, und

zog sich, wie Castiglione beobachtete, sofort in sein Zimmer zurück, um Gott für den Sieg zu danken und zu geloben, dass er jetzt seine ganze Macht ausschliesslich gegen die Ungläubigen benützen würde. Dieser Herr der Welt hat mehr Bescheidenheit bekundet als der ihn umgebende Hofstaat.

In Rom herrschte grosse Unruhe wegen der Niederlage, die der französische Bundesgenosse erlitten hatte. Klemens VII. fürchtete den Zorn des Siegers, er schloss einen neuen Vertrag mit dem spanischen Vizekönig Lannoy und schickte den Kardinal Salviati nach Spanien, damit er im Verein mit Castiglione den Kaiser zur Bestätigung dieses Bündnisses bewege. Ausserdem empfahl er Castiglione, dem Kaiser ein Memorial mit den Glückwünschen des Papstes vorzulegen, gleichzeitig entschuldigte er sich, dass er Franz I. in letzter Zeit soviel Beweise seiner Sympathie gegeben habe und forderte den Kaiser zu einem Kriege gegen die Ungläubigen auf, „da die armen, von Unglücksfällen heimgesuchten Italiener beim Gedanken zittern, Beute der Türken werden zu können".

Die Briefe beantwortete der Kaiser mit einigen Höflichkeitsphrasen und äusserte den Wunsch, Gott möge ihm gestatten, zusammen mit dem Papst die Macht der Türken zu brechen.

Castiglione stand ganz unter dem Einfluss des Kaisers, fast aus jedem seiner aus Spanien geschriebenen Briefe spricht jene Ehrfurcht, die in Bewunderung übergeht. Er glaubte, in Karl V. sei der von ihm geliebte Guidobaldo wiedererstanden, zu ausserordentlicher Macht gesteigert. Dem Papst berichtet er, da er dem Kaiser jetzt nahestehe und sein Vorgehen beobachte, sei er zur Überzeugung gekommen, dass er volles Vertrauen verdiene, nur ein Bündnis mit ihm vermöge der Kirche absoluten Schutz zu gewährleisten. Mit Karls V. Macht wachse auch seine Milde, seine Güte und Menschlichkeit, je grösser seine Macht sei, desto grössere Vorteile habe die Christenheit zu erwarten. Als der Papst trotz Franz I. Gefangennahme bereit war, einen Vertrag mit Frankreich und den italienischen Fürsten zu schliessen, warnte Castiglione, man müsse offen vorgehen und mit Karl V. gemeinsame Sache machen. Er glaubte nicht, dass der Kaiser die Lombardei erobern wolle, da er diese Versicherung wiederholt von ihm erhalten hatte. Der Gesandte wies den Papst auf die Gefahr hin, die sich aus anderen politischen Bündnissen ergeben könne: falls der Kaiser seinen Glauben an ein Einvernehmen mit dem Papst verlieren würde, so könne er zum Unglück Ita-

liens gemeinsame Sache mit den Franzosen machen. Am 28. Dezember 1525 schloss Castiglione seinen Brief an den Papst mit der Warnung, „ohne Bündnis mit dem Kaiser weder Friede innerhalb der Christenheit noch die Möglichkeit eines Feldzuges gegen die Ungläubigen".

Als sich Klemens VII. nach Franz I. Befreiung endgültig mit ihm und den Venezianern gegen Spanien vereinigte, klagt der erschrokkene Castiglione vor dem kaiserlich gesinnten Erzbischof von Capua darüber. In seinem Brief vom 13. Mai 1526 aus Sevilla prophezeit er, dass aus dem Bündnis des Papstes mit Frankreich ein Krieg entstehen müsse, da Franz auf Rache sinnen würde. Unabhängig vom Verlauf dieses Krieges käme das Papsttum zu Schaden, da man auf Franz I., selbst wenn er der Herr der Welt und Klemens' Bundesgenosse wäre, nicht zählen könne. Franz würde dem Papst sein Bündnis mit Karl V. nicht verzeihen. „S'io non sono il più ignorante uomo del mondo," schliesst Castiglione, „so muss ich glauben, dass der Kaiser die besten Absichten dem Papst gegenüber habe." Der Optimismus des Gesandten ging zu weit.

Der Papst ging andere Wege, er schloss die Liga in Cognac; die Bundesgenossen forderten den Kaiser zwar auf, sich ihnen anzuschliessen, aber Karl V. liess sich nicht darauf ein, da er wusste, dass die Liga gegen ihn geschlossen sei und die Einladung nichts als eine Formalität, um ihn zu beruhigen. Der Papst wollte den Schein der Ehrlichkeit wahren und empfahl Castiglione, diesen Wunsch dem Kaiser noch einmal persönlich vorzutragen. Im September des Jahres 1526 forderte Baldassare den Kaiser noch einmal auf, der Liga beizutreten, deren Haupt und wesentlichster Faktor er sein sollte. Der Kaiser hat sich entschieden geweigert, an einer Sache teilzunehmen, die ihm gegen ihn gerichtet schien, und dem Gesandten seine Empörung über das Breve des Papstes, das er soeben erhalten hatte, ausgedrückt. Klemens VII. macht in dieser Schrift dem Kaiser Vorwürfe, durch seine Kriege den Frieden in der Christenheit zu stören. Das Breve war am 23. Juni 1526 erlassen, unterdessen verfasste der Papst ein zweites, gemässigteres und schickte es Castiglione mit der Bitte, das erste dem Kaiser nicht auszuhändigen. Das zweite Breve kam zu spät, Castiglione hatte dem Kaiser den ersten Brief bereits übergeben; die Folgen dieser Eile waren höchst unglücklich.

Am 17. September folgt Karls V. Antwort auf den Brief des Papstes, der Kaiser weist die gegen ihn aus Rom erhobenen Vorwürfe zurück

und beweist, dass nicht er, sondern Klemens VII. den Krieg verschuldet habe, da er die Verträge nicht einhalte. Karl wünscht die Einberufung eines Generalkonzils, um entscheiden zu lassen, wer im Rechte sei.

Die Forderung, ein Konzil einzuberufen, war gewissermassen eine Drohung gegen den Papst. Der Kaiser wusste, dass Klemens eine solche Versammlung fürchtete und seine Einwilligung dazu nur gezwungen geben würde. Um der Drohung ihre Spitze zu nehmen, erklärte Karl V. Castiglione, dass er nur dann auf seinem Wunsch, ein Konzil zusammenzuberufen, bestehen würde, wenn der Papst nicht offen zugeben würde, dass der Kaiser an den Kriegen, die die christlichen Länder verwüsten, unschuldig sei. Er fügte hinzu, als christlicher Monarch könne er den gegen ihn vom Papst erhobenen Vorwurf nicht auf sich sitzen lassen, auch seine Minister hielten es für notwendig, auf die päpstliche Bulle eine entscheidende Antwort zu geben. Übrigens versicherte Karl V., er wünsche sehnlichst, sich mit dem Papst auszusöhnen und Frieden zu schliessen. Castiglione war zu ehrlich, um ein guter Diplomat zu sein, er glaubte an Karls V. Wahrhaftigkeit und berichtete nach Rom, der Kaiser zeige sich stets aufrichtig und als guter Christ, „wenn, was der Himmel verhüten möge, dies nur Schein ist, so würde Gott einen solchen Menschen nicht auf Erden dulden."

Da Castiglione die Antwort des Kaisers als zu scharf empfand, bat er Karl V. durch einen zweiten Brief, den fatalen Eindruck zu mildern, den seine Worte in der römischen Kurie hervorrufen würden. Da der Kaiser nicht den Verdacht erwecken wollte, dass er den Krieg wünsche, schrieb er einen versöhnlichen Brief an den Papst, versicherte ihn, dass ihm die Absicht ferngelegen habe, ihn zu beleidigen, und er den ehrlichen Wunsch habe, stets der gefügige Sohn der Kirche zu bleiben.

Die Vertreter und Generäle des Kaisers führten jedoch eine andere Sprache in Rom. Kardinal Pompeo Colonna, der treue Anhänger des Kaisers, überfiel Rom im Einverständnis mit dem spanischen Gesandten Don Ugo di Moncada und zwang den Papst, der sich im Kastell Sant' Angelo eingeschlossen hatte, die von den Spaniern diktierten Bedingungen anzunehmen.

Als diese Nachricht nach Madrid kam, wollte sie Castiglione erst nicht glauben; er begab sich zum Kaiser, der behauptete, dass alles gegen seinen Willen und zu seinem grössten Kummer geschehen sei. Castiglione glaubte dem Kaiser auch diesmal, obgleich Colonnas Überfall auf Rom eine abgekartete Sache zwischen der spanischen Regierung und Moncada war.

Der von den Spaniern inszenierte Überfall sollte dem Papst nur eine Mahnung sein, sich dem Kaiser anzuvertrauen. Karl V. wollte die Dinge diesmal noch nicht bis zum Äussersten treiben. Er schickte seinen Orator Cesare Feramosca nach Rom mit der Weisung, Don Ugos Vorgehen vor dem Papst zu rechtfertigen, bestätigte den mit Klemens geschlossenen Vertrag und bat ihn, seinen Plan, nach Spanien zu kommen, auszuführen, um den sehnlichst gewünschten allgemeinen Frieden herbeizuführen. Gleichzeitig schrieb auch Castiglione nach Rom und bemühte sich, die Bedenken des Papstes vor der Reise nach Spanien zu zerstreuen. Aus diesem Briefe geht hervor, dass der Diplomat nicht mehr so unbedingt an Karls V. gute Absichten geglaubt hat, er fügt hinzu, „es sei zwar sehr schwer, die menschlichen Seelen und Herzen zu durchschauen, diesmal jedoch könne er den Papst versichern, dass der Kaiser nichts sehnlicher wünsche, als im Einverständnis mit dem Apostolischen Stuhl zu handeln, mit Rücksicht auf das Wohl der Religion, das ihm stets am Herzen liege".

Auch diesmal, in einem so entscheidenden Augenblick, hatte Castiglione Karls V. „Herzensgeheimnisse" nicht durchschaut, denn er wusste nichts von den Vorbereitungen der spanisch-deutschen Expedition gegen Rom unter Bourbons Führung. Erst als die Nachricht von der Gefangennahme des Papstes und der furchtbaren Zerstörung der ewigen Stadt nach Madrid kam, begriff der Diplomat, dass er durch zu grosses Vertrauen gesündigt hatte, damit hatte er den grössten Fehler begangen, den ein Mann in seiner Stellung begehen konnte. Klemens VII. hat es Castiglione sehr nachgetragen, dass er ihn nicht über die Absichten des Kaisers orientiert hatte, und die gesamte Umgebung des Papstes legte dem Gesandten die Schuld an der römischen Katastrophe zur Last. Baldassare entschuldigt sich am 10. Dezember 1527 demütig vor dem Papst. Vor seiner Abreise nach Spanien habe er ihn darauf aufmerksam gemacht, dass er sich nicht für erfahren und begabt genug halte, um den Anforderungen dieser Stellung am kaiserlichen Hof zu entsprechen. Habe er gesündigt, so läge es nur an einem Mangel an Begabung und er bäte den Papst um Verzeihung.

Der gefangene Papst, der Castiglione nicht mehr traute, wollte einen Legaten nach Madrid schicken, um irgendeinen Vertrag mit dem Kaiser zu schliessen. Er bestimmte erst Alessandro Farnese, dann Salviati für diese Mission, aber weder der eine noch der andere wollte die Pflicht übernehmen, sich unter so schwierigen Umständen an den kaiserlichen

Hof zu begeben. Es blieb nichts anderes übrig, als Castiglione mit einer Vollmacht zu versehen. Die Aufgabe war sehr schwer, obgleich auch der Kaiser eine Verständigung wünschte. Karl V. wollte den Papst zwar demütigen und ihn für seine Doppelzüngigkeit in diplomatischen Dingen bestrafen, aber trotzdem wollte er nicht vollständig mit ihm brechen, besonders da es ihm darum zu tun war, die Verantwortung für die furchtbare Zerstörung Roms durch seine Soldaten abzuwälzen. Castiglione brachte es zu einem Abschluss, den Karl V. vorgeschrieben hatte, der Papst wurde aus der Engelsburg befreit und die Beziehungen zwischen dem Kaiser und der Kurie wieder eingerenkt. Castiglione erhielt als Anerkennung für seine Bemühungen vom Kaiser die Einkünfte des Bistums von Avila, die er annahm.

Aber das Sacco di Roma lastete auf Karl V., ihn verlangte danach, sich vor ganz Europa zu rechtfertigen. Diese Verteidigung übernahm der Sekretär der päpstlichen Kanzlei, Alfonso di Valdes, ein sehr begabter Mensch, der damals schon ein geheimer Parteigänger der Reformation war. Wie viele andere betrachtete Valdes das Unglück, das Rom betroffen hatte, als gerechte Strafe Gottes, er trat gegen die Verderbnis des päpstlichen Hofes auf und fasste all seine Vorwürfe geschickt in einen Dialog folgenden Inhalts zusammen: Lattanzio, ein junger Ritter des kaiserlichen Hofes, begegnet auf der Piazza di Valladolid einem Archidiakon, der im Soldatenrock nach dem Sacco di Roma heimkehrt. Beide unterhalten sich in der Kirche zu San Francesco über die neuesten Vorkommnisse in Rom. Lattanzio beweist dem Archidiakon, dass den Kaiser bei all dem keine Schuld träfe, und strebt danach, ihn zu überzeugen, dass Gott das Unglück zum allgemeinen Besten der Christenheit gewollt, das Sacco sei eine gerechte Strafe für die Verderbnis und den Geiz des Papstes, der Kardinäle und des gesamten römischen Klerus.

Als Castiglione erfuhr, dass Valdes diese Broschüre geschrieben habe und sie zu drucken beabsichtige, liess er ihn durch seinen Sekretär M. Gabriele warnen, er würde nicht zugeben, dass eine von Beleidigungen gegen den Papst strotzende Schrift straflos veröffentlicht werde, und Klage beim Kaiser erheben. Valdes achtete der Drohung erst wenig, als er sich jedoch überzeugte, dass Castiglione sich tatsächlich an den Kaiser wenden wolle, schrieb er dem Gesandten, er würde für seine Überzeugung eintreten, dass der Kaiser am Sacco di Roma unschuldig und der Papst dafür verantwortlich zu machen sei. Sollte Castiglione

jedoch behaupten wollen, dass einzelnes in diesem Dialog gegen die christliche Religion gerichtet sei, so sei er jeden Augenblick bereit, seine Schrift zu verteidigen. Ausserdem habe er seine Schrift dem Kanzler Don Emanuel und vielen Theologen der Universität Alcala vorgelesen und alle hätten ihm geraten, sie drucken zu lassen. Castiglione beantwortete diesen Brief in einer heftigen, durchaus undiplomatischen Art: Valdes Entschuldigungen genügten ihm nicht, er sei überzeugt, dass der Verfasser nicht wagen würde, dem Kaiser den Inhalt der Broschüre zu wiederholen. „Wundert Euch nicht," fügt er hinzu, „dass ich bitter und heftig geschrieben habe. Es erscheint mir unverzeihlich, dass ein so elender Wurm wie Ihr soviel Galle in sich habe, um die Bemühungen jener zu vernichten, die Frieden zwischen den christlichen Monarchen stiften wollen." Er drohte ihm schliesslich, wenn er bereit sei, in die Kirche des hl. Bonitus zu gehen, um dort seine religiösen Überzeugungen zu verteidigen, so möge er darauf gefasst sein, dass Bonitus erst zu ihm, dem Gottlosen, kommen und ihn töten würde. Castiglione dachte an Inquisition und Scheiterhaufen, da man in Spanien den mit Teufeln und Flammen bemalten Mantel, den die zum Feuertod Verurteilten anziehen mussten, Bonitus nannte.

Da Valdes trotz der Warnungen seinen Dialog drucken liess, verklagte ihn Castiglione beim Kaiser und der Inquisition. Valdes floh nach Neapel, vereinigte sich dort mit Ochino und anderen religiösen Neuerern und gelangte zu ungeheurem Einfluss. Castiglione hatte der Kirche durch sein leidenschaftliches Vorgehen einen schlechten Dienst geleistet, die Broschüre wurde doch veröffentlicht, und Valdes hat dank seiner Beredsamkeit fast ganz Neapel gegen Rom aufgehetzt.

Dies war Castigliones letzte diplomatische Aktion. Sie verrät bereits die krankhafte Gereiztheit eines Menschen, dem man vorgeworfen hatte, die furchtbare Katastrophe in Rom mitverschuldet zu haben. Seine Krankheit verschlimmerte sich: er starb am 7. Februar 1529 in Toledo.

Der Kaiser liess ihn mit fürstlichen Ehren begraben. Die berühmtesten Persönlichkeiten des spanischen Hofes waren bei der Trauerfeierlichkeit in der Kirche S. Ildefonso, wo der Körper fürs erste beigesetzt wurde, zugegen. Auf den Wunsch von Castigliones Mutter wurde sein Körper nach Mantua überführt und in der Kirche Madonna delle Grazie, in der Nähe der Stadt, begraben. Der Neffe des Toten, Lodovico Strozzi, kam nach Spanien, um den Körper nach Italien mitzunehmen und dem Kaiser für die Gunstbeweise zu danken, die er seinem Oheim

hatte zuteil werden lassen. Damals soll Karl V. gesagt haben: „Io vos digo, que es muerto uno de los maiores caballeros del mundo", was durchaus wahr war.

Dem Toten wurde ein Mausoleum in der Kirche Madonna delle Grazie errichtet, die Zeichnung dazu hat Giulio Romano gemacht und Bembo die Inschrift verfasst.

Baldassare hat einen Sohn Camillo hinterlassen, der Soldat wurde und 17 Jahre in Karls V. Heer gedient hat, er hat in Deutschland und Flandern unter Ferrante Gonzaga, in Piemont unter dem Marchese del Vasto gekämpft und sich in der Schlacht bei Ceresole ausgezeichnet. Dann war er mantuanischer Gesandter beim Papst Julius III. und hat gegen die Farnese gekämpft. 1582 wurde er zum General des mantuanischen Heeres und zum Gouverneur der Markgrafschaft von Montferrat ernannt, und starb 1598. Aus seiner Ehe mit Caterina di Bernardino Mandelli aus Piacenza hatte er drei Kinder, deren Nachkommen bis auf den heutigen Tag leben.

ZWÖLFTES KAPITEL

LICHT UND SCHATTEN

Wir haben zu beweisen versucht, dass die staatliche und gesellschaftliche Organisation Italiens im XV. und in der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts das Papsttum gezwungen hat, den Kirchenstaat nach dem Muster der damaligen Tyrannenstaaten zu gestalten, da es sonst nicht imstande gewesen wäre, seine Unabhängigkeit zu wahren. Ganz Italien bestand aus despotischen Einzelstaaten: Mailand hat den Sforza gehört, in Florenz haben die Medici selbstherrlich geherrscht, in Bologna, Ferrara, Perugia, ja fast in jedem kleinen Städtchen der Romagna sass ein Tyrann, der Schwert, Dolch und Gift nach Gutdünken benützt hat. Die Päpste hatten keine Wahl, sie mussten weltliche Monarchen werden. Das hatten bereits Martin V., Nikolaus V., Calixtus III., Borgia eingesehen; ihrem Beispiel folgten Pius II., Paul II. und andere. Je mehr sich das Leben der Völker im Norden, in Frankreich, England und Deutschland entwickelt hat, desto mehr haben die beiden grossen Gewalten der westlichen Welt: die mystische Macht des Papstes und die weltliche des Kaisers an Bedeutung eingebüsst. Die Völker hatten ihre Grenzen enger gezogen, aber diese galten als unüberschreitbar. Die Macht des Papstes beschränkte sich aus diesem Grunde immer mehr auf Mittelitalien, Europens Könige betrachteten den Papst als fremden Monarchen, ja als Feind. Das Apostolat des Statthalters Christi verbarg sich immer mehr hinter der päpstlichen Miliz und den Waffen Julius II.

Es konnte nicht anders sein. So wenig wie sich heute ein despotisches Reich in unmittelbarster Nähe konstitutioneller Staaten halten kann, so wenig gab es damals Platz für einen anderen als einen tyrannischen Staat, und nur von der an der Spitze stehenden Persönlichkeit hing es

ab, ob das Regiment schwerer oder leichter zu ertragen war. Diese Notwendigkeit lag so sehr in den Verhältnissen, dass selbst Savonarola, der die Bevölkerung von Florenz beglücken und einen Idealstaat, ein Reich Christi begründen wollte, schliesslich eine Autokratie organisiert hat, die sich nur darin von den anderen unterschied, dass die Macht nicht in den Händen eines Sforza oder Baglioni, sondern in denen des Dominikanerpriors lag. Als das Papsttum weltlich wurde, bediente es sich der damals bekannten Regierungsformen und beging dieselben Fehler, wie die übrigen Staaten. In zwei wesentlichen Punkten unterschied sich jedoch der Kirchenstaat von den übrigen Tyrannenstaaten: ein erbliches Herrschergeschlecht fehlte und die Plage des Nepotismus entstand, die freilich in ihrem Beginn eine gewisse Berechtigung hatte. Der zweite Faktor hat den ersten in Schach gehalten, denn, obgleich der Papst seinen Nachfolger nicht bestimmen konnte, lag ihm zumeist das Wohl seiner Familie mehr am Herzen als das des Staates. Im Grunde genommen, war der Nepotismus viel schlimmer als die dynastische Erbfolge; ein Geschlecht, dem das Reich erbeigentümlich ist, verteidigt das Reich als ein Ganzes und ist gelegentlich darauf bedacht, die Untertanen nicht gegen sich einzunehmen, während es den Nepoten nur darum zu tun ist, sich ohne Rücksicht auf das Wohl des Staates zu bereichern.

Der Nepotismus war der Krebsschaden, der am Kirchenstaat gefressen hat, es war seine Schuld, dass die Interessen der Kirche hinter Familieninteressen zurückgetreten sind. Niemand tat es Julius II. gleich, der seine eigenen Verwandten dem Reich geopfert hat. Solange der Nepotismus bestand, konnte von einem Wandel in den römischen Verhältnissen nicht gesprochen werden; die Reform der Kirche musste später von unten und nicht von oben kommen. In Rom sprach man zwar viel von der Reform der Kirche, aber man hat niemals ernsthafte Anstalten gemacht, erst die Macht der Verhältnisse und die herrschende Stimmung in der katholischen Welt haben die Kurie gezwungen, sich für das Wohl der Kirche zu opfern. Die Renaissancepäpste haben die Konzile stets bekämpft, da sie eine Beschränkung ihrer Macht gefürchtet haben. Als bei einer der Konsistoriumsitzungen Paul IV. Caraffa, zornig über irgendeinen Zwischenfall, rief: „Eine Reform, eine Reform tut der Kirche not!“ hatte der Kardinal Pacheco den Mut, ihm zu antworten: „Heiliger Vater, beginnen wir die Reform bei uns selbst!“ Und das war etwa zehn Jahre nach dem Konzil zu Trient der Fall, während

der päpstliche Nepot Carlo Caraffa ganz Rom tyrannisierte und die Politik der Kurie nach seinem Willen leitete.

Die Organisation des Kirchenstaates nach dem Vorbild der übrigen Tyrannenstaaten hatte aber für die allgemeine Kultur auch günstige Folgen. Nur das weltliche Papsttum des XV. und XVI. Jahrhunderts konnte den Humanismus unterstützen und Rom für längere Zeit zur Hauptstadt dieser geistigen Bewegung erheben. Ein Papsttum, dem kirchliche Fragen mehr am Herzen gelegen hätten als die Interessen und der Glanz des Staates, hätte sich niemals darum bemüht, die Kenntnis der antiken Welt zu verbreiten, die in der Hauptsache den Grundsätzen der katholischen Religion widersprach, es hätte sich auch nicht für die Blüte einer gelegentlich heidnischen Kunst interessiert, noch hätte es jene Freiheit in Wort und Schrift geduldet, die ihren Höhepunkt unter Julius II. erreicht hat. Das Papsttum konnte für die Entwicklung von Kunst und Wissenschaft viel mehr tun als irgendein anderer Staat, da es über ungeheure pekuniäre Mittel verfügt hat und ein grosses Gefolge von Kirchenfürsten hatte, von denen fast ein jeder nach damaliger Anschauung eine Finanzmacht repräsentiert hat.

Zwischen den Grundsätzen des christlichen Glaubens und denen des alten Heidentums, selbst der alten Wissenschaft gab es klaffende Widersprüche, und trotzdem hat das Papsttum den Kampf zwischen diesen beiden Weltanschauungen, der in römischen Palästen und selbst im Vatikan immer mehr um sich griff, nicht gehindert. Die Antike hat in die Weltanschauung und in das Wissen einen neuen Keim gebracht: die Skepsis, den striktesten Gegensatz der Offenbarung.

Die Renaissance-Menschen haben danach gestrebt, die christliche Religion mit den Grundsätzen der antiken Schriftsteller in Einklang zu bringen, die Brücke zwischen diesen beiden getrennten Welten sollte Platos Lehre sein. Dies war die grösste Sorge der Gelehrten und hat alle Geister in einem solchen Masse beschäftigt, dass selbst der alte florentinische Kaufmann Cosimo de' Medici sich ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt hat. Pico della Mirandola und Ficino haben ihr ganzes Leben der Aufgabe gewidmet, Philosophie und christliche Theologie zu versöhnen, aber dieses Streben war von Grund aus verkehrt; Mystik und mittelalterliche Gewohnheiten liessen sich den Grundsätzen des antiken Heidentums und einer längst verstorbenen Welt nicht ohne weiteres anpassen. Als man keinen Ausweg fand, da weder Aristoteles noch Plato zu zeigen vermochten, auf welche Weise man christliche

Dogmen in ihre Lehre hineinzwängen könnte, haben die Italiener in ihrem praktischen Sinn alles zu versöhnen gewusst. Pomponazzi, der bekannteste Philosoph der Renaissance, verkündete die Grundsätze des Atheismus und krassesten Materialismus, aber „salva fide", ohne dem Glauben damit Abbruch zu tun. Diese beiden Worte haben Antike und Christentum versöhnt, man vermochte sich damit gegen einen allzu eifrigen Papst zu schützen. Das Volk, das sich nicht mit Wissenschaften abgab, glaubte, was die Kirche zu glauben vorschrieb; die höheren Gesellschaftsschichten waren, wie Machiavelli bestätigt, der Überzeugung, dass die Religion nur dazu bestimmt sei, die öffentliche Ordnung und den allgemeinen Wohlstand aufrechtzuerhalten. Andere Forderungen wurden nicht an sie gestellt.

Eine zweite Frage drängte sich auf: wie konnte man die Vorstellung des Papstes als Statthalter Christi mit einer so verbrecherischen Persönlichkeit wie Alexander VI. vereinbaren? Die Renaissance fand auch darauf leicht eine Antwort: der Papst als Nachfolger Petri und der römische herrschende Papst galten als zwei vollkommen getrennte Persönlichkeiten. Den einen galt es zu ehren, den anderen durfte man mit Gift oder Dolch aus dem Wege räumen. Als Cesare Borgias Henker Vitelozzo Vitelli erwürgten, bat der Verurteilte, dass, wenn er schon von der Hand der Borgia fallen müsse, der Papst ihm seine Sünden verzeihen möge. Die sterbende Lucrezia, die Herzogin von Ferrara, schrieb in ihrer Sterbestunde an Leo X., den grössten Gegner ihres Mannes und ihrer Kinder, und bat um seinen Segen.

Die Italiener der Renaissance hatten ein praktisches Gewissen; aus religiösen Gründen ging niemand durch so tiefe, gelegentlich tragische Kämpfe, wie sie der Norden kennt. Der Italiener des XV. und XVI. Jahrhunderts war, aus Berechnung oder um seine Ruhe nicht zu stören, weit davon entfernt, einen revolutionären Kampf um der Religion willen anzufachen, sein Glauben war oberflächlich, von einem leichten Skeptizismus angekränkelt. Da der Glaube nicht aus der Tiefe des Herzens quoll, sondern an der Oberfläche haften blieb, war es leicht, ihn mit den verschiedensten Forderungen des damaligen Lebens und auch mit einer grossen Sittenverderbnis zu vereinigen. Man nahm an den Schwächen des Klerus keinen Anstoss, hielt es nicht für unwürdig, wenn Mönche sich wie Hofnarren gebärdeten, wenn Nonnenklöster zu Venustempeln und Kirchen zu Rendezvousplätzen wurden. Es war eben bequem und niemand fragte danach, ob es sich mit der Moral vertrage.

Machiavellis „Mandragola“ wird für alle Zeiten das treue Abbild dieser nachsichtigen Lebensphilosophie bleiben.

Ohne jeden Zweifel hat der Humanismus, das Studium der antiken Schriftsteller, die Kenntnis der Grundsätze Epikurs zur Entwickelung derartiger Vorstellungen beigetragen. Im alten Rom sahen die höheren Gesellschaftsklassen das Ideal der Kultur, sie strebten nicht nur nach seinen Vorzügen, sondern auch nach seinen Fehlern. Und da zu den beliebtesten römischen Verfassern die Schriftsteller aus der Verfallzeit gehörten, suchte man sich seine Beispiele aus der Zeit moralischen Niederganges. Die Grundsätze christlicher Moral verwischten sich unterdessen immer mehr, nicht bei den Gelehrten allein, die sich mit humanistischen Studien beschäftigten, sondern auch beim Volk. Der niedere Klerus hat seine Pflichten vollkommen vernachlässigt, er versank im Materialismus und hatte weder Aufklärungseifer noch Trieb genug, um nach einer höheren Moral zu streben. Der Dorfpfarrer, der Arciprete, wurde fast zur komischen Gestalt, ein unwissender Schwachkopf, der seinen Pfarrkindern den letzten Groschen aus der Tasche holte. Gelegentlich tauchte zwar hier und da ein grosser Prediger auf, wie Bernardino da Siena, der mit zündender Beredsamkeit das Volk auf den Weg der Tugend zurückführen wollte, aber ein solcher Apostel stiess auf den Hass der Mönche und weltlichen Kleriker, flammte wie ein leuchtendes Meteor auf, ohne eine tiefere Spur im Gesellschaftsorganismus zu hinterlassen. Die höheren Klassen hatten sich aus diesem Chaos sich gegenseitig bekämpfender, christlicher und heidnischer Anschauungen eine gesunde Ethik noch nicht herauskristallisiert, und die niederen, denen es an Richtung fehlte, versanken in Unwissenheit. Zur Demoralisierung der Gesellschaft trugen noch die Spanier bei, die unter Calixtus III. und Alexander VI. Rom überschwemmten und sich später unter Karl V. in ganz Italien niederliessen. Die Spanier waren die blutgierigsten, sinnlichsten und tiefstehendsten unter allen romanischen Völkern. Die ununterbrochenen mörderischen Kämpfe mit den Mauren, die sie an den Anblick von Krieg und Grausamkeit gewöhnt hatten, haben jedenfalls dazu beigetragen, die Wildheit ihres Charakters zu steigern. Ausserdem kamen, wie es immer zu sein pflegt, die schlimmsten Abenteurer nach Italien, um dort ihr Glück zu suchen. Die spanischen Heere waren für ihren Blutdurst bekannt und waren schlimmer als die „französischen Teufel“. Die Spanier haben den schlimmsten Einfluss auf die Italiener ausgeübt und das Gefühl der

Menschlichkeit in ihnen erstickt. Dieser Zorn auf die Spanier findet seinen Niederschlag in der gesamten italienischen Literatur, mit am stärksten in Giovanni Battista Niccolinis Tragödie „Antonio Foscari". Niccolini leiht den Empfindungen des gesamten italienischen Volkes Ausdruck:

Il Castiglion superbo.
Questo eroe del servaggio, espugnar gode
Ogni libera gente, e dar catene
Allo steso pensiero. Italia giace
Dall' armi, e piu da suoi costumi oppressa.
Nulla ritien degli avi, e tutto apprese.
Dai suoi nuovi tiranni: uso divenne
Quello che un di fu vizio, e Italia vile
Non ha di suo neppure i vizii: il fasto
Senza richezze, la viltà nascosa
Con magnifici nomi, e in turpe gara
Titoli e servitù.

Selbst der italienischen. Literatur und Kunst war die Berührung mit den Spaniern unheilvoll. Erst mit dem Auftreten der Spanier kommt ein sinnliches Element in die Kunst. Giulio Romano und Benvenuto Cellini haben diesen Wandel herbeigeführt, der sich bei Ribera, Spagnoletto, Caravaggio und in der Schule von Bologna steigert. Nach dem Muster spanischer Schriftsteller hat Aretino seine „Ragionamenti" geschrieben. Francesco Delicado, der Vikar aus Cabezuela, in der Nähe Cordovas, hat von 1523 bis 1527 in Rom gelebt und Ritterromane verfasst; nach dem Sacco di Roma ist er nach Venedig übersiedelt und hat dort seine „Lozana Andalusa", eine auf römischen Verhältnissen basierende Geschichte, herausgegeben. Es war wohl die anstössigste Geschichte, die vor Aretinos Schriften erschienen ist.

Den Italienern der Renaissance hat es auch an Menschlichkeit, an Mitleid, an Humanitätsgefühl gefehlt. Ein Mensch wie Castiglione, der zur Blüte der Ritterschaft gehört hat, ein berühmter Schriftsteller und Diplomat, hat den Papst gedrängt, einen Bogenschützen erhängen zu lassen, der während des Pferderennens in Rom im Jahre 1521 scheinbar absichtlich verhindert hat, dass das Pferd des Markgrafen von Mantua den ersten Preis gewinne. Gefängnisstrafe schien ihm zu gering für ein solches Vergehen! Alfonso von Ferrara, Lucrezia Borgias Gatte, gestattete einst seinem Hofsänger Joanno Michel, nach Bozzolo im Mantuanischen zu reisen, um seine Tochter zu besuchen. Diese Erlaubnis

musste er teuer bezahlen. Der Herzog wollte seinen Spass mit dem armen Teufel haben und bat Gonzaga, einen räuberischen Überfall zu inszenieren; wenn Michel beraubt nach Mantua käme, so solle ihm niemand ein Kleidungsstück schenken, so dass er im Hemd nach Ferrara zurück müsste. Alles sollte so arrangiert werden, dass Michel das abgekartete Spiel nicht merke.

Hat die Kenntnis der griechischen und römischen Literatur eine grosse Gleichgültigkeit in religiösen Dingen und eine Lockerung der Sitten erzeugt, so hat sie andererseits ausserordentlich günstig auf das Erwachen und Sichkristallisieren eines nationalen Zusammengehörigkeitsgefühls gewirkt. Im Mittelalter hat sich dies Empfinden fast nur auf den häuslichen Herd oder die Kommune, der man angehört hat, beschränkt. Der Ruhm und die Grösse des alten Rom sind den Italienern der Renaissance zu Kopfe gestiegen, sie begannen sich als grosse lateinische Nation von glänzender Vergangenheit zu fühlen; dieses Gefühl entwickelte sich um so stärker, je populärer die klassische Literatur von Petrarca über die streitsüchtigen Humanisten hinweg bis zu Machiavelli wurde. Trotz der politischen Verderbnis, des Egoismus der Fürsten und der ritterlichen Machthaber, der Käuflichkeit zugunsten der Spanier oder Franzosen begann in den höheren Klassen ein lebendiges Gefühl des Patriotismus zu erwachen, das in Gedichten, Satiren und in vielen charakteristischen Tatsachen durchbricht. Als der siegreiche Julius II. aus Bologna nach Rom zurückging, wurde in Urbino u. a. Niccolo Grassis Komödie „Eutichia" aufgeführt. In einem der Intermezzi trat die Italia auf die Bühne, ihr Gewand war von barbarischen Völkern zerrissen und sie begann ihr Klagelied anzustimmen, aber wie versteinert in Verzweiflung unterbricht sie ihren Monolog und verschwindet von der Bühne. An den folgenden Abenden wurde das Lustspiel eines 14jährigen Knaben Guidobaldo Ruggiero aufgeführt; wieder trat Italia im Intermezzo auf und rief in ihrer Bedrängnis den Herzog Francesco Maria von Urbino zu Hilfe. Da erschien eine bewaffnete männliche Gestalt, die die Züge des Herzogs trägt, mit dem Schwert in der Hand verjagt sie die drängenden Barbaren. Nachdem die Bedrücker des italienischen Volkes die Flucht ergriffen, tritt Italia an Francesco Maria heran, setzt dem Sieger die Krone auf und führt ihn im goldgewebten Mantel beim Klang der Musik von der Bühne. „Che fece bellissimo vedere!" fügt der herzogliche Bibliothekar, Federico Veterino, der dies patriotische Schauspiel beschreibt, hinzu.

Ein unbekannter Dichter aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts schliesst in seinem Gedicht „Lodi delle principali città d' Italia e gl' Italiani" jede Strophe mit dem Ausruf „Però viva l' Italia" und ein anderer Reimschmied, Ippolito Ferrarese, fordert seine Lyra auf, nach seinem Tode einsam durch die Lande zu wandeln und in seinem Namen die Städte und Schlösser des schönen Italiens zu grüssen:

O città tutte, terre e gran castelli
D' Italia bella, mio refugio e nido.

Der erwachende nationale Geist offenbart sich auch im literarischen Kampf gegen die fremden Moden, namentlich gegen die spanischen Kostüme. Castiglione macht seinen Landsleuten im Cortegiano zum Vorwurf, dass sie den Fremden nachäffen und nicht wie Italiener aussehen, und doch seien fremde Moden ein Beweis der Sklaverei und das eigne Kostüm ein Kennzeichen der Freiheit. Paolo Giovio rühmt einen mailändischen Patrizier; während die andern die Franzosen nachahmen, ist er der Mode der Urväter treu geblieben und lässt sich ruhig dafür verhöhnen. Pellegrino Morato, ein Schriftsteller aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts, der zu den wandernden Humanisten „umanisti girovaghi" gehört, deren es damals so viel gab, tritt in seinem Buch „Del significato dei colori e dei mazzoli" gleichfalls gegen das fremdländische Kostüm auf, in seinem Eifer schreibt er, der Prophet Jesaias habe dem italienischen Volk Zeiten verkündet, die bereits eingetroffen seien, die Italiener selbst rufen mit ihren französischen und spanischen Kleidern das Unglück herab, mit dem Gott sie heimsucht. „Ich werde zu euch kommen," spricht der Herr, „wenn ich euren Fall sehen werde, ich werde kommen, wenn ihr fremde Gewänder tragen werdet."

Von grösster Bedeutung für die Kultur war der sich entwickelnde kritische Sinn. Der Kritizismus hat von den Augen der Menschen jene Schleier gehoben, die ihre Blicke Jahrhunderte hindurch getrübt haben, er hat sie dazu gebracht, Natur und Umwelt zu erforschen; so entstanden die exakten Wissenschaften Astronomie, Chemie, Physik, und die Geschichte hat rationale Grundlagen erhalten. Das charakteristischste Beispiel dieses Umschwunges im Denken sind die grossen Folianten aus Leonardo da Vincis Nachlass. Sie beweisen, dasses kaum eine Wissenschaft, kaum ein Feld menschlicher Tätigkeit gegeben hat, auf dem dieser Meister nicht tiefste Einsichten gehabt hat. Das Verlangen nach Wissen und Wahrheit, das in der Renaissance mit jedem Tage mächtiger wird, ward zur Grundlage unserer heutigen Kultur.

CHRONOLOGIE

DER PÄPSTE IN DER RENAISSANCE

Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod	WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN
Martin V. *Oddo Colonna, geb. in S. Vito bei Palestrina um* 1365, *am* 11. *Nov.* 1417 *in Konstanz zum Papst gewählt, gest. am* 21. *Febr.* 1431.	1419 Der Papst begibt sich aus Konstanz über Mailand nach Florenz. Beginn der Hussitenkriege in Böhmen. Martin V. kommt nach Rom. 1425 Das fünfte Jubiläumsjahr. 1429 Beendigung des Kirchenschismas.
Selbsterwählte Päpste: *Benedikt XIII. bis* 1424 *und Klemens VIII. bis* 1425.	
Eugen IV. *Gabriel Condulmieri, geb. in Venedig* 1383, *zum Papst erwählt am* 3. *März* 1431, *gest. am* 23. *Febr.* 1447.	1431 Päpstl. Feldzug gegen die Colonna. Siebzehntes allgemeines Konzil in Basel. 1433 Kaiser Sigismunds Krönung in Rom. 1434 Revolution in Rom. Flucht des Papstes nach Florenz. 1436 Vitelleschi in Rom. Kampf mit den Colonna. 1439 Das ferraresische Konzil übersiedelt nach Florenz. Union der griechischen und römischen Kirche. 1440 Ermordung des Kard. Vitelleschi. 1441 Cristoforo Colombos Geburtsjahr.
Selbsternannter Papst: *Felix V. Amadeus, Herzog von Savoyen bis z. J.* 1449.	
Nikolaus V. *Tommaso Parentucelli, geb. in Sarzana* 1398, *zum Papst ernannt am* 6. *März* 1447, *gest.* 24. *März* 1465. *Denkmal in den vatikanischen Grotten.*	1447 Beginn von Nikolaus Bautätigkeit in Rom. 1450 Sechstes Jubiläumsjahr. 1452 Krönung des Kaisers Friedrich III. und der Eleonora von Portugal in

Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod	WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN
	Rom. Geburtsjahr von Leonardo da Vinci und Girolamo Savonarola. 1453 Die Türken erobern Konstantinopel. Verschwörung des Stefano Porcari.
Calixtus III. *Alfonso Borgia, geb.* 1437, *zum Papst gewählt am* 8. *Mai* 1455, *gest. am* 8. *Aug.* 1458. *Denkmal in den vatikanischen Grotten.*	1458 Ferdinand von Aragon wird König von Neapel.
Pius II. *Silvio Piccolomini, geb. in Corsignano* 1405, *zum Papst gewählt am* 27. *Aug.* 1458, *gest. am* 15. *Aug.* 1464. *Denkmal in S. Andrea della Valle.*	1464 Der Papst rüstet in Ancona zu einer Expedition gegen die Türken.
Paul II. *Pietro Barbo, geb. in Venedig* 1418, *zum Papst gewählt am* 31. *August* 1464, *gest. am* 28. *Juli* 1471. *Denkmal in den vatikanischen Grotten.*	1468 Geb. Baldassare Castiglione. 1469 Geb. Niccolò Machiavelli. 1470 Geb. Bernardo Dovizi, Bibbiena. 1470 Geb. Pietro Bembo.
Sixtus IV. *Francesco d'Albizzola della Rovere, geb.* 1414 *(?), zum Papst gewählt am* 9. *August* 1471, *gest. am* 13. *August* 1484. *Denkmal in S. Peter.*	1473 Baccio Pontelli beginnt den Bau der Sixtinischen Kapelle. 1474 Geb. Michelangelo Buonarroti. 1475 Siebentes Jubiläumsjahr. 1478 Verschwörung der Pazzi zu Florenz. 1480 Die Türken in Otranto. 1482 Schlacht bei Campomorto. 1482 Geb. Martin Luther. 1483 Geb. Raffael Sanzio in Urbino. 1483 Geb. Paolo Giovio in Como. 1483 Karl VIII. wird König v. Frankreich.
Innocenz VIII. *Giovan Battista Cybò, geb. in Genua* 1432, *zum Papst gewählt am* 29. *August* 1484, *gest. am* 25. *Juli* 1492. *Denkmal in S. Peter.*	1485 Heinrich VII. Tudor wird König von England. 1486 Bart. Diaz entdeckt das Kap der guten Hoffnung. 1488 Der türkische Prinz Dschem in Rom. 1490 Geb. Vittoria Colonna. 1490 Bau des Palazzo Strozzi in Florenz.

Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod	WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN
Alexander VI. *Rodrigo Lenzuoli Borgia, geb. in Valencia 1431, zum Papst gewählt am 11. August 1492, gest. am 18. August 1503. Denkmal in den vatikanischen Grotten.*	1492 Ferdinand und die spanische Isabella erobern Granada. 1492 Columbus entdeckt Westindien. 1492 Jan Olbracht wird König von Polen. 1493 Maximilian I., österr. Erzherzog, wird König von Deutschland und seit 1508 römischer Kaiser. 1494 Lodovico il Moro wird Herzog von Mailand. 1494 Karls VIII. Expedition nach Neapel. Am 31. Dezember Einzug in Rom. 1495 Am 6. Juli Schlacht bei Fornovo. 1495 Beginn des Baues der Kirche auf Trinità dei Monti. 1498 Cesare Borgia wird Herzog von Valentinois. 1498 Fra Girolamo Savonarolas Tod auf dem Scheiterhaufen. 1498 Ludwig XII. wird König von Frankreich. 1498 Vasco da Gama entdeckt den Seeweg nach Ostindien. 1499 Cesare Borgias Feldzug in die Romagna. 1499 Die Franzosen nehmen die Lombardei ein. 1500 Das achte Jubiläumsjahr. 1500 Lodovico il Moro wird französischer Gefangener. 1500 Geb. Karl V. 1501 Alexander wird König von Polen.
Pius III. *Francesco Todeschini Piccolomini, geb. in Siena (?) 1439, zum Papst gewählt am 22. September 1503, gest. am 18. Oktober 1503. Denkmal in S. Andrea della Valle.*	1503 Cesare Borgia nimmt die Engelsburg ein.
Julius II. *Giuliano della Rovere, geb. in Albizzoli 1443, zum Papst gewählt am*	1503 Cesare Borgia in Spanien. 1504 Michelangelo beginnt das Juliusgrab.

Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod	WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN
1. Oktober 1503, gest. 20.—21. Februar 1513. Begraben in den vatikanischen Grotten.	1506 Julius II. Feldzug nach Umbrien und in die Romagna. 1506 Bramante beginnt den Bau von S. Peter. 1506 Auffindung des Laokoon. 1506 Zygmunt d. Alte wird König v. Polen. 1508 Liga in Cambrai gegen Venedig. 1508 Francesco Maria della Rovere wird Herzog von Urbino. 1508 Raffael beginnt die Fresken in der Stanza della Segnatura und Michelangelo an der Decke der Sixtinischen Kapelle. 1509 Krieg mit Venedig. Schlacht bei Giaradadda. 1509 Heinrich VIII. wird König v. Engld. 1510 Julius II. trennt sich von der Liga. Krieg mit Ferrara. 1511 Julius II. belagert Mirandola. Bologna empört sich. Der Papst in Ravenna. Conziliabulum in Pisa. 1512 Schlacht bei Ravenna. Rückkehr der Medici nach Florenz. 1512 Lateranensisches Konzil. 1512 Raffael malt die Messe von Bolsena.
Leo X. *Giovanni de' Medici, geb. in Florenz 1475, zum Papst gewählt am 11. März 1513, gest. am 1. Dez. 1521. Denkmal in S. Maria sopra Minerva.*	1515 Franz I. wird König von Frankreich. Zusammenkunft des Papstes mit Franz I. in Bologna. 1515 Raffael zeichnet die Teppichkartons 1516 Der Papst übergibt Lorenzo de' Medici Urbino. 1516 Karl I. (später Karl V.) wird König von Spanien und Sizilien. 1517 Verschwörung des Kardinals Petrucci gegen Leo X. 1517 Luther tritt gegen die Kirche auf. 1519 Karl I. als Karl V. zum römischen Kaiser gewählt. 1519 Ulrich Zwingli tritt in Zürich auf. 1520 Bulle des Papstes gegen Luther. 1520 Raffaels Tod.

Name des Papstes, Geburtsjahr, Thronbesteigung und Tod	WICHTIGSTE BEGEBENHEITEN
	1520 Magelhaens' erste Reise um die Welt. 1521 Ausbruch des Krieges zwischen Karl V. und Franz I.
Hadrian VI. *Hadrian Florisze, Sohn von Florens Boegens, geb. in Utrecht* 1459, *zum Papst gewählt am* 9. *Jan.* 1522, *gest. am* 24. *Sept.* 1523. *Denkmal in Sta. Maria dell' Anima.*	1522 Francesco Maria della Roveres Rückkehr nach Urbino. 1522 Der Johanniterorden verliert die Insel Rhodos. 1522 Krieg in der Lombardei.
Klemens VII. *Giulio de' Medici, geb. in Florenz* 1478, *zum Papst gewählt am* 19. *November* 1523, *gest. am* 26. *September* 1534. *Denkmal in S. Maria sopra Minerva.*	1525 Neuntes Jubiläumsjahr. 1525 Schlacht bei Pavia, Franz I. wird Gefangener des Kaisers. 1525 Bündnis des Papstes mit Karl V. 1526 Vertrag von Madrid. Franz I. erhält seine Freiheit wieder. 1527 Die spanisch-deutschen Heere rücken unter Konnetabel Bourbons Führung nach Rom. Belagerung und Zerstörung der Stadt am 6. Mai. Der Papst in der Engelsburg. Vertrag des Papstes mit den kaiserlichen Generälen. Übersiedlung des Papstes nach Orvieto. 1529 Friede zu Cambrai und der zwischen Kaiser und Papst geschlossene Traktat zu Barcelona. Karl V. in Italien. Die italienischen Fürsten unterwerfen sich ihm. Die Belagerung von Florenz durch kaiserliche und päpstliche Heere. 1530 Krönung Karls V. in Bologna. Florenz ergibt sich. Federico Gonzaga wird Herzog von Mantua. 1531 Alessandro de' Medici erster Herzog von Florenz. 1532 England löst sich von der römischen Kirche.
Paul III. *Alessandro Farnese, geb. in Rom (?)* 1468, *zum Papst gewählt am* 13. *Oktober* 1534.	

LITERATURANGABEN

Ademollo, A. Alessandro VI., Giulio II. e Leone X. nel carnevale di Roma. Firenze, C. Ademollo 1886.

Adinolfi, P. Roma nell' età di mezzo. 2 vol. Roma 1881.

Albertini, Francesco. Opusculum de mirabilibus novae et veteris urbis Romae. Roma, Mazocchi 1510.

Altieri, Marco Antoni. Li nuptiali. Roma, C. Bartoli 1873.

Alvist, Edoardo. Cesare Borgia. Imola, Galeati 1878.

Aretino, Pietro. Lettere. Paris 1609, 6 Bände. Der erste Band neugedruckt in der Bibliotheca rara Daelli zu Mailand.

Aretino, Pietro. Ragionamenti. Neudruck. Firenze 1892—1898. (Vorzügliche deutsche Übersetzung von Heinrich Conrad, Leipzig, im Insel-Verlag 1903.)

Aretino, Pietro. Le commedie e l'Orazia. Milano, Sonzogno 1884.

Armellini, Mariano. Le chiese di Roma dalle loro origini sino al secolo XVI. Roma 1887.

Baldi, Bernardino. Della vita e de' fatti di Guidobaldo I. da Montefeltro duca d'Urbino. Milano, Silvestri 1821, 2 Bände.

Bangen, I. H. Die römische Kurie. Münster 1854.

Beaucourt, de. Histoire de Charles VII. Vol. I—VI. Paris 1881—1891.

Benigni, Umberto. Die Getreidepolitik der Päpste. Übersetzt von Pater Birner. Berlin, W. Issleib, Erscheinungsjahr fehlt.

Bertani, Carlo. Pietro Aretino e le sue opere. Sondrio, Emilio Quadrio, 1901.

Besso, Marco. Roma e il Papa nei proverbi e nei modi di dire. Roma, Loescher 1904.

Biagi, G. Un' Etera romana, Tullia d'Aragona. Firenze, Tip. Roberto Paggi 1897.

Bibbiena, Bernardo, Dovizi. La Calandria. Milano, G. Daelli 1863.

Bigot, Charles. Raphael et la Farnesine. Gazette des Beaux Arts 1884.

Biondo, Flavio. De Roma triumphante, Roma instaurata, Italia illustrata. Basilea 1559.

Bisticci, Vespasiano da. Vite di uomini illustri del secolo XV. edit. Frati. 3 Bände. Bologna 1892—1893. (Collezione di opere inedite o rare.)

Bongi, Salvadore. Il velo giallo di Tullia d'Aragona. Firenze 1886.

Bottari, Ercole. Baldassare Castiglione. Pisa, Nistri 1874.

Brosch. Papst Julius II. Gotha 1878.

Bruzzone, P. L. Imperia e i suoi ammiratori. Nuova Antologia 1906, fasc. 828.

Burchard, Giovanni. Diarium sive rerum urbanarum comentarii. Paris 1883—1885. 3 Bände.

Burriel, Antonio. Vita di Caterina Sforza, contessa d'Imola e signora di Forlì. Bologna, stamperia di S. Tommaso d'Aquino, 1795.

Callimaco Esperiente, Filippo Buonaccorsi. G. Uzieli „Callimaco esperiente" di S. Geminiano. Miscellanea storica della Valdelsa, Castelfiorentino 1898 und 1899.

Campori, Giuseppe. Pietro Aretino ed Ercole II., duca di Ferrara. Atti e memorii delle R. R. Deputazioni di Storia Patria per le Provincie Modenesi e Parmesi. Vol V. Modena 1870.

Cancellieri, Fr. De secretariis Basilicae Vaticanae veteris ac novae libri II. Romae 1786.

Cancellieri, Fr. Notizie delle due famose statue dette di Pasquino e Marforio. Roma, Giovanni Ferretti 1854.

Cancellieri, Francesco. Storia de' solenni possessi de sommi Pontefici. Roma 1802. Stampatore Luigi Lazzarini.

Cancellieri, Francesco. Il Mercato. Roma, Fr. Bourlie 1811.

Carducci, Giosuè. Cacce in rima raccolte da G. C. Bologna, Zanichelli 1896.

Castiglione, Baldassare. Poesie volgari e latine, Roma 1760 per Niccolo e Mar. Pagliarini.

Castiglione, Bald. Opere volg. e latine. Padova 1733.

Castiglione, B. Lettere pubbl. dal Serassi. Padova 1769—1771. 2 Bde.

Cesareo, G. A. Papa Leone X. e Maestro Pasquino. Nuova Antologia 1898, Maggio.

Cian, Vittorio. Un decennio della Vita di M. Pietro Bembo (1521—31). Torino, E. Loescher 1885.

Cian, Vittorio. Motti inediti e sconosciuti di Pietro Bembo. Venezia, tip. dell' Ancora 1888.

Cian, Vittorio. Candidature nuziali di Baldassare Castiglione. Venezia, Carlo Ferrari 1892. Per nozze Salvioni-Taveggia.

Cian, V. Caterina Sforza. Torino 1893.

Cian, V. Gioviana. Giornale storico della letteratura italiana. Torino, Loescher 1891. Vol. XVII.

Clément. Les Borgia. Histoire du pape Alexandre VI., de César et de Lucrèce Borgia. Paris 1882.

Colangelo, Fr. Vita di Antonio Beccadelli soprannominato il Panormita. Napoli 1820.

Conti, Sigismondo dei. Le storie de' suoi tempi dal 1475 al 1510. Roma 1883, 2 Bände.

Coppi, A. Memorie Colonnesi. Roma, tipografia Salvincci 1855.

Creighton. A History of the Papacy during the period of the Reformation. London 1887 u. ff.

Cugnoni, G. Agostino Chigi il Magnifico. Archivio della Società Romana di storia Patria II. Roma 1879, III. 1880, IV. 1881, VI. 1883.

D'Aragona, Tullia. Le rime pubbl. da E. Celani. Bologna 1891.

Dehio, G. Die Bauprojekte Nikolaus V. und L. B. Alberti. Janitscheks Repertorium für Kunstwissenschaft III, 241—257. Stuttgart 1880.

De l'Epinois. Paul II. et Pomponio Leto. Revue des questions historiques, Paris 1866, S. 278.
Delicado, Francisco. La Lozana Andaluza, trad. par Alcide Bonneau Paris, Liseux 1888, 2 Bände.
Duclos, Marie l'abbé. Histoire de Boniface VIII. et de son siècle. Paris, L. Vivès 1854, 2 Bände.
Dumesnil, M. A. I. Histoire de Jules II., sa vie et son pontificat. Paris 1873.
Ehrenberg, R. Das Zeitalter der Fugger, 2 Bände. Jena 1896.
Fanese, Paolo Palliolo Le Feste pel conferimento del patriziato romano a Giuliano e Lorenzo de' Medici. Bologna, Romagnoli 1885.
Feliciangeli, B. Notizie e documenti sulla vita di Caterina Cibo. Varano, Camerino Libreria Favorino 1891.
Flamini, Fr. Cinquecento. Milano, Fr. Vallardi 1901.
Franco, Ser Matteo. Un viaggio di Clarice Orsini de' Medici nel 1485. Bologna, Romagnoli 1868.
Frantz, Erich. Sixtus IV. und die Republik Florenz. Regensburg 1880.
Gabotto, Ferd. Lorenzo Valla e l'Epicureismo nel Quattrocento. Milano-Torino 1889.
Gabotto, F. Vita die Giorgio Merula. Alessandria 1894.
Gabrini, P. Tommaso. Osservazioni storico-critiche sulla vita di Cola di Rienzo. Roma 1806, Fulgoni.
Geymüller, H. v. Die ursprünglichen Entwürfe für St. Peter in Rom. 1 Band Text und 1 Tafelband. Wien-Paris 1875—1880.
Gnoli, Domenico. Le cacce di Leone X. Nuova Antologia 1893, Fascicolo III. IV.
Gnoli, D. Mostra di Topografia Romana ordinata in occasione del Congresso storico del 1903. Roma, Tip. cooperativa sociale 1903.
Gnoli, D. L'epitafio e il monumento d'Imperia cortigiana. Nuova Antologia 1°. Giugno 1906.
Gnoli, D. La Cancellaria ed altri palazzi di Roma attribuiti a Bramante. Roma 1892.
Gnoli, D. Storia di Pasquino. Nuova Antologia. Anno XXV 1890. Fasc. I.
Gnoli, D. Secole di Leone X. Rivista d'Italia, Roma 1897—1898.
Gottlob, Dr. Adolf. Aus der Camera Apostolica des 15. Jahrhunderts. Innsbruck, Wagnerische Bhdlg. 1889.
Gottschewski, Adolf. Über die Porträts der Caterina Sforza. Strassburg, J. H. Heitz 1908.
Graf, A. Attraverso il Cinquecento. Torino 1888.
Graf, A. Un processo a Pietro Aretino, enthalten in: Attraverso il Cinquecento.
Grassi, Paris de. Il diario di Leone X. ed. Delicati-Armellini. Roma 1884.
Grassi, Paris de. Le due spedizioni militari di Giulio II. tratte dal diario di Paride de Grassi. Bologna, regia tipografia 1886.
Gregorovius, Ferdinand. Grabdenkmäler der Päpste. Leipzig 1881.

Gregorovius, Ferdinand. Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter. Stuttgart und Berlin, Cotta 1906. 8 Bände.

Guarnera, Dott. Elvira. Bernardo Accolti. Palermo, Tip. Giannitrapani 1901.

Höfler, C. v. Don Rodrigo de Borja (Papst Alexander VI.) und seine Söhne. Wien 1889.

Infessura, Stefano. Diario della Città di Roma. Roma 1890, pubbl. dall'Istituto storico italiano.

Joly, A. Etude sur I. Sadolet 1477—1547. Caen 1857.

Jovius, P. Historiae sui temporis. 2 Bände. Florentiae 1552.

Jovius, P. Opera. Basileae 1578.

Klaczko, Julian. Rome et Renaissance Jules II. Paris, Plon 1902.

Leto, Pomponio. Opera. Strassburg 1415.

Lettere di cortegiane del secolo XVI. Libreria Dante, Firenze 1884.

Litta, P. Famiglie celebri italiane. Milano e Torino 1819—1881.

Luzio, A. e Renier, Rodolfo. Mantova e Urbino. Edit. L. Roux & Co. Torino-Roma 1893.

Luzio, A. e Renier, R. La coltura e le relazioni letterarie di Isabella d'Este Gonzaga. Torino, E. Loescher 1903.

Luzio, A. e Renier, R. Relazione inedita sulla morte del duca di Gandia. Roma, R. società Romana di storia patria 1888.

Luzio, Alessandro. Pietro Aretino nei primi suoi anni a Venezia e la corte dei Gonzaga. Torino, E. Loescher 1888.

Luzio, A. Un pronostico satirico di Pietro Aretino. Bergamo 1900.

Luzio, A. Pietro Aretino e Pasquino. Nuova Antologia 1890 Anno XXV. Fasc. XVI.

Luzio, A. La Famiglia dell' Aretino. Giornale storico Ital. vol. IV.

Luzio, A. L'Aretino e il Franco. Giornale storico Ital. vol. XXIX.

Luzio, A. Federico Gonzaga ostaggio alla corte di Giulio II. Roma 1887.

Luzio, A. Lettere inedite di P. Giovio tratte dall' Archivio Gonzaga. Mantova 1885.

Luzio, A. Nuove Ricerche sul Folengo. Giornale storico della letteratura italiana. Anno VII. Vol. XIII. Torino 1889.

Luzio, A. Isabella d'Este ne' primordi del papato di Leone X. e suo viaggio a Roma nel 1514—1555. Milano, Cogliati 1907.

Mancini, G. Vita di Lorenzo Valla. Firenze 1891.

Manetti, Gianozzo. Vita Nicolai V. Muratori III.

Marcucci, Roberto. Francesco Maria I. della Rovere 1490—1527. Senigallia, Puccini-Massa 1903.

Mari, Giovanni. Storia e leggenda di Pietro Aretino. Roma, Loescher 1903.

Martinati, Camillo. Notizie storicho-biografiche intorno al conte Baldassare Castiglione. Firenze, Le Mounier 1890.

Masius, Alfr. Flavio Biondo. Sein Leben und seine Werke. Leipzig 1879.

Mazzuchelli, G. M. La vita di P. Aretino. Padova 1781.

Miodonski. Philippi Buonaccorsi Callimachi Vita et mores Gregorii Sanocii. Cracoviae MCM.
Monnier, Ph. Le Quattrocento. Essai sur l' histoire littéraire du XVe siècle. 2 Bände. Paris 1901.
Monrad, D. G. Die erste Kontroverse über den Ursprung des apostolischen Glaubensbekentnisses. Laurentius Valla und das Konzil zu Florenz. Gotha, F. A. Perthes 1881.
Moroni, Gaetano. Dizionario di erudizione storico-ecclesiastica da S. Pietro sino di nostri giorni. 109 Bände. Venezia 1840—1879.
Müntz, E. Histoire de l'art pendant la Renaissance. 3 Bände. Paris 1888 bis 1895.
Müntz, Eugène. Les antiquités de la ville de Rome au XIV, XV et XVI siècles. Paris, E. Leroux 1886.
Nipotismo di Roma o vero relatione delle raggioni che muovono i pontifici all' aggraedimento de' nipoti. 2 Teile. Romá 1667. Ein Exemplar befindet sich in der Bibl. Angelica in Rom, Signatur K. T. 46, 47. Das Werk ist anonym erschienen, der Verfasser ist Gregorio Leti.
Nitti, Francesco. Leone X e la sua politica. Firenze, Barbera 1892.
Olivier. Le pape Alexandre VI. et les Borgia. Paris 1870.
Panzacchi, E. P. Aretino innamorato. Nuova Antologia Ser. II, LIII.
Papencordt, Felix. Cola di Rienzo und seine Zeit. Hamburg und Gotha 1841.
Pastor, Ludwig. Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters. Freiburg im Breisgau 1897—1906. 4 Bände.
Pastor, L. Die Reise des Kardinals Luigi d' Aragona durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich und Oberitalien, 1517—1518. Freiburg i. Breisgau, Herdersche Verlagsbhdlg. 1905.
Pelissier, Léon. Louis XII. et Ludovic Sforza, 2 Bände. Paris, Thorin et fils 1897.
Pieper, A. Ein unediertes Stück aus dem Tagebuch Burchards. Rom 1894.
Platina, Bartolomeo. Historia summorum pontificum. Dialogi de falso et vero bono; contra amores; de vera nobilitate; de optimo cive; Panegyricus in Bessarionem. Oratio ad Paulum II. Cologna 1529.
Poggius, Joh. Franc. Epistolae. Edit. Thomas de Tonellis. Vol. I—III. Florentiae 1832—1861.
Poggii Florentini Oratores et philosophi Opera. Basileae apud Henricum Petrum 1538.
Pogge, Florentin. Les Facéties. Paris, Liseux 1878. 2 Bände.
Poggiana. Amsterdam chez Pierre Humbert. 1720. 2 Bände.
Ptasnik, Jan. Kollektorzy Kamery Apostolskiej w Polsce. Rozprawy Akademii umiejetnosci. S. II. T. XXV. Krakow 1907 (Die Kollektoren der Apostolischen Kammer in Polen).
Pungileoni. Memorie intorno alla vita di D. Bramante. Roma 1836.
Raggi, O. La congiura di Stefano Porcaro. Modena 1867.
Re, Zefirino, La vita di Cola di Rienzo. Firenze, Felice le Monnier 1854.
Reumont, A. von. Geschichte der Stadt Rom. Berlin 1867. Decker. 3 Bände.

Reumont, A. von. Neue römische Briefe von einem Florentiner. Leipzig, Brockhaus 1844. 2 Bände.

Reumont, A, von. Römische Briefe von einem Florentiner. 1837—1838. Leipzig, Brockhaus 1844. 2 Bände.

Rodocanachi, Emmanuel. Cola di Rienzo. Paris Lahure 1888.

Rodocanachi, E. Le Saint-Siège et les Juifs. Le Ghetto à Rome. Paris, Firmin-Didot 1891.

Rosmini, C. de. Vita di Francesco Filelfo da Tolentino. Milano 1808.

Rossi, Vittorio. Il Quattrocento. Vallardi, Milano 1900? (Ohne Datum)

Rossi, Vittorio. Pasquinate di Pietro Aretino ed anonime per il conclave e l'elezione di Adriano VI. Palermo-Torino, C. Clausen 1891.

Ruhland, Dr. Gustav. Die Getreidepolitik der Päpste. Verlag W. Issleib, Berlin, ohne Datum.

Rovere, Paolo della. Memorie istoriche intorno alla famiglia della Rovere. Torino 1858, Tipogr. Martinengo.

Sansovino, Franc. L'Historia di Casa Orsina. Venetia 1565.

Sanuto, Marin. Ragguagli sulla vita e sulle opere di M. S. Venezia, Tip. Alvisopoli 1837. 3 Bände.

Schulte, Dr. Aloys. Die Fugger in Rom. 1495—1523. Leipzig 1904.

Schwahn, Walter. Lorenzo Valla. Ein Beitrag zur Geschichte des Humanismus. Berlin, Mayer & Müller 1896.

Sforza, Giovanni. Ricerche su Niccolò V. La patria, la famiglia e la giovinezza di Niccolò V. Lucca 1884.

Shepherd, Guglielmo. Vita di Poggio Bracciolini, tradotta dal P. Tonelli. Firenze, Gaspero Ricci 1825. 2 Bände.

Staffetti, L. Il cardinale Innoc. Cybò. Firenze 1894.

Steinmann, E. Rom in der Renaissance. Leipzig, Seemann 1902.

Strozzi, Filippo il vecchio. Vita di F. S. scritta da Lorenzo suo figlio. Firenze, Tip. della Casa di Correzione 1851.

Symonds, J. A. Il Rinascimento in Italia. L'Era dei Tiranni. Versione ital. del conte Guglielmo de la Feld. Torino 1900.

Tomassetti. Della Campagna Romana. Achivio della R. Società Romana di Storia Patria. Vol. IX.

Tosti, D. L. Histoire de Boniface VIII. et de son siècle trad. de l'italien par l'abbé Marie-Duclos. Paris, L. Vives 1854. 2 Bände.

Ughellus, Abbas Ferdinandus. Columnensis familiae cardinalium imagines. Romae 1650.

Ugolini, Fil. Storia dei conti e dei duchi d' Urbino Bd. I und II. Firenze 1859.

Ulmann, H. Kaiser Maximilians I. Absichten auf das Papsttum in den Jahren 1507—1511. Stuttgart 1888.

Ulmann, H. Studien zur Geschichte des Papstes Leo X. in „Deutsche Zeitschrift für Geschichtswissenschaft" X 2, 1—13 und XI, 90 bis 113. Freiburg im Breisgau 1893.

Vahlen, I. Lorenzo Valla. Almanach der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Jahrgang XIV. Wien 1864.
Valla, Laurentius. Opera. Basileae 1540.
Vast, H. Le Cardinal Bessarion (1403—1472). Paris 1878.
Vergerio, Pierpaolo. De ingenuis moribus. Torino 1509.
Vida, Hieron. Opera Venetiis per Melchiorem Sessam 1538.
Villeneuve, L. de. Recherches sur la Famille de la Rovere. Roma 1887.
Voigt, Georg. Die Wiederbelebung des klassischen Altertums. 2 Bände. Berlin, G. Reimer 1893.
Volta, Zanino. Papa Martino V. a Milano. Archivio storico Lombardo. Milano 1886 fasc. IV. Anno XIII.
Vossler, K. P. Aretinos künstlerisches Bekenntnis. Heidelberg 1900.
Weese, Artur. Baldassare Peruzzis Anteil an dem malerischen Schmucke der Villa Farnesina. Leipzig 1894.
Zabughin, Vladimiro. Giulio Pomponio Leto: saggio critico. Vol. I. Roma 1909.
Zeller, I. Italie et Renaissance. Politique, lettres, arts. Paris 1883.
Zeissberg, Heinrich. Die polnische Geschichtsschreibung des Mittelalters. Leipzig, Hirsch 1873.
Zippel, Giuseppe. Niccolò Niccoli. Firenze, Fratelli Bocca 1890.

VERZEICHNIS DER ABBILDUNGEN

31. Tullia d'Aragona. Porträt von Alessandro Bonvicini in der Pinakothek zu Brescia.
32. Bernardo Occhino. Porträt in der Galerie Pallavicini zu Rom. Zum erstenmal veröffentlicht.
33. Benedetto Varchi (?). Porträt von Tizian im Hofmuseum zu Wien.
34. Pasquino.
35. Kardinal Oliviero Caraffa die Madonna anbetend. Detail aus Filippino Lippis Fresken in S. Maria sopra Minerva zu Rom.
36. Pietro Aretino. Porträt von Tizian in der Galerie Pitti.
37. Karl V. Porträt von Tizian (Detail) im Prado.
38. Baldassare Castiglione. Porträt von Raffael im Louvre.
39. Federico da Montefeltro mit seinem Sohn Guidobaldo. Porträt von Melozzo da Forli in der Galerie Barberini zu Rom.
40. Guidobaldo, Herzog von Urbino. Porträt von Caroto im Pitti.
41. Klemens VII. Skizze von Sebastiano del Piombo im Museum zu Neapel.

REGISTER

DIESES WERK WURDE IM AUFTRAGE DES VERLAGES GEORG MÜLLER IN MÜNCHEN BEI MÄNICKE UND JAHN IN RUDOLSTADT IN DIDOTSCHEN LETTERN GEDRUCKT. DEN EINBAND BESORGTE DIE BUCHBINDEREI HÜBEL UND DENCK IN LEIPZIG NACH ENTWÜRFEN VON PROFESSOR PETER HALM.


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06826 0309

